UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

PRESERVATION
MICROFORMED BY

HF
H6518

Geschichte
der
europäischen Staaten.

Herausgegeben
von
A. H. L. Heeren, F. A. Ukert
und
W. v. Giesebrecht.

Geschichte Frankreichs
(1830—1871)
von
Karl Hillebrand.

Erster Theil.

MICROFORMED BY
PRESERVATION
SERVICES
SEP 1 1992
DATE

32504
12/2/94

GR. HERZOGLICHE
BIBLIOTHEK

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1877.

Frankr.

Geschichte Frankreichs

von der Thronbesteigung Louis Philipp's bis zum Falle Napoleon's III.

Von

Karl Hillebrand.

Erster Theil.

Die Sturm- und Drangperiode des Julikönigthums. (1830—1837.)

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1877.

Inhaltsverzeichniß des ersten Theils.

Seite

Vorrede IX

Erstes Buch.

Die Sturm- und Drangperiode des Julikönigthums. (1830—1837.)

Erstes Kapitel. Das Julikönigthum richtet sich ein (August und September 1830) 1

Der neue König. — Das erste Ministerium. — Abzug des alten Königs. — Anerkennung des neuen durch die europäischen Mächte; die Beamten, das Heer, die Geistlichkeit; das Land und Paris; (Tod Condé's;) die Volksvertretung.

Zweites Kapitel. Die Revolution wird unbequem (September 1830 bis März 1831). 63

Erste Thätigkeit der Kammern. — Straßenbewegungen. — Das Ministerium der Bewegung. — Die erneute Kammer. — B. Constant's Tod. — Der Ministerprozeß. — Lafayette's Abtreten. — Parlamentarische Thätigkeit. — Die Februarauftritte. — Laffitte's Ohnmacht und Sturz.

Seite

Drittes Kapitel. Die Revolution wird ansteckend (September 1830 bis März 1832). 118

Die Wirkung der Julirevolution in Europa. — Der Aufstand in Belgien. — Der Grundsatz der Nichteinmischung. — Polens Erhebung. — Die Londoner Conferenz und die belgische Königswahl. — Die italienische Bewegung.

Viertes Kapitel. Die Juliregierung verschafft sich Achtung in Europa (März 1831 bis Mai 1832) . . . 206

Der neue Ministerpräsident Casimir Perier. — Die Räumung des Kirchenstaates. — Die Züchtigung Dom Miguel's. — Die Intervention in Belgien. — Das Ende Polens. — Die Besetzung von Ancona.

Fünftes Kapitel. Die Juliregierung bricht mit der Revolution (März 1831 bis Mai 1832) 278

Perier's Kriegserklärung an die Revolution. — Die Antwort der Revolutionspartei. — Die neue Kammer. — Das Königthum vor der Kritik. — Der Aufstand in Lyon. — Erste Verschwörungen und Perier's Ende.

Sechstes Kapitel. Das Julikönigthum zwischen zwei Feuern (Mai 1832 bis April 1834) 339

Die legitimistische Partei und ihre Umtriebe. — Die Unternehmung der Herzogin von Berry. — Die republikanische Partei und ihre Schilderhebung. — Das Ministerium vom 11. Oktober und die Opposition. — Die Herzogin von Berry in Nantes und Blaye. Republikanische Umtriebe.

Siebentes Kapitel. Die Revolution wird gebändigt (April 1834 bis Februar 1836) 435

Die Flüchtlinge und die Aprilaufstände in Lyon und Paris. — Ministerkrisen. — Aprilprozeß. — Attentat Morey-Fieschi. — Die Septembergesetze. — Bruch zwischen Thiers und Guizot.

Achtes Kapitel. Die auswärtige Politik der Doctrine und des Königs (Oktober 1832 bis September 1836) . . 501

Der Herzog von Broglie und die Lage. — Der Abschluß in Belgien. — Die Westmächte im Orient. — Die Westmächte und die drei nordischen Höfe. — Die Westmächte in Portugal und Spanien. — Die Händel mit Nordamerika und der Schweiz.

Seite

Neuntes Kapitel. Der König wird Herr im Hause (1836 und 1837). 620

Ermattende Thätigkeit der Umsturzpartei. — Thiers' Fall. — Louis Napoleon Bonaparte in Straßburg. — Tod Karl's X. — Ministerium Molé. — Die Heirath des Thronfolgers.

Zehntes Kapitel. Die Eroberung Algiers (Juni 1830 bis Oktober 1837) 680

Vorgeschichte. — Die Einnahme Algiers. — Erste Ausdehnungsversuche. — Die Zeit des Abwartens. — Erneuerte Ausdehnungsversuche und Mißerfolge. — Allgemeine Pacification.

Vorrede.

Es ist mir die Aufgabe geworden, die ereignißvolle Geschichte Frankreichs während der vierzig Jahre zu erzählen, welche seit dem endgiltigen Bruche zwischen der Nation und dem acht Jahrhunderte lang mit ihr verbundenen Fürstenhause bis zum Sturze der aus der Revolution hervorgegangenen Dynastie verflossen sind, indem ich den Faden der Erzählung da aufnehme, wo ihn mein Vorgänger voller Hoffnung, ja Zuversicht fallen ließ. Wenn ich aber von Erzählung rede, so meine ich damit nicht die eingehende und bewegte Schilderung der Begebenheiten, zu welcher mir das Geschick und der Raum gleicher Weise fehlen würden, selbst wenn ich an die Möglichkeit einer sicheren Feststellung geschichtlicher Thatsachen in ihren Einzelheiten glaubte. Noch weniger indeß will ich im Folgenden eine chronologische Aufzählung der Ereignisse geben, als welche schon mehrere

Male und in genügender Weise angefertigt worden. Am Fernsten aber steht mir der Gedanke, unter dem Namen und mit dem Vorgeben einer Geschichtserzählung, eine Art Philosophie der Geschichte Frankreichs seit 1830 schreiben zu wollen. Ich will nur versuchen, nach erneuter Prüfung der im Allgemeinen bekannten Thatsachen, den inneren Zusammenhang dieser so festgestellten Thatsachen auf- und nachzuweisen, sie ihrem Wesen nach zu ordnen und so ein richtiges Verständniß und einen klaren Ueberblick der scheinbar verworrenen und verwickelten Ereignisse und Zustände zu erleichtern.

Darf nun also der Leser, der ja schon eine ungefähre Kenntniß der Begebenheiten mitbringt, weder spannende Erzählung, noch allgemeine Betrachtungen, noch auch überraschende Enthüllungen erwarten, so mag er andrerseits ebenso versichert sein, daß hier kein Sittenrichter, noch weniger ein Parteigänger die Feder führt, sondern ein geistig theilnehmender, mit seinen weltlichen Interessen aber ganz unbetheiligter Zuschauer sich ehrlich bemüht, die Ereignisse zu begreifen, indem er der Entstehung und der Entwicklung derselben nachgeht, diese jedoch allerdings nicht nur in den Verhältnissen und der Vorgeschichte, sondern auch in der Natur der Menschen sucht, welche in bedeutender Weise dabei thätig gewesen. Denn obschon Ranke treffend bemerkt, daß „die allgemeine Bewegung das eigentlich Lebendige in der Geschichte" ist, so muß der große Historiker doch selbst zugeben, daß auch dem Staatsmanne, der diese Bewegung „an seiner

Stelle fördert, vielleicht leitet" und, möchte ich hinzufügen, oft irre leitet oder hemmt, ein hervorragender Platz in der Geschichtsdarstellung nicht vorenthalten werden darf. Indeß selbst hier glaube ich mich auf's Darstellen beschränken zu müssen und das Urtheil über den Werth der in Betracht kommenden Menschen und ihrer Handlungen füglich dem Leser überlassen zu dürfen. Wie ich aber von vornherein auf Schilderung parlamentarischer und gerichtlicher Kämpfe, auf Stadt- und Landschaftsbilder, Aufstands- und Schlachtengemälde verzichte, so versuche ich auch von den Personen keine Farbenportraits zu entwerfen, sondern beschränke mich bei der psychologischen Analyse der bedeutenderen Individualitäten. Was von den Handelnden, möge auch von den Handlungen gelten. Nicht alle Einzelheiten, sondern nur die folgenschweren oder charakteristischen Punkte sollen hervorgehoben werden, damit das, einzig von dem Verfasser angestrebte, Ziel erreicht werde: dem Leser einen klaren und übersichtlichen Einblick in den Zusammenhang der Dinge zu gewähren.

Das ganze Werk soll in fünf Bücher zerfallen, welche die Sturm- und Drangperiode des Julikönigthums (1830—1837), die Blüthezeit des französischen Parlamentarismus (1838—1847), die zweite Republik (1848—1851), das Kaiserthum in der Zeit seiner Erfolge (1852—1860) und die Zeit seiner Mißerfolge und Enttäuschungen (1861—1870) behandeln werden, woran sich dann endlich das Nachspiel des großen

Drama's (September 1870 bis Mai 1871) als ein besonderes Kapitel anschließen soll. Wenn das erste Buch, das ich heute biete, etwas ausgedehnt erscheint, so wolle man daraus weder auf vier weitere, ebenso starke Bände, noch auf Ungleichheit in der Behandlung schließen. Ich nannte die Geschichte dieser vierzig Jahre ein Drama: in diesem Sinne möchte ich denn auch für die Exposition des ersten Aufzuges die übliche Ausdehnung beanspruchen. Gilt es doch hier die Vorgeschichte wenigstens anzudeuten, fast alle dramatis personas einzuführen und vorzustellen, die sich gegenüberstehenden Interessen und Ideen zu kennzeichnen, die Streitpunkte, um die es sich handelt, festzustellen und zugleich darzuthun, wie die Knoten sich schürzen, welche aufzulösen Frankreich sich während aller dieser Jahre abgemüht hat. Denn die dreißiger Jahre sind der Zeitpunkt, wo sich die vier Parteien erst eigentlich organisirten, deren Kampf einen so großen Theil der inneren Geschichte Frankreichs in unserem Jahrhunderte ausmacht; und auch die Neugruppirung der europäischen Mächte, welche seitdem die internationale Politik fast ununterbrochen bestimmt hat, vollzog sich in jenen ersten Jahren, die auf die Julirevolution folgten. Anstatt eines Vergehens gegen die Oekonomie des Werkes, möchte ich demnach gerade in dieser Ausdehnung des ersten Buches eine Unterordnung unter diese Oekonomie gesehen wissen.

Was nun insbesondere die Geschichte der Juliregierung anlangt, so wird man im vorliegenden Buche

vielleicht Manches vermissen, was man wohl zu finden erwartet hätte. So ist die geistige Bewegung der dreißiger Jahre, sind die Anfänge des Neukatholicismus und des Socialismus, ist die finanzielle und wirthschaftliche Entwicklung, die nichtpolitische Gesetzgebung, die Verwaltung, und Aehnliches hier noch nicht behandelt. Das nächste Buch, welches, seiner Natur nach, weniger erzählend als beschreibend sein muß, wo es mehr auf die Zustände als auf die Ereignisse ankömmt, wo diese jedenfalls mehr Raum und Ruhe für die Darstellung jener lassen, soll in der angedeuteten Hinsicht dieses erste zu ergänzen suchen.

Die Quellen, aus denen ich geschöpft, sind, mit Ausnahme der deutschen und italienischen Staatsarchive, die es mir erlaubt war zu durchforschen, Jedermann zugänglich, und sie werden nur dann besonders angegeben, wenn es sich um unvollständig, wenig oder gar nicht bekannte, sowie um angezweifelte Thatsachen handelt. Alle weltkundigen Ereignisse, Daten, Staatsschriften oder Reden — als da sind Kammer- und Gerichtsverhandlungen, Abstimmungen und Gesetze, Dekrete und Ernennungen, richterliche Erkenntnisse, Manifeste, Proclamationen, Rundschreiben, sogar diplomatische Noten und Depeschen, sofern sie amtlich veröffentlicht worden oder, ohne dementirt zu werden, den breiten Weg durch die Presse in die Oeffentlichkeit gefunden — bedürfen keiner Quellenangabe, da das unwidersprochene Zeugniß der Mitlebenden ihre Authenticität hinlänglich

verbürgt. Ich verweise darum hier ein für alle Mal auf die gleichzeitigen Tages-, Wochen- und Monatsblätter und die darin enthaltenen amtlichen Berichte und Erlasse, sowie auf die Aktensammlungen. Bei Verweisung auf die Depeschen auswärtiger Gesandten wird jedoch stets der Ort genannt, wo dieselben im Drucke zu finden sind, wenn sie überhaupt gedruckt worden; wo solche Angabe fehlt — und das wird freilich bei den allermeisten hier benützten Depeschen der Fall sein — sind dieselben handschriftlich und gehören den italienischen oder deutschen Staatsarchiven an [1]), deren Vorsteher mir mit der größten Liebenswürdigkeit entgegengekommen sind und mir meine Forschungen auf jede Art erleichtert und gefördert haben. Es gereicht mir zu großer Genugthuung, hier öffentlich den Herren Nicomede Bianchi, v. Sybel, Hassel und Lehmann, sei's für die freundlichst bewilligte Erlaubniß, sei's für die werthvolle Hilfe meinen herzlichsten und aufrichtigsten Dank aussprechen zu können. Wie ganz anders die Verhältnisse und Ereignisse sich in dem mir, und durch mich dem Publikum, auf diese Weise eröffneten Lichte ausnehmen, wird keinem Leser entgehen, der jene Zeit miterlebt und ihre Geschichte aus den Zeitungen zu kennen glaubte, oder der die betreffenden Werke unparteiischer und gemäßigter, aber dieser Aufklärung entbehrender Historiker gelesen und im Gedächtniß behalten hat.

1) Die Anfangs in Aussicht genommene Bezeichnung der Archive durch die Anfangsbuchstaben (A. B., A. T. u. s. w.) ist im Laufe des Druckes, um den Leser nicht zu ermüden, aufgegeben worden.

In wie weit die Memoirenlitteratur und die Parteiwerke der Landes- und Zeitgenossen oder die unzähligen Spezialschriften über einzelne Ereignisse und Menschen benutzt sind und welcher Grad von Vertrauen denselben in jedem besondern Falle geschenkt werden darf, sagen die betreffenden Anmerkungen, welche ich ausschließlich dem gelehrten Publikum vorbehalten wünschen möchte, da sie nicht den Text zu ergänzen oder zu erläutern, sondern nur die darin enthaltenen Aussagen zu begründen und dem tiefergehenden Einzelforscher als Wegweiser zu dienen bestimmt sind. Dankbar wäre ich dem Leser, wollte er die wenigen Fehler, die ich nachstehend angebe, verbessern, ehe er die Lectüre beginnt.

Florenz, im März 1877.

Karl Hillebrand.

Berichtigungen.

S. 28, Z. 10 der Anm. lies **les** statt *des*.
„ 56, „ 6 v. o. lies **das Königthum** statt daſſelbe.
„ 61, „ 5 „ u. lies **entgegengekommen** statt entgegenzukommen **und ſtreiche das** Komma vor dem in der vorhergehenden Zeile.
„ 79, „ 21 „ o. ſtreiche **und**.
„ 82, „ 6 „ u. lies **80** statt 86.
„ 89, „ 17 „ o. lies **er** statt es.
„ 145, „ 3 der Anm. lies **Holland** statt Belgien.
„ 146—176 und 194—204 ſetze statt des Columnentitels: **Die Revolution wird unbequem** den Titel: **Die Revolution wird anſteckend.**
„ 209, Z. 10 v. o. nach Male ſchalte ein: **im Jahrhundert.**
„ 345, „ 6 „ „ lies **gedachte** statt hoffte.
„ 345, „ 14 „ „ ſtreiche **geworden.**
„ 345, „ 31 „ „ lies **raſche** statt raſch.
„ 346, „ 3 des Textes von unten ſtreiche **erſten.**
„ 346, „ 1 der Anmerkung lies **de** statt *du*.
„ 366, „ 11 v. u. lies **dann brach ſie los** statt endlich brach ſie los.
„ 367, „ 6 „ „ lies **jetzt wieder** statt auch jetzt.
„ 367, „ 17 „ „ lies **zur bezeichneten Stunde** statt am bezeichneten Tage.
„ 432, „ 15 „ „ lies **übernahm** statt übernahmen.
„ 504, „ 8 „ o. lies **allen Dieſen** statt Allem dieſem.

Erſtes Buch.

Die Sturm- und Drangperiode des Julikönigthums. (1830—1837.)

„ ... cunctas nationes et urbes populus aut primores aut singuli regunt: delecta ex iis et consociata rei publicae forma laudari facilius quam evenire ... potest.“

Tacitus, Ann. IV, 33.

Ludwig Bamberger

gewidmet

vom

Verfasser.

Erstes Kapitel.

Das Julikönigthum richtet sich ein.

(August und September 1830.)

(Inhalt: Der neue König. Das erste Ministerium. Abzug des alten Königs. Anerkennung des neuen durch die europäischen Mächte; die Beamten, das Heer, die Geistlichkeit; die Volksvertretung; das Land und Paris. Tod Condé's.)

—

I.

Das Haus der Abgeordneten hatte die Verfassung des Königreiches in zwei Sitzungen neu geprüft und verändert; es hatte in einer dritten (5., 6., 7. August) den General-Statthalter des Königreiches, Herzog von Orléans, zum Könige der Franzosen ausgerufen; das Oberhaus hatte sich noch an demselben Tage diesen Entscheidungen angeschlossen, und am 9. August leistete der neue Monarch, nachdem er sich bereit erklärt, die ihm gebotene Krone anzunehmen, in Gegenwart beider Häuser den Eid auf die umgestaltete Verfassung.

Louis Philipp von Orléans war beinahe ein Sechziger (geb. 1773), als er die Regierung Frankreichs antrat, und gehörte durch seine Erziehung wie durch seine Erlebnisse und Geistesrichtung dem Geschlechte an, welches um die Scheide der

Jahrhunderte in's Mannesalter trat. Zu jung, um den Sinn des schon seinem Ende zuneigenden geschichtlichen Königthums ergriffen, wie um die ersten, hohen Strebungen der Revolution innerlich mitempfunden zu haben, stand dieß Geschlecht, nach mit Bewußtsein durchlebter Schreckensherrschaft, Directorialmonarchie und Kaiserdespotie, nach mitangeschautem Umsturz, Neubau und Wiederherrichten von Thronen und Staaten, dem modernen Königthume ganz anders gegenüber, als das ältere oder jüngere Geschlecht, deren empfängliche Jugend und Werdezeit in die Friedensjahre fiel, wo Pietät, Phantasie und Nachdenken sich so gerne und so ungestört eine ideale Weltanschauung bilden. Bei dem ersten Entwicklungsgange des hochbegabten jungen Prinzen gesellten sich die Ueberlieferungen des Hauses Orléans und die Einflüsse einer bedeutenden weiblichen Persönlichkeit, welche den Geist des sinkenden Jahrhunderts nur allzutreu zum Ausdruck brachte, bestimmend zu der allgemeinen Strömung einer Zeit, die nach vollstem Fluße sich zu verflachen begann. Dazu kam für den Sohn Philipp Egalité's, dem es in dem zwanzigjährigen Kampfe weder für noch gegen die wechselnden Regierungen seines Vaterlandes die Waffen zu tragen, ja überhaupt nur thätig zu sein gelang, die gezwungene Neutralität und die ungeduldig ertragene Muße der besten Jahre. Sie gaben naturgemäß kühnem Wagen, rascher Entschließung, gewaltsamem Eingreifen weniger Raum und Gelegenheit, als abwägendem und abwartendem Urtheilen und Handeln, und mußten, indem sie das Fürstengefühl der Solidarität mit der Nation nicht aufkommen ließen, die ganz individuelle Sinnesweise des Privatmenschen hervortreiben und fördern. Meist abseits lebend von der königlichen Familie, von der ihn das Andenken eines Vaters trennte, den er weder verläugnen noch bekennen konnte, war ihm überdieß jene Gewohnheit, des Fühlens mehr als des Thuns, abhanden gekommen, welche allem Adel zu Grunde liegt: die nie in Frage gezogene selbstverständliche Unterwerfung unter das Haupt des Geschlechtes; während der bürgerliche Familiensinn des Emporkömmlings, der die Nachkommen mehr als die Vorfahren bedenkt, sich bei diesem

Nebensprößling des alten Fürstenhauses ungewöhnlich entwickelt hatte.

Eine sorgfältige und einsichtige Erziehung, der Umgang mit den bedeutendsten Männern der Zeit, die Kenntniß fremder Länder, ferner wie naher, hatten die leichte Fassungs- und Redegabe, die Klugheit und Biegsamkeit des Geistes, die ihm angeboren, in ungemeinem Grade ausgebildet und gestärkt. Durch die Noth der Umstände war der schon von Natur Vorsichtige und Umsichtige auf genaues und gewissenhaftes Haushalten hingewiesen worden; und der geistig und sittlich so angelegte, so gewöhnte und so gerichtete Mann würde an jedem anderen Platze, als wohin ihn die Geburt gestellt und die Ereignisse berufen, sich und seiner Familie zu Ehren und Vortheil gewirkt haben. Nur natürlich war es, daß der kluge und geistreiche, thätigkeitsbedürftige Geschäftsmann, der sich selbst und seinen Werth fühlte, seine Gewandtheit und Erfahrung auch gerne gebraucht hätte und sie während einer zwanzigjährigen Verbannung unermüdlich, obschon immer erfolglos, zu verwerthen suchte [1]); ebenso natürlich, daß er während der fünf-

1) Die Briefe des Herzogs von Orléans aus Palermo und Cagliari an den Grafen d'Antraigues, welche die „Gazette de France" am 11. Januar 1841 veröffentlichte und worin die Dienstesbietungen des verbannten Herzogs, namentlich seine Bewerbung um die Herrschaft über die jonischen Inseln (1808), soviel Platz einnehmen, sind nach Louis Philipp's eigenem Geständniß authentisch. (S. die Depesche des sardinischen Botschafters Marchese Brignole-Sale an seine Regierung vom 26. Januar 1841: „Le Roi, à ce que m'a dit M. Guizot, reconnaît l'authenticité de ces lettres." [A. T.]) Diese Briefe aber dürfen nicht mit den am 24. Januar 1841 in der „France" veröffentlichten, offenbar apokryphen Schreiben Louis Philipp's an Talleyrand verwechselt werden, welche den Gerichten übergeben wurden und deren Authenticität keineswegs durch die Freisprechung der „France" bewiesen, auch stets von den Betreffenden geläugnet worden ist. Dagegen sind die Briefe aus 1808—1810, welche Lord Palmerston 1846 zu seinem Memorandum über Louis Philipp's Umtriebe in Spanien benutzte (s. Dep. Bunsen's vom 2. Januar 1847) unzweifelhaft ächt, so namentlich der an Louis XVIII. vom 19. Juli 1808 (zum ersten Mal veröffentlicht in der Sentinelle de l'armée den 18. Juni 1848, in extenso bei Billault de Gérainville, Histoire de Louis Philippe,

zehn darauf folgenden Jahre, auf die Stufen des Thrones gestellt, einen Augenblick sogar Präsumtiverbe desselben, in einer Lage, wo politische Unthätigkeit die allein geziemende Haltung war, jene seine Fähigkeiten ungeduldig in sich verschloß. Noch weniger zu verwundern war es, daß er endlich die Versuchung nicht von sich zu weisen wußte, sie an der höchsten Stelle zu erproben. Die Bedenken der zaghaften Gemahlin, deren bewundernde Liebe die Stimme des Gewissens und der legitimistischen Erziehung nicht zu übertönen vermochte, fanden nicht das gefällige Ohr, das nur zu willig den Einflüsterungen der Schwester lauschte, einer Schwester, die selber von der Natur, wenn nicht von den Verhältnissen, zum Herrschen berufen, all ihren Ehrgeiz, all ihren Stolz auf den Bruder gesetzt hatte und ihn mit weiblicher Leidenschaft zu dem Schritte drängte, den zu thun ihn so wenig Ueberwindung kostete. Er hätte mit Entrüstung vor einem Verbrechen, ja nur vor einem Gewaltstreich zurückgeschaudert, die ihm die willkommene Gelegenheit hätten verschaffen sollen: aber die ihm gebotene in höherer Selbsterkenntniß und höherer Auffassung der Lage ungenutzt vorübergehen zu lassen, ging über seine Seelenstärke. Er übersah, daß zum Könige auch Eigenschaften gehören, die ihm abgingen, und daß diese ihm fehlenden Eigenschaften gerade die wesentlichen sind. Die Nation aber fühlte es sofort mit dem ihr eigenen raschen und sicheren Instincte heraus, als sie erfuhr, der neue Monarch habe am Tage seiner Wahl (am 7. August) sein Familieninteresse nicht, wie andere Fürsten es wohl gethan, enger mit dem der Nation verknüpft, sondern sorgsam von demselben getrennt. Den alten Gebräuchen der französischen Könige zuwider, deren Privatgüter, vermöge der „vollständigen Ehe der königlichen Person mit dem Staate", bei der Thronbesteigung mit den Staatsdomänen verschmolzen, hatte er in der That sein ganzes so ansehnliches Vermögen seinen Kin-

p. 271 sqq.), worin er so dringend bittet, in Spanien gegen Napoleon kämpfen zu dürfen, und der vom 18. Juli an die Königin von Neapel (ebenda S. 264 u. ff.).

dern übermacht, sich selbst aber die Nutznießung desselben vorbehalten.

Nicht besser als sich selbst, erkannte der auf den Thron berufene Fürst die Lage Frankreichs. Er überschätzte die Macht der Revolution, wie er die Macht des überlieferten Königthums unterschätzte. Louis Philipp's Unbescholtenheit wie seine persönliche Tapferkeit stehen außer aller Frage; nicht so sein sittlicher Adel und sein sittlicher Muth. Er wußte weder sein persönliches Interesse, um eines vor dem Verstande als Vorurtheil eingesehenen Bedenkens willen, zu opfern; noch der drohenden Empörung im Vollgefühle der Rechte, der Pflichten und der Verantwortlichkeit eines Königs die Spitze zu bieten. Er verschmähte — oder fürchtete — für das unmündige Haupt seines Hauses die Reichsverweserschaft zu führen, welche ihm König und Volksvertretung anvertraut, weil er die Revolution für unüberwindbar hielt und weder an die Macht des Rechtes, noch an das Recht der Macht glaubte. So vermaß sich der Popularitätsbedürftige, ohne die Stütze des überlieferten Rechts und ohne Anrufung der rettenden und wagenden Gewalt, allein mit den Mitteln der Klugheit den losgelassenen Feind der gesellschaftlichen Ordnung erst zu benutzen, dann einzulullen und zu zähmen, und mit Geduld und Geschäftigkeit auf der Grundlage augenblicklicher Interessen und rationeller Rechte ein dauerhaftes Gebäude für sich und seine Kinder aufzurichten. Europa aber, das vorurtheilsvolle Europa von 1830, gegen das der Vormund des legitimen Königs ungestraft eine stolze und würdige Sprache hätte führen können, mußte der Wahlkönig schonen, durch Bescheidenheit versöhnen und beruhigen, um von jenem Gebäude die Gefahren abzuwenden, welche es von Außen bedrohten [1]).

1) Daß er selbst dieß sehr deutlich fühlte, geht nicht allein aus seiner Haltung gegen Kaiser Nikolaus hervor, sondern erhellt auch aus seiner Sprache gegen die russischen und britischen Botschafter, Graf Pozzo di Borgo und Lord Stuart de Rothsay, denen er noch vor Annahme der Krone versicherte, „er werde die Rechte des Herzogs von Bordeaux (Heinrich's V.) nicht vergessen und, wenn er mit der Zeit die Macht bekommen sollte, dessen

II.

Voller Eifer ging der neue Monarch sofort an's Geschäft. Unermüdlich thätig, überall selber nachschauend, stets sichtbar,

Anerkennung (seitens der Nation) durchzusetzen, würde er es thun, als eine Pflicht, die er gezwungen sei zu erfüllen". (Dep. des sardinischen Botschafters in Paris, Graf de Sales, vom 9. August 1830 [A. T.] und die Zifferdepesche des preußischen Gesandten, Freiherrn von Werther, vom 1. August [A. B.]): „Le duc d'Orléans répète sans cesse qu'il n'acceptera jamais la couronne ni pour lui ni pour ses enfants. Mme la duchesse a dit à ses alentours: ‚Jamais mon mari et moi ne deviendrons usurpateurs.'" Werther meint, es wäre einige Aussicht für Heinrich V., „si ces bonnes dispositions du duc d'Orléans durent". Am 3. August schreibt er [Zifferdepesche], der Herzog habe Mortemart versprochen, Heinrich V. „vorzuschlagen und zu halten, so lange er könne"; in seiner Rede vom selben Datum, bei Besitznahme der Statthalterschaft, sagte der Herzog kein Wort von dem Mündel und der Abdankung Karl's X.) Weniger sicher ist die Authenticität des Briefes, den der Herzog bei Uebernahme der Statthalterschaft an Karl X. geschrieben haben soll (oft gedruckt, zuerst vom Duc de Valmy, De la force du droit etc., 1850). Danach versicherte der Herzog seinem Vetter: „S'il arrivait qu'on m'imposât un titre auquel je n'ai jamais aspiré, que V. M. soit bien persuadée que je ne recevrai toute espèce de pouvoir que temporairement et dans le seul intérêt de notre maison. J'en prends ici l'engagement formel envers V. M." Nach Werther (s. die oben angeführte geheime Depesche vom 3. August) hätte der Herzog den König bitten lassen, ihm den jungen Thronerben anzuvertrauen, indem er sich „verpflichtete, ihn an einen sicheren Ort führen zu lassen und dort zu behalten, bis er ihm die Krone auf's Haupt setzen könne". Erwiesen ist Nichts von alledem; aber es bestätigt doch bis zu einem gewissen Punkte Chateaubriand's vielbezweifelten Bericht über seinen Besuch im Palais Royal und die Haltung des herzoglichen Paares. Interessant ist, daß der Herzog schon bei einer früheren Gelegenheit und zwar nicht als Jüngling, sondern als 35jähriger Mann seiner zukünftigen Schwiegermutter versichert hatte: „Jamais je ne porterai de couronne, tant que le droit de ma naissance et l'ordre de succession ne m'y appelleront pas. Jamais je ne me souillerai en m'appropriant ce qui appartient légitimement a un autre prince ... J'aspire peut-être plus encore à l'honneur d'être celui qui montre au monde que quand on est ce que je suis, on dédaigne, on méprise l'usurpation et qu'il n'y a que des parvenus (so Bunsen' der gedruckte Text sagt personnes) sans naissance et sans âme, qui

immer wortbereit, verbrachte er den Tag abwechselnd mit dem Empfang der sich drängenden Glückwunschdeputationen und den Verhandlungen im Ministerrathe, in dem er nie fehlte und der sich zweimal am Tage oft zu mehrstündiger Sitzung versammelte. Noch leitete ihn der königliche Vorsitzende nicht, wie wohl später, aber der Antheil des Abwartenden, den Boden Prüfenden an der Berathung war darum nicht minder lebhaft. Nicht gering war die Schwierigkeit gewesen, dieses erste Ministerium zusammenzusetzen, noch größer die, mit ihm zu regieren. Bis jetzt hatte sich keines der verbündeten Elemente — Parteien, Interessen, Gedanken und Leidenschaften —, welche vereint die Revolution vollbracht, zum herrschenden erhoben; noch mußte Allen gleiche Rechnung getragen werden: der Empörung, welche unentwaffnet und nur halb zufrieden im Stadthause lauerte; der parlamentarischen Opposition, welche die neuen Zustände bis zu einem gewissen Grade legalisirt hatte; den mächtigen persönlichen Einflüssen, welche hinter der Bühne den Wechsel der Dynastie vorbereitet, der Finanzwelt und den auswärtigen Mächten annehmbar gemacht. Revolution, Parlament und gesellschaftliche Mächte verlangten an der Leitung der Geschäfte Theil zu nehmen, und jede dieser drei Gruppen wiederum schloß ihre Grade, Coterien und Persönlichkeiten in sich, die ebenso ungestüm ihren Antheil forderten. Der große Gegensatz zwischen dem Bedürfniß nach Ordnung, Beruhigung und Befestigung einerseits und vorwärts drängender Bewegung andererseits, schwebte über allen diesen besonderen Gegensätzen der Personen, der Interessen und Ueberlieferungen.

Von den drei Männern, welche die Krone in's Haus Orléans gebracht, Lafayette, Talleyrand (sprich Tallerand, nicht Taillerand) und Laffitte, waren die beiden Ersten, eben durch ihre ausgesprochene Persönlichkeit und Stellung in einem solchen Ministerium der Coalition unmöglich: die Gegenwart des alten Revolutionsgenerals im Rathe der neuen

s'emparent de ce que les circonstances peuvent mettre à leur portée, mais que l'honneur leur défend de s'approprier." (S. oben S. 3, Anm. 1.)

Krone hätte Europa beunruhigt, die des greisen Diplomaten der ersten Restauration würde das Stadthaus in seinen Empfindungen und Vorurtheilen verletzt haben. So wurde denn Lafayette für's Erste noch an der Spitze der Nationalgarden gelassen, wo er der mit Namen und Formen leicht zu befriedigenden Revolutionspartei eine Bürgschaft ihres Einflusses schien, ohne doch wirklich eine Macht zu sein; wurde Talleyrand für die Botschaft in London bestimmt, wo er, der Unpopularität entrückt, so zu sagen bei Europa beglaubigt sein würde, dessen Vertreter dort noch von der griechischen Angelegenheit her zu einer Conferenz vereinigt tagten, und von wo aus er, so ungern es auch der Inhaber des Portefeuilles sah, die auswärtige Politik Frankreichs in die dem neuen Könige genehme Richtung zwingen könnte. An die Spitze dieses wichtigen Departements, das während der Statthalterschaft (2. bis 9. August) in den nicht eben sehr geschickten Händen des alten Marschalls Jourdan gewesen, ward Graf Molé berufen, der schon unterm Kaiserreich wie unter der Restauration im Ministerrathe gesessen, gemäßigt, verständig, geschäftskundig, ohne Sinn für politische Theorien, hochfliegenden Principien abhold, ein Mann von Stellung und ein altparlamentarischer Name von historischem Klange. Einem gewandten Corsen, eingeweiht in Talleyrand's geheimste Absichten, einem Vertrauensmanne des Königs, und schon vom Kaiser in bedeutenden diplomatischen Geschäften verwandt, dem General Sebastiani, war zuerst dieser Posten zugedacht worden, den er in einem späteren Ministerium wirklich erlangen sollte; für dießmal war er noch bei Zeiten beseitigt und zur Leitung der Marine berufen worden, um seinem Landsmanne und unerbittlichen Feinde, dem russischen Botschafter Graf Pozzo di Borgo, dessen Wohlwollen man bedurfte, keinen Anstoß zu geben [1]). Dagegen gelang es, die Finanzen einem andern bewährten

1) S. Guizot, La Comtesse de Boigne in den Mélanges biographiques et littéraires, p. 158. Auch wurde dem General das Portefeuille des Aeußern im nächsten Ministerium erst anvertraut, nachdem man Pozzo davon verständigt und „beinahe seine Einwilligung erhalten". (Siehe

Freunde Talleyrands, einem ausgezeichneten Fachmanne, dessen Namen schon allein die eingeschüchterten Interessen beruhigte, anzuvertrauen. Baron Louis, gleich seinem Gönner, aus der Kirche durch die Revolution in die Dienste der Monarchie übergegangen, hatte schon früher die Finanzen Frankreichs mit Geschick und Erfolg geleitet; ein geschulter Geschäftsmann, klar, einsichtig, fest in seinem Thun, Feind aller Phrase, wie aller Schwärmerei, ganz ein Mann der positiven Interessen, wie die Erfahrung der vierzig verflossenen Jahre Manche hervorgebracht und gebildet.

Unabhängiger in ihren persönlichen Beziehungen, aber noch immer jeder Schule fern, standen ohne bestimmte Portefeuilles Casimir Perier und Dupin der Aeltere in vielen Fragen zu jenen im Staatsdienste ergrauten Männern, namentlich zu Molé, den die Revolution etwas weniger geschmeidig gemacht hatte, als die Minister der Talleyrand'schen Gruppe. Casimir Perier, aus einer angesehenen wohlbegüterten Familie von Großindustriellen, einflußreich in der Kammer, leidenschaftlich erfüllt von der Würde des Gesetzes und des Landes, hatte den Wechsel der Dynastie nicht gewünscht [1]); aber als ein Politiker, der nie daran denkt, das Geschehene ungeschehen machen zu wollen, als ein Mann der Ordnung, mehr aus Temperament als aus Princip, hatte er ihn sofort angenommen, als er darin einen Anhalt für die bedrohten Interessen sah, übrigens fest entschlossen, auch dem neuen Könige gegenüber seine Unabhängigkeit zu wahren. Un-

Graf de Sales' Depesche vom 2. Dezember 1830 [A. T.]. Noch ausführlicher erzählt Werther die ganze Geschichte der Aussöhnung beider Corsen unter Louis Philipp's Auspicien. Depesche vom 24. November 1830. A. B.)

1) S. bei Louis Blanc, Histoire de dix ans I, 250, was er noch am 28. Juli zu M. de Girardin sagte. Wo Louis Blanc die Mittheilungen der unzufriedenen und in Ungnade gefallenen Julimänner, wie Laffitte, Dupont (de l'Eure), Audry de Puyraveau u. A., die ihm ihr Vertrauen schenkten, berichtet, ist sein Zeugniß, wenn es anders nicht dementirt worden ist, trotz aller Parteileidenschaft des Berichterstatters nicht zu verachten.

gefügiger und anspruchsvoller, obschon im Grunde viel biegsamer als dieser Abgeordnete der hohen Bourgeoisie, war der unwirsche und witzige Vertreter des in Frankreich so einflußreichen Juristenstandes, Dupin der Aeltere. Treu der Tradition französischer Legisten der Kirche wie dem Throne gegenüber, hatte er bis jetzt als unberechenbarer, undisciplinirter Parteimann auf den Bänken der Opposition gesessen, scheinbar rücksichtslos in den Ausdrücken seiner Laune, in Wirklichkeit vorsichtig und stets besorgt sich den Rücken offen zu halten. Im Besitze des königlichen Vertrauens und eifrig in parlamentarischen Kreisen für die Sache des Herzogs von Orléans bemüht, wußte er sich doch ihm gegenüber, in dessen Privatgeschäften er vielfach thätig war, eine gewisse Unabhängigkeit zu bewahren. Die hervorragende Rolle, die er bei der Berathung der neuen Verfassung (la charte bâclée) am 5. und 6. August gespielt, wo es ihm unter Anderm gelungen war, die Unabsetzbarkeit des Richterstandes zu retten, aber auch den ausschließlichen Vertragscharakter des neuen Königthums pseudolegitimistischen Bestrebungen gegenüber festzustellen, hatte seine politische Bedeutung, zugleich aber auch seinen unbequemen Egoismus mehr als billig erhöht.

Alle diese waren mehr Männer der Thatsachen als der politischen Ideale und Theorien. Sie hatten die bedenkliche Wirthschaft des Ministeriums Polignac, welches die legitime Dynastie zu Falle brachte, aus Klugheitsrücksichten oder Patriotismus mißbilligt; eben weil sie dieselbe für abenteuerlich, gewagt und bedrohlich hielten: doch auch die constitutionelle Schule, welche von Royer Collard in die praktische Thätigkeit eingeführt worden und mächtig zum Sturze des Hauses Bourbon beigetragen, mußte ihre Vertreter im neuen Ministerium haben. Das Oberhaus hatte in der Person des Herzogs von Broglie (sprich Broil), das Haus der Abgeordneten in der Guizot's die zwei ausgezeichnetsten Doctrinäre gestellt. Ja, das ganze Ministerium ging unter dem Namen des Herzogs, obschon derselbe sich mit dem in Frankreich wenig angesehenen Departement des öffentlichen Unterrichtes begnügt hatte, das bis dahin nur

eine Unterabtheilung, bald des Ministeriums des Innern, bald des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten gewesen war, und dem man jetzt, um der kirchenfeindlichen Strömung des Augenblickes nachzugeben, die „Culte" unterordnete, indem man es zugleich, um die Geistlichkeit zu beruhigen, den ketzerischen Händen Bignon's, der es seit dem 2. August innehatte, entwand. Auch ward dem Herzog auf sein Verlangen zugleich die Ehre des Vorsitzes im Staatsrathe zu Theil [1]). Der Glanz eines solchen Namens war nicht gering anzuschlagen, dem Auslande wie der Provinz gegenüber; die gediegene Bildung des Schwiegersohnes von Mme de Staël, der philosophische Sinn des Mannes, seine fortgesetzte würdige und beredte Opposition in der Pairskammer gegen den überhandnehmenden reactionären Fanatismus, hatten seine hohe gesellschaftliche Stellung und den ererbten Ruhm seines Namens noch erhöht, und obschon sein etwas lehrhafter Ton den mehr auf's Praktische gerichteten Collegen, vornehmlich Graf Molé, nicht immer angenehm war, so sahen sie doch gerade jetzt in dem Herzoge einen werthvollen Verbündeten gegen die unruhigen Elemente, die sie in ihre Mitte aufzunehmen gezwungen waren und unschädlich zu machen bemüht sein mußten. Dem herzoglichen Freunde zur Seite stand, als der eigentliche Sprecher der Doctrine, der gelehrte Geschichtsschreiber der englischen Revolution, der beredte Lehrer der Sorbonne, der künftige Hauptminister des Julikönigthums, schon jetzt die bedeutendste Persönlichkeit im ersten Ministerium Louis Philipp's, F. Guizot. Schon früher in der Verwaltung thätig (auf Royer Collard's Verwendung ward der junge Professor schon 1814 Generalsecretär im Ministerium des Innern, 1815 in dem der Justiz, 1816 Staatsrath), war Guizot erst seit drei Jahren in das öffentliche Staatsleben eingetreten, dem er freilich durch zehn Jahre politischer Publicistik vorgearbeitet, und hatte an dem Kampfe gegen das

1) S. Duvergier de Hauranne, Histoire du Gouvernement parlementaire en France X, 689, der die betreffenden Verhandlungen nach Broglie's handschriftlichen Notes biographiques mittheilt.

Ministerium Polignac einen hervorragenden Antheil genommen. Er war recht eigentlich der Systematiker des Dynastienwechsels nach dem Vorgange von 1688, der die Geister im Jahre 1830 so mächtig bestimmte. Sein Rednertalent, seine Kenntnisse, sein hoher Standpunkt, seine Arbeitsamkeit und sein sittlicher Muth, der manchmal in Herausforderung ausartete, die Wichtigkeit seines Departements — er übernahm das Innere —, verschafften ihm bald, trotz seines der französischen Natur besonders unbehaglichen, etwas hochmüthigen Pedantismus, die erste Stellung im Ministerium des 11. August, und der Instinct der öffentlichen Meinung sah sofort in ihm den Mittelpunkt jenes Widerstandes gegen die treibende, fortreißende Bewegung, welche die sieben Minister gemäßigter Gesinnung, aus verschiedenen Beweggründen und mit verschiedenen Mitteln, einzuhalten wünschten.

Noch war indeß der Sieg der Revolution zu nahe, als daß Leidenschaft, Phrase, Gefühl und demokratisches Mißtrauen nicht noch eine Weile über die Elemente der Ordnung, des staatsmännischen Gedankens und des gegebenen Rechtes im Rathe der Krone vorherrschen sollten: noch waren Geschäftskenntniß, gesunde Einsicht, Klugheit nicht frei sich ungehemmt geltend zu machen. Vier Männer von verschiedenem, aber volksthümlich anerkanntem Werthe mußten der siegreichen Empörung für's Erste noch als Gewähr gegen eine Umkehr bürgen. General Gérard, ein Soldat des Kaiserreichs, ehrlich, leichtlebig, duldsam gegen andere Menschen, wenn nicht gegen andere Ansichten, von lauem Ehrgeiz und lauer Arbeitslust, hatte sich während der Restauration zu jener Klasse patriotischer Liberalen gehalten, welche über der Erinnerung an den Kriegsruhm und der Befürchtung für die modernen gesetzgeberischen Schöpfungen des Kaiserreichs den Despotismus desselben vergessen und sich eine eigenthümliche Doctrin demokratischer Monarchie gemacht hatten: er übernahm das Kriegsministerium. Der Siegelbewahrer (Justizminister) Dupont (de l'Eure), ein unbescholtener Charakter und nicht verächtlicher Jurist, aber nicht ohne demokratische Vorurtheile und Beschränktheit, miß-

vergnügt und argwöhnisch, voll verhaltener Parteileidenschaft, muthig, ja rücksichtslos im Bekennen und Behaupten seiner Meinung, oft polternd im Ausdrucke derselben, sogar dem Könige gegenüber — Dupont (de l'Eure) war vielleicht in einer so bunt zusammengesetzten Regierung das störendste Hemmniß einer raschen und zweckdienlichen Erledigung der Geschäfte und einer baldigen Beruhigung der Zustände, während er in einem rein radikalen Parteiministerium wohl fördernd und bestimmend gewirkt haben würde. Jetzt waren neben ihm und General Gérard nur Bignon und Jacques Laffitte als Minister ohne Portefeuille für diese Partei thätig, oder doch ihren Interessen nicht ungünstig. Der Erstere, der Gelehrte der Partei, ein weitschweifiger und systematischer Ausspinner der revolutionären Phrase, hatte sich im diplomatischen Dienste des Kaisers eben nicht durch besondere Gewandtheit ausgezeichnet, und es gelang ihm ebensowenig im Ministerrathe, wo er sich übrigens bald, wie der Kriegsminister General Gérard, der gemäßigten Richtung näherte, irgend welchen Einfluß zu gewinnen, wie denn auch seine breite schriftstellerische Thätigkeit keine Spuren in der Litteratur seines Landes hinterlassen hat. Höchst bedeutend dagegen und eigenthümlich war die Stellung Jacques Laffitte's, des populären Banquiers, im Rathe wie in der Oeffentlichkeit. Weder Staatsmann noch Finanzmann, weder Redner noch Denker, ohne gründliche allgemeine, noch Fachbildung, hatte sich Laffitte doch, allein vermöge seiner Persönlichkeit, zum Führer der parlamentarischen Opposition in der Kammer und zum zeitweiligen Abgotte der Pariser aufgeschwungen. Die ganze ideale Seite der Julirevolution verkörperte sich in diesem bürgerlichen Königsmacher, der seinem fürstlichen Schützling noch nicht lästig, dem höhern Bürgerthume, dem er angehörte, noch ein Stolz, dem niederen Volke durch seine freie, einnehmende Liebenswürdigkeit ein unverdächtiger Freund war. Die Hoffnungsfreudigkeit, der Glaube an den Edel- und Heldenmuth des Volkes, an seine Unüberwindlichkeit, an die Macht des liberalen Gedankens; die naiv-unwissende Anschauung von der apostolischen Sendung und der Popularität

französischer Herrschaft in Europa, die Allgemeinheit der politischen Begriffe, die ungeprüfte revolutionäre Ueberlieferung, der ganze dreifarbige Rausch der Julitage, der leichtlebige und leichtsinnige Optimismus, die wohlgefällige Selbsttäuschung, der heitere Enthusiasmus, die harmlose Eitelkeit eines Geschlechts und einer Klasse, deren politisches Glaubensbekenntniß und nicht allzu hohe Lebensmoral sich in einem Béranger'schen Liede zusammenfassen ließen, hatten einen getreuen und gefälligen Vertreter, wie ihn der Augenblick wollte, in dem versöhnlich-gutmüthigen, beweglichen und begabten Epikuräer, der zugleich eine permanente Seite der französischen Natur trefflich darstellte, die angenehmste vielleicht, wenn nicht die tüchtigste. Sobald der Augenblick vorüber, der Rausch verflogen — er dauerte freilich ein halbes Jahr —, so war auch der Mann, der gerade jetzt so geeignet erschien, die Gegensätze zu verschmelzen, als Bindeglied zwischen Palais-Royal und Stadthaus zu dienen, verbraucht und unverwendbar für die Tagesarbeit und den regelmäßigen Krieg. Die eigentlich organisatorische und politische Thätigkeit fiel allerdings schon jetzt den Collegen zu; aber Laffitte war es, welcher ihnen diese Thätigkeit ermöglichte, ohne daß der Aufruhr sie gewaltsam unterbrach und hemmte.

Und was war nicht Alles zu thun in diesem Augenblicke: den europäischen Frieden zu erhalten, die gewaltsam unterbrochenen Beziehungen mit den auswärtigen Mächten wieder anzuknüpfen; das kaum eroberte Algier zu behaupten; die Kammern zu beherrschen und ihre gesetzgeberische Arbeit vorzubereiten und zu leiten; der Armee, der Justiz, der Verwaltung, der Geistlichkeit sich zu versichern; den bedrohten Staatscredit zu wahren; die noch lärmende Revolution in Paris und den Provinzen zu bändigen, ohne sie zu reizen — und das Alles, während der besiegte Feind noch im Lande weilte.

III.

In der That, so lange die gestürzte Dynastie noch auf französischem Boden athmete, konnte sich der neue König nicht

ganz als König fühlen. Der greise entthronte Monarch aber, begleitet von Sohn, Enkel und beiden Schwiegertöchtern, der vielgeprüften Tochter Ludwig's XVI. und der unternehmenden Mutter Heinrichs V., umgeben von den vier stattlichen Compagnien seiner adeligen Leibgarden und vielen Getreuen, bewegte sich noch immer langsam und feierlich gegen die See hin, die ihn in sein drittes und letztes Exil tragen sollte. Freilich folgten ihm in der Entfernung und ungesehen Truppenkörper der neuen Regierung, welche jeden Augenblick herangezogen werden konnten; freilich ritten vor und neben dem Trauerzuge die Commissäre, welche der neue Gewalthaber, angeblich auf Verlangen des königlichen Besiegten der eine Bedeckung wünsche, dann, als dieser eine solche Bitte läugnete und stolz jeden Schutz der Rebellen zurückwies, als Wächter und Leiter des gefährlichen Marsches abgeordnet hatte [1]). Mit Schonung und Rücksicht, aber doch nicht ohne ängstliche Hast, drängten und trieben die beiden Civilcommissäre Odilon-Barrot, ein angesehener und volksthümlicher Advokat, der mit Lafayette's Empfehlung an den Ereignissen im Stadthaus Theil genommen, und ein ihm beigegebenes Kammermitglied, zur Eile. Karl X. ließ sich nicht beirren: in kurzen Tagereisen, durch aufgestörte Dörfer und bewegte Städte, umdrängt von Neugierde, Mitleiden und Haß, führte der letzte Bourbon selber, gemessen, ja pomphaft, das Leichenbegängniß der alten Monarchie; und wie der Jüngling einst mit ritterlicher Anmuth den ganzen Leichtsinn und Uebermuth des alten Hofes in seiner Person dargestellt, so büßte jetzt der Greis mit edelster Würde zugleich die eigene Thorheit und die Sünden seines Hauses.

Bis zum letzten Augenblicke hatte er, im Widerspruche mit seiner gesammten Umgebung, auf den Herzog von Orléans gerechnet und in diesem Vertrauen seine muthige Schwiegertochter verhindert, mit ihrem Sohne, dem unmündigen Heinrich V., selbst nach Paris zu eilen, und dort durch ihre und

1) S. O. Barrot's Mémoires I, 135.

des jungen Königs Gegenwart die Verwandlung der Statthalterschaft in die Königswürde unmöglich zu machen [1]). Denn schon am 3. August hatte er, durch eine Nothlüge Marschall Maison's, des Militärbevollmächtigten der neuen Regierung, getäuscht, jeden Gedanken an den Kampf gegen die Aufständischen aufgegeben, welche, den schon beschlossenen Aufmunterungen des Generalstatthalters zuvorkommend [2]), in hellen Haufen gen Rambouillet gezogen waren, wo der entthronte König noch immer mit dem Garde-Armeecorps [3]) stand, anscheinend bereit, für den Enkel den Kampf wieder aufzunehmen, auf den er für sich selber verzichtet hatte. Als er indeß noch desselben Abends den Weg nach Cherbourg einschlug, den man ihm angewiesen hatte, um so viel als möglich die Provinzen revolutionären wie royalistischen Rufes gleicher Weise zu vermeiden, nahm er, wiederum auf Marschall Maison's dringenden Rath, den königlichen Knaben mit nach dem Auslande, ohne darum aufzuhören, den unmündigen Nachfolger als solchen zu behandeln und ihm alle der Majestät zukommenden Ehren zu erweisen [4]). Nachdem er am folgenden Tage (4. August) zu Maintenon vor dem Schlosse der Noailles, in feierlicher und ergreifender Weise die Garde entlassen, hatte er seinen Weg über Laigle und Argentan fortgesetzt. An letzterem Orte [5]) war es, wo ihm (am 10. August) die Glocken verkündeten, daß Heinrich's V. kurzes Königthum zu Ende sei und der Reichsverweser es habe geschehen lassen, daß man ihm selbst die Krone, welche er für das jugendliche Haupt des Hauses bewahren sollte, auf die Stirne drücke.

1) S. Sarrut und St. Edme, Biographies des hommes du jour. T. V, P. II, p. 136.

2) S. C. Barrot a. a. O. I, 137.

3) Dasselbe belief sich jedoch nicht auf 10- bis 12,000 Mann, wie Barrot in seinem Briefe an Lafayette sagt (a. a. O. I, 574), sondern auf 5480 (die 680 Leibgarden eingerechnet) und 40 Kanonen (ebendaselbst I, 594).

4) S. Nettement, Mémoires de la Duchesse de Berry (Brüsseler Ausgabe) II, 244.

5) Nicht in Carentan, wie Lamartine (Histoire de la Restauration, VIII, 326) sagt.

Hier auch trennte er sich, ungern und nur auf der Commissäre Drängen, welche ihrerseits nur dem Drängen der neuen Regierung gehorchten, von zwei Batterien und anderen Detachements des Gardecorps, die ihn selbst nach dem Abschied nicht hatten lassen wollen, und setzte die Fahrt durch die drohenden Bevölkerungen unterm alleinigen Schutze seiner Leibgarde fort. Wirksamer war bei dem beweglichen, jedem Eindrucke offenen Volke das unverschuldete Unglück und die unbewußte Anmuth der zwei königlichen Kinder, deren in besseren Zeiten erlernte Kußhändchen einmal sogar, es war in Carentan, die haßerfüllte, angriffbereite Menge, wie durch Zaubergewalt entwaffneten, rührten, beruhigten.

Von allen Hilfsmitteln entblößt — er hatte die Krondiamanten sofort ausgeliefert —, kam der flüchtige König am 15. August in Valogne an, wo er sich endlich doch gezwungen sah, ein Darlehen von 600,000 Francs anzunehmen, das ihm die Commissäre im Namen Louis Philipp's anboten und gegen welches er ihnen eine Anweisung auf sein Privatvermögen — zwei Millionen Franken, welche bei einem Pariser Banquier lagen — aufzwang. Für sich selbst, wie für die Mitglieder seiner Familie, schlug er alle Geld- und Pensionsanerbieten aus; doch war er ängstlich darauf bedacht, das Loos seiner Diener, aller Getreuen, vornehmlich einiger verarmter alten Emigranten zu sichern, zu welchem Zwecke er vermeinte, nach dem überlieferten Rechte der französischen Könige, den jüngst in Algier erbeuteten Casaubaschatz verwenden zu dürfen [1]). Dann schrieb er an die Souveräne von Oesterreich und England, sie um ein Asyl zu bitten, und nahm Abschied von der Nobelgarde, die ihm weinend ihre Standarten überreichte, während er sie versicherte, der König, sein Enkel, werde sie ihnen einst zurückerstatten [2]).

1) O. Barrot a. a. O. I, 148. 150. 162. 169. 181.

2) S. Lamartine (a. a. O. VIII, 327), der durch seine Familienverbindungen in den Stand gesetzt war, die zwischen Karl X. und seinen Anhängern gewechselten Worte ziemlich genau zu wissen, während seine Daten höchst unzuverlässig sind. Er ist auch hier Dichter; Zeit und

In Cherbourg angelangt, bestieg er am 16. August ein amerikanisches Schiff — es gehörte einem Bonaparte —, das die neue Regierung gemiethet hatte, um der heiklen Wahl zwischen den beiden Flaggen: der dreifarbigen, welche der gestürzte Monarch nicht geduldet hätte, und der weißen, welche die Juliregierung auf einem französischen Kriegsschiffe nicht aufziehen konnte, aus dem Wege zu gehen. Nachdem er einige Tage auf der Insel Wight die Antwort Wilhelm's IV. abgewartet, die ihm als Privatmann, nicht als König zu landen erlaubte, fand er endlich im gastfreien Hause eines reichen Engländers zu Lullworth eine vorläufige Ruhestätte. Wohl mochte König Louis Philipp, als er am 17. August die Nachricht von der Einschiffung in Cherbourg erhielt, an den Minister des Innern, Guizot, schreiben: „Endlich erhalte ich Depeschen unserer Commissäre, die mir das Herz erleichtern" [1]).

IV.

Die Regierung Großbritanniens war nur consequent, indem sie König Karl X. nicht anders denn als Privatmann auf brittischem Boden aufnehmen und dulden wollte. Schon unter der Statthalterschaft (2.— 9. August) hatte sie die sofortige Anerkennung des künftigen Königs in Aussicht gestellt und so recht eigentlich den Statthalter zur Annahme der Krone bestimmt, zu der auch der Gesandte Rußlands, der freilich keine Instruktionen haben konnte, dringend rieth [2]).

Raum haben gar keinen Werth für ihn: das Wesen der Dinge sieht er aber oft besser, als der gewissenhafteste Gelehrte; so tritt in seiner Erzählung besser als in irgend einer anderen die Zuversicht Karl's X. hervor, daß Louis Philipp, sobald er nur könne, die ihm anvertraute Krone dem rechtmäßigen Erben wieder zustellen würde.

1) S. Guizot, Mémoires II, 39.

2) Capefigue, L'Europe depuis l'avènement du Roi Louis Philippe, Vol. III, p. 198 u. ff. der Brüsseler Ausgabe in 16 Bänden. — Wir berufen uns auf diesen prolixen und parteiischen Geschichtsschreiber, dessen „Histoire de la Restauration par un homme d'Etat"

Wohl war der Herzog von Wellington, der noch immer an der Spitze des Toryministeriums stand, kein Freund der Revolution, und wohl hatte gerade er Fürst Polignac's Berufung am Eifrigsten befürwortet und gefördert [1]); aber der Fürst hatte keineswegs seinen Erwartungen entsprochen und in der äußeren wie inneren Politik Wege eingeschlagen, die ein constitutioneller Minister Englands, zu welcher Partei er auch gehören mochte, nur mißbilligen konnte. So gespannt die englische Regierung den Gang der Dinge in Frankreich verfolgte, das Aeußerste kam doch unerwartet. Als die Ordonnanzen, welche den Anlaß und Vorwand zur Revolution geben sollten, am 26. Juli im „Moniteur" erschienen, war Lord Stuart de Rothsay, der brittische Gesandte, abwesend von Paris, wie viele seiner Collegen, und im ersten Augenblicke ohne Instruktionen. Er brauchte nicht lange zu warten. Welches auch die persönlichen Gefühle Wellington's gegen die Revolution und den Herzog von Orléans sein mochten, es war ihm nicht mehr möglich, eine Politik der Principien oder der Antipathien zu befolgen. Seit Canning war England thatsächlich aus der conservativen Allianz Europa's ausgeschieden; vier Wochen vor der Julirevolution war Georg IV. gestorben, und sein Nachfolger, Wilhelm IV., der Matrosenkönig, bekannte sich offen zu whiggistischen Grundsätzen; die in England so mächtige öffentliche Meinung hatte

von unserem Vorgänger, Wachsmuth, vielleicht zu rückhaltlos als Quelle benutzt worden ist, nur da, wo er durch die Gunst Guizot's und Molé's zu den sonst unzugänglichen Archiven des französischen Ministeriums des Aeußern zugelassen, wichtige und authentische Dokumente bringt, oder aber, wie im obigen Falle, auf ihm persönlich gemachte Mittheilungen sich stützt. Er behauptet nämlich von vielen Umständen, sie von Graf Molé, Pozzo di Borgo und anderen hochgestellten Persönlichkeiten, die dabei die handelnden Personen waren, selber erfahren zu haben, und so oft die zur Zeit der Veröffentlichung seines Werkes noch überlebenden Männer ihn nicht Lügen straften, dürfen seine Indiscretionen wohl angenommen werden; es bleibt nur in jedem vorkommenden Falle die Frage, ob der hohe Gönner den Vertrauten absichtlich getäuscht oder nicht.

1) Nach einem Briefe Palmerston's an seinen Bruder William Temple; s. Sir H. Bulwer, Life of Palmerston I, 301. 302 ed. Tauchnitz, bestätigt durch Stockmar, Memoirs I, 132 der engl. Ausgabe.

sich sofort entschieden und begeistert für die Nachbarrevolution ausgesprochen; der neue französische Monarch kündigte sich als ein friedlicher an, der die Verträge von 1815 zu ehren versprach. In der That hatte Graf Molé schon in diesem Sinne an den Herzog geschrieben, um ihn auf den Wechsel der Dynastie vorzubereiten, und der alte Tory hatte, ohne gerade seine üble Laune zu verbergen, sofort erwiedert, daß, wenn das neue Königthum die bestehenden Verträge achten wollte, England bereit sei, es ohne weiteres anzuerkennen [1]). Schon vorher hatte der Minister des Aeußern, Lord Aberdeen, Oesterreich unterrichtet: „Großbritannien werde den französischen Ereignissen gegenüber die Neutralität wahren", und da es ähnliche Gesinnungen auf dem Festlande voraussetzen könne, die neue französische Regierung sich aber so weise und gemäßigt anlasse, so werde er nicht einmal die Antwort der Continentalmächte abwarten [2]). Kaum hatte in der That der neue König durch ein Handschreiben vom 13. August seine Thronbesteigung gemeldet — die Heinrich's V. vom 2. August hatte man nicht für angemessen gehalten amtlich zur Anzeige zu bringen und Marschall Jourdan war nicht der Mann dazu, den Generalstatthalter an diese Förmlichkeit zu erinnern —, als auch die Anerkennung Seitens Englands erfolgte. Schon am 31. August konnte Lord Stuart de Rothsay seine Creditive überreichen, und am 20. September ging Fürst Talleyrand auf seinen, schon vor der Revolution freigewordenen Botschaftsposten in London, an den ihn mehr Louis Philipp's eigener Wunsch, als Graf Molé's Wahl berief [3]).

1) S. d'Haussonville, Histoire de la politique extérieure du Gouvernement français 1830 à 1848 I, 16.

2) Die Zifferdepesche Graf d'Aglié's, des sardinischen Gesandten in London, an seine Regierung vom 20. August, A. T. Danach erkannte Wellington sehr wohl an, daß der casus foederis eingetreten sei; aber er fügte hinzu, „der König von Frankreich habe sich selbst in die Lage versetzt, in der er sich befinde, und es würde ein Wahnsinn sein, die Waffen zu ergreifen, um ihn wieder auf den Thron zu setzen".

3) Herzog de Laval (Montmorency) hatte seine Entlassung schon Anfangs Juli eingereicht.

Auch die Fürsten und Cabinette des Festlandes hatte der König durch seine von Graf Molé verfaßten, aber von ihm selbst durchgesehnen Handschreiben, der neue Minister des Aeußern durch seine Note vom 13. August, oft vielleicht in bescheidnerem Tone, als nöthig gewesen wäre, über die friedlichen Absichten des neuen Monarchen belehrt. Freilich trat neben dieser Versicherung gewissenhafter Friedenspolitik, wenigstens England gegenüber, schon die Aufstellung eines neuen Grundsatzes auf, der nicht überall in Europa Anklang und Beifall finden sollte: des Grundsatzes der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten der Staaten. Auch hütete man sich französischerseits wohl, schon jetzt — im August — die heikle Frage auf dem Festlande anzuregen. Vor Allem galt es ja, die schnelle Anerkennung der neuen Zustände durch die Mächte zu erlangen, sie mit dem thatsächlichen Bruche der Wiener Verträge — das war doch unstreitig die Vertreibung der Bourbons — zu versöhnen; die Ursachen der Revolution zu erklären; die Gründe, warum der Herzog von Orléans, die Ordnung und den Frieden zu retten, die Krone angenommen; des neuen Königs schwierige Lage auseinander zu setzen, der, die Revolution zu dämpfen, die Kriegspartei zurückzuhalten habe; endlich die Versicherung zu geben, daß die neue Regierung jedem Versuch demokratischer Propaganda im Auslande auf's Entschiedenste und Kräftigste entgegentreten würde.

Es bedurfte dieser Versicherungen. Noch hielt die conservative Allianz auf dem Festlande eng zusammen. Auch war den einzelnen Mächten nicht erlaubt, wie England, einzeln vorzugehen, ohne sich vorher wenigstens verständigt zu haben. Doch war es dießmal dem sonst so gefügigen Preußen vorbehalten, die beiden anderen nordischen Mächte durch seine rasche Entschließung fortzureißen. Wohl mochte die nächste Umgebung des Königs, sowie die adeligen und militärischen Kreise in Berlin, an eine Wiederholung des royalistischen Kreuzzuges von 1792 denken: König Friedrich Wilhelm III. ließ sich durch dergleichen Leidenschaften oder legitimistische Theorien nicht bestimmen. Er, wie alle wirklich patriotisch gesinnten und

erfahrenen preußischen Staatsmänner, wie Niebuhr, Stein, W. v. Humboldt, hielten die sofortige Anerkennung der neuen Regierung für geboten, wenn sie nur durch Wort und That ihre entschiedene Friedensgesinnung an den Tag legen wolle [1]); und da der Minister des Aeußern, Graf Bernstorff, der einer solchen Politik der vollendeten Thatsachen vielleicht nicht zugestimmt hätte, gerade durch eine schwere Krankheit von den Geschäften fern gehalten wurde, so fand der König in Ancillon einen bereitwilligen und klugen Dolmetscher seiner An- und Absichten. Der ehemalige Theologe hatte zu wenig vom Cavalier, noch vom Diplomaten der Schule, um dem Fürsten Metternich und dem Grafen Nesselrode sehr genehm zu sein; aber seine Sprache war dießmal gegen seine Gewohnheit nicht die des politischen Dogmatikers, sondern die des Staatsmannes, der sich Achtung erzwingt. „Es handelt sich nicht darum, das Vergangene zu erklären, noch die Gegenwart nach Principien zu beurtheilen, sondern einzig zu sehen, was ist, und die Maßregeln zu ergreifen, welche die Zukunft sichern, sowie den Besitzstand und den europäischen Frieden aufrecht erhalten können." So schrieb Ancillon sofort nach Empfang der Nachricht von Louis Philipp's Thronbesteigung und lange ehe dessen friedliche und conservative Erklärungen nach Berlin gelangten, den preußischen Gesandten in Wien, London und St. Petersburg [2]):

1) Vgl. die Depesche des sardinischen Geschäftsträgers in Berlin, de St. Marsan, vom 20. August, über die Theilnahmslosigkeit aller Kreise in Preußen am Schicksale der Bourbons: „Quant au Prince de Polignac il n'a pas eu parmi les habitans et le peuple de tout Berlin et peut-être de toute la Prusse, un seul approbateur." Im ersten Augenblicke und ehe er vom Schlag gerührt wurde, hatte Bernstorff freilich dem Gesandten in Paris, Baron Werther, Befehl gegeben, Paris sofort zu verlassen. Dieser hatte aber, nach Rücksprache mit seinem russischen und österreichischen Collegen, beschlossen, Bestätigung dieses Befehls abzuwarten, und seine Regierung billigte sein Bleiben. (Werther, vom 7. Aug. 1830 [A. B.] und Dep. de Sales' vom 30. Juni 1836 [A. T.].)

2) Depesche vom 14. August an Freiherrn von Maltzan in Wien (und nach Droysen an die Gesandten in St. Petersburg und London) bei Nicomed. Bianchi (Storia della diplomazia europea in Italia III, 321).

„Seine Majestät hat den festen und unabänderlichen Entschluß gefaßt, Frankreich sich selber zu überlassen, sich weder direkt noch indirekt in seine inneren Angelegenheiten zu mischen", aber ihren Besitzstand und ihre vertragsmäßigen Rechte „um jeden Preis" gegen etwaige Angriffe zu vertheidigen und nicht zu erlauben, daß die Ruhe ihrer Völker gestört werde. Der König bedauert, daß „die Kammern nicht weise oder nicht stark genug gewesen, sich an den Herzog von Bordeaux (Heinrich V.) zu halten, dessen Person die Interessen und Principien mit den Leidenschaften in Einklang gebracht hätten"; aber er will sich keinen unfruchtbaren Klagen hingeben, sondern, wie die Dinge einmal liegen, die Monarchie, welchen Ursprungs sie auch sei, gegen die drohende Republik befestigen. Die Anerkennung der Mächte könne einer gesetzlichen Ordnung der Dinge in Frankreich förderlich sein. „Der König kann, will und darf seinen Neigungen oder Abneigungen kein Gehör schenken". Er hat nur die Pflichten gegen sein eigenes Volk im Auge. Das Zweckdienlichste scheint deßhalb eine gleichzeitige und wesentlich identische Erklärung der drei Mächte, „einfach, offen, bestimmt, aber weder drohend, noch beleidigend in der Form", daß jeder Angriff irgend eines Punktes Seitens Frankreichs das gesammte Europa herausfordern würde. Doch liege Alles daran, diese Erklärung so schnell als möglich zu geben.

Als dem Fürsten Metternich diese überraschende Note vorgelesen wurde, welche ihm anzeigte, daß Preußen wirklich noch eigener Gedanken, eigenen Willens und im Nothfalle eigener Initiative in europäischen Angelegenheiten fähig sei, war freilich sein Entschluß schon gefaßt — denn an eben demselben Tage, an dem die preußische Depesche von Berlin abging, hatte Graf Appony, der österreichische Botschafter in Paris, schon dem Grafen Molé die Absichten seiner Regierung mittheilen können, und diese Absichten trafen mit denen Preußens in Bezug auf die Anerkennung der neuen Dynastie zusammen, deren Berufung auf den Thron man demnach in Wien schon im Voraus geahnt — vielleicht auch gewußt — hatte [1]). Doch war es

1) Dieß geht hervor aus einer Depesche des neapolitanischen Gesand-

die Absicht des Fürsten gewesen, mit jenem Acte zu zögern, bis man von Frankreich das Versprechen erhalten, den status quo zu achten; und selbst der Entschluß zu jener eventuellen Anerkennung ging bei ihm aus anderen Beweggründen hervor als bei Preußen; denn der Fürst verhehlte den Vertrauten keineswegs, daß, hätten die Mächte noch 700,000 Mann marschbereit, wie vor fünfzehn Jahren, er einem raschen Angriffs- und Restaurationskrieg gegen Frankreich nicht abgeneigt sein würde [1]). Daß Frankreich selber nur 300,000 Mann, von denen die Hälfte überdieß Rekruten waren, zur Verfügung hatte [2]), wußte er noch nicht; doch meinte er, auch so müsse augenblicklich „eine förmliche, bestimmte, öffentliche Verbindung (union) aller europäischen Mächte" zum Behufe gegenseitiger Garantie hergestellt werden, so schwer es auch halten dürfte, England zum Eintritt zu vermögen. Jeder Versuch französischer Demagogen aber, die Nachbarländer zu revolutioniren, müsse als ein Angriff Frankreichs betrachtet werden [3]).

Doch sollte dieser Eifer sich bald abkühlen. Der gerade in Königswart weilende Fürst war gleich nach Empfang der Pariser Nachrichten in das nahe Karlsbad geeilt, wo gerade der russische Kanzler Nesselrode sich aufhielt, um mit ihm Rücksprache zu nehmen. Beide waren sofort übereingekommen, nicht in die inneren Angelegenheiten Frankreichs einzugreifen,

ten in Paris vom 15. August; s. P. Grimblot, La Revolution de Juillet et l'Europe, études diplomatiques, in Revue moderne du 10 Avril, 10 Mai et 10 Août 1868. Nach Capefigue (a. a. O. III, 202) hatte Talleyrand den sofort nach Ausbruch der Revolution aus Dieppe nach Paris zurückgekehrten österreichischen Botschafter schon während der Statthalterschaft sondirt.

1) S. J. G. Droysen: „Zur Geschichte der preußischen Politik von 1830—1832"; im 11. Bande von C. Rößler's „Zeitschrift für preuß. Geschichte und Länderkunde", S. 589; bestätigt durch die Depesche des Grafen Pralormo, des sardinischen Botschafters in Wien, an seine Regierung, vom 21. August und 12. September (A. T.), und durch das Memorandum des im September 1830 in Wien weilenden Großherzogs von Toscana vom 19. März 1831 bei Nicomed. Bianchi a. a. O. IV, 272.

2) S. Dep. de Sales' aus Paris vom 7. Dec. 1830. A. T.

3) Depesche Pralormo's vom 12. August. A. T.

aber auch nicht zu dulden, daß Frankreich die Interessen der europäischen Mächte irgendwie schädige [1]). Dagegen wollte der russische Staatsmann, der in der Abwesenheit seines Herrn besonnen zu sein wagte, so wenig wie Preußen, auf eine förmliche Schließung oder Erneuerung eines Bündnisses eingehen, wie Oesterreich und Piemont es vorschlugen. Preußen aber wies entschieden den von Metternich angeregten Gedanken zurück, zu diesem Zwecke eine Conferenz der Mächte in Berlin zu versammeln. Es bezeichnete einen solchen Schritt als „eine compromittirende Maßregel, welche die öffentliche Meinung über die wahren Absichten der Mächte Frankreich gegenüber irre führen könne" — und England stand nicht an, das Vorhaben ein „zweites Pillnitz" zu nennen, das „hinreiche, Frankreich unter die Waffen und über die Grenzen zu rufen" [2]). Allerdings meinte Metternich, wohl nicht mit Unrecht, Kaiser Nikolaus theile die Ansichten seines Vicekanzlers durchaus nicht, wie er jedenfalls Pozzo di Borgo's Verhalten, dem Dynastienwechsel gegenüber, höchlich mißbilligte. Wie dem auch sei, Oesterreich mußte dießmal aus der Noth eine Tugend machen: und, entwaffnet wie es war, der Unterstützung Englands und Preußens beraubt, durch die Stimmung in Italien und Deutschland beunruhigt, verstand es sich sofort zu einer Neutralitätserklärung, wie sie Preußen vorgeschlagen. Dieß hinderte es zwar keineswegs, die italienischen Besatzungen unversäumt zu verdoppeln; aber Anfang September konnte doch

1) Brief Gentz' an Salomon Rothschild in Paris vom 21. August. Aus dem Nachlasse Friedrich von Gentz I, 175 und Depesche Pralormo's vom 12. August (A. T.).

2) Depesche St. Marsan's aus Berlin vom 23. August (A. T.); vgl. Depesche Pralormo's vom 12. September, wonach sich Preußen sogar weigerte, die geringste Verstärkung der Besatzung nach Mainz zu schicken. S. auch Bericht desselben vom 14. September über eine Unterredung mit Fürst Metternich: doch darf nicht vergessen werden, daß dieser ein Interesse hatte, Sardinien gegenüber die Schuld der Indifferenz Europa's auf die andern Mächte zu werfen. Vgl. übrigens die Depesche Pralormo's vom 29. August über die Mißstimmung, welche Preußens Haltung in Wien hervorgerufen, sowie den Erlaß Ancillon's vom 20. Nov.

General Belliard, nach achttägigem Warten, Louis Philipp's Handschreiben dem Kaiser überreichen, nachdem er Tags zuvor von dem allmächtigen Minister mit jenem Tone höflicher Kühle empfangen worden, in dem er Meister war und den nicht anzuschlagen er zuweilen nicht über sich bringen konnte [1]).

Gleichzeitig war Graf Lobau (General Mouton) in gleicher Sendung nach Berlin gegangen, wo ihm ein sehr freundlicher Empfang zu Theil geworden. Das Antwortschreiben Kaiser Franz' an den König der Franzosen war vom 8., das König Friedrich Wilhelm's vom 9. September [2]). Ueberbringer des letzteren war der Freund Arago's und Lafayette's, der aufmerksame Horcher und einnehmende Sprecher, Alexander von Humboldt. Der neue König aber fand nicht Worte genug, um Friedrich Wilhelm III. „seiner ewigen Dankbarkeit für die Unterstützung" zu versichern, „die er ihm in diesem schwierigen Augenblicke gegönnt hatte; die Erinnerung an dieses freundschaftliche Verfahren werde nie aus seinem Gedächtnisse schwinden" [3]).

Ungleich schwieriger war eine befriedigende Lösung der Anerkennungsfrage in St. Petersburg, dem wahren Angelpunkte der conservativen Allianz des Festlandes. Die legitimistischen und absolutistischen Gesinnungen Czar Nikolaus' waren so

1) S. Depesche des Schweizer Gesandten, v. Effinger, in Wien vom 17. September bei Grimblot a. a. O. und den Brief des Großherzogs von Toscana aus Wien vom 10. Oktober bei Nicomed. Bianchi a. a. O. IV, 297, sowie Depesche Pralormo's vom 3. September (A. T.), wonach im Laufe des August allein 18 Bataillone und 6 Schwadronen nach Italien abgingen. Ueber jenen Empfang s. denselben Bericht und die Erzählung Großherzog Leopold's von Toscana, der sich gerade in Wien aufhielt, bei Nicomed. Bianchi (a. a. O. III, 16 ff.), nicht zu verwechseln mit dem in extenso gegebenen Berichte desselben Großherzogs (ebendas. IV, 272 ff.).

2) S. Depesche de Sales' aus Paris vom 7. Oktober (A. T.). Es waren eigentlich vier Briefe, je ein vertraulicher und ein offizieller von beiden Monarchen, offenbar nach vorherigem Einvernehmen redigirt, auf dem „Besitzstand von 1815" bestehend, aber edel und offen.

3) S. Dep. Werther's aus Berlin vom 10. November und später noch öfters. A. B.

wenig ein Geheimniß als die Hartnäckigkeit seines Charakters. Dazu kam, daß, während die anderen Mächte sich mehr oder minder über die von Karl X. eingeschlagene auswärtige Politik zu beklagen hatten — England wegen Algiers und der Absichten auf Belgien, Oesterreich wegen Italien, wo die französische Regierung die liberale und nationale Bewegung mit Aussicht auf ein französisches Protectorat begünstigte [1]), Preußen, dessen unbequeme Nachbarschaft am Rheine dem Dauphin ein Dorn im Auge war —, so hatte Rußland allen Grund, mit der freundlichen Gesinnung zufrieden zu sein, die man ihm von Paris aus entgegentrug und noch vor Kurzem durch Unterstützung seiner Forderungen in Constantinopel, sowie in einem allerdings etwas abenteuerlichen Vorschlag zur Umgestaltung der europäischen Landkarte an den Tag gelegt hatte [2]). Auch ließ es sich der Kaiser nicht nehmen, seine üble Laune recht geflissentlich an den Tag zu legen. Nicht als ob er Polignac's Politik gebilligt hätte: die Projecte des Fürsten auf Europa mußten ihm den Eindruck muthwilliger Kinderspiele machen; und auch die innere Reaction schien ihm höchst gewagt und gefährlich. Wiederholt hatte er Karl X. und seinen Minister warnen lassen und er machte aus seinen Besorgnissen kein

1) Depesche Pralormo's aus Wien vom 5. Juni 1828. Ob Fürst Polignac in diesem Sinne fortgefahren, ist mir nicht sicher.

2) Das bekannte Project Polignac's, das Rußland Moldau, Walachei, Armenien und Anatolien gegen die Abtretung Belgiens an Frankreich in Aussicht stellte, und nebenbei Dynastien und Landesgrenzen von ganz Europa durcheinanderwarf, kam erst nach dem vornehmlich durch die Bemühungen Friedrich Wilhelm's III. herbeigeführten Abschlusse des Friedens von Adrianopel nach St. Petersburg, würde aber auch wohl früher nicht in amtliche Erwägung gezogen worden sein, denn der Czar scheint es sofort dem besonders dadurch berührten preußischen Hofe mitgetheilt zu haben. Jedenfalls kannte man es in Berlin schon im Januar 1830 (s. Erlaß Graf Bernstorff's vom Januar, A. B.). Louis Philipp versicherte später Graf Appony (s. Dep. de Sales' vom 30. Juni 1836, A. T.), daß er damals Karl X. entschieden von solchen Projecten abgerathen habe, welche schon der in St. Petersburg sehr gern gesehene La Ferronnays angeregt hatte.

Hehl [1]). Schon am 27. Juli, also lange ehe er die Nachrichten von der Revolution erhalten konnte, hatte er mit Baron Bourgoing, dem französischen Legationssecretär, der in des Herzogs von Montemart Abwesenheit die Botschaftsgeschäfte besorgte und den der Kaiser persönlich liebgewonnen, eine vertrauliche Unterhaltung, in der er ihm rückhaltlos seine Befürchtungen einer bevorstehenden Katastrophe mittheilte [2]). Als diese Ahnung sich vierzehn Tage später bestätigte, versetzte ihn die Nachricht in die heftigste Aufregung; er verbot der französischen Trikolore den Hafen von Cronstadt, mobilisirte das polnische Armeecorps, erließ an die ganze Armee Befehle sich marschbereit zu halten, und ließ dem französischen Geschäftsträger zu verstehen geben, daß er sich zur Abreise rüsten könne [3]). Bourgoing verlangte sofort eine Audienz, die ihm zugestanden wurde. Er fand den Czaren

1) Dieß versicherte der Czar dem französischen Geschäftsträger selber (Baron Paul de Bourgoing, Souvenirs d'Histoire contemporaine, p. 490), schon als er von Pozzo die Nachricht erhielt, der Staatsstreich sei entschieden. Polignac hatte schon im März an Pozzo erklärt, er werde dazu seine Zuflucht nehmen (s. Zifferdepesche Baron v. Werther's vom 22. März 1830, A. B.). Auch Graf Matuszenitz meinte schon im Mai, sein Herr sei strenger für Polignac als Preußen und rathe energisch von Ungesetzlichkeiten ab (s. Bernstorff's Erlaß vom 14. Mai, A. B.). Auch später, als die Nachricht von der Revolution und dem Wechsel der Dynastie schon eingetroffen war, sagte er ihm: „Si, dans des troubles qui viennent d'ensanglanter Paris, le peuple avait pillé l'ambassade de Russie et publié mes dépèches, on eut été grandement surpris de voir que je prêchais contre le coup d'Etat, on se fût fort étonné de voir l'autocrate de Russie charger son représentant de recommander au Roi constitutionnel l'observation des constitutions établies et jurées" (Bourgoing a. a. O., S. 517). Noch im Jahre 1844 versicherte Nikolaus dasselbe Lord Aberdeen (s. Stockmar a. a. O. II, 104; vgl. auch die Notiz bei Oeffcken, Staat und Kirche in ihrem Verhältniß, S. 440).

2) S. d'Haussonville a. a. O. I, 93 ff. Vgl. Bourgoing a. a. O., S. 489.

3) Capefigue a. a. O. V, 126 Anm., enthaltend Auszüge aus der betreffenden Correspondenz zwischen St. Petersburg und Warschau. Bourgoing a. a. O., S. 501.

schon etwas beruhigt, doch immer noch erregt genug; jeden Gedanken einer Anerkennung des Usurpatoren zurückweisend, fest entschlossen, „seine Ehre" um keinen Preis zu opfern; seine Ehre, die ihm verbot, die Sache Heinrich's V. im Stiche zu lassen. Indeß trotz allen fortgesetzten Pochens auf die conservativen und legitimistischen Principien gab er dem französischen Diplomaten die Versicherung, daß er nicht an den Krieg denke, freilich mit dem Zusatze, daß, wenn man überhaupt die neuen Zustände in Frankreich anerkenne, es nur nach vorausgehender Verständigung zwischen den nordischen Mächten stattfinden könne, und er seine Ansicht schon seinen Collegen mitgetheilt habe [1]). Aber er zählte dießmal doch ohne den Wirth.

Am Morgen des Tages, an welchem Marschall Diebitsch in Berlin ankam, war, wohl nicht ohne absichtliche Beschleunigung, das Schreiben des Königs an Louis Philipp abgegangen und als des Czaren Vertrauensmann, Graf Orloff, nach Wien kam um dort seines Herrn „Ansichten" mitzutheilen und eine Anerkennung Louis Philipp's als Statthalters Heinrich's V. vorzuschlagen, fand er auch dort schon den französischen Bevollmächtigten General Belliard, und die Entschlüsse Oesterreichs und Preußens, die sich dießmal nicht die Zeit genommen, sich in Petersburg Rath zu erholen, nicht nur gefaßt, sondern schon ausgeführt. So blieb dem Czaren Nichts übrig, als den zuerst so ungestüm abgewiesenen Rath seines in Karlsbad weilenden Vice-Kanzlers anzunehmen und gute Miene zum bösen Spiele zu machen; aber gerade diese einzig angemessene Hal-

1) S. die äußerst interessante Depesche Bourgoings vom 12/24. August bei d'Haussonville a. a. O. I, 100 ff. u. Bourgoing's eigene spätere Aufzeichnung in seinen Souvenirs, p. 507—513. Damit vgl. des Grafen Simonetti Depesche aus Petersburg vom $\frac{20. \text{ August}}{1. \text{ September}}$, worin er seine Unterhaltung mit dem Czar wiedergibt, und St. Marsan's Depeschen aus Berlin vom 30. August und 3. September, deren erstere die dem Fürsten Lieven gegebenen, der preußischen Politik schnurstracks entgegenlaufenden Instruktionen erwähnt, während die zweite schon die Beruhigung des Czaren meldet. A. T. Vgl. auch Droysen a. a. O., S. 590.

tung erlaubte ihm seine heftige und stolze Natur nicht anzunehmen; im Gegentheil suchte er recht geflissentlich zu zeigen, wie er sich nur gezwungen und im Stiche gelassen von seinen Verbündeten, zur Anerkennung des Usurpators herbeilasse. Dem Ueberbringer des Handschreibens, durch welches der neue König dem Czaren seine Thronbesteigung mittheilte, dem General Atthalin, sprach Nikolaus unumwunden seine Mißbilligung des Dynastienwechsels aus [1]). Wohl war das Schreiben, das der General überbrachte, mehr im Tone der Entschuldigung und Beschönigung des Geschehenen, als in dem des Selbstgefühls und der Berechtigung geschrieben, und hätte Graf Molé nicht immer noch heimlich den Lieblingsgedanken so vieler Männer der kaiserlichen Schule, den Gedanken an eine mögliche Erneuerung des Tilsiter Bündnisses, gehegt, er würde seinem Herrn wohl eine königlichere Sprache geliehen haben: doch rechtfertigte dieser Ton keineswegs die verletzend kühle, sogar in der Form verletzende Antwort, welche der Czar am 19. September nach Paris abgehen ließ. Es wäre ein Leichtes gewesen für den König der Franzosen, den so hingeworfenen Handschuh aufzunehmen; die Nation wäre wie Ein Mann aufgestanden, seine und ihre Ehre zugleich zu vertheidigen; er zog es vor, wie er es selbst dem russischen Botschafter gegenüber aussprach, durch kluge Mäßigung und vorsichtiges Schweigen den Frieden zu retten, und als der Brief endlich doch in die Oeffentlichkeit drang, war der Eindruck gleich ungünstig und schädlich für den Absender als für den Empfänger [2]). Graf Pozzo di Borgo überreichte erst am

1) Depesche Pralormo's aus Wien vom 14. September. Depesche de Sales' aus Paris vom 26. September. A. T. Damit vgl. Ancillon's Erlaß vom 20. November, worin die Unzufriedenheit des Czaren mit dem raschen Vorgehen Preußens in der Anerkennungsfrage sehr scharf betont ist. A. B.

2) „Si je n'avais pas été plus sage que votre Souverain en recevant cette lettre, je l'aurais fait publier; je suis sûr qu'elle aurait excité une grande exaltation parmi les Français." Depesche des sardinischen Botschafters in Paris, de Sales, vom 7. December 1830 (A. T.) und Depesche Werther's vom 10. November (A. B.). Der Brief erschien in der „Neckar-Zeitung", höchst wahrscheinlich durch Rußland selber veranlaßt.

8. Januar 1831 seine Creditive, nachdem der König von Preußen in diesem Sinne seinen ganzen Einfluß auf den Schwiegersohn gebraucht und der in Petersburg gerne gesehene Herzog von Mortemart auf des Czaren Wunsch von Neuem für die dortige Botschaft bezeichnet worden [1]). Damit begann der zwecklose Krieg des Schmollens und der Empfindlichkeiten, welcher achtzehn Jahre lang dauern sollte, ohne der Würde oder dem Interesse beider Länder viel zu nützen oder auch nur den nationalen Gefühlen beider Völker Ausdruck zu geben.

Die kleinen Staaten Europa's konnten natürlich, sobald die Großmächte sich entschieden hatten, nur folgen: der König der Niederlande, den die Juli-Revolution seine schönsten Provinzen kosten sollte, wartete nicht einmal so lange, er, der sonst den Rath des russischen Verwandten nicht so leicht einzuholen versäumte; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Brüsseler Volksdemonstration vom 25. August, das Vorspiel der Septembertage, ihn zur Eile trieben, um dem gefährlichen Nachbar keinen Vorwand zur Klage zu geben. Auch die Anerkennung Seitens der beiden skandinavischen Staaten erfolgte ohne Zögern.

Die aristokratischen Schweizerregierungen waren weniger eilig, wenn schon noch besorgter. Sie fragten ängstlich in Wien an, was zu thun sei; sie würden jedenfalls keinen Schritt zur Anerkennung thun, ehe die Großmächte mit ihrem Beispiele vorangegangen [2]). In der That wurden die Vollmachten des schweizerischen Gesandten in Paris, v. Tschann, erst am 8. October erneuert, nachdem man die Versicherung erhalten, selbst

1) L. Blanc a. a. O. II, 251 u. 252 veröffentlichte zuerst die betreffenden, ihm vom Mortemart selbst mitgetheilten Briefe Nesselrode's und Pozzo's. Der Form nach war seine Sendung eine außerordentliche, doch nur um den Herzog von Treviso (Mortier), der schon seit November ernannt war, nicht zu verletzen. S. auch jene oben angeführte Depesche Werther's vom 10. November und die vom 2. December, nebst den Randbemerkungen Friedrich Wilhelm's III. auf beiden. A. B.

2) S. Depesche v. Effinger's aus Wien vom 17. September bei Grimblot a. a. O.

Rußland habe schon das neue Königthum anerkannt: die Nichterfüllung der Bedingungen, welche die vorige Regierung den Schweizertruppen gegenüber eingegangen war, mußte als willkommener Vorwand der Zögerung dienen, den man fallen ließ, sobald man ihn nicht mehr brauchte [1]).

Auch in Deutschland war die Unruhe groß an den kleinen Höfen: Volksaufstände, obschon meist scheinbar unpolitischer Natur, waren nicht nur in den rheinpreußischen Städten, sondern auch in Leipzig und Dresden, Cassel und Braunschweig ausgebrochen [2]). Der Bundestag erklärte sich in Permanenz und beschloß gemeinsame Maßregeln zum Schutze der Ordnung; natürlich richtete man argwöhnische Blicke nach Paris. Mit Unrecht. Die französischen Gesandten an den kleinen Höfen hatten bestimmte Befehle, die Unruhen auf keine Weise zu begünstigen; dagegen allen ihren Einfluß im Interesse der Unabhängigkeit der Mittelstaaten aufzuwenden, diese an einer engeren Verbindung mit Oesterreich oder Preußen zu hindern und die Bande zu erneuern, welche sie einst an Richelieu, wie später an Napoleon I. gefesselt [3]). Wie dem auch sei, die deutschen Souveräne folgten ohne Ausnahme dem Beispiele der beiden Großmächte und erkannten die neue französische Regierung vor Mitte Oktober an.

Der empfindlichste Punkt Europa's blieb Italien, damals

1) Die Pensionen an die Schweizertruppen wurden nämlich von der neuen Regierung nach den bei der französischen Armee gültigen Normen, nicht nach den Ausmachungen der Capitulation von 1816 geregelt.

2) Auch Cöthen, Gera, Schwerin, Oldenburg, Carlsruhe, Hannover, Breslau, ja selbst Berlin, hatten ihre vorübergehenden Unruhen im August und September.

3) S. Capefigue V, 145. Die mit Anführungszeichen begleiteten Worte dieser Instruktionen an Marmier und Bouillé sind ohne Zweifel dem Schriftsteller von Molé selbst mitgetheilt. Auch wissen wir aus einer vertraulichen Depesche des sardinischen Gesandten in Berlin Marquis de Brême vom 7. Februar 1831 (A. T.), daß wenigstens im Anfang dieses Jahres den süddeutschen Höfen die unter Napoleon erlangten Vortheile in's Gedächtniß gerufen, neue Vortheile in Aussicht gestellt wurden, wenn sie sich im Kriegsfalle auf die französische Seite schlagen wollten.

wie immer seit dem Verluste der nationalen Unabhängigkeit am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, der Hauptschauplatz der sich bekämpfenden Interessen Frankreichs und Oesterreichs. Letzteres war im Augenblicke dort das siegreiche; Piemont hatte sich ihm enge angeschlossen, ohne ihm zu trauen; es besaß die zwei reichen Nordprovinzen als unmittelbares Kronland, die Herzogthümer mittelbar durch die verwandten Dynastien; sein Einfluß in Rom und Neapel war entscheidend; aber nicht zufrieden mit diesen Erfolgen, träumte Metternich noch immer einen Föderativstaat, der unter dem täuschenden Namen der italienischen Unabhängigkeit jede Einmischung Frankreichs in die innern Angelegenheiten der Halbinsel zu einem widerrechtlichen, die österreichische Herrschaft bis an's Cap Passaro zu einer gesetzlichen gemacht hätte. In den Herzen der italienischen Patrioten aber war der glühende Franzosenhaß von 1814 längst verglimmt; vergessen war der legitimistische Executionsfeldzug, den Frankreich wenige Jahre zuvor im Namen Europa's gegen die spanischen Rebellen unternommen; und schon unter Karl X. wandten sich die hoffnungsvollen Blicke wieder nach dem Seinestrand, wo man ihnen nicht gleichgiltig begegnete. Wie viel mehr durfte man jetzt hoffen: Louis Philipp beeilte sich, solche Hoffnungen sofort abzukühlen. Am Meisten bedurfte die piemontesische Regierung, welche die Schrecken von 1821 noch nicht überwunden hatte, der Beruhigung. Kein Souverän Europa's nahm sich die Pariser Ereignisse mehr zu Herzen als Karl Felix oder vielmehr sein allmächtiger Minister, Graf de la Tour. Der sardinische Gesandte in Wien ward nicht müde den Fürsten Metternich mit seinen Hilferufen zu bestürmen; umsonst suchte selbst Rußland ihn zu beruhigen [1]); umsonst stellte ihm Metternich vor, daß ein neues Schutz- und Trutzbündniß gegen Frankreich, wie man es in Turin so ungestüm forderte, von Preußen nicht zu erlangen sei und, wenn geschlossen, sofort ein französisch-englisches Bündniß

1) Depesche Pralormo's (über eine Unterhaltung mit dem russischen Gesandten in Wien, Tatistschef) vom 2. Januar 1831 (A. T.).

zur Folge haben würde, — die geängstete Regierung gab sich nicht zufrieden, bis sie nach sechsmonatlichen Bemühungen einen geheimen Vertrag mit Oesterreich abgeschlossen, wodurch dieses sich verpflichtete, dem König von Sardinien seine festländischen Besitzungen zu garantiren und, welches auch immer die französischen Prätentionen sein möchten, sich jeder Intervention in die Nachbarländer zu widersetzen [1]). Mittlerweile suchte man gegen Frankreich selber seine Antipathie keineswegs zu verbergen, und der junge Graf de Praslin Choiseul, der mit der Anzeige der Thronbesteigung Louis Philipp's nach Turin kam, mußte sich seinen Empfang nach langem vergeblichen Warten beinahe erzwingen, was denn nicht ohne Erfolg blieb. Graf Praslin's plötzliche Abreise führte sofort zu bitteren Klagen Seitens der sardinischen Regierung, freilich auch zu beeiferten Entschuldigungen Seitens Graf Molé's, der nicht anstand, das Betragen seines Abgesandten förmlichst zu mißbilligen. Mittlerweile war denn auch die Nachricht der schon erfolgten Anerkennung der Großmächte eingetroffen, und Karl Felix verstand sich zur Entgegennahme des königlichen Handschreibens und zur Beglaubigung seines Botschafters in Paris. Dieser, Graf de Sales, äußerst gnädig (am 12. Oktober) von dem neuen Monarchen empfangen, stand nicht an sogleich die erste Gelegenheit zu be-

1) Dieß geht hervor aus einer vertraulichen Depesche Pralormo's aus Wien (15. Januar 1833, A. T.) und einer ebenfalls vertraulichen Depesche des Grafen Solar della Margarita, Minister des Aeußern unter Karl Albert vom 18. August 1840 an den Grafen de Sambuy, Botschafter in Wien, die schon Nicomede Bianchi (s. IV, 361) in extenso gegeben hat. Dort wird von dem tiefen Geheimniß der engagements mutuels qui existent entre l'Autriche et lui (le Roi) gesprochen; hier heißt es: „Il (le Roi) m'a seulement ordonné de vous prévenir confidentiellement que, si jamais la guerre (es handelt sich um die orientalische Krise) venait à éclater et qu'il fût question de nous unir à l'Autriche, la convention qui a été conclue en 1831 ne lui suffirait plus .... s'il s'agissait de la faire revivre, il faudrait la modifier; car le roi voudrait absolument que l'on n'y garantit pas seulement ses Etats sur le Continent de l'Italie, mais toutes ses possessions, y comprenant explicitement la Sardaigne".

nutzen, um sich über die Umtriebe der piemontesischen Flüchtlinge auf französischem Boden zu beschweren, und Louis Philipp säumte nicht, augenblicks und in Gegenwart des Gesandten die betreffenden Befehle an Graf Molé zu ertheilen [1]).

So sehr die sardinische Regierung ihre Feindseligkeit und Aengstlichkeit zur Schau getragen, so sehr ließ sich der Großherzog von Toscana, dem es „eine Beruhigung war, daß der Herzog von Orléans auf den Thron steige und ein so großes Volk wieder ein Haupt habe", angelegen sein, keinerlei üble Laune zu verrathen, indem er „nicht zweifelte, daß man mehr mit Güte als mit Gewalt ausrichtet . . . namentlich wenn das Machtverhältniß ein so verschiedenes ist. Auch sei's im gemeinsamen Interesse, diesen König zu unterstützen, wie Alle einem Nachbarn helfen die Feuersbrunst zu löschen, welche sein Haus verzehrt" [2]). Und der kluge Fürst irrte sich nicht im neuen Monarchen, der die Bewegungen des italienischen Patriotismus stets mit skeptischem Blicke angeschaut. „Ich bin entschlossen, mit allen Kräften an der Aufrechthaltung der Ruhe in Italien zu arbeiten . . . Nie werde ich mich dazu hergeben . . . die revolutionäre Propaganda zu ermuthigen", sagte er dem Gesandten Toscana's, als dieser ihm sein Beglaubigungsschreiben überreichte [3]).

Lucca, obschon Anfangs unter Ferdinands von Spanien Einfluß widerstrebend, folgte noch am Ende November dem Beispiele Toscana's. Auch der König von Neapel beeilte sich seinen Schwager in seiner neuen Würde anzuerkennen.

1) Depeschen Graf de Sales' aus Paris vom 28. September und vom 29. Oktober. Damit vgl. de St. Marsan's Depeschen vom 6. und 13. Oktober aus Berlin, wo man nach Praslin's plötzlicher Abreise von Turin aus um eine Vermittlung bat (A. T.).

2) Bericht Leopold's II. vom 19. März 1831 über seinen vorjährigen Aufenthalt in Wien bei N. Bianchi IV, S. 271 ff. und Brief des Großherzogs an Fossombroni, seinen Minister, aus Wien vom 10. Okt., ebenda IV, 294.

3) Depesche des toscanischen Gesandten in Paris, Berlinghieri, an den Minister Fossombroni vom 1. November (A. F.).

Pius VIII., dessen Nuntius in Paris, der nachher als Gregor's XVI. Staats-Secretär so mächtig gewordene Lambruschini, der neuen Ordnung sehr entgegen war [1]), ließ sich in Rom von den ganz anders gesinnten Mitgliedern der Gesellschaft Jesu leiten und diese drängten zur Anerkennung eines Monarchen, der „stolz war auf den Titel des allerchristlichsten Königs, ein Bourbon von Geburt und ebenso gut wie Karl X. ein Nachkomme des heiligen Ludwig", der versicherte, „daß die Kirche keine festere Stütze, der heilige Vater keinen aufrichtigeren Freund als ihn haben würde, in den Stürmen, welche der Geist der Philosophie erregen könnte", der versprach, „die revolutionäre Propaganda mit Strenge zu unterdrücken" [2]). Nur Parma, wo Marie Louise noch das Scepter führte, und Modena, dessen Herzog seinen persönlichen Groll gegen den glücklichen Mitbewerber um die Hand Marie-Amaliens von Neapel nicht zum Schweigen bringen konnte und seine Gelüste nach der Krone eines geeinigten Italiens unter legitimistischem Rigorismus zu verbergen suchte, verweigerten die Anerkennung.

An einer Stelle indeß schien die Anerkennungsfrage doch mit friedensgefährlichen Verwicklungen drohen zu wollen. Der bei Niemanden, selbst bei den absolutistischen Fürsten Europa's nicht, beliebte noch angesehene König Ferdinand VII. von Spanien glaubte nicht nur mit der Anerkennung des neuen Monarchen warten zu dürfen, sondern auch öffentlich und amtlich die neue Ordnung der Dinge in Frankreich tadeln und ihren Gegnern Vorschub leisten zu müssen. Ein Rundschreiben seines Ministers Calomarde an die Bischöfe und Gerichtshöfe Spaniens sprach sich auf's Rücksichtsloseste gegen die neue französische Regierung aus, und an der Grenze, wo

1) S. Crétineau-Joly, Histoire de Louis Philippe, I, 423 sqq. nach einer schriftlichen Mittheilung Lambruschini's selber, welche der Verfasser mittheilt.

2) S. Capefigue (a. a. O. V, 149 Anm.), der es von Molé selbst wissen will, und Instruktionen Molé's an Graf Latour-Maubourg (ebendas.), der nach Graf A. Montesquiou's außerordentlicher Mission als Botschafter beim heiligen Stuhl beglaubigt wurde.

Heinrich's V. Mutter, die Herzogin von Berry, erwartet wurde, betrieb man offen und ungestört die Organisation legitimistischer Freischaaren; während man bei Hof den Gesandten Karl's X. Herrn de St. Priest (sprich Pri), der die weiße Fahne noch nicht von seinem Hôtel eingezogen, und die Geschäfte im Namen der gestürzten Regierung weiter zu führen behauptete, zu empfangen fortfuhr. Dieß war mehr, als selbst die Bescheidenheit Molé's und seines Königs hinnehmen konnte. Noch weilten zahlreiche Liberale Spaniens auf französischem Boden, die ihre revolutionären Absichten nicht verhehlten. Nun galt es, sie zu benutzen um den widerspenstigen König zur Anerkennung zu zwingen. Guizot selber, der ordnungsfanatische Minister des Innern, ermunterte jetzt die spanischen Flüchtlinge zu ihren Unternehmungen; die Rollen schienen plötzlich umgekehrt, und während Lafayette, der schon vor den Julitagen diese Unternehmung verabredet [1]), nun die Führer Mina und Valdes an den festen Entschluß der neuen Regierung erinnern zu müssen glaubte, sich um keinen Preis in die Angelegenheiten anderer Nationen einzumischen [2]), empfing Guizot die Unterhändler der spanischen Liberalen und versprach „eine glänzende Genugthuung für das im Jahre 1823 von Frankreich an Spanien begangene Verbrechen" [3]).

Freilich ließ Lafayette seine persönliche Mitwirkung hoffen, während Louis Philipp die Vorschläge der spanischen Patrioten seinem Zweitgebornen, Nemours, mit der Hand Donna Maria's von Portugal, die Herrschaft über die geeinte Halbinsel zuzu-

1) Schreiben Lafayette's vom 4. Oktober an den Banquier Calvo (Mémoires, Correspondance etc. (Brüsseler Ausgabe XI, 318). Vgl. auch sein Schreiben vom 26. August (ebendas. S. 300) und vom 4. Juli (ebendas. S. 235).

2) Schreiben Lafayette's vom 12. Oktober an Mina, ebendas. XI, 322.

3) Worte Guizot's an Viardot, den Unterhändler der spanischen Flüchtlinge, bei Louis Blanc a. a. O. II, 79, vom damaligen Justizminister Dupont de l'Eure wohl unterrichtet und nicht dementirt von Guizot, der in seinen Mémoires (II, 93) das Wesentliche zugibt, wenn er auch sein Verfahren abzumildern sucht. S. B. Sarrans Jeune, Lafayette et la Révolution de 1830 (Brüsseler Ausgabe) II, 37 ff.

wenden, entschieden zurückwies; aber er zahlte aus seiner Schatulle 100,000 Franken zur Geldsammlung für den Aufstand, während Lafayette es bei Worten bewenden ließ; die Regierung gar gab den Zuzüglern Pässe, ja ziemlich beträchtliche Geldunterstützungen, erlaubte ihnen sich an der Grenze zu organisiren und zu waffnen und förderte so das Unternehmen auf eine Weise, welche lebhafte Protestation Seitens des spanischen Gesandten in Paris, Herrn von Ofalia, hervorrief. Die französische Regierung, in der Sebastiani allein einer so gefährlichen Politik widersprach, begnügte sich den Flüchtlingen die Geheimhaltung ihrer Waffenniederlagen anzuempfehlen [1]). Kein Wunder, wenn die spanischen Freischaaren getrosten Muthes und voller Zuversicht über die Grenzen zogen, glaubte ja doch selbst ein Metternich an das wahrscheinliche Gelingen ihres Unternehmens [2]).

Indeß der Zweck Louis Philipp's war schon erreicht, ehe Valdes und Mina in ihrem Vaterlande eingedrungen; Ferdinand versprach den Pflichten des Völkerrechtes nachzukommen und die legitimistischen Truppen-Ansammlungen an der Grenze zu hindern, und schon am 23. Oktober überreichte Herr von Ofalia seine Beglaubigungsschreiben. Die Befehle Guizot's, die spanischen Flüchtlinge an einer Grenzüberschreitung zu hindern, sie zu entwaffnen, zu zerstreuen, nöthigen Falls zu verhaften, kamen zu spät. Valdes war am 13., Mina am 21. Oktober in Spanien eingedrungen, wo sie ihr Schicksal bald erholte [3]). Die Regierung Louis Philipp's glaubte ihre Schuldigkeit gethan zu haben, als sie die Ueberlebenden und Entkommenen ohne Widerstreben aufnahm, ihnen nach dem traurigen Ausgang ihrer Unternehmung ein Asyl auf französischem Boden sicherte.

1) S. Capefigue a. a. O. V, 157 und L. Blanc a. a. O. II, 81. Vgl. über diese offenbetriebene Recrutirung und ihre Proportionen die Depeschen de Sales' vom 13., 15., 20., 27. September an Graf de la Tour.

2) Brief aus dem Nachlasse Friedrich von Gentz' vom 28. Oktober.

3) S. Baumgarten, Geschichte Spaniens III, 98 ff. Vgl. damit Graf de Sales' Depesche vom 3. Nov. (A. T.).

Kaum drei Monate nach der Thronbesteigung Louis Philipp's war die Anerkennung der neuen Dynastie durch Europa eine vollendete Thatsache, und selbst die Vereinigten Staaten von Nordamerika hatten schon die Zeit gefunden, die ihrerseits selbstverständliche Förmlichkeit zu erfüllen. Wenn man bedenkt, wie verbreitet damals — kaum fünfzehn Jahre nach Beendigung der großen Revolutions- und Kaiserkriege — wie weit verbreitet und wie tief gewurzelt die legitimistischen Ueberlieferungen und Vorurtheile einerseits, die napoleonisch-republikanischen andrerseits noch waren, wie allgemein auf beiden Seiten Revolution und Eroberungskrieg für gleichbedeutend oder doch unzertrennlich galten, so muß man zugeben, es gehörte eine starke und aufrichtige Friedensliebe, sowie eine große Selbstüberwindung dazu für die Regierungen Europa's den Revolutionskönig ohne weiteres anzuerkennen, für diesen, der keineswegs unempfindlich für Volksungunst war, den nationalen Leidenschaften entgegenzutreten, und so vereint ohne Zeitverlust einen geordneten internationalen Rechtszustand wieder herzustellen. Allerdings waren, wie meist in der Geschichte, Weisheit und Tugend auch dießmal fast eine Nothwendigkeit.

V.

Während so die amtlichen Beziehungen nach Außen hergestellt wurden, galt es im Innern dasselbe zu thun. Es konnte nicht immer Feiertag bleiben, um so weniger als die Feiernden schon recht lästig zu werden begannen. Bereits am 15. August erinnerte eine Proklamation des Königs die Julihelden daran, „daß ihre Aufgabe ruhmreich vollendet sei, die seine beginne .... An mir ist es, der gesetzlichen Ordnung Achtung zu verschaffen, die Ihr erobert habt. Ich kann Niemanden erlauben sich darüber hinauszusetzen; denn ich bin ihr selbst unterworfen ... Eine so rasche und weite Bewegung konnte nicht ohne eine augenblickliche Verwirrung vor sich gehen, aber dieselbe naht ihrem Ende."

Die feste Organisation des französischen Staates, wie er aus

der großen Revolution und dem Kaiserreiche hervorgegangen, ist schwer zu erschüttern; und so vervollkommnet ist die Centralisation aller Verwaltungszweige, daß die Hand, welche sich der Zügel bemächtigt, mit dem einen Griffe auch in den entferntesten Theilen des Landes die Bewegungen der Staatsmaschine regelt. So eingewurzelt ist die Anschauung, welche in Abwesenheit einer unbestrittenen Dynastie den Staat allein in der ausübenden Gewalt sieht, so gleichgültig steht die große Masse den politischen Parteiungen gegenüber, daß jede einmal eingerichtete Regierung, sofern sie nur die geringste Bürgschaft der Dauer bietet, sofort von jener Civilarmee anerkannt und gestützt wird. Selbst die politische Abtheilung dieses großen Heeres — die eigentliche Verwaltung — gehorcht, wenn auch mit innerem Widerstreben, sofort dem neuen Drucke, der von Paris ausgeht. Die französische Geschichte, die so reich an Regierungswechseln ist, bringt kein Beispiel eines Präfecten, der sich der Proclamation der neuen Regierung in seinem Verwaltungsbezirke offen und entschieden widersetzt hätte [1]). Freilich ist seine Macht groß genug um insgeheim und nach einer Weile dem neuen Gewalthaber empfindlichen Schaden zu thun, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn die erste Sorge jeder neuen Regierung ist, diese einflußreichen Stellen mit ergebenen Leuten zu besetzen, die unzuverläßigen zu entfernen. Auch der neue Minister des Innern, Guizot, ließ die Gelegenheit nicht entgehen, den absetzbaren Beamtenstand von Grund aus zu erneuern. Am Personal mangelte es nicht; alle Straßen, die nach Paris führten, trugen zu Hunderten und Tausenden die Stellenjäger nach der Hauptstadt, „den jungen Freiheitsbaum zu schütteln“ [2]), und wie es zu gehen pflegt, waren die Unabhängigen die Eifrigsten in dieser Bewerbung um Abhängigkeit. Lafayette allein empfahl eigenhändig den verschiedenen

1) Auch der Präfect der Gironde, Vicomte de Curzay, widersetzte sich nicht. Der Bordeauxer Pöbel stürmte sein Hôtel nur, weil es ihn legitimistisch gesinnt wußte und ihn anklagte, die Post an den Thoren der Stadt zurückzuhalten.

2) Börne's Briefe aus Paris. Zweiter Brief aus Straßburg I, 6.

Miniſtern 70,000 ſolcher Stellengeſuche in dieſem und dem folgenden Jahre [1]). Wohl wurde Guizot der Unthätigkeit, der unzeitigen Milde gegen die Werkzeuge der geſtürzten Regierung geziehen, welche faſt ſämmtlich die Ordonnanzen vom 25. Juli gebilligt hätten; aber wie ungegründet dieſe Klage, bewies der Miniſter ſchlagend, als er einen Monat nach Uebernahme ſeines Amtes am 13. September die Tribüne des Abgeordnetenhauſes beſtieg und erklärte, ſechsundſiebzig Präfecten von ſechsundachtzig, einhundertſechsundneunzig Unterpräfecten von zweihundertſiebenundſiebzig, ſowie eine große Anzahl von Beamten zweiten Ranges ſeien ſchon durch neue erſetzt worden. In Paris ſelbſt war ein Mann des Stadthauſes, ein Freund Lafayette's, der populäre Anwalt O. Barrot, an die Präfectur der Seine, Männer der liberalen Partei an die Spitze der Polizei und der zwölf Mairien der Hauptſtadt berufen worden. Auch die Bürgermeiſter aller bedeutenden Städte hatten Freunden der neuen Regierung Platz machen müſſen. Und wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, war die Wahl der neuen Beamten trotz Guizot's Vorſicht und Strenge nicht immer eine glückliche zu nennen. Die Präfekten der Reſtauration waren meiſt, wie die engliſchen Lordlieutenants der Grafſchaften, Großgrundbeſitzer der betreffenden Departements geweſen und hatten eine hohe geſellſchaftliche Stellung eingenommen, ein Schritt zur, allerdings ariſtokratiſchen, Selbſtverwaltung und Decentraliſation, deſſen Bedeutung die Liberalen der Zeit noch nicht einzuſehen vermochten; jetzt traten politiſche Rückſichten in den Vordergrund: Alles was ſich unter der vorigen Regierung als liberal d. h. als oppoſitionell bewieſen, wollte ſeine Belohnung, und der neue Miniſter mochte noch von Glück ſprechen, wenn die

1) Salvandy (Seize Mois ou la Révolution et les Révolutionnaires), citirt von V. de Nouvion, Histoire de Louis Philippe I; II, 62. Letzteres Werk, eine orleaniſtiſche Parteiſchrift, darf, wie die oben citirten L. Blanc's, Crétineau Joly's oder Capefigue's nur mit Vorſicht benützt werden, obſchon Guizot ihm, aus leicht begreiflichen Gründen, ein beſonderes Zeugniß der Genauigkeit und Gewiſſenhaftigkeit ausſtellt; indeß enthält es auch authentiſche Mittheilungen orleaniſtiſcher Staatsmänner.

Bewerber jener guten alten Schule des Kaiserreichs angehörten, welche wenigstens an Zucht gewöhnt und der Geschäfte kundig waren. Wie viele Journalisten der Opposition, darunter Armand Carrel, der berühmte Republikaner, der freilich die angebotene Präfectur (Cantal) als zu geringfügig ausschlug, mußten jetzt versorgt werden, und wie wenige hatten einen nur annähernden Begriff von den Erfordernissen ihrer neuen Stellung. Selbst die äußere Haltung der Neuernannten war nicht immer dazu angethan die Achtung vor der Regierung zu erwecken, und der König mußte einmal scherzend seinen Minister auf zwei Unterpräfekten neuer Mache aufmerksam machen, welche sich in mehr als weinseligem Zustande im königlichen Palaste gezeigt [1]).

Nach und nach gelang es wohl das Personal mehr und mehr zu läutern; doch ist nicht zu läugnen, daß im Ganzen das Corps der hohen Verwaltungsbeamten durch die Julirevolution viel an seinem Werthe eingebüßt und einen von dem früheren verschiedenen Charakter angenommen hat, wie denn auch gleichzeitig die unbezahlten Bürgermeister, die lange aus den angesehensten Familien entnommen, im ersten Augenblicke wenigstens, mehr als gut war in jener Classe der Bevölkerung gewählt wurden, welche in französischen Städten nie zu fehlen und sich durch eine herbe und leidenschaftliche Anfeindung der besitzenden und altansäßigen Gesellschaftselemente hervorzuthun pflegt. Allerdings vermochten nur Wenige sich lange in solcher Stellung zu halten.

An der Spitze der gesammten französischen Verwaltung steht neben dem Minister des Innern, wie der Präfecturrath neben dem Präfecten, der Staatsrath, eine der verdienstvollsten und nützlichsten Körperschaften des Staates. Zum Vorsitzenden dieser bedeutenden und würdigen Versammlung ward der Unterrichtsminister, Herzog von Broglie, selber berufen, welcher um ihre Erfahrung dem Staate zu erhalten, ihr Ansehen vor den heftigen Angriffen der Demokratie zu retten, zur beliebten

1) Guizot a. a. O. II, 55. Schreiben Louis Philipp's vom 17. August.

Auskunft eines Prüfungsausschusses seine Zuflucht nahm, der eine Reorganisation der Versammlung vorbereiten und vorschlagen, vor Allem aber Zeit verschaffen sollte. Freilich ohne Zugeständnisse an die Leidenschaften des Augenblicks ging es nicht ab; alle von der Restauration ernannten Staatsräthe mußten entfernt werden, ebenso die Bischöfe und die Staatsminister (gewesenen Minister), deren Titel und Gehalt unterdrückt wurde: im Ganzen nicht weniger als vierundachtzig Räthe und Referendare. Auch hier ward journalistischer Oberflächlichkeit und tribunicischer Beredtsamkeit Thür und Thor geöffnet; auch der staatsrechtlichen Theorie wurde in der Person des zu einem Sectionspräsidium berufenen Benjamin Constant Einlaß in diesen Kreis von Geschäftsleuten und praktischen Juristen gegeben; aber so groß ist die Macht des Corpsgeistes, so stark ist eine große Ueberlieferung, daß der Staatsrath binnen Kurzem wieder in der Vorbereitung der Gesetze, wie in der Verwaltungsjustiz die hohe und unabhängige Stellung einnahm, die er früher besessen.

Noch rücksichtsloser als im Ministerium des Innern ging man in dem des Aeußern vor, das Graf Molé, äußerlich zerstört und verwüstet durch die triumphirende Revolution, auch innerlich zerrüttet vorfand. Die meisten und besten Beamten, welche, mit dem Geschäftsgang vertraut, die geschichtlichen Antecedentien aller Angelegenheiten kannten, waren unter Marschall Jourdan entfernt worden: alle Botschafter und Gesandten wurden sofort abberufen und es mußte sich hier erst wieder eine ganz neue Tradition der Centralleitung, wie der Diplomatie bilden, obschon in letztere, neben einer höchst compromittirenden Jugend, viele geprüfte Kräfte bald wieder aufgenommen wurden.

Am Wenigsten ward das Personal der höheren Finanzverwaltung von dem Schlage berührt. Auch hier war es ebensosehr die Nothwendigkeit der Lage als die Klugheit und Festigkeit des ausgezeichneten Ministers, Baron Louis, welche das Unheil verhütete. Obschon von der hohen Finanz mit vorbereitet, war die Revolution ihr doch unerwartet gekommen

und die ersten Bankhäuser der Hauptstadt, welche auf ein Steigen der Rente gerechnet, waren in ihrem Dasein bedroht. Eine Ordonnanz des Statthalters hatte schon sofort die Liquidation vom 31. Juli auf den 9. August vertagt und an diesem Tage hatte der Curs der Rente fast wieder die Höhe erreicht, die er vor der Revolution gehabt (24. Juli 79.05; 27. Juli 72.40; 9. August 77.60; ähnlich die 5% Rente), um freilich bald wieder, als er seiner natürlichen Entwicklung überlassen wurde und die Revolution sich in Permanenz erklärte, um 20 Procent zu fallen. Kein so zweideutiges und künstliches Mittel stand zu Gebot, um dem wirklichen Handel zu helfen, der tiefer erschüttert war, als nach der Einnahme von Paris im Jahre 1814. Die Reichen wanderten aus; in wenig Wochen verließen 150,000 Einwohner das unruhige Paris; die Luxusindustrie, von der die große Stadt schon damals hauptsächlich lebte, stand stille; die Octroibarrièren wurden von den brodlosen Arbeitern zerstört und die Hauptstadt so ihres Haupteinkommens gerade im Augenblicke der dringendsten Noth beraubt. Und dem Staate ging es nicht besser. Die Einnahmestellen waren während „der großen Woche" geschlossen, die Steuerzahlung thatsächlich suspendirt gewesen, und sie blieb es theilweise noch lange Monate nachher; die Zollerhebung war an zwei wichtigen Stellen der Grenze unterbrochen; die indirecten Steuern, namentlich die Getränkesteuer, zeigten Ende August einen beträchtlichen Ausfall. Der Schatz bedurfte einer Summe von 100 Millionen für die laufenden Zahlungen. Wohl hatte man die 40 Millionen algierischer Beute, um das Dringendste zu befriedigen, aber die Trésorscheine, welche man zu 2½ % auszugeben pflegte, wurden kaum mehr um's Doppelte angenommen. Die Bank von Frankreich, vorsichtig wie immer, weigerte sich, Vorschüsse zu machen, wenn ihr die Regierung keine Anweisungen, und zwar Anweisungen auf kürzeste Frist der Ober-Steuereinnehmer zu bieten hatte. Diese fanden sich schon selber um 80 Millionen im Vorschuß gegen die Regierung, und ihr Syndicat hatte 100 Millionen bereit, mit denen sie der bedrängten Regierung weitere Vorschüsse machen

konnten. So war's denn kaum möglich, diese mächtigen Staatsgläubiger und Staatsbanquiers etwaiger unbequemer, politischer Sympathien oder Antipathien halber ihres Amtes zu entsetzen, in einem Augenblicke, wo man ihrer Hilfe ebenso dringend bedurfte, als einst Napoleon, da er sie in's Leben rief, um Frankreich aus der drückenden Lage zu reißen, in welche es die tolle Finanzwirthschaft des Directoriums gestürzt. Schon vereinzelt eine Macht durch ihre Reichthümer und ihren Credit, welche die ungeheueren Vortheile des Amtes noch täglich vermehren, waren sie es noch mehr, seit sie sich verbunden und eine gemeinschaftliche Kasse gestiftet. Hier hatte man es nicht so sehr mit Staatsbeamten als mit unabhängigen Finanzmännern zu thun, und, wie es zu gehen pflegt, wurden den politischen Leidenschaften, und mehr noch dem unlauteren Ehrgeiz und der Gewinnsucht, die Kleinen geopfert, deren politische Gesinnungen durchaus ungefährlich und gleichgiltig waren, wenn sie diese überhaupt hatten: eine große Anzahl Steuereinnehmer und Untersteuereinnehmer mußten ihre Stellen gesinnungstüchtigen Liberalen abtreten.

Nicht so leicht war es mit den unabsetzbaren Gerichtsbeamten und Professoren fertig zu werden: das Princip der Unabsetzbarkeit der Ersteren war, nicht ohne Anstrengung, bei der Verfassungsrevision gerettet worden; die der Letzteren hatte man in der Debatte nicht berührt. Hier also war ein direktes Vorgehen nicht wohl möglich und der auferlegte Zwangseid mußte herhalten, um die Entfernung überzeugter und getreuer Anhänger der alten Dynastie zu erzwingen: die eingereichten Entlassungen waren unter den Justizbeamten ziemlich zahlreich, weit zahlreicher, als sie nach dem Staatsstreiche von 1851 sein sollten, während bezeichnender Weise im Departement des öffentlichen Unterrichts nur sehr wenige Eidverweigerungen stattfanden im Vergleiche mit 1852. Die litterarische Welt Frankreichs stand eben hinter der Julirevolution, während sie dem Staatsstreiche von 1851 gegenüberstand.

Guizot hatte umsonst noch die wenigen Dissidenten zu retten gesucht, indem er den Eid der unabsetzbaren Professoren er-

folglos bekämpfte. Ebenso entschieden weigerte er sich gegen die ehrwürdige Academie vorzugehen, um eine Vacanz für Benjamin Constant herbeizuführen, und die einflußreiche, hochangesehene Körperschaft wußte ihm und der Juliregierung überhaupt bleibend Dank für diese Achtung ihrer Unabhängigkeit und Autonomie. Aber die „Université de France", wie das gesammte Staats-Unterrichtswesen von der Dorfschule bis zur Sorbonne seit Napoleon I. genannt wird, hatte auch absetzbare Mitglieder, so das gesammte Personal der Gymnasien; allein diese Stellen, ärmlich bezahlt, wenig angesehen, gediegene Kenntnisse erfordernd, mit anstrengender Arbeit verbunden, erregten die Begierde keines Patrioten und blieben demzufolge, mit Ausnahme der besser besoldeten Direktorssinekuren, besetzt wie sie waren. Dagegen mußten vierzehn der fünfundzwanzig Rektoren, welche den fünfundzwanzig Unterrichtssprengeln des Landes mit ansehnlichem Gehalte vorstanden, liberalen Männern Platz machen, und der einflußreiche Ober-Studienrath in Paris, aus dem fünf Mitglieder entfernt wurden, gerieth gänzlich in die Hände zweier berühmter Freunde der neuen Ordnung, V. Cousin und Villemain, unter denen die „Universität" ihre goldenen Tage genießen sollte.

Der Hauptangriff der demokratischen Opposition war auch dießmal gegen die soviel beneidete Justiz gerichtet. Das hohe Ansehen, mehr als die materiellen Vortheile der Richterstellen in Frankreich, der Nimbus, der sie als Erblassenschaft der alten Parlamente und stillschweigendes Monopol der Nachkommen parlamentarischer Familien, umgab, ihre Unabhängigkeit endlich machten sie ganz natürlicher Weise zugleich zur Zielscheibe der Angriffe und zum ersehnten Preise des radikalen Theiles der Advokatur, welche im politischen Leben Frankreichs eine so große Rolle spielt: und die Unabsetzbarkeit, welche doch gerade die Bedingung ihrer beneideten Unabhängigkeit ist, ward, wie bei jeder Umwälzung, die das radikale Element auf die Oberfläche bringt, Gegenstand heftiger Anfeindung. Auch dießmal hatte der der radikalen Partei angehörige Justizminister Dupont (de l'Eure) in diesem Sinne vorzugehen gesucht, aber er war

an der Festigkeit der Kammern und seiner Collegen gescheitert. So warf er sich auf den absetzbaren Theil des Justizpersonales, das sogenannte Parquet (Staatsanwaltschaft), welches in Frankreich sozusagen ein zweites Präfectencorps bildet; doch auch hier traf er auf Widerstand, namentlich bei dem Könige selber, der eine vollständige Neuerung dieses Personales für allzu gefährlich hielt. Zum Oberstaatsanwalt am Cassationshofe ward der Minister ohne Portefeuille Dupin berufen, der diesen hohen Posten mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode bewahrte. Jüngere, leidenschaftlichere, in ihren politischen Meinungen vordrängendere Männer von Talent übernahmen dasselbe Amt am Appellhofe und am Tribunal von Paris; doch auch sie sollten sich bald mäßigen, ja Stützen der Partei des Widerstandes werden. In der Provinz wurden nahezu drei Viertel (328) Mitglieder der Staatsanwaltschaft entfernt und durch neue ersetzt. Die freiwilligen Entlassungen unabsetzbarer Richter dagegen beliefen sich im ersten Monate nur auf 103 (von etwa 3000). Die angesehensten Namen des Gerichtsadels, wie Portalis, der erste Präsident des Cassationshofes, Séguier, der erste Präsident des Pariser Appellhofes, blieben, ja ihre Träger zeigten oft eine nicht ganz würdige Beeiferung in Anerkennung der neuen Ordnung der Dinge.

Das Wichtigste blieb natürlich das Heer. Hier waren die freiwilligen Entlassungen dießmal höchst zahlreich; noch zahlreicher die unfreiwilligen. Ohne Zeit zu verlieren suchte man sich aller Commandos zu versichern, und nirgends regte sich auch nur der leiseste Widerstand. Von fünfundsiebzig Divisions- und Brigadegeneralen wurden fünfundsechzig sofort durch neue ersetzt, alle Inspectoren schleunigst abberufen und zehn Generale, deren man sicher zu sein glaubte, zu den Hauptcorps geschickt, um die Thronbesteigung Louis Philipp's anzuzeigen und jedem Abfall zuvorzukommen. Die Mehrzahl der Regimenter (fünfundsechzig) erhielten neue Obersten, einunddreißig Festungen neue Commandanten. Auch hier mußte der Politik Rechnung getragen werden: jugendliche Julihelden und ergraute pensionirte Subalternoffiziere des ersten Kaiserreiches füllten

die Lücken, die durch die Entlassung legitimistischer Offiziere entstanden, und die Reibungen blieben nicht aus zwischen den beiden Elementen, welche nicht allein die politischen Gesinnungen, sondern auch die gesellschaftlichen Gewohnheiten und die militärische Erziehung von einander trennten. Das Offiziercorps hatte sich unter der Restauration fast ganz erneuert und der massenhafte Eintritt von Adeligen seinen Charakter wesentlich umgestaltet; namentlich war das Gardecorps von einem ganz anderen Geiste beseelt, als einst die kaiserliche Garde: seine Auflösung als eines mißliebigen Truppenkörpers, der bittere Eindruck, den der Straßenkampf in ihm zurückgelassen, bestimmten viele seiner Offiziere dazu, aus dem Kriegsdienste zu scheiden. Andere wurden von ihren meuterischen Truppen verjagt und von den Soldaten durch Selbstgewählte ersetzt, die dann der schwache Marschall Gérard Alle sofort anerkannte. Die Nachwehen dieser Erschütterung allen Gehorsams und aller Mannszucht dauerten noch lange nach, und erst Marschall Soult gelang es, wieder einigermaßen die Disziplin herzustellen. Um indeß wenigstens die numerische Stärke des Heeres aufrecht zu erhalten, wurde an Stelle des aufgelösten Gardecorps (25,000 Mann), sowie der vier Schweizerregimenter (8000 Mann), welche ebenfalls entlassen worden, ein Aufgebot von 108,000 Mann verlangt statt der gewöhnlichen Jahresaushebung von 40,000 Mann, fünf neue Regimenter organisirt, das Effektiv der bestehenden beträchtlich erhöht; auch wurden zwei Gensdarmeriebataillons, speziell gegen die verdächtige Vendée bestimmt, geschaffen. Zugleich betrieb General Lafayette, der an die Spitze der gesammten Bürgerwehr berufen worden, mit ebensoviel Eifer als Selbsttäuschung die Organisation seiner „zwei Millionen Nationalgarden", welche sowohl Europa als die Unruhstifter von Paris mit Furcht erfüllen, das neue Königthum aber an seinen Ursprung mahnen sollten. Die mißliebige Pariser Gensdarmerie wurde unter dem neuen, weniger unpopulären Namen einer Municipalgarde, der sie nicht vor baldiger Wiederkehr des Volkshasses schützen sollte, reorganisirt. Die zwei seit 1828 bei der europäischen Executionsarmee in Griechenland

stehenden Brigaden wurden, sobald thunlich, zurückgerufen und begrüßten die neue Regierung freudig als die Erlöserin aus der Verbannung.

Bedenklicher war die Lage in Algier, von wo 15,000 Mann zur Ausfüllung der entstandenen Lücken zurückgezogen werden sollten und wo der den Bourbons mit ganzer Seele ergebene Marschall Graf Bourmont an der Spitze eines kampfgewohnten Heeres von 40,000 Mann stand. Auch hier jedoch sollte der Uebergang ruhig von Statten gehen. In einem würdig gehaltenen Tagesbefehl vom 16. August zeigte Bourmont seinen Truppen die Abdankung Karl's X. und die Wiederannahme der Tricolore an, indem er ihnen die Unterwerfung unter den Generalstatthalter zur Pflicht machte. Erst als die Nachricht von der Kronannahme Louis Philipp's eintraf, reichten hundertfünfzig Offiziere, unter ihnen Bourmont selber, ihre Entlassung ein: die Dynastie, zu der sie geschworen, hatte sich selbst aufgegeben; konnte, durfte ein Theil des Heeres auf eigene Faust von kaum erobertem Feindeslande aus die Unterwerfung des Vaterlandes unternehmen? Einstweilen und bis zur Ankunft ihrer Nachfolger blieben alle Offiziere an ihrem Platze. Am 2. September übergab Bourmont den Oberbefehl dem republikanischen General Clausel, den übrigens sein Republikanismus, sowenig wie Gérard und Lamarque, Jourdan und Foy, abgehalten hatte dem Kaiser zu dienen, und der sich jetzt in einem pomphaften Tagesbefehle politischer Färbung den Truppen vorstellte, ohne auch nur ein Wort des Dankes und der Anerkennung für seinen Vorgänger zu finden, der sich mit den der gestürzten Dynastie treu gebliebenen Offizieren seines Corps für's Erste nach Spanien begab. Der Kriegsminister, Marschall Gérard, verweigerte den Abziehenden die üblichen Reisekosten.

Noch weniger Widerstand fand das neue Königthum bei der Marine, in welcher sich die Ueberlieferungen aus der Kaiserzeit noch ziemlich lebendig erhalten hatten. Nur drei Admiräle und siebzehn Capitäne wurden ihrer Commandos beraubt und durch ergebnere ersetzt. Die vor Algier liegende Flotte, deren Chef

und Offiziere mit der Landarmee nicht im besten Einvernehmen standen, seit Bourmont den Marschallstab erhalten, während ihr Commandant, Duperré, leer ausging, zog mit Begeisterung die dreifarbige Flagge auf und die Einführung eines neuen, dem Marschallgrade entsprechenden Titels (Amiral de France), mit dem Duperré sofort geschmückt wurde, erhöhte noch die Sympathien für die neue Ordnung der Dinge.

Es war nicht zu erwarten, daß die Geistlichkeit eine Revolution, welche ebenso sehr gegen die Kirche als gegen die politische Reaction gerichtet war, hätte gutheißen oder gar freudig begrüßen sollen. Sie hatte sich in das Napoleonische Concordat gefunden, das ihr Anfangs so bedenklich erschienen war, weil es sie zu Staatsdienern zu erniedrigen schien. Die Erfahrung hatte sie fast damit ausgesöhnt; jedenfalls wußte sie, woran sie war, und zog es dem Unbekannten vor, das sich für sie zu bereiten schien. Sogar die spärlich überlebenden Gallikaner, insofern sie nicht Laien waren, sogar die sich schon regenden demokratisch-romantischen Neuerer der Kirche, standen der Julirevolution argwöhnisch gegenüber. So hoch auch der neue König seine religiösen Ueberzeugungen betheuern mochte, man glaubte ihm nicht, denn die Thaten entsprachen den Worten nicht. Die königliche Familie schien sich geflissentlich vom Gottesdienste fern zu halten [1]), und man wußte zu wohl, daß die verbündeten Parteien, welche Louis Philipp zum Throne verholfen, so weit sie sich auch sonst trennen mochten, in ihrer Abneigung gegen die Kirche, wenn auch in verschiedenem Grade und aus verschiedenen Beweggründen, übereinstimmten. Die Restauration hatte mehr als einmal die Staatsgewalt in die Dienste der Kirche gegeben, jetzt rächte sich der mißbrauchte Staat.

Bald sollte das berüchtigte Kirchenfrevelgesetz widerrufen werden; und die Abschaffung der von den Bischöfen eingenommenen

1) „Le Roi affecte de n'avoir pas de religion, de ne pas assister aux cérémonies de l'église, de faire travailler le Dimanche dans son palais", schrieb de Sales noch am 8. August 1833 (A. T.).

Sitze im Oberhaus, im Staatsrath, im Oberstudienrath die Entsetzung der geistlichen Gymnasialdirektoren, die Beseitigung der Almosenierstellen in der Armee und Marine, des obligatorischen Meßbesuches der Soldaten, der öffentlichen Kirchenprozessionen, die Entfernung der Christusbilder aus den Gerichtssälen, wo sie freilich bald wiederhergestellt wurden, — Alles das sprach laut genug für Leute, die zu hören wußten. Und auch stürmischere Zeichen einer Reaction gegen die kirchliche Richtung der gestürzten Regierung ließen nicht auf sich warten; in Rheims, in Paris kam es zu heftigen Demonstrationen gegen die erzbischöflichen Paläste. In Nancy entging der Primas von Lothringen nur mit Mühe den mörderischen Händen der Menge. Aehnliche Auftritte fanden im Süden, im Centrum und im Norden des Königreiches statt: in Toulouse und Narbonne, in Nevers und Bourges, in Chartres und Orléans machte sich die kirchenfeindliche Reaction in rohem Spott über Gottesdienst und gottesdienstliche Gegenstände Luft. Die Priester entgingen nirgends der Verhöhnung; auf Wegen und Straßen wurden die Kreuze gewaltsam ausgerissen und zertrümmert trotz der Maßregeln der Regierung um sie zu schützen, und der Minister des Innern sah sich endlich genöthigt, die Priester unter der Hand und vertraulich zu bitten, die verhaßten Zeichen der Religion freiwillig in's Innere der Kirchen zu bringen und so der Volkswuth zu entziehen. Die Priester ihrerseits ließen es an Aufreizungen gegen die neue Regierung nicht fehlen und die Zahl der von den Gerichten gegen Geistliche verhängten Strafen wegen Majestätsbeleidigung mehrten sich in's Unglaubliche [1]). Kein Wunder, wenn die Kirchenfürsten, deren fanatische Gesinnungen und politische Sympathien Niemandem ein Geheimniß waren, und deren meist hohe Geburt genügte, sie dem demokratischen Hasse als Volksfeinde zu bezeichnen, das Weite suchen zu müssen glaubten, wie die Erzbischöfe von Paris, Rheims, Rouen, Besançon, ein Quélen, ein Latil, ein Croy (sprich Croï, nicht Croa), ein Rohan, welche in's Ausland flüch-

1) S. Guizot a. a. O. II, 58.

teten. Erst nachdem die Königin Marie Amalie dringend und schmeichelnd Herrn von Quélen geschrieben, nachdem Graf Molé durch reiche Versprechungen, die er dem Nuntius für den Fall machte, wo die Priester auf die Politik verzichten wollten [2]), von der römischen Curie günstige Instruktionen erlangt, kehrten die Bischöfe zurück, erkannten die neue Regierung an, und wieder einmal sang der Clerus Frankreichs das Salvum face domine für einen neuen Monarchen.

VI.

Was aber sagten die Regierten zu alledem? Wie äußerten sie ihre Willensmeinung dem Geschehenen gegenüber? Die neuen Gewalthaber glaubten nicht, wie Napoleon I. es nach Erklimmung jeder neuen Sprosse zu thun pflegte und wie Lafayette es vorschlug, die ganze Masse des Volkes befragen zu müssen, eine Förmlichkeit, die freilich dem Rechte keine viel sicherere Basis gegeben hätte, aber als peremptorische Antwort auf die Angriffe und Einwände einer demokratischen Opposition immerhin von Nutzen sein konnte. So blieb der Nation Nichts übrig, als ihre Zustimmung ungefragt zu geben, sei es durch Geschehenlassen, sei es durch freiwillige Aeußerungen, sei es endlich durch das einzige gesetzliche Organ, das sie vertrat, das Haus der Abgeordneten. Dieß geschah denn auch im weitesten Umfange, und selten hat eine neue Regierung sich einer so allgemeinen, so begeisterten Anerkennung zu erfreuen gehabt, als die aus der Julirevolution hervorgegangene, ein Umstand, den die kurze Dauer dieser gehobenen Flitterwochenstimmung nur zu sehr in Vergessenheit gebracht hat. Die Mäßigung, die Freudigkeit, der Edelmuth, vor Allem die Einstimmigkeit aller Stände, welche in Paris zu Tage getreten, ward von ganz Europa bewundert, von ganz Frankreich getheilt. Es war im vollsten Sinne des Wortes eine nationale Erhebung

1) Capefigue (a. a. O. IV, 253) will von Molé selber die Einzelnheiten über seine Unterhaltung mit Lambruschini erfahren haben.

gewesen und das Land stand dießmal wirklich hinter der Hauptstadt. Nirgends regte sich ein Widerstand, selbst nicht in den royalistischen Departements der Vendée, selbst nicht auf den Schlössern der Adeligen. Zu lange war die Bevölkerung der Provinzen aller Selbstbestimmung in öffentlichen Dingen entwöhnt, zu sehr aller Organisation beraubt, als daß ein Widersetzen gegen die Pariser Schöpfungen, selbst wenn es der Wunsch eines Theils der Nation gewesen wäre, zu den Möglichkeiten gehört hätte; und während das Bürgerthum durch Glückwünsche und jubelnde Zurufe dem neuen Königthume seine stürmische Zustimmung zu Theil werden ließ, während das niedere Volk der großen Städte, geleitet von heftigen Aufwieglern, den neuen Herrscher anerkannte, indem es suchte, ihn sich zu Willen zu machen, hielt sich der adelige Großgrundbesitz fern, ließ der Bauer die Dinge über sich ergehen.

Dieser ausdrücklichen oder leidenden Anerkennung der Nation war die gewählte Vertretung derselben, obschon weit entfernt, vollzählig zu sein, durch die einzige gesetzliche Bestätigung des neuen Zustandes zuvorgekommen, die er unter den Umständen finden konnte; denn daß die Deputirtenkammer das gesetzliche Organ der Nation war, konnte nur von denen bezweifelt werden, welche das ganze Repräsentativsystem von diesem oder jenem Wahlgesetz abhängig machten. Ein Haus der Abgeordneten, dessen Recht zur Gesetzgebung, zur Steuerbewilligung, zur Votirung des Heerescontingentes, zur Ueberwachung und Rüge der regierenden Minister unbestritten war, mochte wohl nicht zur Gründung einer Dynastie berufen sein, wozu eben mehr als das augenblickliche Belieben einer einzigen Generation gehört; aber es war unmöglich, ihm den Character einer Volksvertretung abzusprechen, wenn auch nur, wie's im Wesen aller gewählten Körper liegt, einer Vertretung der augenblicklichen Ideen, Interessen und Gefühle des Volkes. Und diese Vertretung war erst vor einem Monate gewählt worden. Ihre Wahl selber war es gewesen, welche die Ordonnanzen und durch sie die Umwälzung herbeigeführt. Die Wahl Laffitte's, der einen so hervorragenden Theil an der Einsetzung der neuen

Dynastie gehabt, zum Vorsitzenden des Hauses konnte als die förmlichste Gutheißung seines Handelns betrachtet werden. Ueberdieß stand eine theilweise Erneuerung des Hauses durch die nöthiggewordene Wahl von mehr als hundert Abgeordneten in nächster Zukunft bevor; denn in Folge der Berufung der Gewählten zu Staatsämtern waren achtundsechzig Wahlen für ungiltig erklärt worden, während zweiundfünfzig Abgeordnete — zweiundfünfzig von vierhundertundsechs! — dem illegitimen Fürstenhause den Eid verweigert hatten. So wies denn die Mehrheit entschieden den Antrag auf eine sofortige Selbstauflösung ab, nicht ohne dadurch erneute Mißliebigkeit zu ärndten.

Auch das Oberhaus, oder genauer gesagt, die spärlichen Bruchstücke desselben, die sich am 7. August im Luxemburg zusammenfanden (neunundachtzig von dreihundertvierundsechzig), hatten die Berufung der Dynastie Orléans auf den Thron gutgeheißen, wie sie die neue Verfassung gutgeheißen, welche das Unterhaus, der Förmlichkeit wegen, ihrer Billigung unterbreitet hatte. Die Revolution zu befriedigen, hatte dasselbe alle von Karl X. ernannten Pairs aus dem Oberhause ausgeschlossen; Viele hatten der neuen Dynastie den Eid verweigert, darunter Graf Kergorlay in so beleidigender Weise, daß die verstümmelte Kammer ihre neuerdings erweiterte gerichtliche Thätigkeit mit der Verurtheilung eines ihrer Mitglieder beginnen mußte, wobei es an wiederholten Beleidigungen nicht fehlen sollte. Unter den hundertfünfundsiebzig Pairs, welche austraten, war auch der Vorsitzende, der ehrwürdige Marquis de Pastoret, an dessen Stelle ein gewandter, vielerfahrener Mann parlamentarischer Familie, Herzog (damals noch Baron) Pasquier, trat, welcher der neuen Dynastie nicht weniger eifrig als der legitimen und der kaiserlichen dienen sollte. In seiner gesetzgeberischen Thätigkeit that schon jetzt das Oberhaus, was es achtzehn Jahre lang zu thun bestimmt war: es bestätigte nach mehr oder minder verlängerter, würdevoller oder eleganter Debatte die Beschlüsse des Unterhauses.

Die neuen Verfügungen, welche in die am 5. und 6. August „zusammengestoppelte Verfassung“ (la charte bâclée) aufgenommen worden, waren nicht unbedeutend; denn sie hatten ihr den Vertragscharakter, der der Charte von 1814 ganz abging, auf's Bestimmteste aufgedrückt. Die vielberufene Einleitung, in der einst Ludwig XVIII. seine Rechte von Gottes Gnaden betont, war weggefallen, und der Commentar zu dieser Streichung war noch bedeutungsvoller gewesen, als die Streichung selber. Die ganz äußerliche Anschauung der politischen Gestaltungen, wie sie in einem Geschlechte herrschte, das in den rationalistischen Geistesgewohnheiten des verflossenen Jahrhunderts groß geworden, verband sich mit der, gerade damals aufkommenden, ebenso äußerlichen Geschichtsbetrachtung, welche überall Analogien suchte, um dem Königthum jenen Vortheil des verjährten Besitzes zu nehmen, in dem seine Hauptkraft besteht und welchen die wiederholt angerufene englische Thronumwälzung von 1688 so klug zu erhalten gewußt hatte, ohne dem Vertragsrechte Abbruch zu thun und ohne der persönlichen Würde des Monarchen nahezutreten. Hier standen sich nicht zwei gleich berechtigte und gleich starke Contrahenten gegenüber: die Volksvertretung und der, nach Verwirkung des Thrones durch das Familienhaupt nächste, rechtmäßige Nachfolger — oder doch dessen Vertreter —, der sein Erbe an der Spitze einer befreienden Armee erobert; hier war's ein bürgerlicher Wahlkönig, fast ein Beamter, dem die nicht von ihm, sondern von einem siegreichen Aufstandsheere eroberte Krone unter Bedingungen angeboten wird: nicht „weil“, sondern „obgleich Bourbon“. Und wie sehr auch Einzelne gegen diese Deutung Einspruch erheben mochten, die überwältigende Mehrheit der Nation faßte das neue Königthum in diesem Sinne auf.

So durfte denn auch Louis Philipp nicht jene Art vorübergehender Diktatur beanspruchen, welche Wilhelm III. sich stillschweigend angemaßt, um seinen Thron zu befestigen; er mußte von vornherein Gegnern und Neidern unbedingte Freiheit lassen: denn die thatsächlich, wenn nicht rechtlich, aner-

kannte Souveränität des Pariser „Volkes" und die eingestandene Ohnmacht aller politischen Gewalten diesem Souverän gegenüber hatten ihm ja allein die höchste Stelle verschafft, indem sie allein sich widersetzte, daß der rechtmäßige Erbe des entthronten Königs sie einnehme. Die Volksvertretung aber entkleidete dasselbe nicht nur seiner moralischen Macht über die Gemüther, sie beraubte es auch thatsächlicher Befugnisse. Dem neuen „Könige der Franzosen", der als Louis Philipp I., nicht als Philipp VII., an die Stelle des alten „Königs von Frankreich" getreten [1]), war das Recht, Ausnahmsgerichte einzusetzen und allein Gesetze vorzuschlagen, benommen; ja, Dank einer in solchen Augenblicken nicht ungewöhnlichen Inconsequenz, war jener Artikel 14, den Polignac am 25. Juli unter unberechtigter Deutung angerufen hatte, abgeschafft und damit fast die Gesetzlichkeit der Ordonnanzen anerkannt worden.

Die Staatsreligion verschwand aus dem Grundgesetze des Landes, um dem rechtlich nichtssagenden „Cultus der Mehrheit der Franzosen" zu weichen. Das Oberhaus gewann an Bedeutung durch die ihm zugestandene Oeffentlichkeit seiner Verhandlungen und die Ausdehnung seiner Gerichtsbarkeit; aber das königliche Ernennungsrecht neuer Pairs, dem bald die Abschaffung der Erblichkeit folgen sollte, verminderte auch wieder sein Ansehen und seine Unabhängigkeit. Nur sich selbst decretirte das Abgeordnetenhaus eine bedeutende Erweiterung seiner Rechte: die Wahl seines Vorsitzenden, den Vorschlag von Gesetzen, die Macht, die Minister in Anklagezustand zu versetzen.

Die „Juliversprechungen", betreffend die Bestimmung der Militärpflicht und die Gemeindeverwaltung, bildeten einen Zusatzartikel ohne große praktische Bedeutung, durch den man dem Stadthausprogramm gerecht werden zu müssen glaubte. Daß die Abänderung der Charte überhaupt der Julirevolution den

1) Der Hauptantheil an Feststellung des Vertragscharakters kam, wie schon oben angedeutet, Dupin dem Aelteren zu, bekanntlich dem Urheber des viel berufenen Wortes: „non parce que, mais quoique Bourbon".

Charakter einer bewaffneten Aufrechthaltung des Gesetzes benahm und sie zu einem gewaltsamen Umsturz desselben stempelte, daß sie durch die damit verbundene Bewilligung neuer Rechte den Vertheidigungskampf zu einem Eroberungskampf machte, schienen damals selbst jene Lehrer des constitutionellen Staatsrechtes nicht einzusehen, welche stets an 1688 erinnerten, ohne zu bedenken, daß Wilhelm III. nur als ein Wahrer des bedrohten Grundgesetzes berufen worden und dieser seiner Sendung treu geblieben war. Das Fundament des neuen Thrones wurde durch diesen Umbau bedenklich gelockert und die Zukunft sollte zeigen, daß keine Staatsklugheit ungestraft „die heiligende Kraft der Jahre" verachtet.

Die so erneuerte Verfassung ward der Vaterlandsliebe und dem Muthe der Nationalgarde anvertraut und ein letzter Zusatzartikel ordnete die Wiederannahme der Tricolore an, welche die Bourbonen, thöricht genug, im Jahre 1814 gegen die weiße Fahne vertauscht hatten [1]). Die herrschende Begeisterung für dieß Zeichen, in welchem sich die Errungenschaften der Revolution und der Ruhm des Kaiserreichs verkörperten, war in der That der Art, daß ihr Rechnung getragen werden mußte: denn sie war nicht weniger allgemein als mächtig und berechtigt bei der Jugend, selbst der reiferen, welche eine so große Rolle in der Julirevolution gespielt und welche die Gebrechen und Sünden des Kaiserreichs nicht mit Bewußtsein erlebt hatten.

1) Metternich behauptete, im Jahre 1814 die Beibehaltung der Tricolore zugleich mit der Datirung nach dem wirklichen Regierungsantritt Ludwig's XVIII. dringend empfohlen zu haben (s. Depesche Pralormo's aus Wien vom 12. August 1830, A. T.). Die legitime Dynastie hätte sich damals durchaus Nichts damit vergeben und ihren Gegnern eine höchst gefährliche Waffe ganz unversehens aus der Hand gewunden. War doch die Tricolore schon lange vor dem 10. August von Ludwig XVI. selbst angenommen worden; und gewann sie doch erst durch diese ungeschickte Verläugnung und die Annahme einer Gegenfahne, die nie, auch nicht zur Zeit Ludwig's XIV., die Nationalfahne gewesen, ihre revolutionäre Bedeutung. Heute freilich ist durch die fünfzehn Restaurationsjahre die Wiederannahme der Tricolore Seitens der Legitimität eine Unmöglichkeit geworden.

Nicht allein das Parlament, sondern was nur sonst einigermaßen organisirt war oder sich im Augenblicke organisirte, Gemeinderäthe, Bezirksräthe, Generalräthe, Akademien, Nationalgarden, schickte ohne Unterlaß seine Deputationen nach Paris, um den König zu beglückwünschen, der mit dem dreifarbigen Bande die große Ueberlieferung des modernen Frankreichs wieder anzuknüpfen versprach, ohne napoleonischen Militärdespotismus, noch republikanische Anarchie heraufzubeschwören. Niemand sah noch ein, daß dazu nur eine legitime oder eine revolutionäre Dynastie befähigt sein konnte. Adressen über Adressen liefen ein von allen Enden des Königreiches, und die Pariser Nationalgarde jubelte ihrem Bürgerkönige zu. Keine Körperschaft des Landes, keine Stadt, kein Flecken, die nicht ihre Huldigungen dargebracht hätte und mit immer bereiter Beredtsamkeit vom Staatsoberhaupte empfangen worden wäre. Die Hälfte des Tags verging während der beiden ersten Monate in dieser Gratulationsthätigkeit; die braven Provinzialen aber brachten den besten Eindruck von dem leutseligen, behaglichen Herrscher zurück, der jedem seiner Besucher so herzlich die Hand schüttelte und dem die freundliche Rede nur so von den Lippen floß. Und der dreifarbige Rausch verbreitete sich rasch von Paris und dem Palais Royal aus über ganz Frankreich. Denn noch wohnte der neue Monarch im Familienhause der Orléans, dessen Erdgeschoß und Garten von jeher ein Centrum des Kleinhandels, der Zeitungsleser, Hazardspieler und Kaffeehausbesucher war. Jetzt wimmelte es von Nationalgarden und Julikämpfern, die in ihrer glorreichen Blouse die königlichen Treppen auf- und niederwogten. Der neue König vermied sie nicht: im schlichten, schwarzen Ueberrock, den Regenschirm unterm Arm, liebte er es, zu Fuß die Straßen zu durchwandeln, wie jeder andere Bürger, und sein volles, in Gesundheit glänzendes Antlitz dem Volke zu zeigen.

Vor Allem war die neuorganisirte Nationalgarde, welche trotz ihrer Erweiterung doch noch ganz den gerade jetzt durch die Stockung der Geschäfte so empfindlich berührten, mittleren Ständen angehörte, der Gegenstand seiner Gunstbezeugungen. Und sie

wußte es ihm Dank. Die Pariser Bürgerwehr blieb fast achtzehn Jahre lang die freiwillige Leibgarde des Bürgerkönigs, dessen unmilitärisches Aussehen trefflich zu dem der uniformirten Ladenbesitzer paßte; ihr dankte er seine Siege über den Aufruhr, und erst als auch sie ihn verließ, schlugen die Wellen der Revolution über ihm zusammen, die ihn jetzt hinauftrugen. Wohl mochte der König, der die Freiwilligen von Jemappes am Werke gesehen, heimlich lächeln über die Selbsttäuschungen dieser Armee braver Familienväter, welche meinten, man müsse „der offenen oder geheimen, jedenfalls aber unzweifelhaften Böswilligkeit der fremden Mächte eine bewaffnete Nation zeigen, bebend vor Vaterlandsliebe“ [1]); aber er konnte sich nicht verhehlen, daß sich in dieser Bürgeruniform dem Soldaten der stehenden Armee das Bürgerthum Frankreichs augenfällig darstellte und daß derselbe, so lange er diese Uniform auf der Seite des Königs sah, sicher war, den Kern der Nation hinter ihm zu wissen. Auch säumte der schlaue Monarch nicht, seine Söhne als einfache Gemeine in die Reihen der Nationalgarden aufnehmen zu lassen, wie er sie früher auf die Bänke des Gymnasiums geschickt, weniger besorgt, seinem Hause Fürsten zu erziehen, als ihm augenblickliche Volksgunst zuzuwenden.

An die Spitze dieses zahlreichen Bürgerheeres hatte sich schon am 29. Juli General Lafayette ohne Sträuben berufen lassen, und der „Held zweier Welten“, der wahrhafte Vertreter der revolutionären Ueberlieferung, der überzeugte Träger der weltbefreienden Sendung Frankreichs, in dem sich die ritterlichen Sitten des französischen Adels eines anderen Jahrhunderts mit den bürgerlichen Anschauungen des Tages einten, war Monate lang der Dictator von Paris, ja von Frankreich. Denn auch den Oberbefehl über alle Nationalgarden des Reiches hatte er am 2. August in Uebereinstimmung mit den Ansichten des Fürsten übernommen, da die Statthalter-

1) Brief aus dem Hauptquartiere Lafayette's, wohl von Lafayette selbst eingegeben, an Guizot (Mémoires II, 60).

schaft, als erste und dringendste Maßregel, an Stelle der während der Julitage improvisirten bezahlten Mobilgarden, in denen natürlich die gefährlichen Elemente der Jugend und Besitzlosigkeit vorwalteten, der erweiterten Nationalgarde in vorläufiger, ausgedehnter Organisation und mit ihr dem gesetzteren Alter und dem weniger beweglichen Kleinbürgerthum die Wahrung der öffentlichen Ordnung anvertraute. Ihr vergötterter Chef hatte sofort die provisorische Regierung des Stadthauses, den sogenannten „Gemeindeausschuß", unter seinen Schutz genommen, das „liberale Stadthausprogramm" entworfen und verkündet, auf demselben Stadthause dem Volke seinen neuen König vorgestellt und empfohlen. Noch Wochen und Monate nach der Thronbesteigung streckte der greise Hausmeier seinen schützenden Arm über den von ihm geschaffenen Monarchen aus, der nicht anstand, ihn selbst den Gesandten der fremden Mächte als „seinen Freund und Beschützer" vorzustellen [1]); ja er verharrte in dieser ihm so schmeichelhaften Haltung selbst dann noch, als der König seines Schutzes schon lange nicht mehr bedurfte, manchmal sogar recht verdrießlich war, die unnütz gewordene Protection noch dulden zu müssen. Der Sitz dieser sonderbaren Obrigkeit war das Hauptquartier des Generals, der am 16. August amtlich in seiner Befehlshaberstelle über eine Million „Bürgersoldaten" bestätigt worden war und sich mit dem König in die Empfangsthätigkeit und Festgeschäfte theilte. Er verkehrte mit dem Monarchen freundlich, vertraut, fast kameradschaftlich wie der Vormund mit dem Mündel; vornehm, befehlerisch mit den Ministern, die sein Popularitätsbedürfniß mehr fürchteten, als seine Willkühr; und als der König am 29. August vor 300,000 Zuschauern seine 80,000 Mann Nationalgarde [2]) Revue

1) S. den nicht dementirten Bericht Sarrans' (in seinem Louis Philippe et la Contrerévolution I, 218) über eine Audienz des portugiesischen Gesandten, die dieser nur durch Lafayette erlangt hatte.

2) Diese Schätzungen sind von Lafayette selber in einem Briefe an Joseph Bonaparte vom 26. November (s. Mémoires XI, 355). Der

passiren ließ, war es Lafayette, der ihm die begeisterte Rede vorbereitet, mit welcher er seine Getreuen anredete, indem er die dreifarbigen Fahnen an sie austheilte, die er mit „Entzücken" wiedersah. Nie hatte man den König strahlender gesehen, nie sollte man ihn strahlender wiedersehen, als an diesem Tage, der jahrelang gehegte Wünsche endlich mit reichster Erfüllung krönte, und wohl mochte er aufrichtig sein, als er seinem alten Gönner von der „Freude und dem Glücke" schrieb, „das er an diesem schönen Tage empfunden".

Weniger laute und leuchtende Freude möchte dem nicht im Strome fortgerissenen Zuschauer vielleicht mehr am Platze geschienen sein: denn noch war die Leiche des letzten Condé nicht beigesetzt, die achtundvierzig Stunden vorher mit allen untrüglichsten Zeichen eines gewaltsamen Endes aufgefunden worden, und der Gemordete hatte dem Sohne des neuen Königs seinen glorreichen Namen und seine unermeßlichen Besitzungen hinterlassen. Der letzte Sprößling des ruhmvollen Hauses, auch darin ein ächter Bourbon des achtzehnten Jahrhunderts, daß sein Alter eben nicht das Erbaulichste war, hatte keineswegs geschmollt: er hatte die Julirevolution mit einem Feste auf seinem Landsitze gefeiert, war beeifert, dem Generalstatthalter, seinem Schwager, im Palais Royal entgegenzukommen, und hatte auch dem neuen Königthum keine Verstimmung gezeigt. Noch wenige Tage vor seinem schrecklichen Ende hatte ihn die Königin Marie Amalie in seiner Zurückgezogenheit besucht und sich herabgelassen, seiner nicht gerade im Rufe der Heiligkeit stehenden Hausgenossin freundlich zu begegnen. Mme de Feuchères, eine englische Abenteurerin niederster Art, hatte sich des schwachen Greises ganz zu bemächtigen gewußt, ihn Jahrs zuvor, nach langem und heftigem Widerstand, dazu bestimmt, den dritten Sohn des Herzogs von Orléans zu seinem Universal-

„Moniteur" schätzte die Bürgerwehr nur auf 50,000 und der preußische Gesandte gar nur auf 43,000, die 6000 nicht einbegriffen, welche Wachdienst in der Stadt hatten.

erben einzusetzen, ihr selber bedeutende Legate zu vermachen. Die Familie d'Orléans hatte ihre Fürsprache, wenn nicht angerufen, doch auch nicht zurückgewiesen und, trotz der in der Familie herrschenden häuslichen Tugenden, die sittenlose Freundin des alten Fürsten und bekannte Geliebte seiner Offiziere im Palais Royal zu empfangen nicht angestanden. Die öffentliche Stimme bezeichnete diese bald als die Thäterin — denn Niemand wollte mehr dem ausgestreuten Gerüchte eines Selbstmordes Glauben schenken, als man erfuhr, daß der unglückliche Fürst die Absicht gehegt, sich der Herrschaft seiner Vertrauten zu entziehen, Saint Leu, ja Frankreich zu verlassen, vielleicht sein Testament zu Gunsten des Grafen von Chambord zu ändern, die seiner Freundin zugedachten Millionen dem nunmehr mittellosen Königskinde zuzuwenden. Eine eingeleitete Voruntersuchung führte zu keinem Resultate. Als nach beinahe drei Monaten, auf dringendes Verlangen des Almoseniers des Fürsten, die Sache wieder aufgenommen und ein Rath des Appellhofes nach langer und mühsamer Prüfung auf eine Versetzung der Mme de Feuchères in Anklagezustand antrug, wurde dieser dazu vermocht, seine Entlassung einzureichen, und der Anklagesenat, des sachkundigen Berichterstatters beraubt, erkannte auf Einstellung des Criminalverfahrens.

Um so entschiedener wurde von den Seitenverwandten des Verstorbenen, der Familie Rohan, der Civilprozeß angestrengt und führte zu den unliebsamsten Enthüllungen. Die öffentliche Meinung verzieh es dem königlichen Herrscherpaare nicht, selbst nach diesen geräuschvollen, höchst unvollständig widerlegten Anklagen, die übelangesehene Ausländerin in den Tuilerien zu empfangen, in welche sie Karl X. einst nur mit Widerstreben und auf das Drängen des Herzogs von Orléans hatte aufnehmen wollen [1]). An jenem freudig bewegten Tage

1) Billault de Gerainville (a. a. O. II, Kap. 18 und III, Kap. 27 bis 30) hat die Mordthat der Feuchères fast unwiderleglich bewiesen. Er verspricht einen 4. Band dem Prozesse und der Niederschlagung desselben zu widmen. Natürlich spricht auch er Louis Philipp von der Mit-

der Fahnenvertheilung auf dem Marsfelde ahnte freilich noch Niemand die zweideutige Natur des traurigen Vorganges, und Bürgerkönig wie Bürgerheer vergaßen in der siegestrunkenen Feststimmung des Tages die erst eben verbreitete Kunde, der Urenkel des großen Condé, der Vater des Herzogs von Enghien, habe Tags zuvor selber seinem nicht gerade würdevollen Leben ein Ende gemacht.

Erst als die harte Tagesarbeit wieder begonnen hatte, als die für den Augenblick versöhnten Gegensätze von Neuem erwachten und sich bekämpften, klang auch dieser Mißton wieder durch den Lärmen der Streitenden. Jetzt sorgten selbst die Besonnenen nur, ob die rasch eingerichteten, rasch und allgemein anerkannten Gewalten auch den Prüfungen gewachsen sein würden, welche ihnen bevorstanden.

Zweites Kapitel.

Die Revolution wird unbequem.

(September 1830 bis März 1831.)

(Inhalt: Erste Thätigkeit der Kammern. Straßenbewegungen. Das Ministerium der Bewegung. Die erneute Kammer. B. Constant's Tod. Der Ministerprozeß. Lafayette's Abtreten. Parlamentarische Thätigkeit. Die Februarauftritte. Laffitte's Ohnmacht und Sturz.)

I.

Schon seit dem Tage nach der Thronbesteigung (10. August) tagten beide Häuser des Parlamentes in regelmäßiger Thätig-

wissenschaft frei. Daß aber Louis Philipp der Mörderin schrieb, sie solle „die Abreise des Fürsten um jeden Preis verhindern", scheint nur zu sicher zu sein. S. ebenda III, 250.

keit, und gingen nach der so eilig hergestellten Verfassungsreform an eine ebenso übereilte Gesetzgebung, vor Allem an eine solche, welche die Verherrlichung der „Heldentage" zum Zwecke hatte: Ehren, Gnadengehälter und Unterstützungen für die Tapferen und Verwundeten [1]); Errichtung einer Denksäule auf dem Bastillenplatz u. s. w. Bereits vor dieser gesetzlichen Bestätigung hatte die ausübende Gewalt aus eigener Machtvollkommenheit an alle die Tapferen, welche das Vaterland „von dem schmachvollen Joche, unter dem es seufzte", befreit hatten, ein Rundschreiben gerichtet, worin ein „Eichen- und Immortellenkranz, sowie eine Inschrift im Tempel des Ruhmes" als die Belohnungen in Aussicht gestellt worden für die im Kampfe gegen „die verhaßten Tyrannen" gebrachten Opfer. Die Ehrenrettung der großen Revolution folgt der Verherrlichung der Julirevolution auf dem Fuße. Denn die Kammer wollte nicht hinter dem Bürgerkönig zurückbleiben, der am Tage seiner Thronbesteigung dem Dichter der Marseillaise einen Gnadengehalt aus seiner Schatulle bewilligt. „Die Königsmörder", wie die Restauration, mit der übertreibenden Rhetorik des Hasses und der Rachsucht, die Conventmitglieder gebrandmarkt, welche für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt, wurden thatsächlich, wenn auch nicht förmlich, zurückberufen, indem die Verbannungsgesetze von 1816 aufgehoben wurden; es wurde darauf angetragen, die jährliche Sühnfeier des 21. Januar, an dem einst das Haupt des Königs auf dem Schaffot gefallen, abzuschaffen; doch schloß sich hier das Oberhaus dem Unterhaus noch nicht an und versuchte wenigstens, auf würdige Weise die Mißbilligung einer That des Bürgerkriegs auszusprechen, welche man thöricht und unschön fand, immer wieder von Neuem in's Gedächtniß der Nation zu rufen.

1) Die dafür bewilligte, bei dem damaligen Stande der Finanzen beträchtliche Summe belief sich auf sieben Millionen, von denen 2,400000 in augenblicklichen Unterstützungen, 4,600000 als jährliche Pensionen ausgeworfen wurden. Doch hatte die bezügliche Berathung und Abstimmung erst am 11. November statt.

Derlei halbe Zugeständnisse an den Geist der Revolution genügten aber keineswegs der noch siegestrunkenen und noch nicht entwaffneten Armee des Aufstandes: selbst die Abschaffung des einst ebenso leidenschaftlich bekämpften, als leidenschaftlich vertheidigten „Kirchenfrevelgesetzes", des verhaßtesten Werkes der Restauration, selbst die thatsächliche Zusicherung vollkommener Unverletzlichkeit der Presse — denn das bedeutete die ebenfalls von den Pairs votirte Ausdehnung des Geschwornenverfahrens auf politische wie Preß-Vergehen, vielleicht die unbedachteste, jedenfalls die folgenschwerste aller dieser überstürzten Reformen (8. October) — befriedigte die aufgeregte Menge nicht; und auch die bald darauf (24. Dezember) bewilligte Herabsetzung der Zeitungscaution und des Zeitungsstempels, welche der Verbreitung der Presse im Volke so förderlich sein mußte, ging fast unbeachtet, jedenfalls unbedankt, vorüber. Umsonst votirte das Unterhaus fünf Millionen für öffentliche Arbeiten, um auf diese Weise den durch die Krise brodlos gewordenen Arbeitern zu Hilfe zu kommen, umsonst einen Vorschuß von dreißig Millionen, um den erschütterten Credit des Handels — namentlich des Kleinhandels — zu stützen; umsonst wurde, um dem demokratischen Neide zu schmeicheln, der bescheidene Gehalt der ehemaligen Staatsminister, der solcher Stütze bedürftigen Pairs, weggeschnitten; umsonst die gestürzten Minister in Anklagezustand versetzt. Die Unpopularität der Kammer in der Hauptstadt stieg mit jeder Maßregel und sollte sich bald auf die heftigste Weise entladen; für's Erste noch in inneren Stürmen, bald aber auch in lautem Toben der Straße.

Es hatten sich in der neuen Volksvertretung die noch jüngst verbündeten Parteien bald naturgemäß geschieden und gruppirt: die Männer, welche, ohne mit der Berechtigung der neuen Dynastie einverstanden zu sein, doch die vollendete Thatsache anerkannten, hatten nach dem Vorgang Martignac's, des edlen und klugen Staatsmannes, welcher vergeblich versucht hatte Karl X. zu retten, den Eid geleistet und bildeten eine

conservative Opposition. Die Mehrheit schaarte sich um die gemäßigteren Männer des Ministeriums. Ein linkes Centrum, das von dem geistreichen und hochgebildeten Benjamin Constant seine Anstöße erhielt, näherte sich mehr Laffitte und Dupont (de l'Eure), während eine laute Gruppe von Volksrednern schon jetzt anfing, das radikale „Stadthausprogramm" gegenüber der einlenkenden Politik der Regierung aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen. Die Natur ihrer Talente wie ihrer Ansichten verschafften ihnen bald die Gunst der Jugend, des niederen Volkes und der geistigen Mittelmäßigkeit, und bald war die ganze „öffentliche Meinung" auf ihrer Seite. Schon zwei Monate nach der Thronumwälzung waren der König, seine Minister und die Mehrzahl der Volksvertretung „im Widerspruche mit dem Geiste der Julirevolution". Vielleicht wenn ein äußerer Feind das Land gedrängt hätte, würde sich ganz Frankreich um den neuen Machthaber geschaart haben, wie einst England um den Gegner Ludwig's XIV.; aber Niemand bedrohte Frankreich, und Europa hatte nur den einen Wunsch, nicht von ihm bedroht zu werden. So konnte sich der einmal erhitzte Zündstoff nur nach innen entladen.

Der Bericht über die allgemeine Lage, den Guizot im Namen des ganzen Ministeriums am 13. September der Kammer vorlegte, gab die Veranlassung zum ersten Zusammenstoß der Parteien. Mauguin, ein schwülstiger Redner der Linken, der in dem Gemeindeausschuß des Stadthauses seinen eigenen Collegen und Parteigenossen durch seinen Redeschwall wie durch seine vordringliche Eitelkeit äußerst unbequem geworden, griff Guizot's ganz sachlichen Bericht, der schon vom König und den drei fortschrittlichen Ministern von allen unvolksthümlichen Anspielungen auf die Unruhen und die Nothwendigkeit, sie zu unterdrücken, gereinigt worden war [1]), als ein förmliches Programm der Reaction heftig an, fand aber wenig Anklang im Hause, wo Dupin's sarkastische Abweisung und Casimir Périer's warme

1) S. Depesche Werther's vom 20. September (A. B.).

und überzeugende Widerlegung mit wenig Mühe den Sieg erfochten. Um so mehr Wiederhall fanden die Worte des Volkstribunen auf der Straße und im Stadthause, wo die Julikämpfer, keineswegs entsagungsbereit, noch immer ihr Hauptquartier inne hatten, und wo die Regierung selber in der Person Odilon Barrot's, des Schützlings von Lafayette, sich einen mit nichten zuverlässigen Präfecten des Seinedepartements eingesetzt hatte. Freilich stand ihm zur Seite ein Polizeipräfect, der ein lebhafteres Gefühl der Amtspflicht hatte als sein College im Stadthaus; doch fiel diesem (Girod de l'Ain) auch die schwierigere Aufgabe zu, die Sicherheit gegen ihre schlimmsten Feinde zu vertheidigen. Die aufgelöste Sicherheitswache war bald reorganisirt, die Bürgermeistereien der zwölf hauptstädtischen Bezirke durch geachtete Leute des Mittelstandes besetzt, der Gemeinderath neu gewählt; aber noch war die bunte Menge nicht entwaffnet, welche den Straßenkampf ausgefochten; noch widersetzten sich tumultuarische Haufen der Wiederaufrichtung der Barrieren und der Erhebung des Octrois, der Hauptfinanzquelle der ungeheueren Stadt; noch wogten aufgeregte Gruppen unter der dreifarbigen Fahne brüllend durch die Straßen.

Plötzlich brodlos gewordene Arbeiter begingen jene höchst entschuldbaren, aber darum nicht minder gefährlichen Ausschreitungen, welche der freigegebenen, führerlosen Unwissenheit natürlich sind: vertrieben gewaltsam die fremden Arbeiter, „welche ihnen ihr Brod aus dem Munde nahmen"; zertrümmerten in blinder Wuth die Maschinen, „bestimmt, den Fabrikbesitzer auf Kosten der Arbeiter zu bereichern". Am 3. September konnte das „Journal des Débats" nicht erscheinen, weil die Druckerpressen zerstört waren. Neben der Unwissenheit und Rohheit des Elendes erging sich die Unerfahrenheit und Leidenschaft der Jugend in müssiger Aufregung. Während die Aelteren sich begnügten, täglich patriotische Bankette, meist unter des unermüdlichen Lafayette Vorsitz, zu feiern oder im Theater den Tönen der Marseillaise zu lauschen und dramatische Verherrlichungen des ersten Kaiserreiches und seines Kriegs-

ruhmes zu beklatschen, vermeinten die Jungen selbstthätig eingreifen zu müssen. Die kaum dem Knabenalter entwachsenen Schüler der polytechnischen Schule und der Veterinärschule, hatten mit den Studenten der Universität den Kern der Aufstandsarmee gebildet, welche kaum wußte, wofür sie sich schlug: jetzt verlangten die noch nicht ernüchterten Schaaren auch die Benutzung des Sieges vorzuschreiben, den sie erfochten. Waren materielle Zugeständnisse nöthig, um jene, wenigstens auf Augenblicke, zu befriedigen, so wollten diese durch Bewilligungen idealer Natur beruhigt sein. Ganz nutzlose Erdarbeiten auf dem Marsfeld gaben, wie achtzehn Jahre später die Nationalwerkstätten, ein Mittel an die Hand, die gezwungene Muße der Handwerker auszufüllen und ihren Hunger zu stillen: die Wiederherrichtung Sainte-Geneviève's zu einem nationalen Pantheon, wie zur Zeit der ersten Revolution, erlaubte der Jugend, ihrer Aufregung in Straßenaufzügen und Reden Luft zu machen. Die Büsten Marschall Ney's, General Foy's, Manuel's, des Kammerredners, wurden im Triumphe unter Gesang der Marseillaise und dreifarbigem Fahnenschmucke herumgetragen; auf dem Grèveplatze wurde (21. September) der Trauertag gefeiert, an welchem die Restauration die „vier Sergeanten von La Rochette" dem Fallbeile überliefert. Umsonst widersetzte sich Guizot schon jetzt im Schoße des Ministeriums der allzubereiten Nachgiebigkeit seiner Collegen: er ward überstimmt, und die Folgen ließen nicht auf sich warten.

Nicht Alles war indeß Verblendung der Unwissenheit und des Elends, der Unerfahrenheit und der Jugend in den heftigen Zuckungen, denen Paris noch preisgegeben war: die Demagogen von Gewerbe waren noch nicht entwaffnet und pochten laut auf ihre Verdienste und Rechte. Die Geheimbünde der Restauration waren jetzt öffentliche Clubs geworden und die heftigen Reden, welche in diesen stürmischen Versammlungen fielen, verriethen nur zu deutlich, daß sich die Aufwiegler um ihren Gewinnst betrogen glaubten und zu erneutem, besser zu benutzendem Aufstande trieben. Die Gesellschaft der „Volks-

freunde" erklärte offen, die Abgeordneten wegjagen zu wollen. Die Mittelclassen, welche die Revolution am Begeistertsten begrüßt, begannen stutzig, dann ängstlich zu werden. Einer der beliebtesten Befehlshaber der Nationalgarde, welche ja so recht die durch jene Bewegungen so unsanft berührten materiellen Interessen darstellte, verlangte, daß man gegen die Clubs einschreite [1]). Ein Deputirter interpellirte die Regierung und Guizot versprach die Ordnung zu schützen: erst vor wenig Tagen, so erklärte er, habe der oberste Gerichtshof, trotz der Einsprache des Oberstaatsanwaltes und Ministers Dupin, die betreffenden Artikel der Gesetzbücher dahin ausgelegt, daß keine Gesellschaft von über zwanzig Personen sich ohne Erlaubniß der Obrigkeit versammeln dürfe. Diese Artikel, welche der Religionsfreiheit so gröblich Eintrag thun, welche so unverträglich mit der neuerrungenen, politischen Freiheit sind, können und sollen nicht ewig aufrecht erhalten werden, aber sie bestehen einmal und die Regierung wird sich in dieser Ausnahmezeit derselben zu bedienen wissen. Während der Minister noch sprach, hatte schon der Appellhof die Chefs der „Gesellschaft der Volksfreunde" aufrührerischer Reden und Anschläge wegen vor das Zuchtpolizeigericht verwiesen, und am Abend bemächtigten sich bewaffnete Nationalgardisten aus eigenem Antriebe des Sitzungssaales, um ihn den Clubisten zu verschließen. Vier Tage nachher waren diese, vom Gericht verurtheilt, von Neuem gezwungen, zu ihrem Ausgangspunkt zurückzukehren und sich wieder in Geheimbünde zu constituiren: freilich mit der Genugthuung, vorher ungestraft die Justiz ihres Landes öffentlich verhöhnt zu haben. „Richter Karl's X., zieht Euch zurück", hatte der Hauptangeklagte ausgerufen. „Wenn aber das Schamgefühl Euch nicht, in Ermangelung der Gerechtigkeit, dazu bewegt, Euch zu entfernen, so verurtheilt mich . . . Ich jedoch kann mich nicht auf den Punkt erniedrigen, daß ich Euch meine Rechtfertigung vorlege, die zu verstehen Euch Eure Vergangenheit unfähig macht." Diese Sprache

1) Guizot, Mémoires II, 112.

wurde von dem Gerichte nicht gerügt und die Strafe für das den Angeklagten schuldgegebene Vergehen war das Minimum.

Hatte sich schon in jener Sitzung vom 25. September, wo Benjamin Constant selber die Partei der Aufwiegler genommen, welche „die Kammer zu stürzen" vorgeschlagen, eine Trennung der jüngst verbündeten Parteien angekündigt, so brach der Zwiespalt zwischen der gesetzlichen Regierung und der Revolution sofort nach Vertagung der Kammer (11. Oct.) noch heftiger aus, als ein Agent der Regierung selber diese offen zu tadeln wagte. Ein Mitglied der äußersten Linken, Eusèbe Salverte, hatte schon früher einen Antrag vor das Haus gebracht, die Minister Karl's X. in Anklagezustand zu versetzen, und er war angenommen worden. Zugleich regte sich jedoch der Wunsch, dieser Maßregel die Spitze abzubrechen. Schon hatte eine Petition der Juliverwundeten aus dem Hospital gegen den blutigen Rachegedanken protestirt. Nun kam der milde und versöhnliche Tracy mit einem Vorschlage an die Kammer, die Todesstrafe abzuschaffen. Lafayette selber ergriff das Wort zu Gunsten dieses humanen Vorschlages, bestimmt, den Ministern Karl's X., deren Tod die „Volksfreunde" ungestüm forderten, das Leben zu retten. Da eine gesetzgeberische Entscheidung der wichtigen Frage sich nicht über's Knie brechen ließ, der politische Zweck aber nicht verfehlt werden durfte, wurde auf des Justizministers Dupont Antrag eine Adresse an den König in Anregung gebracht, welche ihm die Vorlage eines Gesetzentwurfes zur Abschaffung der Todesstrafe „in gewissen Fällen" an's Herz legen sollte. Der König empfing am nächsten Tage schon (9. Oktober) die Deputation des Hauses, welche ihm die Adresse überbrachte, mit angemessenen und schönen Worten, wie sie einem Manne geziemten, dessen Vater auf dem Schaffot geendet hatte. Zwei Tage darauf trennte sich das Haus der Abgeordneten, um sich erst nach den Ersatzwahlen wieder zu versammeln.

Um so heftiger tobte, bei dem Schweigen der Tribüne, der Sturm der Straßenberedsamkeit. Schmähschriften, Mauer-

anschläge, Reden der Volksmänner fachten den Haß gegen die gestürzten Minister an. Die noch aufgeregte Menge war leicht zu erhitzen; ihr Zerstörungstrieb war bald wieder erwacht und suchte Nahrung. Drohende Umzüge verlangten lärmend die Köpfe der Rathgeber Karl's X. Am 17. und 18. Oktober erreichten diese geräuschvollen Auftritte ihren Höhepunkt. Die Gärten und Höfe, ja die Gänge und Treppen des königlichen Schlosses ertönten von dem widerlich wilden Schreien nach Blut; mit Mühe gelang es der Nationalgarde, die lärmende und wüthende Menge hinauszutreiben; aber so leicht ließen sich die einmal aufgeregten Wellen nicht beruhigen. Der Ruf: „Nach Vincennes, nach Vincennes!" folgte auf das Losungswort: „Tod den Ministern! Nieder mit Polignac!" und die lebendige Lawine wälzte sich die Rue St. Antoine hinunter, nach dem Bastilleplatz und von da nach der nahen Citadelle, wo die Rathgeber Karl's X. ihren Uebermuth, ihre Thorheit oder auch ihre allzugroße Ergebenheit büßten. Die, wie immer in sich getheilte Regierung schwankte zwischen Nachgeben und Widerstand: der Befehl an den commandirenden General, Vincennes zu vertheidigen und die Ruhestörer zu zerstreuen einerseits, ein Artikel im „Moniteur" andererseits, der versprach, die Entscheidung über Abschaffung der Todesstrafe bis nach dem Prozesse der Minister aufzuschieben, gaben dieser Doppelrichtung ihren widerspruchsvollen Ausdruck. In der That fand der radikale Justizminister auf einmal, daß es „Zeit und lange Arbeit" erfordere, die Todesstrafe auch nur „in gewissen Fällen" abzuschaffen. Die Versicherung kam zu spät, denn schon war die Menge vor der kleinen Festung angelangt und die Fackeln der Aufrührer warfen ihren düsteren Schein bis in die Zellen der Gefangenen, deren Köpfe der Haufe gebieterisch verlangte. Da trat der Festungscommandant, General Daumesnil, allein aus dem Thore der wüthenden Menge entgegen. Seine Erscheinung verblüffte sie; doch nur einen Augenblick und wieder verlangten sie die Minister. „Versucht's, und ich sprenge das Pulvermagazin!" antwortete der alte Invalide, und, wie durch Zauber gebändigt, fügte

sich die vielköpfige Bestie und zog mit dem Rufe: „Es lebe das Holzbein!“ nach der Stadt zurück, müde, nicht satt des Lärmens, nach dem Palais Royal, wo es ihr glückte, bis auf die Treppen vorzudringen. Einigen Compagnien Nationalgarden, die herbeieilten, gelang es mit Leichtigkeit, sie zu zerstreuen. Wenige Stunden nachher, am Morgen des 19. October, zeigte sich der König, begleitet von den Häuptern der Nationalgarde und der Armee, General Lafayette und Marschall Gérard, der Bürgerwehr und den Soldaten, welche die Ruhe aufrecht erhalten hatten, um ihnen zu danken und sie zu ermuthigen, in ihrer festen Haltung zu beharren. Die Männer des Stadthauses fühlten sich überholt und, unfähig ihren Illusionen zu entsagen, beschworen sie das Volk, den reinen Ruhm der Juliſiege nicht zu beflecken, von seinen Verirrungen zurückzukommen; doch während Lafayette sich begnügte, seinem Vertrauen in den Edelsinn des Volkes etwas banalen Ausdruck zu geben, glaubte der Seinepräfect Odilon Barrot jene Verirrung des Volkes durch die Schuld der Regierenden erklären und mildern zu müssen: die Adresse der Kammer wegen Abschaffung der Todesstrafe, eine Adresse, die sein Chef, der Minister des Innern, selbst verfaßt, sei ein „unangemessener (inopportune) Schritt“ gewesen, der das Volk wohl hätte täuschen können. Guizot beeilte sich, die „unangemessene“ Proclamation seines Untergebenen nicht in der Amtszeitung drucken zu lassen; allein er vermochte die Absetzung desselben nicht durchzusetzen und fühlte, daß, so lange die vorgeschrittene Partei so ungestraft reden könne, die Minister gemäßigter Partei nicht frei genug waren, die Verantwortlichkeit der Regierung auf sich zu nehmen [1]).

1) Die Thatsache, daß der beunruhigte Ministerrath in der Nacht vom 18. auf den 19. Oktober Odilon Barrot zu sich berufen ließ und ihm die Abfassung einer Proclamation an's Volk auftrug, indem sie, „die Eile hatten, abzutreten, sich ganz auf ihn verließen“ (O. Barrot, Mémoires I, 193), entschuldigt den Seinepräfecten durchaus nicht, dieß ihm geschenkte Vertrauen durch Einschiebung jenes Satzes getäuscht zu haben.

Und einer solchen Freiheit der Bewegung bedurfte es mehr als je in diesem Augenblicke, wo das erneute Unterhaus sich versammeln, das Oberhaus die Minister Karl's X. richten sollte, die Fluthen der Volksbewegungen immer höher gingen. Nicht der König allein, auch die Männer „des Widerstandes" blickten auf Lafayette und Laffitte als die Retter in der Noth. Der Gedanke, ein Ministerium der Fortschrittspartei könne eher wagen, der Stimme der Menschlichkeit und Weisheit Gehör zu geben, so lange die Leidenschaften der Menge noch so aufgeregt tobten, als eine Regierung der in den unteren Schichten wenig beliebten Ordnungsmänner, mußte mit dazu beitragen, den Entschluß Guizot's und seiner Collegen zu bestimmen. Doch war der entscheidende Beweggrund ohne Zweifel die Einsicht, daß die herrschende Spaltung im Schoße des Ministeriums jedes einheitliche und folgerichtige Handeln unmöglich machen mußte, daß es gerathen, ja geboten sei, im Interesse Frankreichs, des Königs, ja der gemäßigten Partei selber, welcher es noch nicht erlaubt war, mit der Revolution zu brechen, die Fortschrittspartei sich versuchen und, wie man wohl voraussetzen durfte, sich verbrauchen zu lassen.

Am 30. Oktober reichten die Minister conservativer Gesinnung, Broglie und Guizot, denen Casimir Perier, Molé, Louis und Dupin, ja selbst Bignon bald folgten, ihre Entlassung ein, und am 3. November konnte der neue Ministerpräsident, Laffitte, der durch die Ersatzwahlen verjüngten Kammer das neue, fast durchaus fortschrittliche, Ministerium vorstellen. Die Politiker hatten das neue Königthum eingerichtet und ihm die Anerkennung des Auslandes, der bestehenden Behörden, des Heeres und des Landes verschafft. Die entfesselten Mächte der Hauptstadt wieder in ihr Bett zurückzudrängen, war ihnen nicht gelungen, und ihre Schöpfung schien gerade von denen bedroht, die sie durch die Einreißung des Vorhandenen möglich gemacht. Muthlos wichen die Staatskünstler zurück und überließen es den Gefühlspolitikern, ihr Werk zu retten. Sollte es diesen

nicht glücken, so mußte es am Ende doch mit dem Kampf versucht werden.

II.

Denn mit Jacques Laffitte, dem neuen Ministerpräsidenten, war die Julirevolution, wie sie sich dem Sinne des außerhalb der Staatsgeschäfte stehenden Mittelstandes darstellte, zur Geltung gekommen und aufgefordert, ihre gesetzgeberische Kraft wie ihre Regierungsfähigkeit darzuthun. Es war ein Geist des Vertrauens, der diese Klasse beseelte, des Vertrauens in die eigene Stärke und Güte, wie in die Schwäche und Bosheit aller gegnerischen Mächte; und es war ein Geist der Jugend. Das Geschlecht, welches das Licht der Welt erblickt, als „schon in Bonaparte Napoléon sich regte“ [1]), war ein lebensfreudiges, begabtes Geschlecht, voller Glauben und Zuversicht, edler Bestrebungen und gänzlicher Unkenntniß der Bedingungen und der Erfordernisse staatlicher Wirklichkeit; stets bereit, wie's die Jugend so gerne ist, keck der Dinge Maaß aus dem heißen Kopfe zu nehmen und Worte als Gedanken gelten zu lassen.

Der berauschende Ruhm des Kaiserreiches war der Alles überwältigende Eindruck seiner Kindheit gewesen, und es war aufgewachsen unterm Wiederhall der rednerischen Freiheitsschlachten der Restaurationszeit; diese Kämpfe aber waren hauptsächlich gegen die Kirche gerichtet gewesen. Die Größe und die europäische Sendung des neuen Frankreichs, die Berechtigung und die Macht des Liberalismus standen ihm ganz außer Frage. Die „Freiheit“ sollte alle Uebel heilen, Alles in's rechte Gleis bringen und Frankreich war der Verkünder dieser Freiheit. Was man damit meinte, war dem hochstrebenden Geschlechte selbst nicht klar; es war ein unbestimmtes Ideal, bunt zusammengesetzt aus jacobinischen Anschauungen

1) „Déjà dans Bonaparte perçait Napoléon“, singt Victor Hugo von seinem eigenen Geburtsjahr.

und girondistischen Gefühlen, aus kaiserlichen Ueberlieferungen und constitutionellen Formeln, aus antiklerikalen Leidenschaften und aufklärerischen Geistesgewohnheiten. Noch zog man nicht die äußersten Folgerungen der demokratischen und liberalen Grundsätze; aber es war nicht Mäßigung oder Erfahrung, welche die öffentliche Meinung jener Tage auf halbem Wege innezuhalten zwang; es war Kurzsichtigkeit. Ein rosiger Schleier hatte sich um das Auge gelegt, der alle Umrisse verwischte, das Entfernteste als nahe und leicht erreichbar, das Nächste und Drohendste in ungefährlicher Ferne zeigte; und er sollte nur verschwinden, um einem schwarzen Flore Platz zu machen, der die Grenzen der Wirklichkeit nicht minder verrückte, indem er sie verdunkelte.

Dieß Geschlecht und diese Stimmung, welche mit dem Geschlechte und der Stimmung der ersten Revolutionsjahre soviel Aehnlichkeit hatte, fand in einem Manne jener Zeit einen Vertreter, dem Alter und Reichthum das gesellschaftliche Gewicht gaben, dessen der hoffnungsfreudige Nachwuchs noch entbehrte. Denn in dem Chef des größten Bankhauses von Paris lebte noch, kaum gedämpft, die Gesinnung des jungen Gascogners, der als dreiundzwanzigjähriger Jüngling dem Verbrüderungs- und Verfassungsfeste auf dem Marsfelde beigewohnt, das als der Höhepunkt der großen Umwälzung im Gedächtnisse der Menschen geblieben ist. Allein selbst ihm sollte es unmöglich sein oder dünken, alle Wünsche der Bewegungspartei zu befriedigen, ganz und ohne Rückhalt, immer und überall mit ihr zu gehen. Und es war nicht allein die furchtsame Hand des Königs, die mäßigende seiner Collegen, welche ihn zurückhielten; es war die Wirklichkeit selber, welche dem Idealismus auf Schritt und Tritt hemmend in den Weg trat. Schon war die Feiertagsstimmung der ersten Wochen verflogen, und der hochherzigen Freudigkeit, der begeisterten Eintracht jener Tage war ein bitterer Ton der Unzufriedenheit und gegenseitigen Anklagen gefolgt: denn die Stunde war gekommen zu handeln, und mochte den Draußenstehenden Alles leicht dünken, Laffitte selber mußte wohl fühlen, wie wenig allge-

meine und unklare Bestrebungen, Vorstellungen und Kenntnisse der Art, wie er selber und sein Anhang sie nährten, auf dem Felde der Gesetzgebung, der inneren Verwaltung, der äußeren Politik zu leisten vermochten.

Ein solches Bewußtsein sprach wenigstens aus den Worten, mit denen er acht Tage nach der Uebernahme des Vorsitzes diesen Schritt vor der Kammer erklärte, fast entschuldigte. Eine eigentliche Meinungsverschiedenheit habe zwischen den austretenden und den zurückbleibenden Ministern nicht bestanden; höchstens eine mehr oder minder vertrauensvolle Stimmung. „Man habe gemeint, das Vertrauen in die Revolution verleihe ein besseres Anrecht auf ihre Führung" als die Furcht und das Mißtrauen; doch wage die neue Regierung nur „gezwungen", den Versuch auf ihre eigene Gefahr hin der Sache der Ordnung durch eine Politik des Vertrauens den Sieg zu verschaffen. Daß persönliche Anhänglichkeit an den König und ein unbestimmtes Gefühl der Verantwortlichkeit für das Geschehene, mehr noch als die von dem neuen Ministerpräsidenten sich zugeschriebene Zuversicht in den Edelmuth des Volkes und der Revolution, den schon in seinen eigenen Verhältnissen hart bedrängten Banquier zur Uebernahme des schweren Amtes in so schwerer Zeit vermocht, steht außer Zweifel. Denn jenes Vertrauen in Andere, dem kein gleiches Selbstvertrauen zugesellt war, sollte die Probe der Wirklichkeit nicht bestehen, und der Muthlosigkeit der Worte sollte die Muthlosigkeit des Handelns nur allzusehr entsprechen. Es zeigte sich bald, daß die Leichtigkeit der Auffassung und Aneignung, die Liebenswürdigkeit und Versöhnlichkeit des Betragens, der Leichtsinn, welcher über unliebsame Hindernisse hinwegsieht anstatt sie aus dem Wege zu räumen, nicht die Eigenschaften sind, widerstrebende Ansichten und Charaktere zur Gemeinsamkeit des Handelns zu zwingen, unter einen schwanken Willen zu beugen, nach einem unbestimmten Ziele hinzutreiben. Das Ministerium Laffitte sollte noch weniger innere Einheit haben, als das Ministerium Broglie-Guizot, wenn auch die Gegensätze für's Erste weniger schroff hervortraten. Denn der König, dem der heitere Lebe-

mann wohl hauptsächlich deßhalb als Chef des Cabinets so angenehm war, weil er ihn gewähren ließ, saß meist selber dem Ministerrathe vor, leitete denselben, glich die Unebenheiten aus, oft indem er mehr aus Gefallen am Beruhigen und Versöhnen als mit bewußter und absichtlicher Doppelzüngigkeit, jedem Einzelnen unter vier Augen Recht gab: und sein verantwortlicher Minister war's zufrieden, so lange sein Herr nicht allzuweit ging, wenn man ihm die regelmäßige Arbeit und Sorge ersparte; hatte er doch Sorgen genug im eigenen Hause und mußte er sich selbst doch wohl trotz seiner harmlosen Selbstzufriedenheit gestehen, daß der König und die Collegen die Staatsverhältnisse des In- und Auslandes besser kannten als er.

Es war Laffitte nicht gelungen, den Schützling Lafayette's und künftigen Führer der parlamentarischen Opposition, den Seinepräfecten Odilon Barrot, dessen Auftreten das Ausscheiden der Doctrinäre mit herbeigeführt hatte, an die Stelle seines früheren Vorgesetzten, Guizot, in's Ministerium des Innern zu bringen. Der König hatte schon seinen eigenen Candidaten, einen noch ganz jungen Pair des Königreichs, welchen eine heftige, nicht immer taktvolle Opposition gegen die gestürzte Dynastie dem Haupte des neuen Herrscherhauses besonders empfahl. Graf Montalivet gehörte, wie Molé, einer jener Familien gerichtlichen Adels an, die sich rasch mit dem Kaiserreich befreundet und unter denen auch das Haus Orléans seine dienstfertigsten und geschmeidigsten Freunde fand. Dem neuen König war es mehr um die Ergebenheit, als um die geistige Bedeutung und den sittlichen Werth seiner Minister zu thun, und er vergaß gerne die Mittelmäßigkeit und Unerfahrenheit des übrigens unbescholtenen Jünglings, der ein gelehriges Organ seiner eigenen Ansichten und Absichten zu sein versprach. Es galt dem Monarchen, sich erst in der Rolle zu versuchen, die er später zu spielen gewillt war, und in welcher der welt- und geschäftskundige Nachkomme der Molés ihm dieselben Dienste erweisen sollte, die ihm jetzt der jugendliche Montalivet leistete [1]). Der Ministerpräsident mußte sich

1) Montalivet selber (Le Roi Louis Philippe — Liste civile, Paris

begnügen, dem Günstling des Königs einen Unterstaatssecretär, Baude, beizugeben, dessen unverfälschter Juligesinnung er sicher zu sein glaubte, während die zwei einflußreichsten Untergebenen des Ministers des Innern, eben der Seinepräfect O. Barrot und der Polizeipräfect Treilhard, sich viel entschiedener, als Laffitte selber, der Sache des Fortschritts angeschlossen hatten. Auch das Unterrichtsministerium wurde einem Manne der Bewegung anvertraut, dem Juristen Merilhou, der die von ihm gehegten Erwartungen nicht Lügen strafte und mit dem etwas derberen Vertreter der republikanisch-strengen Färbung der Partei, dem Justizminister Dupont (de l'Eure), in bestem Einvernehmen stand.

Bald jedoch wußten die Minister der Talleyrand'schen Gruppe sich in aller Stille ihres vorwiegenden Einflusses wieder zu versichern. Noch war der Monat November nicht zu Ende, als auch schon General Sebastiani in's äußere Amt eingeschoben war, um einem der Hauptunterhändler des Dynastienwechsels, Grafen d'Argout, mit der Marineverwaltung einen Sitz im Ministerrathe zu verschaffen, während der an Disciplin gewöhnte, Disciplin erheischende Marschall Soult das Portefeuille des Kriegs den schlaffen Händen des mehr nach links neigenden Marschall Gérard entwand. Vor Allem wichtig war der Eintritt in die Regierung, ja in eine mitentscheidende öffentliche Thätigkeit überhaupt, eines jungen Südländers, der bis jetzt nur mit der Feder des unverantwortlichen Litteraten am politischen Kampfe Theil genommen. Thiers, dessen „Revolutionsgeschichte" ihm trotz seiner Jugend schon eine seltene Popularität und einen angesehenen Rang unter den Schriftstellern der Zeit erworben, hatte als Redacteur des „National" jenen denkwürdigen Protest der Zei-

1851) hat später die empfindsame Unterhaltung erzählt, in der der König ihn zur Uebernahme des Portefeuilles gedrängt und bestimmt habe, indem er ihn beschwor, „ihm zu helfen, die angeklagten Minister zu retten". Die Erzählung hat keinerlei historischen Werth, sie ist erst zwanzig Jahre später und in keinem amtlichen Bericht niedergeschrieben. Das Gespräch hatte keine Zeugen gehabt.

tungen gegen die Ordonnanzen Karl's X. nicht nur als der Erste unterzeichnet, sondern auch geplant und aufgesetzt. Ihm schrieb man mit Grund die Urheberschaft des orleanistischen Manifestes zu, das zuerst die Augen des Volkes, dem die Familie d'Orléans ziemlich fremd stand, auf Louis Philipp gerichtet hatte. Er war im Namen Laffitte's und Sebastiani's nach Neuilly gegangen und hatte den noch zögernden Herzog zur Annahme der Generalstatthalterschaft beredet. Wenn Ein Mann als der Urheber eines so großen und verflochtenen Ereignisses, wie die Julirevolution, bezeichnet werden konnte, so durfte als solcher der junge Zeitungsschreiber genannt werden, der im, sei's auch unausgesprochenen, Auftrage der drei verbündeten Oppositionsmächte, das Signal zum Kampfe gegeben, den Kämpfenden den Weg gewiesen, den Siegern ein Haupt verschafft hatte. Heute ärndtete der vielgewandte Mann seinen Lohn. Noch hatte er sich von keiner der drei Gruppen losgelöst, denen er als Bindeglied und gemeinsames Organ während der „großen Woche" gedient; und die parlamentarische Opposition, die sich an den Julitagen bei Laffitte versammelt hatte, die Straßenkämpfer, die sich im Stadthause um Lafayette geschaart, die hochgestellten Persönlichkeiten, die sich im Palais und der Rue S. Florentin bei Talleyrand eingefunden, konnten noch mit gleichem Rechte den jungen Emporkömmling als den Ihrigen beanspruchen. Schützling, Schüler und Generalsecretär des früheren Finanzministers, Baron Louis, der selber sich eng und ausschließlich an Talleyrand anlehnte, ward Thiers nun förmlich als Unterstaatssecretär in's Finanzministerium berufen, wo er die eigentlichen Geschäfte zu leiten hatte, ja direct mit dem Könige arbeitete, während der Titelträger des Portefeuilles, Laffitte selber, nur für die allgemeine Politik und für seine eigenen Geschäftte zu sorgen Zeit und Lust fand. Der ehrgeizige junge Mann, den die Revolution heraufgebracht, den jedoch seine Neigungen wie seine Studien zur praktischen und maßvollen Behandlung der Dinge lenkten, gefiel sich in dieser einflußreichen, aber geräuschlosen Stellung, in der er sich nicht verbrauchte, die Geschäfte immer besser zu führen lernte, that-

sächlich die Gewalt ausübte und die heikle allgemeine Politik für's Erste ganz bei Seite lassen konnte.

III.

Die Wahl Thiers' in die Kammer, der er bisher nicht angehört hatte, war nicht die einzige, welche dazu beitrug, die Physiognomie der gesetzgebenden Versammlung zu ändern. Die Neuwahlen — so konnte man fast die Ergänzung des Hauses durch einhundertunddreizehn Ernennungen bezeichnen — waren wenig von oben beeinflußt worden; doch hatte der den Wählern auferlegte Eid auf die neue Verfassung alle Unzufriedenen ferne gehalten, und die neuen Abgeordneten gehörten sämmtlich dem durch die Julirevolution an's Ruder gekommenen Liberalismus an, wenn auch nicht gerade Alle der conservativen Gruppe desselben. So fand der Vorfechter der republikanischen Monarchie, der Redner der dynastischen Opposition während der ganzen Dauer des Julikönigthums, Odilon Barrot, erst jetzt Zutritt zur Tribüne, die er so häufig und mit so viel Prunk einnehmen sollte. So erschien Rémusat — durch Geburt dem napoleonischen Adel, durch Familienverbindung den Kreisen Lafayette's wie Perier's angehörig, Thiers' treuer Mitarbeiter seit jenem Zeitungsmanifest, welches am 26. Juli 1830 die Pariser zu den Waffen gerufen, bis zu dem Vertrage vom 15. März 1873, welcher Frankreich nach dem großen Kriege sich selber zurückgab —, ein Mann milder Gesinnung und philosophischer Bildung, bestimmt, ein Pfeiler des linken Centrums zu sein; so erschien Salvandy, der zukünftige Unterrichtsminister und Botschafter Guizot's, jetzt noch mit seinen Sympathieen dem gestürzten Königshause zugewandt, bald der begeistertste Anhänger der neuen Dynastie, mehr zum Höfling als zum Staatsmanne geboren [1]); so erschienen viele andere nicht un-

1) Die in der Revue rétrospective (Paris 1848), p. 80 veröffentlichten Briefe Salvandy's von 1814 sind selbst für Frankreich, wo es nicht als Schande gilt, um das Kreuz der Ehrenlegion zu bitten, unerhörte Aeußerungen des Servilismus und der Eitelkeit.

bedeutende Männer der folgenden Jahre jetzt zum ersten Male im Palais Bourbon.

Im Allgemeinen herrschte dort die Partei des „Widerstandes" vor, wie sich die conservativ Gesinnten, herausfordernder als nöthig war, selber benannten: zwei der austretenden Minister, der rücksichtsloseste Vertreter jener Richtung, Casimir Perier, und Dupin, der Aeltere, der cynische Realist und Verfechter des gesunden Menschenverstandes, wurden zum ersten und zweiten Präsidenten des Hauses gewählt; und schon acht Tage nach Eröffnung, als sich die Parteien in parlamentarischer Feldschlacht maßen, blieben die Männer des Widerstandes, unter Guizot's Leitung, Sieger über die Partei der Bewegung, welche Odilon Barrot in den Kampf führte. Für's Erste allerdings noch ein Triumph in Worten, der aber in weniger als fünf Monaten sich in einen höchst thatsächlichen Sieg umkehren sollte.

Die Regierung selber fühlte bald den Druck dieser freilich geringen und selber schwankenden Mehrheit; und da der Ministerpräsident nicht der Mann war, dem Cabinette seinen Willen aufzuzwingen, so entstand von Anfang an die gefährlichste Insubordination im Generalstabe des Fortschrittsheeres: der Seinepräfect, dem das Portefeuille des Innern entgangen war, entschädigte sich durch eine lebhafte parlamentarische Opposition gegen seinen Vorgesetzten und durch ein selbstständiges Vorgehen in seiner Verwaltung, das an Eigenmächtigkeit grenzte; der Justizminister erhob sich gegen Maßregeln, welche der Cabinetspräsident als einstimmig vom Rathe der Krone angenommen empfohlen hatte. Die Leitung der parlamentarischen Debatten verrieth nur zu sehr die Unsicherheit der Regierung: revolutionäre Bestimmungen, wie der Rückfall an den Staat des noch unvertheilten Restes der Emigrantenentschädigung [1]), wechselten mit contre-revolutionären, wie das

1) Louis Philipp und Lafayette hatten ihren Antheil (14 resp. 1½ Millionen) längst und ohne Gewissensbisse eincassirt. Siehe in Histoire de la Restauration par un homme d'Etat (Capefigue) IX die Liste der Entschädigten.

Verbot politischer Maueranschläge; heute beschloß man eine drückende Stempelauflage auf die Zeitungen, morgen die Einrichtung der Kirche St. Geneviève zu einem Pantheon für die großen Männer. Man zeigte Gewissensbedenken, ja sittliche Empörung über ein paar Tausend Franken, welche im Jahre 1828, unter Martignac's unbescholtener Verwaltung, für Möblirung eines Ministerhôtels ausgegeben wurden, und bewilligte Millionen für die Ehrengehälter der Julikämpfer.

Mittlerweile besserten sich die Verhältnisse zum Auslande keineswegs und die finanzielle Lage wurde immer bedenklicher. Die Ausgaben für die Armee und zur Unterstützung des gelähmten Handels wuchsen, während die Steuern nur langsam eingingen. Schon im September war Baron Louis nur Dank den 40 Millionen der afrikanischen Kriegsbeute im Stande gewesen, die fällige Rente der Staatsschuld zu zahlen. In den letzten fünf Monaten waren die Einkünfte um 31½ Millionen hinter der Voraussicht zurückgeblieben, hatten die Ausgaben dieselbe um 85 Millionen überstiegen; und der Etat für 1831 belief sich auf 1170 Millionen, während er unter der Restauration nie die Milliarde erreicht hatte.

Wenn schon entschlossen, auf keine Verminderung der Steuern einzugehen, wie die Linke sie vorschlug, wagte Thiers doch auch nicht, dieselben zu vermehren. Er zog den unterm vorigen Ministerium vorgeschlagenen Entwurf einer Getränkesteuer zurück und suchte nur schüchtern und unter dem Deckmantel einer Umgestaltung eine Erhöhung der directen Steuern zu erlangen. Der Credit seinerseits versagte seine Hilfe: die Scheine der schwebenden Schuld wurden nur mit Mißtrauen, auf kürzeste Frist und gegen unerschwingliche Zinsen (3 Monate à 5%) vom Publicum angenommen. Eine Anleihe war schwierig in einem Augenblicke, wo die 3% Rente von 86 auf 56 gefallen war. Jene Einziehung des Restes der Emigrantenentschädigung, der Verkauf von Staatsdomainen im Betrage von 100 Millionen, die Amortisationsbestände, die Aufnahme von Geldern auf die Depositen der frommen Stiftungen und der Gemeinden mußten für's Erste aushelfen.

Thiers' Arbeitsamkeit, sein unerschöpflicher Erfindungsreichthum, unterstützt von Baron Louis' trefflichem Rathe, wußten am Ende doch leidlich über die schwierige Zeit hinwegzukommen.

Die Unsicherheit der Regierenden — König, Minister und Parlament — war nicht dazu angethan, die Regierten zu beruhigen, der Sache der Ordnung, wie man gehofft hatte, durch das Vertrauen den Sieg zu verschaffen. Jeder etwas außergewöhnliche Umstand erfüllte die Gemüther mit der Furcht, daß die Revolution, der man das Vertrauen entgegenbringen zu müssen meinte, ihn zum Losschlagen benutze. Ein solcher Umstand war der Tod Benjamin Constant's, des berühmten Freundes von Mme de Staël. Der große Schriftsteller und Denker, einer der bedeutendsten staatsrechtlichen Theoretiker, die Frankreich gehabt, hatte schon oft und lange gesucht, die doppelte Existenz des Gelehrten und des Lebemannes noch durch die Thätigkeit des mit eingreifenden Staatsmannes, zu der ihn die Natur nicht berufen, zu verdreifachen. In diesem Sinne hatte er, wie zum Sturze des Kaiserreiches, so zu dem der Restauration hingetrieben, da sein Ehrgeiz unter keiner der beiden Regierungen seine Befriedigung gefunden hatte. Aber auch mit der Julirevolution erreichte er sein Ziel nicht: hohe Stellung und große Geldmittel fielen ihm wohl zu; aber jener Einfluß auf den Gang der Geschäfte und der Ereignisse, den man Niemandem mit einem Decret zuerkennen kann, fehlte ihm auch jetzt. So hatte er sich denn bald, trotz jener Auszeichnungen und neuer persönlicher Verpflichtungen gegen den König [1]), sofort wieder auf die linke Seite geworfen und von Neuem sein liebäugelndes Bewerben um die Volksgunst durch mißvergnügte Angriffe gegen die Regierung begonnen. Mit den Enttäuschungen des politischen Ehrgeizes traf die Enttäuschung des literarischen Ehrgeizes zusammen, als ihm die so viel umworbene Ehre der Akademie entging (18. November)

1) Louis Philipp machte ihm ein Geschenk von 200,000 Francs, um ihn aus seinen verwirrten Verhältnissen zu retten.

und fühlbare Spielverluste, die seine materielle Lage zerrütteten, kamen hinzu, um das Ende des Kränkelnden zu beschleunigen. B. Constant starb am 8. Dezember, kaum einen Monat nach der Besitzergreifung der Regierungsgewalt durch seine politischen Freunde. Die Kammer beschloß Trauer anzunehmen, einen Kranz auf den Sitz des Heimgegangenen niederzulegen, ihm einen Platz im Pantheon zu sichern, die Leiche feierlich zur letzten Ruhestätte zu begleiten. Alle Studenten- und Arbeitervereine folgten dem Beispiele des Parlamentes, und man begann für die Ruhe zu fürchten, als die jungen Leute die Pferde ausspannten und den Sarg durch die ungeheuere Menschenmenge sogleich nach dem Pantheon zu führen versuchten. Odilon Barrot gelang es dießmal, wie drei Monate früher, die Aufgeregten zu beruhigen, indem er versprach, die Büste des Verstorbenen neben denen Manuel's und Foy's im Stadthause zu verwahren, bis der neue Ruhmestempel zur Aufnahme bereitet sei. Den bitteren Reden der Freunde des Verstorbenen am Grabe folgten heftigere Worte der Jugend. Doch die feucht-kalte Nacht löschte bald auch diese künstliche Aufregung: der feine und kühle Geist B. Constant's war wenig dazu angethan, eine demokratische Lohe zu entzünden.

IV.

Gefährlicher war der bevorstehende Prozeß gegen die gestürzten Minister, den es so recht eigentlich die Aufgabe des Cabinets war durchzuführen, ohne Frankreich durch einen Justizmord zu entehren, noch den aufgeregten Leidenschaften der Menge zu erlauben, die Straßen von Paris von Neuem mit Blut zu beflecken; denn die düsteren Auftritte des 18. October konnten sich jeden Augenblick erneuern. Der König, den die europäischen Cabinette für das Leben der Angeklagten verantwortlich machten [1]), dem angeborene Milde und Mäßigung die

1) S. Court Journal, 30. November 1830, citirt v. Capefigue a. a. O. V, 229.

Vermeidung des Aeußersten wünschenswerth erscheinen ließen und dessen Interesse es erheischte, daß „König Karl X. allein als der Urheber des Unheils bezeichnet werde, welches drei Tage lang Paris heimgesucht", die Minister aber nur als Werkzeuge in der Hand des gestürzten Monarchen [1]) — Louis Philipp wünschte die Unglücklichen zu retten. Selbst Lafayette hatte seine ihm so theuere Popularität auf's Spiel gesetzt, um für die Abschaffung der Todesstrafe zu reden. Die Kammer endlich wählte, anstatt des mit der Voruntersuchung betrauten Fortschrittsmannes Mauguin, welcher offen für eine Hinrichtung war, den gemäßigteren Persil als ihren Anwalt und Ankläger vor dem Oberhause und bewies dadurch, daß die mildere Stimmung in ihrem Schooße vorherrschte. Aber so einig auch König und Minister, beide Häuser, ja beide Parteien in dem Wunsche sein mochten, die Wiederherstellung der Guillotine zu verhindern, in der Masse regte sich nur allzu unverhohlen der Durst nach blutiger Rache. Nur mit Mühe hatte man im August die einzeln auf der Flucht und in Verkleidung ergriffenen Minister vor der Wuth des Pöbels der Provinzen zu schützen vermocht [2]); nur mit Mühe hielt man jetzt, nach vier Monaten, welche nicht hingereicht hatten, die Gemüther der Hauptstadt zu beruhigen, den Pariser Pöbel von schnöder Gewaltthat an den wehrlosen Gefangenen zurück.

Die seit dem 1. October als Gerichtshof zusammengetretene Pairskammer hatte am 29. die Versetzung der Minister in Anklagestand, wie sie von der Deputirtenkammer beantragt worden, beschlossen und die Eröffnung des Prozesses auf den 15. Dezember festgesetzt. Die Frage war juristisch durchaus unlösbar gewesen und hatte nicht anders als politisch entschieden werden können. Da Karl X. — so hatte der beredte Anwalt der legitimen Sache, Berryer, schon vor der zweiten

1) S. bei L. Blanc a. a. O. II, 221. Louis Philipp's eigenhändige Bemerkung zu den Motiven des Urtheils.

2) S. über Polignac's Verhaftung in Saint Lo neue Einzelheiten bei Barrot a. a. O., S. 187—191.

Kammer zur Genüge bewiesen —, da der unverantwortliche König schon das in Rede stehende Verbrechen gebüßt, so fiel selbstverständlich die Verantwortlichkeit der Minister; die Krone deckte die Regierung, sobald man aufgehört hatte, die Krone als von der Regierung gedeckt zu betrachten. Ueberdieß, der immerhin zulässigen Deutbarkeit des Verfassungsartikels XIV nicht zu gedenken, welchen die gestürzte Regierung angerufen hatte, als sie die Ordonnanzen erließ [1]), war die formelle Seite der Ministerverantwortlichkeit keineswegs festgestellt. Wohl gab die Verfassung der zweiten Kammer das Recht der Anklage, der ersten das Urtheil in Sachen des Hochverraths; aber das besondere Gesetz, welches diesen Hochverrath definirt, die einzuhaltende Prozedur bestimmt hätte, war nicht erlassen worden. Ja die Pairskammer selber war seit Ausschluß eines Drittels ihrer Mitglieder kaum mehr als der competente Gerichtshof zu betrachten, dem die Verfassung die Aburtheilung der angeschuldigten Minister übertrug. Da sie nun aber in der augenblicklichen Lage nicht umhin konnte, als Gesetzgeberin und Richterin zugleich zu handeln, und sich weder dazu herbeilassen mochte, die angeschuldigten Handlungen der Minister kraft eines Ausnahmegesetzes den vom gemeinen Strafgesetzbuch [2]) vorgesehenen Verschwörungen zu assimiliren, noch auch den Muth oder nur die Macht hatte, die Gefangenen der Klage zu entlassen, so blieb ihr, wohl oder übel, nichts übrig, als den in der Straße und der öffentlichen Meinung herrschenden Despoten zu befriedigen, wie alle Despoten in solchem Falle befriedigt zu werden pflegen: durch Anrufung der politischen „Nothwendigkeit, als welche alle Gewalten aufhebt und das gebieterischste und unwiderleglichste aller Gesetze ist".

1) Man konnte zur Noth behaupten, entweder der Artikel XIV schlösse das Recht für die Executive ein, im Nothfalle Verfassungsänderungen vorzunehmen, oder aber daß die Ordonnanzen keine konstitutionellen Aenderungen implizirten. Daß der Artikel verschiedene Deutungen zuließ, bewies schon die Abschaffung desselben in der neuen Verfassung.

2) Art. 91. 109. 110. 123. 125.

Der Oberbefehl über die Truppen und über die Nationalgarde war in der Hand Lafayette's vereinigt. Der alte Volksmann hatte versprochen, die „Reinheit der Revolution" zu wahren [1]), und er nahm bei Zeiten die Vorsichtsmaßregeln, welche er zur Aufrechthaltung der Ruhe für nöthig erachtete. Ein Tagesbefehl rief alle Nationalgarden unter die Waffen und untersagte die auch nur augenblickliche Ablegung der Uniform während der Dauer des Prozesses.

Das kleine Luxembourg — das Oberhaus tagte im daranstoßenden großen Luxembourg — wurde in der Eile befestigt, um die Angeklagten aufnehmen und schützen zu können. Am Abend des 9. Dezember wurde das Wäldchen von Vincennes von Truppen besetzt, und am 10. wurden, noch vor Tagesanbruch, die vier Angeklagten — die drei andern waren glücklich entkommen — unter dem Schutze einer militärischen Escorte aus der Festung nach ihrem zeitweiligen Bestimmungsorte geführt. Der junge Minister des Innern, Graf Montalivet, ritt neben dem Schlage her, gleichsam als persönlicher Vertreter des Königs, der für die Sicherheit der Gefangenen haftete. Noch waren wenig Menschen auf den entlegenen Straßen der Stadt, auf denen der Zug eine Stunde nach Sonnenaufgang im Luxembourg eintraf. Als die Debatten fünf Tage später eröffnet wurden, war die Beängstigung der Gemüther eine allgemeine. Die in der Stadt auf- und abwogende Volksmenge zeigte sich mißtrauisch und zankfüchtig. Die Truppen, deren Gegenwart sie hätte reizen können, mußten im Hintertreffen gehalten werden, und die Nationalgarde, von der Alles abhing, war unzuverlässig oder doch mindestens getheilt: „die große Mehrheit, oder doch der energische und thätige Theil derselben verlangte, daß das im Juli vergossene Blut mit Blut gebüßt werde", sagt ein unverdächtiger Zeuge, O. Barrot [2]). Ihm, als Seinepräfecten und

1) E. Lafayette a. a. O. XI, 377, Brief des Generals vom 15. Dezember.

2) O. Barrot a. a. O. I, 194.

dem volksthümlichen Dictator, an den er und die ganze Fortschrittspartei sich anlehnte, war die Auszeichnung und die Verantwortlichkeit zu Theil geworden, in dieser drohenden Lage die Ehre Frankreichs zu retten. Wie bedenklich auch die Mittel waren, die sie anzuwenden sich gezwungen sahen, um dieß hohe Ziel zu erreichen; die beiden Männer erreichten es und das Land dankte es ihnen, wenn es eine blutige Seite weniger in seiner Geschichte zählte.

Es war ein ergreifender Augenblick, als die vier Angeklagten vor dem hohen Gerichtshofe erschienen: Fürst Polignac, etwas niedergeschlagen, durch die Haft und die Aufregungen der letzten Monate ermüdet und gealtert, zeigte in seinem Auftreten Nichts von der herausfordernden Leichtfertigkeit, die seine Jugendfreunde, wie die Beobachter seiner staatsmännischen Thätigkeit an ihm zu rügen pflegten. Die einfache Würde seiner Haltung verrieth nur den Edelmann feinster Sitte; der Uebermuth des Junkers schien verschwunden. Zuversichtlicher, selbstgewisser erschien Graf Peyronnet, der ehemalige Justizminister, den die öffentliche Stimme als einen Gegner der Ordonnanzen im Ministerrathe bezeichnete. Die Erscheinungen des noch immer schwer erkrankten Collegen Mr. de Chantelauze und des bescheidenen Grafen Guernon-Ranville waren durch die hellerleuchteten Gestalten der beiden Hauptangeklagten etwas in Schatten gestellt. Das öffentliche Verhör ergab nicht mehr, als die geheime Voruntersuchung ergeben hatte. Hier wie da standen die Angeklagten unbeirrbar für einander, unbeirrbar für den Monarchen ein, dem sie gedient. Keiner wollte weniger Schuld an der vorgeworfenen That haben als ein anderer Amtsgenosse, keiner wollte seine Schuld durch den Gehorsam für die Befehle des Königs erklären und mindern. Treu dem Geiste und dem Wortlaute der Verfassung nahmen sie die volle Verantwortlichkeit der von der Regierung ausgegangenen Handlungen auf sich allein, wennschon der unverantwortliche Monarch dafür gebüßt hatte und jetzt außer dem Bereiche der Justiz stand. Drei Tage lang dauerte dieß nutzlose und doch nothwendige Frage- und Antwortspiel, bei dem der Vorsitzende des hohen

Hauses, Baron Pasquier, mit den Angeklagten an Würde und Urbanität wetteifern zu wollen schien. Dann begann das undankbare Werk der Staatsanwälte, die juristische Beweise eines juristischen Verbrechens zu erbringen hatten, wo nur politische Fragen in Betracht kamen. Hatte eine Regierung das Recht, zeitweilig und an gewissen Orten die bestehenden Gesetze zu suspendiren, den Belagerungszustand zu erklären, die Waffengewalt gegen den Volksaufstand anzuwenden, die Wahlen zu beeinflussen? Darüber konnte kein Gesetzesparagraph entscheiden; es waren Fragen politischer Natur, und in der Politik ist der Erfolg der Lohn, der Mißerfolg die Strafe.

Des Fürsten Polignac Vorgänger im Ministerium, der edle Martignac, einer der einsichtigsten und freisinnigsten Staatsmänner des Jahrhunderts, hatte die Vertheidigung seines alten Gegners übernommen und war dem Vertrauen des Angeklagten, der ihn um seinen Beistand angesprochen, mit Beeiferung entgegengekommen. Es hatte keine Mühe, die juristische Unstatthaftigkeit des ganzen Verfahrens zu beweisen; und es gelang ihm durch die einfache, ergreifende Erzählung des bewegten Lebensganges des gefallenen Ministers, aus welcher der ritterlich-ungestüme, aber auch ritterlich-treue und aufopfernde Charakter des vielgeprüften Fürsten natürlich hervortrat, die moralische Schuldlosigkeit seines Clienten darzuthun. Hier konnte nur von Irrthum, nicht von Verbrechen die Rede sein. Graf Peyronnet, der einst selbst der Advokatur angehört und zwar jener großen Bordeauxer Schule, welche Frankreich so viele bedeutende Juristen und Redner geliefert, glaubte sich selbst vertheidigen zu müssen, und seine südlich lebhafte, doch würdevolle Beredsamkeit verfehlte ihren Eindruck nicht. Keiner der Vertheidiger stellte sich entschiedener auf den politischen Standpunkt als der gewesene Justizminister, der seine staatsmännische Laufbahn, seine politischen Ueberzeugungen und Handlungen, ihren constitutionellen Charakter zu erklären und zu beweisen suchte und mit vornehmem Stillschweigen über die juristischen Fragen hinwegging. Mehr als einer seiner Richter hätte gewünscht, daß er dasselbe

Stillschweigen über seine persönliche Milde und Unbescholtenheit gewahrt hätte: denn der Zweifel an der makellosen Redlichkeit und der humanen Gesinnung aller Angeklagten war, in dem Gerichtssaale wenigstens, nie einen Augenblick rege geworden. Ganz rednerischer, ja fast literarischer Natur war der Erfolg des jungen Anwaltes, den Chantelauze sich gewählt und der hier den Grund zu seiner rhetorischen Berühmtheit legte. Sauzet entwickelte die sophistisch-paradoxale Thesis des Verhängnisses: die von den Fremden eingesetzte Dynastie mußte durch die Logik der Thatsachen bis zum Staatsstreiche getrieben werden. Das Schicksal mußte sie und alle Die ereilen, die ihres Glückes Schiff bestiegen. Von Schuld konnte die Rede nicht sein. Auch Sauzet jedoch wandte nicht alle Mittel der Vertheidigung an, die ihm zu Gebote gestanden hätten, um jetzt einflußreich gewordene Persönlichkeiten nicht zu compromittiren. Ein anderer Südländer aus jüdischer Familie, der achtzehn Jahre später eine bedeutende politische Stellung einnehmen sollte, Crémieux, that heute seinen ersten Waffengang, indem er Guernon-Ranville's Vertheidigung übernahm. Allein die Aufgabe überstieg noch seine jugendlichen Kräfte, und nach vergeblichen Versuchen, seiner Bewegung Meister zu werden, mußte er, der Ohnmacht nahe, aus dem Saale getragen werden.

Während so die Verhandlungen des hohen Hofes ihrem Ende entgegengingen, stieg draußen die Fluth der Leidenschaften, und die Männer, welche es übernommen hatten, durch Ueberredung, nicht durch Festigkeit, der Vernunft, nicht dem Gesetze, Achtung zu verschaffen, fingen fast an, am Erfolge ihres Unternehmens zu verzweifeln. Der Fanatismus der beiden äußersten Meinungen — der legitimistischen und der republikanischen — trieb zu einem Friedensbruche, von dem jede einen Gewinn erhoffte, und die numerische Unbedeutendheit Beider ward reichlich aufgewogen durch die große Masse des niederen Mittelstandes und der Arbeiterklasse, in welchen die Reizbarkeit des celtischen Temperaments weder durch höhere Bildung, noch umfassende Interessen im Zaume gehalten wird.

Die im Grunde gutmüthige Bevölkerung der Hauptstadt hatte sich selber hinaufgeredet in eine Entrüstung des Gerechtigkeitsgefühls, welche herrisch und leidenschaftlich eine Sühne forderte. Der in allen großen Städten lauernde Auswurf des Verbrechens tobte und schürte mit an der wachsenden Gluth. Umsonst erließen Lafayette's beide Civiladjutanten, der Seinepräfect O. Barrot und der Polizeipräfect Treilhard, Tag für Tag beruhigende Manifeste, welche Gerechtigkeit und „Freiheit" versprachen, wenn das Volk nur die Ordnung wahren wollte; umsonst setzte Lafayette seine ganze Popularität ein, verbürgte sich von Neuem für den König, den eingesetzt zu haben er die Verantwortlichkeit auf sich nahm; umsonst verhieß er noch einmal die Verwirklichung des Stadthaus-Programmes: „eines volksthümlichen Thrones, umgeben von republikanischen Einrichtungen", eines Programmes, „das ein Bürgerkönig gewordener Patriot von 1789 angenommen habe". Umsonst erklärt er, daß „Volk und König ihn diesem Vertrage treu finden würden". Die Fluth steigt ohne Unterlaß und droht aus den Ufern zu treten. Der Lärm wird geschlagen: die letzten noch daheimgebliebenen Nationalgarden eilen herbei; doch auch sie sind unzuverlässig. Schon seit Anfang des Prozesses ertönen die Rufe: „Tod den Ministern!" unter den Fenstern des Luxembourg. Jetzt, am sechsten Tage des Prozesses, ergießt sich die Masse — durch das zufällig geöffnete Gitterthor — in den Hof des Palastes. Die Nationalgarde weicht zurück und der Oberbefehlshaber hat nur die Zeit, den Präsidenten des Gerichtshofes von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Die Sitzung wird eiligst aufgehoben und die Pairs verlassen, so unbemerkt sie nur können, den gefährlichen Ort. Einige unter ihnen, die sich durch die Menge wagen, werden beschimpft, ja thätlich mißhandelt. Erst spät am Abend wird die Nationalgarde, deren sicherste Legion Lafayette hier um sich versammelt hatte, Herrin des Bodens.

Die Nacht, welche auf diesen Tag der Aufregung folgte, dem Tage der Entscheidung vorausging, war eine unheimlich bewegte. Truppen und Nationalgarden blieben unter den

Waffen; alle Gesandtschaften erhielten eine Sicherheitswache [1]) — war doch den Völkerfreunden ein jeder hospes ein hostis —; die drohenden Umzüge der Volksmassen erneuerten sich von Stunde zu Stunde; das Luxembourg blieb umlagert und umlärmt. Enthusiastische Dankesergießungen des Königs und des höchstkommandirenden Generals, in denen sich Schmeichelei, Anerkennung und Befürchtung seltsam mischten, mußten die Nationalgarde in ihrer guten Gesinnung befestigen. Der Wortführer der Fortschrittspartei suchte das arme, edle, aber mißleitete Volk mit unwürdigen Angriffen gegen die Leute, welche „auf Kosten des Staates" (des largesses d'un budget énorme) lebten, zu gewinnen [2]) und die gewählte Kerntruppe des Aufstandes, die studirende Jugend, durch Versprechungen und nicht eben würdevolle Unterhandlungen zu entwaffnen. Die beiden Präfecten und der Obergeneral ließen die auf dem Pantheonplatze lärmende Studentenschaft ersuchen, Abgeordnete nach dem Luxembourg zu senden. Diese gelang es, nach weitläufigen und heftigen Erörterungen, durch förmliche Versprechungen einer zukünftigen „freisinnigen" Politik nicht nur zu beruhigen, sondern auch für die Sache der Ordnung zu gewinnen. Bald zogen die Schaaren der jungen Politiker, stolz, alten Staatsmännern und hohen Würdenträgern des Königreiches ihre politischen Anschauungen aufgezwungen zu haben, mit der Devise: „Oeffentliche Ordnung!" durch die aufgeregte Volksmenge. Die Stimmung, in welcher sich der hohe Gerichtshof unter solchen Umständen am 21. Dezember versammelte, konnte nur eine gedrückte sein, und nach wenigen Worten der Anklage und der Vertheidigung zog sich die Versammlung zurück, um ihr Urtheil zu fällen. Es mochte kurz nach Mittag sein. Wenige Stunden nachher, beim Herannahen der frühen Dezembernacht, stiegen die Angeklagten in den im innern Hofe des Palastes bereitstehenden Wagen,

1) S. Depesche de Sales' vom 24. Dezember (A. T.).

2) Worte O. Barrot's in der Deputirtenkammer am 20. Dezember, die aber erst am Morgen des 21. durch den „Moniteur" und die andern Zeitungen an ihre Adresse kamen.

fuhren langsam durch die Reihen der Nationalgarde, dann rasch unter der Bedeckung einer Schwadron Dragoner und Graf Montalivet's Begleitung auf Umwegen nach Vincennes. Um sechs Uhr zeigte ein Kanonenschuß dem König an, daß die gestürzten Minister in Sicherheit waren. Als aber die Nachricht dieser Entführung durch die Nationalgarde in die aufgeregte Volksmenge drang, kannte die um ihre Beute betrogene Wuth keine Grenzen mehr. Von überall her drangen zornerfüllte Schaaren nach dem Luxembourg. Arago's Sohn, ein junger Republikaner, tritt an die Spitze einer Compagnie Nationalgarde den drohenden Haufen entgegen und wird mit Hohn empfangen. Bald folgen Thätlichkeiten den höhnenden Worten. Steinwürfe, Messerstiche, Pistolenschüsse, wenn auch noch vereinzelt, scheinen den Ausbruch des Kampfes unvermeidlich zu machen. Da zeigt sich der greise Obergeneral, der Abgott des Volkes, selbst. Umsonst, seine Stimme wird übertäubt von der lärmenden Wuth: seinen beschwichtigenden Worten wird mit rohen Schimpfreden geantwortet. An einem andern Punkte der Stadt wird seine Büste vom Pöbel gesteinigt [1]). Nur das plötzlich ausgestreute falsche Gerücht, daß die Pairs ein Todesurtheil gefällt, beruhigt auf Augenblicke die tobende Menge und wüste Triumphgesänge erfüllen die Luft. Doch dieß konnte nur ein kurzer Zwischenakt des widerlichen Schauspieles sein. Bald mußte man erfahren, daß nicht einmal das einzige Opfer, das selbst Mitglieder des hohen Gerichtshofes der Volkswuth bringen zu müssen glaubten [2]),

1) Es herrscht eine große Verwirrung in den meisten Darstellungen dieser Ereignisse. Selbst O. Barrot, dessen Brief an Sarrans vom Jahre 1832 (wieder veröffentlicht in den Mémoires I, 192 sqq.) beinahe allen Berichten zu Grunde liegt, ist nicht genau in den Daten. Louis Blanc, Capefigue, Nouvion verwechseln unaufhörlich die Vorkommnisse des 20. mit denen des 21. und 22., und umgekehrt. Nur die Tagesblätter entscheiden über das Wann, wenn auch nicht über das Wie der verschiedenen Vorfälle.

2) S. E. Daudet (Le ministère d. M. de Martignac, p. 370. 371), dessen Berichte auf unveröffentlichten, authentischen Mittheilungen beruhen.

fallen werde. Erst um zehn Uhr Abends hatten die Richter ihre Berathungen beendigt und konnte der Vorsitzende in dem fast entleerten Saale das Urtheil verlesen, das alle Angeklagten zu lebenslänglichem Gefängnisse, den Fürsten Polignac überdieß zum bürgerlichen Tode verurtheilte. Den Erfordernissen der Politik, wenn nicht der Gerechtigkeit, war genuggethan.

Noch am selben Abende verbreitete sich die Nachricht in der Stadt. Aufrührerische Banden eilten sofort nach dem Louvre, sich der Artillerie der Nationalgarde zu versichern, deren Mannschaft zum großen Theil republikanisch gesinnt, deren Offiziercorps anerkannte Häupter der Partei, wie Bastide und Cavaignac, in sich schloß. Man fand die Thore geschlossen, während im Innern des Hofes die in sich getheilte Bürgertruppe einander grollend und zum Ausbruch bereit gegenüberstand, nur im Schach gehalten durch die hinter ihr aufgestellte Linie. Auf den meisten anderen Punkten hatte die übermüdete Bürgerwehr sich zur Ruhe begeben. Die Studentenschaft blieb ihrem Versprechen treu und gesellte sich nicht zu den Aufwieglern. So ging die Nacht ohne Ruhestörung und Blutvergießen vorüber, und am Morgen des nächsten Tages (22. Dezember) hatte sich die achttägige Aufregung hinlänglich erschöpft, um, trotz einzelner Manifestationen, Entfaltung der Trauerfahne u. s. w., einen ruhigen Tag zu versprechen. Schon glaubten auch die Unterhändler des vorhergehenden Tages die Bedingungen ihres Vertrages fordern zu dürfen: „Der König, unser Erwählter, Lafayette, Dupont (de l'Eure), Odilon Barrot, unsere Freunde ... haben sich auf ihre Ehre verpflichtet, die Freiheit, die man uns abfeilscht, und die wir im Juli baar bezahlt, vollständig zu organisiren", verkündigten die jugendlichen Politiker der Universität, und Barrot schlug den Deputirten vor, sie durch ein ausgedehnteres Wahlrecht und Neuwahlen zu befriedigen, den noch drohenden Aufruhr zu beschwören. Indessen wälzte sich der Zug der Studentenschaft, dem Tausende von Arbeitern folgten, nach dem Palais Royal, und eine Deputation der

drei Schulen, die seit den Julitagen so populären jungen Polytechniker an ihrer Spitze, ward vom Könige mit schmeichelndem Lobe und noch schmeichelhafterer Vertraulichkeit empfangen, ganz versöhnt und frohlockend entlassen. Kurz darauf stieg der Monarch zu Pferde, der Nationalgarde persönlich seinen Dank abzustatten und ward überall mit freudiger Zustimmung empfangen. Auch die Obrigkeiten, vor Allen der Obergeneral und die beiden Präfecten, ließen es an Glückwünschen und Dankesergießungen nicht fehlen; die Kammer endlich beschloß am folgenden Tage (23. Dezember) der Nationalgarde wie der Studentenschaft eine feierliche Anerkennung der geleisteten Dienste zukommen zu lassen. Die drei Schulen — polytechnische, medizinische und juristische — antworteten mit drei beleidigenden Protestationen, in denen sie den Dank der Landesvertretung trotzig zurückwiesen und die „Einrichtung der Freiheit" (l'organisation de la liberté) verlangten, womit ein Ministerium Barrot, Neuwahlen, Auflösung des Oberhauses, Eroberung der Rheinprovinz u. s. w. gemeint waren. „Alles ist für die öffentliche Ordnung geschehen", proklamirte selbst Lafayette; „unser Lohn ist: zu hoffen, daß Alles für die Freiheit geschehen wird."

V.

Die Gefahr war vorüber, und wohl mochte sich der greise General das Verdienst zuschreiben, sie beschworen zu haben. Er, „der im Juli den Thron errichtet, hatte ihn im Dezember vor dem unvermeidlichen Sturze bewahrt" [1]), freilich um keinen geringen Preis, denn das Julikönigthum hatte mit der Revolution parlamentirt, es hatte sich von der Schuljugend Bedingungen vorschreiben lassen, es hatte dem Aufstande Versprechungen, wenn nicht gemacht, so doch stillschweigend machen lassen und das Abläugnen dieser geleisteten Versprechungen Seitens des Kö-

1) Worte O. Barrot's in jenem öfter angeführten Briefe, a. a. O. S. 197.

nigs und des Ministerpräsidenten, die Verläugnung Lafayette's und seines vielredenden Freundes konnten an der Thatsache Nichts ändern. Nicht umsonst hatte Lafayette an jenen Vertrag erinnert, welcher der Kronannahme vorausgegangen war [1]); wollte man die Erneuerung dieses Vertrags nicht anerkennen, so war keine Zeit zu verlieren, und in der That, schon am 23. enthielt die Amtszeitung eine Erklärung, derzufolge „die Regierung keinerlei Versprechungen gemacht habe". Dasselbe wiederholte der Ministerpräsident noch am selben Tage vor der zweiten Kammer, schrieb der König an Lafayette, und der Ton, in dem der Monarch dem General jetzt schrieb, war beträchtlich kühler als der, in welchem er im August und September seinem „theuersten Freunde", dem Patriarchen der ruhmreichen Revolution", dem „Veteranen der Freiheit", geschrieben hatte [2]). Doch begnügte man sich dießmal keineswegs damit, die Männer zu verläugnen, von denen man sich retten zu lassen nicht verschmäht hatte; man suchte sich der Unbequemen sofort zu entledigen, und schon am folgenden Tage, 24. Dezember, bot sich die erwünschte Gelegenheit.

Die Kammer berieth gerade den ministeriellen Gesetzesentwurf über die Bürgerwehr, der bis jetzt keinerlei Stürme hervorgerufen, obschon er mehr im Sinne der Fortschrittspartei, als der Kammermehrheit abgefaßt war. Ein vom Ausschuß eingebrachter Verbesserungsvorschlag enthielt den gefährlichen Zündstoff: die Abschaffung des Obercommandos über alle Nationalgarden des Königreiches, welches der Volksheld seit dem 31. Juli innehatte. Natürlich ward die Maßregel jedes persönlichen Charakters entkleidet, als eine Principien-

1) Barrot's neueste Beweisführung (a. a. O. I, 121 ff.), daß jener Vertrag implicite, wenn auch nicht explicite zwischen dem Stadthaus einerseits, der Kammer und dem König andererseits, abgeschlossen worden, läßt keinen Zweifel mehr über die Sache.

2) Schon früher hatte der König den Eingeweihten nicht verhehlt, „que les ménagements exagérés pour M. de Lafayette ne dureraient que jusqu'à la fin du procès des ex-ministres". Depesche Werther's vom 10. November (A. B.).

Erklärung hingestellt, welche erst nach Monaten ihre praktische Anwendung finden werde, wenn das umfassende Gesetz in beiden Häusern vollständig durchberathen und vom Könige genehmigt sei. Bis dahin werde ja auch wohl die nur durch die Umstände gebotene, von dem jetzigen Inhaber selbst als „gefährlich", ja als „unverträglich mit den Einrichtungen einer constitutionellen Monarchie" [1]) bezeichnete Gewalt nicht mehr nöthig sein. Umsonst meldete Laffitte des Königs Absicht, dem Dictator auch nach Ablauf seiner Dictatur den Ehrentitel eines Obergenerals zu gewähren. Lafayette fühlte den gegen ihn gerichteten Schlag darum nicht minder und die Verwerfung der von der Linken zu seinen Gunsten eingebrachten Anträge mußte ihm beweisen, daß er die Gesinnungen der Mehrheit richtig beurtheilte. Er reichte sofort seine Entlassung ein und die Stadt blieb ruhig, obschon die republikanischen Artillerieoffiziere der Nationalgarde Nachts zuvor förmlich ihre Absicht erklärt hatten, zu den Waffen zu greifen, wenn der volksthümliche Befehlshaber nicht am Commando bleibe [2]). Der König war oder schien überrascht von Lafayette's Entlassungsgesuch, auf das er wenige, eilige Zeilen antwortete, mit der Bitte, Nichts zu entscheiden, ehe er mit ihm geredet (25. Dezember). Der General begab sich in's Palais Royal, aber die Ueberredungskunst des Monarchen fand ihn unerbittlich [3]). Er fühlte, er sei „eine Art undurchsichtigen Körpers, welchen ein unsichtbarer, aber darum nicht weniger wirklicher Auftrag zwischen den König und die Nation geschoben habe", und wolle dieß Hinderniß aus freien Stücken zurückziehen [4]). Im Grunde

1) Lafayette's Tagesbefehl vom 31. Juli und seine Kammerrede vom 27. Dezember. Der Berichterstatter, Ch. Dupin, citirte in der Debatte wörtlich das ähnliche Urtheil, das Lafayette schon 1792 ausgesprochen hatte.

2) S. V. de Nouvion a. a. O. II, 147.

3) S. Guizot a. a. O. II, 157 und Lafayette's Brief vom 12. Juli 1832 im XII. Bande, S. 234, seiner Mémoires etc.; auch Sarrans a. a. O. II, 131 ff.

4) S. Lafayette, Mémoires etc. XI, 393 Anm. und XII, 234.

wollte er Alles oder Nichts, und das Commando über die Pariser Garde allein verschmähte er. Nicht glücklicher waren Laffitte und Montalivet, die der König Tags darauf zum General sandte; erst als der Minister des Innern sich ein zweites Mal zu ihm begab und ihn drängte, ließ er sich ihm und einigen Freunden der Kammer gegenüber dazu herab, seine Bedingungen zu machen: nur wenn das Stadthausprogramm verwirklicht, d. h. die Pairskammer aufgelöst und durch eine volksthümliche Versammlung ersetzt, ein neues Wahlgesetz für die zweite Kammer votirt würde, alle Minister gemäßigter Partei aus dem Rathe der Krone ausschieden — könne und werde er nachgeben. Die Ernennung Graf Lobau's (General Mouton) zum Obercommandanten der Pariser Bürgerwehr war die Antwort auf dieses Ultimatum. Trotz aller höflichen Redewendungen in des Königs Abschied von Lafayette und in dessen Lebewohl an seine „Waffenbrüder" war der Bruch ein vollständiger und unheilbarer.

Dupont (de l'Eure) fühlte es wohl, und seine Entlassung folgte unverzüglich dem Abtreten seines alten Freundes. Auch der nicht minder zum Republikanismus hinneigende Polizeipräfect Treilhard, welcher im November bei der Uebernahme des Ministeriums durch Laffitte an des gemäßigten Girod Stelle berufen worden war, ward am selben Tage (26. Dezember) von seiner einflußreichen Stelle entfernt, freilich um dem nicht viel weniger fortschrittlich gesinnten Unterstaatssecretär des Innern, Baude, Platz zu machen. Die Entlassung Taschereau's, des republikanischen Generalsecretärs des Seinepräfecten, ward angenommen, während dieser selbst sich leicht vom Könige überreden ließ, für's Erste noch auf seinem Posten auszuharren [1]). Die Auflösung des gefährlichen Corps

1) Wir finden in der That im Anhang zu seinen Mémoires (I, 596) seinen Brief vom 28. Dezember 1830 an den König wörtlich abgedruckt, worin er um seine Entlassung einkommt, die dieser nicht annahm. Dagegen sagt er in der Erzählung selber (1, 198), „er habe geglaubt, seine Entlassung nicht einreichen zu müssen". Dieser Widerspruch, den der Herausgeber durch Nichtabdruck jenes Briefes hätte vermeiden können,

der Nationalgardeartillerie (31. Dezember) unter dem Vorwande einer Umgestaltung, vollendete die Operation. Bei Jahresschluß, kaum acht Tage nach der Verurtheilung der Minister Karl's X., welche den Sieg der Revolution hatte befestigen sollen, war die Revolution ihrer festesten Stellungen im Staate beraubt.

War es ein erwachendes Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit und des Mißtrauens in den Edelmuth und die Weisheit des Volkes von Paris, war es eine Regung der Eifersucht auf den unbequemen Protector, der Ungeduld mit seinem unbequemeren mürrischen Freunde im Ministerrath, was Laffitte in dem Conflicte mit Lafayette und Dupont auf die Seite des Königs, der gemäßigten Minister und der Kammermehrheit getrieben? Vielleicht Beides zugleich. Der heitere, leichte Lebemann, der an der Spitze der Geschäfte stand, gehörte zu den selbstzufriedenen Leuten, denen die allzu große Selbstzufriedenheit Anderer störend in den Weg tritt und die, wenn auch nicht rücksichtslos genug eine solche Störung selber zu beseitigen, doch nicht ungerne sehen, daß sie beseitigt werde. Ganz anderer Natur war die Eitelkeit Lafayette's; sie konnte angreifend, gefährlich sein, wie's die Geschichte der ersten Revolution nur zu schlagend bewiesen hatte. Die Eitelkeit aber hatte dem Manne sein langes Leben über statt der Ueberzeugung und des Charakters gedient. Sie machte die Einheit seines Wesens aus. In ihr fanden der Edelmann und der Revolutionär, der Idealist und der Skeptiker, der Ehrgeizige und der Uneigennützige, die nebeneinander in ihm lebten, ihr Band und ihre Vermittelung; denn es fehlte dem kindlich-aufrichtigen Helden keineswegs an einer gewissen Schlauheit; dazu war seine scharfe Zunge auch unter den Freunden nicht wenig gefürchtet, und er brachte dem vielköpfigen Souverain der Straße

freilich auf Kosten der historischen Wahrheit, zeigt übrigens, was von jenem Berichte Barrot's an Sarrans vom Jahre 1832 zu halten ist, der fast allen Geschichtsschreibern als ausschließliche Quelle über die Ereignisse des 14. Februar und der folgenden Tage gedient hat.

die ausgesuchten Formen des Höflings entgegen. Obschon es ihm an natürlichem Talente sicher nicht mangelte, so waren seine politischen Gedanken so unpraktisch und oberflächlich, als seine Ziele unklar waren; aber er hielt an denselben mit einer Zähigkeit fest, die einen gewissen Schimmer um sie verbreitete, ihnen eine große Gewalt verlieh, wenn auch diese Zähigkeit nur in dem Wunsche, folgerichtig zu scheinen, ihren Grund haben mochte. Ihm galt es in der That, weniger zu sein als zu scheinen: aber dieß Bedürfniß war ein herrisches, es suchte rücksichtslos seine Befriedigung. Der Gedanke, zu mißfallen, von der öffentlichen Meinung falsch oder auch nur hart beurtheilt zu werden, war dem Manne, der nur in der Sonne der Volksgunst voll zu athmen vermochte, geradezu unerträglich, während das Gefühl, als der redlichste, gesinnungstüchtigste und edelmüthigste, zugleich aber auch als der liebenswürdigste und ritterlichste der Volksmänner und doch nicht als Dupe (getäuschter Gimpel) zu erscheinen, für ihn der höchste Ehrgeiz war und ihn, wie zu Großthaten der Selbstaufopferung, so zu den bedenklichsten Schritten der Insubordination verleiten konnte. Einem solchen Manne, mit allem Zauber einer einnehmenden Persönlichkeit ausgestattet, dem das Ansehen des Alters und der Geburt, der Ruhm eines „Helden zweier Welten" und das Märtyrerthum der Gefangenschaft in der Fremde, die Einheit eines langen Lebens und die Glorie, jetzt eben einen König eingesetzt und gerettet zu haben, eine so unerhörte Macht über die Gemüther gaben, — einem solchen Manne wäre es mehr als Leichtsinn gewesen die ungeheuere militärisch-politische Machtstellung zu lassen, die er noch eben besessen hatte; denn wenn ihm der Geist und der Wille fehlten, Großes zu vollbringen, so lag die Gefahr nahe, daß eine solche Natur mit solchen Mitteln auch ohne Absicht unberechenbares Unheil anrichte.

VI.

Mit Lafayette's Abtreten von der Bühne war die politische Welt von einem Alpdrucke befreit. Laffitte's Aufgabe aber war darum nicht wesentlich erleichtert: denn es galt nun, allein, fast ohne jede Stütze, die Sache der Bewegung weiter zu führen, die Folgerungen der Julirevolution zu ziehen, d. h. den gefährlichen Instinkten der Nation in der äußeren Politik zu schmeicheln, ihnen bis zu einem gewissen Grade nachzugeben und doch dem Lande den Frieden zu erhalten; im Innern die ungestümen Forderungen der vorwärtstreibenden Demokratie zu befriedigen, ohne die Ordnung preiszugeben, ohne das Ansehen der höchsten Regierungsgewalt zu gefährden, ohne die Werkzeuge des Regierens aus der Hand zu lassen, und das Alles, während er weder der Krone noch der Volksvertretung recht sicher sein konnte, die zuverlässigen Gesinnungsgenossen aber in's feindliche Lager übergingen. Gesetzgebung und Verwaltung tragen die Spuren dieser ungewissen Stellung. Das Gesetz über die Reorganisation der Bürgerwehr ward theils im Sinne der conservativen Mehrheit verändert, indem der Volksbewaffnung ihr national-militärischer Charakter benommen und eine gemeinde-polizeiliche Rolle angewiesen ward; theils im Sinne der Fortschrittspartei verschärft, indem die Ernennung der Offiziere, den Major inbegriffen, der Wahl der Gemeinen überlassen wurde. Dasselbe Schwanken zwischen conservativen und fortschrittlichen Tendenzen war in den Berathungen über Zeitungsstempel und Caution und über das Geschwornengericht zu bemerken, welches indeß gestärkt und unabhängiger von dem Berufsrichterthum aus den Debatten hervorging. In den Finanzfragen zeigte sich die Mehrheit der zweiten Kammer und das Oberhaus zäher und widerstrebender. Thiers' Gesetzentwurf, welcher, um den Credit des Staates zu heben, eine Anleihe in nächster Zukunft möglich zu machen, die Schuldentilgungsmethode umgestaltete, ward bis zur Unkenntlichkeit entstellt und endlich vom Minister, der seinen Unterstaatssecretär treulich deckte, ganz zurückgezogen. Ein

zweiter Vorschlag, welcher für gewisse allzu ungleich vertheilte Steuern die direkte Erhebung durch den Staat an Stelle der Austheilung und Erhebung durch die örtlichen Behörden setzte, ward als eine beunruhigende Maßregel, wenn nicht geradezu verworfen, doch gänzlich verändert und thatsächlich unanwendbar gemacht. Der Vorschlag einer Civilliste von achtzehn Millionen kam nicht zur Berathung, weil der Ausschuß die Summe zu hoch gegriffen fand und der Ministerpräsident selber bei dem ersten Anschein einer Opposition seine unpopulären Forderungen herabstimmte. Auch die ewige Frage der Gemeindeverfassung ward wieder einmal vor das Haus gebracht und in einem gemäßigten Sinne gelöst; es waren die Ideen Martignac's, des trefflichen Ministerpräsidenten von 1828, welche ihrerseits an die ersten Reformversuche Decazes' von 1816 bis 1820 anknüpften, die hier wieder aufgenommen wurden, nachdem sie zwei Jahre vorher durch eine Coalition der äußersten Parteien gegen den freisinnigen Minister beseitigt worden waren: wie denn überhaupt die Restauration von allen Regierungen Frankreichs die entschiedenste Neigung an den Tag gelegt hatte, die jacobinisch-imperialistische Centralisation der Verwaltung allmählig in eine mehr örtliche Selbstregierung hinüberzuleiten, freilich in höchst langsamen und schüchternen Schritten. Die Befugnisse der Gemeinderäthe blieben dieselben, ja sie wurden eher noch beschränkt. Alle Beschlüsse blieben dem Veto des Präfekten unterworfen. Alle Initiative zu Vorschlägen wie zu Einberufungen blieb diesem vorbehalten. Das neue Gesetz erweiterte nur den Kreis der Wähler und zwang die Regierung, die Magistrate im Schoße der erwählten Gemeinderäthe zu suchen, ließ ihr aber das Recht, sie ohne Weiteres wieder abzusetzen. Mehr wagte man nicht zu thun und damals, wie vierzig Jahre später, siegte die Furcht vor aristokratischem Einflusse über die Furcht vor Mißbrauch der Staatsgewalt.

Damit war jedoch die politische Gesetzgebung der ersten Session noch nicht beendet. Von der Bewegungspartei gedrängt, entschloß sich Laffitte zwar schon früh im Winter zur

Kammerauflösung, ja er war schwach genug, dieselbe schon Mitte Februar, als er in Folge unerhörten Straßenunfugs, den er nicht zu verhindern gewußt, von der Mehrheit zur Rede gestellt wurde, laut anzukündigen; doch sollte erst das neue Wahlgesetz, nach dem die nächste Versammlung zu wählen sei, berathen werden. Der betreffende Vorschlag, der sich an Martignac's Vorlagen von 1829 anschloß, obschon weit entfernt demokratischen oder auch nur rationalistischen Forderungen zu entsprechen, war immerhin eine Verbesserung, verglichen mit dem bis dahin giltigen Wahlgesetze. Er verdoppelte die Zahl der höchstbesteuerten Wähler, welche freilich noch ein kleines Häuflein in der Nation bildeten (188,000 anstatt 94,000), indem er den Census von dreihundert auf zweihundertundvierzig Franken directer Steuern herabsetzte; einige Tausend neue Wähler sollten auch die Kreise der unbemittelten Bildung liefern. Der Census der Wählbarkeit ward auf die Hälfte herabgesetzt, vor Allem die unnatürliche Wahl nach Candidatenlisten, welche von der Revolution ersonnen, von der Reaction ausgebeutet worden, machte der naturgemäßen, in allen constitutionellen Ländern der Welt bräuchlichen Wahl nach Wahlbezirken Platz, wo denn auch das örtliche Interesse zur Sprache kommen, der Wähler seinen Gewählten kennen konnte. Nur mit Widerstreben vom König, der dadurch die Grundfesten der Gesellschaft gefährdet sah, genehmigt [1]), heftig angegriffen von den vereinigten Legitimisten und Republikanern, welche ein weit ausgedehnteres Stimmrecht befürworteten, in allen Einzelheiten und Ausführungsbestimmungen von dem Ausschusse der Kammer abgeändert, ward diese Vorlage von der Versammlung selber noch im conservativen Sinne abgeschwächt. Die meisten Capacitäten — so nannte man die studierten Leute — wurden ausgeschlossen, die Zahl der Wähler von 188,000 auf 166,000 herabgesetzt. Doch sollte das ganze Gesetz, Dank der von dem Oberhause darin eingeführten Abänderungen,

1) S. die Unterredung O. Barrot's mit Louis Philipp, in Barrot's Mémoires I, 218.

später noch einmal an die Kammer zurückkommen. Jetzt hatte die Regierung, nur von der Linken unterstützt, den Wünschen der Mehrheit unbedenklich nachgegeben, welche in der That, bei der Abwesenheit aller festen Leitung von Oben, selber die Leitung der Dinge in die Hand genommen hatte.

VII.

Nicht alles politische Leben war in den Sälen des Luxembourg und des Palais Bourbon eingeschlossen. Auch auf der Straße und im Stadthause zitterten die heftigen Schwingungen des vorigen Jahres noch nach. Der parlamentarische Führer der Opposition, Odilon Barrot, war noch an der Spitze der Stadtverwaltung, und seine Schützlinge, die Studierenden, hatten noch nicht abgedankt. Der neue Unterrichtsminister — Mérilhou hatte bei Dupont's Austritt das Justizministerium übernommen — suchte dem Unfuge zu steuern, der schon aus der Sorbonne und dem Polytechnicum in die Gymnasien gedrungen war, indem er gesetzliche Bestimmungen der Restaurationszeit in Erinnerung brachte. Der Warnung folgte ein leidenschaftlicher Protest der Jugend, dem Proteste eine Ladung der jungen Unterzeichner vor den akademischen Senat. Die Sitzung des Schulrathes aber ward von der tobenden Jugend unterbrochen (22. Januar), die Mitglieder verjagt, die Stühle zertrümmert, die Akten zerrissen, der Unterrichtsminister, der herbeieilte, verhöhnt, und die städtische Polizei blieb unsichtbar. Die demokratische Presse nahm selbstverständlich Partei für die Studenten und schürte das Feuer. Es sollten keine drei Wochen vergehen, so war der aufgeregten Jugend eine treffliche Gelegenheit geboten, ihren Muth zu kühlen.

Daß die legitime Dynastie nicht aus dem Boden Frankreichs hatte gerissen werden können, ohne tausende von Wurzeln mit zu zerreißen, liegt auf der Hand. Daß alle diese Fasern noch zuweilen schmerzlich zuckten, lag in der Natur der Dinge, und es war im Interesse der neuen Regierung, die Vernarbung aller dieser Wunden auf jede mögliche Weise

zu fördern. So lange indeß die unbefriedigte Revolution noch einen Fuß in dieser Regierung hatte, war nicht an eine Politik heilender Beruhigung, nicht an eine That rettender Energie zu denken. Noch wagte das Julikönigthum nicht, offen mit der Revolution zu brechen, die conservativen Interessen um sich zu sammeln und mit vereinter Macht den gegnerischen Parteien entgegenzutreten. Und doch war der einzige Augenblick, es mit Erfolg zu thun, der gegenwärtige. Noch waren die Parteien nicht organisirt, hatten keinen Kriegsplan, keine Mittel, und noch waren Legitimität, Kaiserreich, Republik selber mehr unklare Wünsche, Sympathien und Ideale als bestimmte Programme.

Für's Erste galt's nur den Sturz des verhaßten Usurpators, der alle drei um den Besitz der höchsten Gewalt betrogen. Jede Unruhe, die diesen Sturz im Gefolge haben könnte, war erwünscht. Was am Tage nach der Niederlage geschehen solle, überließ man der Eingebung des Augenblicks und dem Zufall, indem ein Jeder für sich hoffte. Jugendlicher Leichtsinn und die Aufregung, welche die bewegten Ereignisse der letzten Monate im Gefolge führten, übersahen die Gefahren wie die Unberechtigtheit solcher Bestrebungen, und ein bewußtes Einverständniß bestand nicht; denn noch war der Haß gegen Adel und Kirche, welcher den Sturz der Monarchie herbeigeführt, zu lebhaft, um eine solche ausgesprochene Coalition zuzulassen. Noch hatte das liberale Bürgerthum seine Bekehrung zum Glauben nicht bewerkstelligt, und seine anti-religiöse Stimmung war noch ein mächtiges Band, das es an die Revolutionspartei fesselte. Die Anhänger der gestürzten Dynastie dachten nicht daran, vorsätzlich einen Ausbruch herauszufordern, noch war dieser Ausbruch Seitens der Revolutionäre ein vorbedachter. Der Brennstoff lag da, ein Funke konnte ihn entzünden, und die Regierung that Nichts, um ihn zu entfernen, ihn zu löschen. Ein entschiedenes Eingreifen hätte auch dießmal das Unheil verhüten können; aber so lange die Leitung des Staatsministeriums und der Stadtverwaltung in den Händen von Männern war, welche die Forderungen der Revolution für berechtigt

hielten, diese nicht entwaffnet zu sehen wünschten, war an ein solches Eingreifen nicht zu denken.

Schon am 21. Januar hatten die treuen Anhänger des Hauses Bourbon in fast allen Kirchen der Hauptstadt den Jahrestag von Ludwig's XVI. Hinrichtung durch Trauergottesdienst gefeiert, ohne irgend welchen Anstoß zu erregen. Dadurch ermuthigt, suchten sie wenige Wochen später, am Todestage des Herzogs von Berry, der am 14. Februar 1820 unter dem Messer des Mörders gefallen war, ihrer Anhänglichkeit und Treue einen etwas lauteren Ausdruck zu geben. Die Feier, welche mit dem letzten Carnevalstage zusammentraf, ward in den Zeitungen angezeigt. Auf den Wunsch des Cultusministers versagten der Erzbischof von Paris und der Pfarrer der Kirche St. Roch diese Kirche. Offen erklärten die Anordner des Trauerfestes ihre Absicht, dasselbe nun in St. Germain l'Auxerrois, gegenüber dem Louvre, zu begehen. Nichts war leichter, als es zu verhindern [1]). Die Feier aber fand statt und ging ruhig vorüber, obschon die von den mit Wappen geschmückten Wagen angezogene Menge sich um die Kirche drängte und durch ein drohendes Gemurmel ihren Empfindungen Luft gab. Als einer der Theilnehmer, ein junger Nationalgardist, an dem Katafalke des Herzogs das Bild seines unmündigen Sohnes, Heinrich's V., im Königsmantel anheftete und es mit einem Immortellenkranze krönte, ward

1) Louis Philipp warf später die Schuld auf den Erzbischof, und noch sieben Jahre später klagte er dem Marquis Brignole (s. dessen Depesche an Solar della Margarita vom 31. August 1838, A. T.): „Que c'est le refus fait par lui (l'archevêque), ou par son clergé le 13 Février 1831 de défendre le service solennel pour le duc de Berry, — — — qui a été cause de la dévastation de St. Germain l'Auxerrois, de la destruction et du pillage de l'Archevêché et de la nécessité (sic) où je me suis trouvé de supprimer moi-même les fleurs de lys dans mes armes." Der Erzbischof hatte sich nie einer solchen Weigerung schuldig gemacht. (S. den Brief des Cultusministers an den Minister des Innern über seine Unterredung mit dem Erzbischofe am 13. Februar (Capefigue a. a. O. VII, 32) und die Erklärungen Barthe's in der Kammer.

das Murren des in den Tempel gedrungenen Volkes, meist Arbeiter und Studenten, lauter und drohender. Mit Mühe gewannen die Leidtragenden ihre Wagen, verfolgt und gedrängt von den Eindringlingen, hinter denen sich die Gitter der Kirche schlossen. Zu spät sah die Menge, daß sie sich ihre Beute hatte entgehen lassen, und warf sich auf einen jungen Mann, dessen schwarze Kleidung hinreichte, ihn den Wüthenden als einen Jesuitenfreund zu bezeichnen. Nur mit Mühe rettete der herbeigeeilte Polizeipräfect Baude den Unglücklichen vom sicheren Tode. Auch dieses Opfers beraubt und um doch an Etwas seinen Zorn auszulassen, drang das Volk in das nebenstehende Pfarrhaus und plünderte es; der greise Priester, der die Messe gelesen, derselbe, der einst Marien Antoinetten bei ihrem Tode beigestanden, entkam der Wuth. So stürzte man sich zurück auf die Kirche: die Gitter wichen dem Drucke und ein strömte die tobende Menge. Altäre und Kreuze werden umgestürzt, die heiligen Bilder durchlöchert, die Statuen, die gemalten Fenster zerbrochen; man dringt in die Sakristei, die Aufrührer schmücken sich mit den Priestergewändern, die Gegenstände des Gottesdienstes werden im Triumphe hinausgeschleppt, in die Seine geworfen. Dann geht's an ein Herunterreißen des liliengeschmückten Kreuzes, das auf der Spitze der Kirche glänzte, und einer der Bürgermeister der Stadt brachte Ordnung in die Unordnung, indem er Befehle gab, das Kreuz kunstgerecht herunterzunehmen. Krachend und die Orgel der Kirche zertrümmernd stürzte es herunter. Umsonst suchte der volksthümliche Polizeipräfekt durch seine Ueberredungskunst den Sturm zu beschwören, dessen Ausbruch er nicht zu verhindern gewußt hatte [1]). Selbst die einbrechende Nacht setzte der Zerstörungswuth noch keine Grenze. Lärmende Banden durchzogen die Straßen, zertrümmerten die Laternen, bedrohten das Haus des bekanntesten Jesuitenfeindes und Orleanisten Dupin: — so

1) Er war von seinem Chef, dem Minister des Innern, im Voraus benachrichtigt und beauftragt worden, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um jeden Ausbruch zu verhindern.

weit war man schon vom ursprünglichen Vorwande der Demonstration entfernt. Wohl ließ die Obrigkeit Nichts unversucht, um die aufgeregten Haufen, gegen die sie nicht mit Gewalt einzuschreiten wagte, durch Zugeständnisse zu gewinnen. Der Polizeipräfekt, nicht zufrieden, in einem Maueranschlage die Legitimisten anzuklagen, daß sie „unter dem Schutze der Freiheit, welche die Gesetze verbürgen, die Einrichtungen, die das Volk erobert habe, umstürzen" wollten, erließ selbst Verhaftungsbefehle gegen den an Allem schuldlosen Erzbischof und gegen bekannte Adelige, welche an dem Trauergottesdienste Theil genommen [1]).

Mit dem „Volke", dessen „gerechtfertigte Entrüstung" das Amtsblatt anerkannte, ward auf's Gütlichste unterhandelt. Zum Schutze des erzbischöflichen Palastes, den man laut als das Ziel der Demonstration bezeichnete, geschah nichts Wirksames. Der Seinepräfekt begnügte sich, an diesen wie an andere bedrohte Punkte Nationalgarde zu senden. Als gegen neun Uhr Morgens — es war gerade Fastnacht — die überwachte Masse der Aufrührer sich nach der Wohnung des Erzbischofs wandte, traf sie auf keinen Widerstand; ein Bataillon

1) Baude erklärte selber auf der Tribüne, daß er einen Irrthum begangen, indem er einen Verhaftsbefehl gegen den Erzbischof erlassen. Viel ausdrücklicher noch war die Erklärung, die er am 19. Februar dem Bruder des Erzbischofes einhändigte, „um das Uebel wieder gut zu machen, das er, ohne es zu wollen, dem Erzbischof zugefügt". Nach „der allergenauesten Untersuchung" habe er gefunden, daß „der Erzbischof weder mittelbar noch unmittelbar etwas mit dem unglücklichen Ereignisse zu thun gehabt und daß, wenn es von ihm abgehangen, er es verhindert hätte". Endlich sei für ihn „aus den zahlreichen Nachforschungen, die er angestellt, der klare Beweis hervorgegangen, daß seit mehr als drei Jahren — eine Grenze, über die hinaus er unnütz gefunden habe seine Nachforschungen fortzusetzen — der Erzbischof allen politischen Combinationen vollständig fremd geblieben und sich ausschließlich auf die Pflichten und Tugenden seines Standes beschränkt habe". (Das merkwürdige Document, dessen sich der Bruder des Erzbischofs öffentlich nicht bedient zu haben scheint, ist in extenso einer Depesche des sardinischen Gesandten de Sales an den Minister de la Tour vom 25. Febr. 1831 beigefügt. [A. T.])

Bürgerwehr, befehligt von Arago's Sohne, den das Volk, trotz seiner republikanischen Gesinnungen, in die Seine zu werfen Miene machte, gab sofort nach und in einer Minute war der Palast von der eindringenden Horde überschwemmt, geplündert, Alles, was nicht niet- und nagelfest war, zertrümmert und zerrissen. Bücher und Papiere, Möbel und Schüsseln wurden in den Fluß geworfen und auf der Brücke tanzte der Pöbel in den reichen Priestergewändern seinen Faschingstanz. Nur mit Mühe gelang es der Nationalgarde, das Münster von Notre-Dame vor einer ähnlichen Zerstörung zu retten, und die Menge wandte sich nach dem Landhaus des Erzbischofs, von dem bald, wie von seiner Stadtresidenz, nur die vier Mauern übrig blieben. Andere Banden zogen der Seine entlang nach dem Hause der Abgeordneten; wieder andere nach den Tuilerien, um den Triumphbogen zu zertrümmern; die dritten nach der Kirche Bonne-Nouvelle, die geplündert und verwüstet wurde. Alle Schildwachen, denen man begegnete, wurden entwaffnet, die Offiziere der Nationalgarde wie des Heeres, darunter zwei Obersten, beschimpft und gemißhandelt. Noch immer wagte die Regierung sich nicht zum Widerstand aufzuraffen, noch immer glaubte sie durch Nachgiebigkeit die Menge beschwichtigen zu können; beide Präfekten erließen Proclamationen an's Volk, die mehr dazu angethan schienen, es zu entschuldigen, als es zur Achtung des Gesetzes anzuhalten, mehr es zu reizen, als es zu beruhigen, mehr die Anhänger der gefallenen Dynastie, welche den Trauergottesdienst gefeiert, als die Kirchenplünderer, für die Schuldigen zu erklären. Die Kreuze wurden auf obrigkeitlichen Befehl von allen Kirchen herabgestürzt; die mißliebigen Basreliefs des Triumphbogens, welche des Herzogs von Angoulême Großthaten in Spanien darstellten, wurden zerstört; wo nur die Lilien noch auf öffentlichen Gebäuden prangten, wurden sie von Regierungsbeamten weggenommen; ja der König selber verstand sich dazu, die verhaßten Abzeichen der Familie, der er angehörte, nicht nur aus dem Staatswappen, sondern auch aus seinem eigenen Familienwappen zu entfernen. Von der

Wohnung seiner Väter, wie von seinen Kutschen verschwand, auf das Geheiß des Pöbels, das verabscheute Zeichen. Es blieb nur noch ein Schritt bis zur rothen Mütze, welche einst sechs Wochen vor seinem Sturze dem unglücklichen Ludwig XVI. auf die Stirne gedrückt worden. Diesen Schritt war Louis Philipp entschlossen nicht zu thun. Vom Tage dieses tiefen Falles (16. Februar) begann der lange und zähe Widerstand des Julikönigthums gegen die Revolution.

Schon am nächsten Tage ermannte sich auch das Haus der Abgeordneten, dessen Auflösung das Volk so stürmisch verlangt hatte. Ein Mitglied der Mehrheit forderte Rechenschaft von der Regierung, welche jenen Auftritten so leicht hätte vorbeugen können, sei es, indem sie die legitimistische Manifestation in St. Germain l'Auxerrois verhinderte, wie sie dieselbe in St. Roch verhindert hatte, sei es, daß sie diese Kundgebung und die Kirche, in der sie stattfand, schützte, den erzbischöflichen Palast bei Zeiten besetzte: war sie doch von Allem im Voraus unterrichtet gewesen. Der Minister des Innern, der Vertrauensmann des Königs, Graf Montalivet, suchte vor Allem die Schuld auf die legitimistische Partei zu wälzen und vertheidigte nur kleinlaut, was kaum zu vertheidigen war. Der Polizeipräfect Baude griff statt aller Vertheidigung die Kammer selbst an: „das Gehässige und Barbarische jener Plünderungen sei gemildert durch die Lehre, welche es der Regierung gebe ... Die gesetzgebende Versammlung sei nicht im Stande die sittlichen Bedürfnisse (les besoins moraux) des Landes zu befriedigen." Der Seinepräfect Odilon Barrot, der bis jetzt nicht die Befehle seiner Vorgesetzten abgewartet hatte, um auf eigene Faust vorzugehen, entschuldigte seine Unthätigkeit, seine verspätete Ankunft auf dem gefahrvollen Platz mit dem unregelmäßigen Betragen des Ministers des Innern, welcher ihn ohne Instruktion gelassen. Wohl mochte einer der neuen Redner der conservativen Mehrheit, Salvandy, ausrufen: „Die Anarchie ist aus den Straßen in die Regierung selber gedrungen." Und Dupin, Persil, Guizot hatten leichtes Spiel, die Schuld der Obrigkeiten nachzuweisen. Laffitte selber

wagte sie nicht zu läugnen: „nur", meinte er, „seien die Verhältnisse manchmal stärker als die Menschen"; doch weigerte er sich nicht länger, die Menschen, die nicht gewußt hatten stärker zu sein als die Verhältnisse, aufzuopfern: am Tage nach jener Debatte waren die beiden Präfecten durch andere ersetzt [1]). Die Regierung sollte durch diese Opfer weder im Hause der Abgeordneten, noch auf der Straße das verlorene Ansehen wiederhergestellt, ihre Macht befestigt sehen. Mehr als je dictirte hier die Mehrheit, die sich zusammengerafft und Herr sein wollte, dort die Menge dem Minister, der sie hätte beherrschen sollen, ihre Befehle, denen sich nicht zu unterwerfen nicht mehr in seiner Gewalt stand [2]): das neue Königthum selber ging höchst bedenklich geschwächt aus dieser Prüfung hervor.

Zwar nahm Laffitte im Vertrauen auf den König und die öffentliche Meinung den Kampf gegen die Mehrheit auf, die er seiner Leitung entgehen sah; aber er hatte seine eigene Kraft, wie die Zuverläßigkeit seiner Freunde, überschätzt. Nie trat seine Ohnmacht klarer zu Tage als bei dem Aufruhr, der etwa eine Woche vor der Abstimmung über das Wahlgesetz (9. März) wieder einmal die Straßen von Paris beunruhigte. Seit jenen Auftritten am letzten Faschings-

1) Der Dankesbrief des Erzbischofs an Odilon Barrot (s. Mémoires I, 200, wo er wohl durch einen Druckfehler vom 30. September 1830 anstatt vom 16. Februar 1831 datirt ist) beweist gar Nichts für Barrot, als daß er den Tag nach der Plünderung den erzbischöflichen Palast besucht und die Säuberung desselben angeordnet.

2) „Il a été évident à toute personne un peu de bonne foi que c'est l'imprévoyance et la faiblesse du gouvernement qui ont rendu facile tout ce qui a été fait contre l'ordre public", schreibt ein unparteiischer und scharfsichtiger Beobachter seiner Regierung. „L'empressement et la bassesse avec lesquels le Roi a consenti à la destruction de ses armes, ont donné la mesure de tout ce que l'on peut obtenir de lui, lorsqu'on sait lui faire peur ... Les chefs du ministère Laffitte-Sebastiani perdent tous les jours quelque chose de la considération qu'on leur avait attribuée parce qu'ils ne montrent ni habileté, ni force." Siehe die schon angeführte Depesche de Sales' an de la Tour vom 25. Februar 1831 (A. T.).

tage, welche in vielen Städten der Provinz nachgeahmt wurden, hatte sich die Aufregung des niedern Volkes nicht mehr gelegt, und je mehr es feierte, desto größer ward sein Elend. Am Abend des 2. März strömte eine zahllose Schaar armer Hungerleidender unter dem Rufe: „Arbeit oder Brod!" nach dem Palais Royal, wo gerade ein glänzendes Hoffest gefeiert wurde; nur mit Mühe gelang es der Nationalgarde, die arme, aufgehetzte Menge in den Schranken der Gesetzlichkeit zu halten. Aehnliches wiederholte sich fünf Tage später, als die falsche Nachricht von der Niederlage der aufständischen Polen sich verbreitet hatte, vor dem russischen Botschaftshôtel, an dessen Inhaber, Graf Pozzo di Borgo, die heftigsten anonymen Drohbriefe gerichtet worden [1]). Doch gingen hier die Dinge schon etwas weiter: Fenster wurden entzweigeschlagen, Pistolenschüsse abgefeuert; dann zog die Schaar der Demonstranten vor Lafayette's Wohnung, der die Huldigung dankend entgegennahm. Andern Tags waren es die Studirenden, welche, Trauerfahnen tragend, Trauerschleier am Hute, in feierlicher Procession die Straßen durchwandelten. Der übernächste Tag sollte eine neue Gelegenheit bieten. Der letzte Fortschrittsmann im Ministerium, der Justizminister Mérilhou, hatte seine Entlassung eingereicht (8. März), weil ihm seine Collegen die Entfernung eines fortschrittlichen und allzu laxen Staatsanwaltes aufgezwungen: jetzt galt es den beiden Opfern der Reaction Triumphe zu bereiten. So brachte fast jeder Tag, seit dem 14. Februar, erneute Straßenaufläufe, welche die Gemüther beunruhigten, Handel und Wandel störten, die industrielle Thätigkeit lähmten, und, wie's zu gehen pflegt, ward der Ministerpräsident für Alles verantwortlich gemacht.

Immer vereinzelter in der Regierung, die er hätte leiten sollen, ohne Mitarbeiter, die seine Gesinnungen getheilt hätten, vermochte Laffitte selber seine gefährdete Stellung auf die Dauer nicht zu behaupten, um so weniger, als seine mehr und mehr zerrütteten Privatverhältnisse alle seine Sorge in

1) S. Depesche de Sales' vom 11. März (A. T.).

Anspruch nahmen. Die Julirevolution, an welcher der mächtige Banquier selber einen so großen Theil gehabt, hatte seine finanzielle Lage, die in den letzten Jahren schon unter allzu kühnen Spekulationen gelitten hatte, tief erschüttert; denn er hatte nicht unbeträchtliche Summen für das Gelingen und nach dem Gelingen dieser Revolution ausgegeben [1]). Wie es in solchen Augenblicken zu gehen pflegte, hatten sich die Gläubiger zur Einlösung gedrängt und Laffitte, der bedeutende Summen seines großen Vermögens in liegende Güter gesteckt, die er jetzt nicht über Nacht und ohne ungeheueren Verlust veräußern konnte, verfügte nicht über die Mittel die Forderungen zu befriedigen. Sein ziemlich ansehnlicher Antheil an den von der Kammer dem bedrängten Handel bewilligten dreißig Millionen war bald erschöpft. Eine Nationalsubscription ward eröffnet. Auch der König kam ihm zu Hilfe, kaufte ihm für zehn Millionen Waldungen ab, die kaum fünf werth waren, und verbürgte sich für sechs andere Millionen, welche sein Minister bei der Bank von Frankreich erhob [2]). Zugleich ließ dieser dem Banquierconsortium, welches der Regierung von Haïti hundertfünfzig Millionen vorgeschossen und in welchem sein eigenes Haus ein hervorragendes Interesse hatte, fünf Millionen vom Staate als Bürgen jenes Anleihens auszahlen [3]). Auch dieß genügte

1) Nach Rothschild, dem er seine Bücher zeigte, hatte er neun Millionen „en non-valeurs libérales, c. à. d. en souscriptions, dons gratuits, contributions volontaires, prêts, avances au tiers et au quart sans autre but que de gagner des partisans, enfin en argent jeté pour faire triompher la Révolution". S. Dep. Pralormo's aus Wien vom 22. Januar; vgl. dessen Bericht vom 20., wonach Apponyi und Maison schon jetzt Laffitte's Sturz ankündigten.

2) 15. Januar 1831. Freilich um später, als es zur Zahlung kam, nicht wenig Schwierigkeiten zu machen.

3) Diese Bürgschaft sollte gesetzlich erst im Jahre 1833 eintreten. Auch ward eine Indemnitätsbill nothwendig, welche dem um Gnade flehenden Ex-Minister im Februar 1833 auch bewilligt wurde. Ueber diese ganze Angelegenheit s. Montalivet, Le Roi Louis Philippe — Liste civile. Noch im Jahre 1834 rettete Louis Philipp den zum Feinde gewordenen Freund durch die Summe von 1,500,000 Francs.

nicht. Es war zu spät: immer zahlreicher drängten sich die Gläubiger an die Kasse des gefährdeten Bankhauses, und schon am 19. Januar mußte es der Handelswelt anzeigen, daß es liquidire.

Noch war diese Liquidation in vollem Gange, als die Verwicklungen der äußeren Politik und die parlamentarischen Schwierigkeiten den widerstrebenden Ministerpräsidenten endlich zum Rücktritte zwangen und so dem Könige und der Kammer ihre Freiheit der Revolution gegenüber wiedergaben. Am 8. März erfuhr Laffitte aus den Zeitungen, daß der König und der Minister des Aeußern ihm, dem verantwortlichen Ministerpräsidenten, eine wichtige Depesche, welche am 4. von Wien eingetroffen und von deren Beantwortung Krieg oder Frieden abhing, vorenthalten hatte. Laffitte wandte sich sofort an den König selber, welcher als unverantwortlicher Souverän ihn an seine Collegen verwies. Sebastiani's verlegene Haltung bestätigte das Geschehene: doch nahm der Ministerpräsident auch diese eben nicht schmeichelhafte Freiheit, die man sich mit ihm genommen, noch einmal hin und suchte in der Kammer das im Ministerrathe verlorene Terrain wiederzugewinnen.

Die Lage der öffentlichen Finanzen war fast ebenso bedenklich als die der Privatfinanzen des Ministers; die 3 % Rente war auf 51 gefallen (8. März); ein wahrer Angstschrei ging durch die gesammte besitzende Classe; schon sprach man von der Nothwendigkeit einer demnächstigen Zahlungseinstellung, und die europäischen Verhältnisse wurden täglich drohender. So mußte Laffitte sich endlich entschließen von der Kammer zu verlangen, was der Credit ihm nicht mehr geben wollte: zweihundert Millionen, welche durchaus nothwendig waren, um nur den Verpflichtungen des Staats nachkommen zu können. 300,000 Hectar Staatsdomänen sollten zu diesem Zwecke veräußert werden, und der Minister behielt sich den Modus und den Zeitpunkt der Veräußerung, sowie die Wahl der Käufer selber vor. Die Annahme dieses Vorbehaltes wäre ein Vertrauensvotum für den Minister gewesen, dem die Kammer kein Vertrauen mehr schenkte und den jetzt der Führer

der gemäßigten Legitimisten, der mächtigste Redner des Jahrhunderts, Berryer, schonungslos angriff. Nur die patriotischen Bedenken des Ministers des Aeußern, Generals Sebastiani, der die Nothwendigkeit der Kriegsbereitschaft in den Vordergrund zu stellen wußte, und Laffitte's hingeworfene Versicherung, daß er jene Summe eher für seinen Nachfolger als für sich verlange, vermochten das Haus, noch einmal nachzugeben, das Verlangte zu bewilligen (11. März). Doch verzieh die Mehrheit dem Minister nicht die wieder eingeflochtene Erklärung seiner Absicht, die Kammer aufzulösen, während der König ungeduldig war, sich eines Ministers zu entledigen, dem er persönlich wohl wollte, der ihn aber dem Auslande gegenüber compromittirte. Nicht als ob Laffitte es an Friedensversicherungen hätte fehlen lassen: mehr als einmal sprach er sich so entschieden im Sinne der Mäßigung aus, als sein königlicher Freund nur wünschen konnte; ja, er ging weiter, als dieser es gerne sah, wenn er z. B. vor zahlreicher Gesellschaft von seinen Sympathien für Wellington's Toryregierung oder von der Rathsamkeit sprach, Don Miguel in Portugal als König anzuerkennen. Aber die Thatsachen entsprachen keineswegs den Worten, und während er in seinen Reden sehr lebhaft Lafayette, „seine eigenen republikanischen Freunde und chimärischen Liberalen" mißbilligte, jede Verbindung mit den italienischen Geheimbünden abläugnete [1]), ließ er jene Freunde gewähren, vertheidigte er diese Geheimbündler, sah zu, wie sich bewaffnete Corps in Paris und Lyon, mit der ausgesprochenen Absicht, nach Belgien und Italien zu eilen, bildeten, gab in seiner leichtsinnigen Weise Instruktionen, welche seine vollkommene Unkenntniß der europäischen Verhältnisse verriethen, und durchkreuzte so die persönliche Politik des Königs, der den Frieden um jeden Preis wollte, da er nur zu wohl wußte, wie theuer ein Krieg ihm zu stehen kommen würde. So hatte dieser schon am 8., als jene verheimlichte Depesche dem Mi-

1) S. bei Guizot, Mémoires II, 140 u. 141. 161—163 die Mittheilungen eines französischen Botschafters, wahrscheinlich Barante's.

nisterpräsidenten bekannt geworden, den Vorsitzenden der Kammer, Casimir Perier, zu sich rufen lassen, um ihm Laffitte's Stelle anzubieten [1]). Am Abend desselben 11. März, an dem dieser noch eine ansehnliche Stimmenmehrheit erlangt, fanden, ohne sein Mitwissen, erneute Verhandlungen zwischen dem Palais Bourbon und dem Palais Royal statt [2]), um den Minister, den die Kammer nicht durch ein Mißtrauensvotum stürzen mochte und der nicht freiwillig herabsteigen wollte, durch einen Mann im Sinne der Mehrheit und des Königs zu ersetzen. Denn auch der König vermochte es nicht über sich, sich an den überflüssig, ja gefährlich gewordenen Mann selber zu wenden. Er zog vor, ihn und mit ihm die demokratische Partei bis zum letzten Augenblicke über seine eigenen Absichten im Dunkeln zu halten, wie er denn auch nicht aufhörte, mit dem parlamentarischen Führer der Linken, O. Barrot, in fortwährendem persönlichen Verkehr zu stehen [3]). Während Laffitte seinerseits noch vergeblich suchte, ein rein fortschrittliches Ministerium herzustellen, um die Kammer sofort aufzulösen und Neuwahlen anzuordnen, bestürmten ihn seine Freunde gemäßigter Partei, seine Entlassung einzureichen, darunter die unverdächtige Stimme Thiers', der Tags zuvor (10. März), nachdem alle seine Versuche, ein Cabinet von Männern des linken Centrums zu bilden, gescheitert waren, aus dem Ministerium geschieden war. Der König, zu dem sich der schwankende Minister, als zu dem einzig wahren Freunde in der Noth, begab (12. März), wagte nicht, ihn zu enttäuschen, und erst als der Ministerpräsident beim Nachhausekommen von der beruhigenden königlichen Audienz erfuhr, daß schon am Abend zuvor, kurz vor Mitternacht, der Kammerpräsident, Casimir Perier, es übernommen habe, ein neues

1) S. Montalivet, La politique conservatrice de C. Perier, p. 109.

2) S. Dupin, Mémoires II, 300 u. 305, der die ganze Verhandlung am 11. zwischen dem König, C. Perier und Baron Louis leitete.

3) O. Barrot a. a. O. I, das ganze vierte Kapitel.

Miniſterium zu bilden, reichte er ſeine Entlaſſung ein. Er vergaß es nie, und wenn auch die perſönlichen Beziehungen zwiſchen dem Monarchen und dem Banquier noch eine Weile fortdauerten, ſo war jener 12. März doch der Ausgangspunkt der tiefen Umwandlung, welcher den ergebenſten Freund des neuen Königs in ſeinen erbittertſten Feind verkehrte und ihm die ſchlimmen Worte entreißen ſollte, in denen er „Gott und die Menſchen" um Verzeihung anrief für ſeine Mitſchuld an der Gründung des neuen Königthums.

Der Wechſel der Dynaſtie, welcher in Talleyrand's Palaſte vorbereitet worden, war im Hôtel Laffitte von der parlamentariſchen Oppoſition vollzogen, im Stadthaus von Lafayette im Namen der Pariſer Bevölkerung beſtätigt worden. Von den drei Männern, welche die Krone auf das Haupt Louis Philipp's geſetzt, blieb nur noch Einer im Dienſte des neuen Königthums, und dieſer Eine war nun endlich frei, die auswärtige Politik deſſelben in die Bahnen der Mäßigung und der Achtung vor den Rechten anderer Nationen zu leiten, ohne ſeinen Weg jeden Augenblick von den leidenſchaftlichen Forderungen der Revolution durchkreuzt zu ſehen, wenn auch draußen wie drinnen die Nachwirkungen ſeines Urſprungs noch lange, ja bis zum letzten Tage, hemmend und ſtörend auf die Freiheit des Julikönigthums wirken ſollten.

Drittes Kapitel.

Die Revolution wird ansteckend.

(September 1830 bis März 1831.)

(Inhalt: Die Wirkung der Julirevolution in Europa. Der Aufstand in Belgien. Der Grundsatz der Nichteinmischung. Polens Erhebung. Die Londoner Conferenz und die belgische Königswahl. Die italienische Bewegung.)

I.

Selten hat ein Ereigniß der inneren Politik eines Staates das Ausland mehr angeregt und beunruhigt als die Julirevolution. Man hatte sich an den Höfen Europa's eingeredet, die Republik und das Kaiserreich seien als eine geschlossene Episode der französischen Geschichte anzusehen; und wenn man sich auch von der wiederhergestellten alten Dynastie einer Wiederaufnahme der traditionellen äußeren Politik Frankreichs gewärtigte, sobald nur die Wunden vernarbt sein würden, so glaubte man doch, diese Politik werde die regelmäßige Gestalt wieder annehmen, die sie in früheren Jahrhunderten gehabt und in welcher sie nur die Grenzen, nicht die innere Ordnung der Nachbarländer bedroht hatte. Die Julirevolution machte diesem Traum ein Ende, indem sie plötzlich wieder das Gespenst der revolutionären Propaganda in's Leben rief; und die fast ungetheilte Begeisterung, welche sie im gebildeten Mittelstande ganz Europa's erregte, war nicht dazu angethan, die Besorgnisse der Regierungen zu zerstreuen.

Der Sturz der 1814 und 1815 eingesetzten Dynastie war an sich schon ein Bruch der Verträge jener Jahre; doch hatten sich die Cabinette beeilt, auf ihr Protestationsrecht zu verzichten, indem sie die Anerkennung des neuen Monarchen, wenn auch mit widerstrebendem Herzen, beschleunigten, um nur schnell eine geordnete Regierung hergestellt und befestigt zu sehen, da ihnen nun doch einmal zum Kriege die Entschlossen-

heit wie die Mittel abgingen. Umsonst; die Thatsache, daß Frankreich wieder die Bahn der gewaltsamen Lösung politischer Fragen betreten hatte, war nicht wegzuläugnen noch durch Förmlichkeiten zu beseitigen. Die doppelte Frage, ob die Machtverhältnisse Europa's, wie sie 1814 und 1815 geordnet worden, fortbestehen, ob das Princip des Absolutismus in der inneren Politik des europäischen Festlandes aufrecht erhalten werden könnte, drängte sich unwiderstehlich auf und forderte ungestüm eine Antwort. Ueberall, wo elastische oder doch nicht naturwidrige, gewordene, nicht gemachte Verhältnisse bestanden, wurde das Princip des freiheitlichen Fortschrittes rasch und friedlich Herr. In England kam bald — zum ersten Male seit langen Jahren — ein Whigministerium an's Ruder und ward die alte Verfassung durch die Reformbill verjüngt. Die Schweiz begann sofort gegen ihre aristokratisch-föderalistische Ordnung die demokratisch-centralistische Bewegung, welche fast ein halbes Jahrhundert dauern sollte. Auch in Deutschland wurden bald — in Braunschweig, Sachsen, Kurhessen, Hannover — durch neue ständische Verfassungen die ausgebrochenen Stürme beruhigt, die drohenden beschworen. Ueberall dagegen, wo weder ein altangestammtes Fürstenhaus, noch eine altanerkannte Verfassung Achtung und Mäßigung geboten, vornehmlich aber da, wo fremde Herrscher durch ihre bloße Gegenwart die Gemüther reizten, nahm die Bewegung die Form gewaltsamer Auflehnung gegen das Bestehende an und überall wandte man sich um Hilfe an das revolutionäre Frankreich, dem der Wurf gelungen und welches mit seinen Sympathien, ja mit seinen Versprechungen nicht kargte.

Unter solchen Umständen brachte jede Volksbewegung in Europa die Gefahr, daß die neue französische Regierung sich derselben anschlösse, um der Volksgunst zu schmeicheln und, sei es unmittelbar, sei es mittelbar, wie zur Zeit der batavischen und cisalpinischen Republiken, sich der Grenzländer zu bemächtigen. Auf allen Seiten aber regten sich solche Bewegungen: in Polen, wo im Jahre 1815 Nichts unterlassen worden, um die Nation zu befriedigen; in Italien, wo Alles

geschehen war, um sie zu reizen, in Belgien, wo französische Einflüsse und katholische Interessen die Mißgriffe einer Regierung zu benutzen wußten, welche die schönste und vortheilhafteste Lage muthwillig verdorben hatte. Was Wunder, daß die bedrohten Cabinette Europa's, ja selbst das befreundete England, fast ihre beeiferte Anerkennung bereuten und der neuen Regierung ein Mißtrauen bezeigten, das wiederum verletzend zurückwirkte? Noch waren die legitimistischen Vorurtheile und Besorgnisse in Europa lebendiger, noch fanden in Frankreich selber die Eroberungsgelüste allgemeineren, lauteren und heftigeren Ausdruck, als zwanzig Jahre später, und der neue Monarch schien nicht der Mann, den Leidenschaften der Menge lange zu widerstehen. Wenn er sich aber von der öffentlichen Meinung fortreißen ließ, verfügte er nicht über einen wohlgeordneten Staatsorganismus, der vor kaum einem halben Menschenalter die großartigsten Beweise seiner Macht gegeben? Und während die festländischen Höfe kaum mehr wie damals auf Großbritannien zählen konnten, so wußte dieß wiederum, daß es dem neuen König bei der herrschenden Stimmung schwer sein würde, durch ein Bündniß mit dem gehaßten Erbfeinde jenseits des Kanals, zugleich die Machtverhältnisse Europa's neu zu ordnen und dem Principe des Repräsentativsystems in der inneren Verwaltung der Staaten zum Siege zu verhelfen. So blind war noch das Vorurtheil der nationalen Meinung gegen die benachbarte Inselmacht.

Die friedenbedrohende Stimmung in Frankreich aber war durchaus nicht auf eine Partei beschränkt: mit Ausnahme weniger Männer, freilich derer die am Ende doch entschieden, war die ganze Nation in dem sonderbaren Wahne befangen, in den ihre Redner und Schriftsteller sie hineingeredet, sie habe eine Sendung der Befreiung, und Eroberungen des neuen Frankreich würden nicht als Unrecht, sondern als Wohlthat von den unterdrückten Nationen empfunden werden. Am Lebendigsten war die revolutionäre Ueberlieferung natürlich in der Opposition, wo sich die Eroberungsgelüste am Liebsten unter der hochtönenden Phrase von der Völkerbefreiung bargen.

Denn die Ueberzeugung, alle Völker stünden zu ihren Regierungen wie zu befreiende Sclaven, war in diesem Lager eine ebenso verbreitete, als hinwiederum die alte Auffassung unerschütterlich feststand, daß die kleinen Rheinbundfürsten die Vertreter der deutschen Libertät gegen den Despotismus der deutschen Großmächte seien, welche ihrerseits, wie zur Zeit Pitt's und Coburg's, nur als Werkzeuge der selbstischen und treulosen englischen Aristokratie handelten. Ja, selbst der König und sein Botschafter in London, die doch das Ausland kannten, dachten auf kleine Errungenschaften, wenn auch in anderem Sinne als die Nation und mehr aus dynastischem Interesse und diplomatischer Ueberlieferung als aus revolutionärer Leidenschaft und Verblendung. Noch war in der Nation der naive Gedanke nicht überwunden, daß das europäische Gleichgewicht im Uebergewicht Frankreichs bestünde, und noch lebte das Mährchen von dem Heimweh der festländischen Völker nach der republikanischen und kaiserlichen Verwaltung, die sie am Anfange des Jahrhunderts beglückt. Allgemeiner noch und unbeirrbarer war der Glaube, daß das besiegte Frankreich in den Jahren 1814 und 1815 hart und ungerecht behandelt worden sei, daß Europa ihm eine Genugthuung schulde. Man forderte sein Theil an dem Ruhme Napoleon's, aber man weigerte sich, sein Theil an den Fehlern Napoleon's und ihren Folgen hinzunehmen. Daß Europa nach fünfundzwanzigjährigem Kampfe einfach die alten Grenzen Frankreichs wieder hergestellt, ja sogar um ein paar Flecken und Grenzvesten vermindert, daß jene Verträge den Geist der Vorsicht und des Mißtrauens gegen Frankreich athmeten, vor Allem aber, daß sie die Erinnerung einer Niederlage verewigten, das konnte man nicht ertragen noch verzeihen. Das Recht Frankreichs auf das linke Rheinufer und Savoyen stand Allen fest [1]; und die Legitimisten hatten in diesem Puncte ebensowenig

1) Um sich davon zu überzeugen, genügt ein Blick auf die französischen Zeitungen, Bücher, Broschüren und Reden der Zeit, sowie auf die englischen und deutschen Correspondenzen aus Paris. So schreibt

Rechtsgefühl als die Republikaner; ja, schon hatte die Regierung Polignac's Schritte gethan, um dieß Verlangen zu befriedigen. Wieviel mehr, so folgerten die Mächte, mußte der neue König, der der Volksgunst so sehr bedurfte, sie so sehr liebte und fürchtete, der durch seine Vergangenheit und sein Heraufkommen der liberalen Partei angehörte — Eroberung aber und Liberalismus waren damals ja gleichbedeutend —, wieviel mehr mußte Louis Philipp bemüht sein, die gebieterischen Begierden seines Volkes zu befriedigen.

Diese Befürchtungen wurden noch lebhafter, als die Fortschrittspartei mit Laffitte die Leitung der Geschäfte übernahm (3. November). Denn, wenn auch der neue Minister des Aeußern, Sebastiani, so wenig wie sein Vorgänger Molé, geneigt war, das gewagte Spiel der Propaganda zu spielen, so war er doch auch nicht entschlossen, ganz mit dieser zu brechen und sich rückhaltlos an Großbritannien anzuschließen, wie Talleyrand es wünschte und rieth. Noch hatten beide die napoleonischen Ueberlieferungen keineswegs überwunden, in denen sie politisch aufgezogen waren, und zu dem tiefgewurzelten Mißtrauen gegen England und den Sympathien für die russische Allianz, die doch bei der Stimmung des Czaren so unausführbar schien, gesellte sich, wenigstens bei Molé, noch die Eifersucht gegen Talleyrand und dessen Ausnahmestellung hinzu, um ihn England gegenüber befangen, lau, halb zu machen und seine Haltung und Handlungsweise entsprach zu sehr den persönlichen Neigungen des Königs, der den Frieden wollte,

u. A. Lord Palmerston in einem Privatbriefe aus Paris vom 9. December 1829: „It is quite astonishing how every Frenchman you meet raves about ‚nos frontières', declares he would cut off his two hands to get back the Rhine, Alps and Pyrenees as boundaries." S. Bulwer's Life of Lord Palmerston (Tauchnitz edition) I, 324 und vgl. damit frühere Briefe aus Paris ebenddf. 289. 296. 302. 303. In den späteren Briefen, welche nach der Revolution geschrieben, mehren sich diese Stellen in's Unendliche; und zwar handelt es sich in jenen wie in diesen um Männer von Einfluß und Stellung wie Royer-Collard, de Broglie, Sebastiani, Flahault u. A., die ihrer naiven Ueberzeugung offenen Ausdruck gaben.

denselben aber durch seine zweideutige Haltung immer und immer wieder gefährdete, als daß man, sei es nun in London, sei es an den östlichen Höfen, ein rechtes Zutrauen hätte fassen können.

Umsonst suchte Laffitte diese Besorgnisse durch Worte zu zerstreuen; sein Popularitätsbedürfniß und seine Nachgiebigkeit gegen den königlichen Freund waren zu bekannt, als daß man ihm hätte trauen können; und seine Handlungen widersprachen nur allzu oft seinen Reden. Graf Sebastiani aber, der mit dem Herzen auf seiner Seite war, hatte um so größere Mühe, seinem Verstande und seinem Interesse, welche ihn zur unbedingten Unterstützung und Ausführung der königlichen und Talleyrand'schen Politik anhielten, zu folgen, als auch seine soldatisch-großsprecherischen und südlich-leidenschaftlichen Redegewohnheiten ihn nur zu oft in seinem persönlichen Verkehr mit den Vertretern der Mächte über's Ziel hinausrissen. Freilich vermochte auch sein Gönner Talleyrand nicht ganz die in jedem Franzosen jener Zeit schlummernden Ausdehnungsgelüste zurückzuhalten; allein er brauchte nur darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß er sie nur auf Kosten des englischen Bündnisses befriedigen könnte, um sie sofort zurückzudrängen und dem größeren, höheren Vortheil aufzuopfern. Schon 1814 hatte er mit dem größten Erfolge in diesem Sinne gewirkt. Seit Canning die englische Politik in neue Bahnen gelenkt, war jenes Bündniß ein so naturgemäßes und vortheilhaftes für beide Staaten geworden, daß nur die Blindheit des Nationalhasses den patriotischen Gedanken des vielerfahrenen Diplomaten verkennen konnte. Eine ältere und im materiellen Sinne vorgeschrittenere Cultur, fortgesetzte und lebhafte Beziehungen jeder Art, Nachbarschaft und die beiden Ländern gemeinsame Oeffentlichkeit des Staatslebens schien sie auf einander hinzuweisen; mit einander verbunden lähmten sie die Allianz der absolutistischen Nordostmächte und vermochten selbst für die Entwicklung freierer Einrichtungen bei anderen Völkern erfolgreich zu wirken. Das herzliche Einvernehmen unter der Devise der Nichtintervention machte die beiden Westmächte zu Gebietern Europa's

und sicherte ihnen jene Popularität, nach welcher man in Paris so lüstern war; aber nur unter einer Bedingung: das herzliche Einvernehmen mußte ein aufrichtiges sein; keiner der beiden Staaten mußte dabei seinen besonderen Vortheil suchen. Zu dieser gänzlichen Entsagung aber hatte Louis Philipp die Macht nicht; denn er hätte dazu nicht allein der öffentlichen Meinung seines Landes trotzen, er hätte sich selbst überwinden müssen. So streckte er siebzehn Jahre lang stets von Neuem die Hand nach kleinen Gewinnen aus, um sie sofort wieder zurückzuziehen, suchte besondere Vortheile hinterm Rücken des Verbündeten, schützte dann wieder die Nothwendigkeiten der inneren Politik vor; ging wohl auch eine kurze Spanne Zeit redlich und ohne Hintergedanken mit England, wo er denn die größten Erfolge gegenüber den ihm übelwollenden Rußland und Oesterreich erzielte; schien aber bald diese Uneigennützigkeit bereuen zu müssen und trieb durch gewinnsüchtige Schritte den Verbündeten immer von Neuem wieder zu jenen Mächten hin, die es sein Vortheil gewesen wäre von demselben zu entfernen. Noch hatte Frankreich, dessen getreue Vertreter Louis Philipp und seine Minister in dieser Verfahrungsweise waren, nicht einsehen gelernt, daß im Staatsleben, wie in dem des Einzelnen, die Verfolgung des eigenen Interesses ein Gebot der Nothwendigkeit, ja der Pflicht ist, dessen man sich nicht zu schämen und das man nicht unter hochfliegenden Namen und idealen Zielen zu verbergen braucht; daß aber die Verfolgung der eigenen Interessen an den Rechten Anderer seine Grenze findet, und bei Eingehung eines Bündnisses jeder Theil sich verpflichtet, der einseitigen Verfolgung seines besonderen Interesses zu entsagen, weil er es durch die Verschmelzung mit dem Interesse eines Andern besser gewahrt glaubt. Freilich, dieß offen und ehrlich anzuerkennen, wäre es nöthig gewesen, in dem Verbündeten einen Gleichberechtigten zu sehen, und Frankreich konnte sich noch nicht dazu entschließen, selbst in einem herzlichen Freundschaftsverhältniß auf den Vorrang zu verzichten.

Zum Glücke Frankreichs und der neuen Dynastie waren

die Souveräne von Rußland und Preußen zu sehr in Vorurtheilen, sogenannten Grundsätzen und ritterlichen Gesinnungen befangen, um den Vortheil wahrzunehmen und die nothwendig gewordene Verschiebung der Machtverhältnisse durch eine Trennung von Oesterreich, ein Annähern an England und ein Bündniß der drei akatholischen Mächte herbeizuführen. Diese ihre Befangenheit benutzt, England zu Frankreich herübergezogen, die westmächtliche Allianz in den Augen des gebildeten Europa als ein Bündniß der Civilisation und der Freiheit hingestellt zu haben, ist Talleyrand's Verdienst. Ihm war es zu danken, wenn zeitweise zwischen dem neuen Ministerium in England und der neuen französischen Regierung „eine Einigkeit und Herzlichkeit herrschte, die seit den Zeiten Sir Robert Walpole's und Cardinal Fleury's nicht bestanden hatten" [1]).

Wie schwer diese Aufgabe dem gewandten Diplomaten durch die leidenschaftlich-ungestümen Forderungen der Nation, durch die stets wieder auftauchenden halben Gelüste seines Königs gemacht waren, zeigte sich von vornherein in der belgischen Angelegenheit, welche im Sinne eines westmächtlichen Bündnisses zu verwerthen so recht eigentlich der Auftrag des vielerfahrenen Fürsten in London war. Erleichtert wurde ihm diese Aufgabe erst, als im Frühjahr 1831 ein Mann von Casimir Perier's Entschlossenheit, Rechtsgefühl und Wahrheitsliebe das berechtigte Mißtrauen der Engländer zu entwaffnen und die friedens- wie ordnungsfeindliche Stimmung im Innern des Landes zu beherrschen wußte, anstatt sich wie Laffitte von ihr beherrschen zu lassen. Bis dahin sollte es, beinahe sechs Monate lang, Talleyrand's Danaïdengeschäft sein, gerade in der belgischen Angelegenheit, immer wieder das Band mit England zu knüpfen, das seine Regierung, im Gefühl ihrer Schwäche allen Befürchtungen und Hoffnungen nachgebend, welche die Pariser Massenbewegungen in ihr hervorriefen, immer wieder löste oder zerriß.

1) Worte des sardinischen Gesandten in London, Grafen d'Aglié, in seiner Depesche vom 30. December 1830 (A. T.).

II.

Europa hatte nach Napoleon's Niederwerfung die vor der Revolution von dem Hause Habsburg beherrschten belgischen Provinzen mit den holländischen vereinigt und aus beiden ein Königthum der vereinigten Niederlande geschaffen.

Die Beweggründe, welche es zur Bildung dieses Staates bestimmt hatten, waren verschiedener Natur gewesen. Noch durfte man, wie es das folgende Jahr (1815) zeigen sollte, jeden Augenblick einer inneren Umwälzung in Frankreich gewärtig sein, welche erneute Angriffe auf den europäischen Besitzstand im Gefolge haben würde. Ein Staat von über sechs Millionen Einwohnern, wohlhabend, mit einer langen Grenzlinie neuer oder erneuter Festungen versehen, sollte im Falle einer solchen Gefahr den ersten Anprall des Feindes aufhalten, Europa die Zeit lassen, seine Militärmacht zu concentriren, durch Antwerpen die unmittelbare Verbindung mit England wahren. Die republikanischen Ueberlieferungen beider Länder schienen dem ängstlichen Conservatismus jener Tage fast ebenso gefährlich als die französischen Umsturzgelüste: die Familie der Statthalter, welche dem Vorfechter der europäischen Freiheit und des europäischen Gleichgewichtes, England, schon einen König geliefert, die mit den einflußreichsten Dynastien des Festlandes verschwägert war, schien natürlich dazu bezeichnet, das neue Königthum zu gründen. So wenig die Staatsmänner des Wiener Congresses auch Nationalitätsrechte zu berücksichtigen geneigt waren, so beherrschte sie nichtsdestoweniger, wenn auch nur halbbewußt, die Erinnerung der einstigen Zusammengehörigkeit beider Länder, ihres gemeinsamen Kampfes gegen Spanien im sechszehnten Jahrhundert und ihrer gemeinsamen Unterwerfung unter das napoleonische Joch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, sowie der Gedanke an die Verwandtschaft, um nicht zu sagen die Identität des holländischen und des vlämischen Volksstammes. Auch die in wirthschaftlicher Hinsicht so vortheilhafte gegenseitige Ergänzung beider Gegenden, „welche die Natur für diese Vereinigung bestimmt

zu haben schien", schwebte den in Wien tagenden Vertretern der europäischen Mächte vor. Eine gemeinsame Verfassung sollte von den über die Vereinigung selbst nicht befragten Bevölkerungen oder ihren Vertretern vereinbart werden.

Man hatte die auflösende Macht des Katholicismus bei dieser Neubildung gänzlich außer Acht gelassen. Als die neue, von den Vertretern Hollands einstimmig angenommene Verfassung den Notabeln Belgiens vorgelegt wurde, stimmte die Mehrheit Derer, welche erschienen waren, Viele freilich mit der Erklärung, daß sie nur die auf Religionsverhältnisse bezüglichen Artikel beanstandeten [1]), gegen ein Grundgesetz, das liberalste des Festlandes, welches dem Lande einen ketzerischen Fürsten aufzwang, die Preßfreiheit, die Unterdrückung der geistlichen Gerichtsbarkeit, die Zulässigkeit von Protestanten zum Staatsdienste einführte. Ein „Doctrinalurtheil" der Bischöfe hatte die Notabeln in diesem Sinne instruirt; und die Verweigerung der Absolution strafte alle Diejenigen, welche diesen Instruktionen nicht gehorcht, wie die Bürgermeister, welche die Verfassung beschworen. Denn „der geschickteste Rechner Europa's", wie ein gefährlicher Gegner (van de Weyer) König Wilhelm nannte, betrachtete jene Verwerfung als wirkungslos, indem er die Stimmen der nichterschienenen Notabeln, wie die durch die Cultusartikel motivirten Gegenstimmen als bejahend annahm, wodurch denn allerdings eine Mehrheit, bei Zusammenzählung aller der holländischen wie der belgischen Stimmen sogar eine überwältigende Mehrheit herausgebracht wurde. Leichter und gesetzlicher wäre er zu seinem Ziele gekommen, hätte er sofort gethan, was dreißig

1) Von 1603 Notabeln erschienen 1323 in Brüssel; von diesen stimmten 796, d. h. eine Mehrheit von 267 Stimmen, gegen die Verfassung; 126, indem sie ihre Abstimmung in dem oben angegebenen Sinne motivirten: durch Abzug dieser wurde die Mehrheit auf 15 Stimmen reducirt und mit Hinzurechnung der Abwesenden als Zustimmender zu einer Minderheit von 263; mit Einrechnung der holländischen Stimmen ward diese Minderheit gar zu einer verschwindend kleinen; denn im Haag war ja die neue Verfassung einstimmig angenommen worden.

Jahre später doch geschehen mußte: hätte er dem Protestantismus den Charakter einer bevorzugten Religion genommen. Da selbst in den holländischen Provinzen eine große Zahl von Katholiken lebte, so hätte die Geistlichkeit gerade mittelst der volksthümlichen Verfassung bald das Land beherrscht. König Wilhelm glaubte es durch Maßregeln der Strenge zwingen zu können: die Ueberlieferungen des aufgeklärten Despotismus des vorigen Jahrhunderts lebten noch in dem geistreichen, aber bis zum Eigensinn hartnäckigen Manne: er wollte, wie schon vor ihm Joseph II. und mit nicht besserem Erfolge [1]), die südlichen Provinzen mit Gewalt erleuchten, und es gelang ihm nur, Bevölkerungen, welche seine eigene Sprache redeten, von sich zu entfremden, den wallonischen, französisch-redenden Provinzen näher zu bringen, sie so dem Lande, gegen welches das neue Königreich ein Bollwerk bilden sollte, früher oder später in die Arme zu treiben.

Der Kampf von 1788 zwischen dem belgischen Klerus und Joseph II. erneuerte sich. Wilhelm hielt das Napoleonische Concordat aufrecht und verschärfte es noch. Der Papst protestirte, der König verbot die Verbreitung seiner leidenschaftlichen Bullen. Die Herde des gebeimen Widerstandes, die Klöster, wurden beschränkt: die, welche fremde Obere hatten, unterdrückt; ebenso die Brüderschulen (frères ignorantins), welche die Landbevölkerung aufregten. Die geistlichen Schulen wurden dem gemeinen Recht unterworfen, von ihren Lehrern Staatsdiplome gefordert. Wo Widerstand geleistet wurde, fand sofortige Schließung statt. Bis in die Citadelle der „katholischen Wissenschaft" in Löwen selber hatte der freidenkende Monarch eine „philosophische Schule" gegründet, in der die zukünftigen Priester im Geiste des Jahrhunderts herangebildet werden sollten. Der Papst rief zum offenen Auf-

1) „Si le Roi Guillaume avait su gouverner la Belgique, il la posséderait aujourd'hui. L'Empereur Joseph a aussi voulu faire de la philosophie et elle lui a bien mal réussi", schreibt Metternich mit gewohnter Suffisance an Sir Robert Adair. S. Stockmar a. a. O. I, 145 Anm.

ſtand, erinnerte an die Tage von 1788. Der Erzbiſchof von Mecheln, der dieſen revolutionären Aufruf verkündet hatte, erhielt zwar einen derben Verweis; aber die Wühlerei des Clerus ward nur um ſo eifriger. Ueberall wurden ſelbſt leicht zu beobachtende Geſetze abſichtlich verletzt, nur um Conflicte herbeizuführen, die Gemüther zu erhitzen, wie durch Oeffnung vieler Kirchen ohne vorherige obrigkeitliche Erlaubniß. Zugleich erließ die Regierung eine Ordonnanz, welche die Preßfreiheit nicht unweſentlich beſchränkte, und obſchon die Geiſtlichkeit noch eben gegen den Artikel 227 der Verfaſſung, welcher dieſe bedenkliche Freiheit einführte, Proteſt eingelegt hatte, ſo gab ihr das drakoniſche Decret von 1815 doch vierzehn Jahre lang ein vortheilhaftes Thema, um das proteſtantiſche Königshaus zu bekriegen: denn der Erlaß ward erſt im Jahre 1829 widerrufen.

Ebenſo ungeſchickt war die Umgehung des Verfaſſungsartikels, demzufolge der König die Richter aus den ihm von der Volksvertretung vorgeſchlagenen Candidaten zu wählen hatte. Eine ſolche Beſtimmung war freilich in allen Ländern Europa's, ſelbſt in England, unbekannt; aber ſie war Geſetz, und der König lud, ohne großen Vortheil, die Gehäſſigkeit, welche jeder Handlung der Willkühr anhängt, auf ſich, indem er fortfuhr die Richter ohne Vorſchlag zu ernennen. Andere Vorwände der Oppoſition fehlten nicht. Holland, obſchon weniger volkreich, ſandte ebenſoviel Abgeordnete zu den Generalſtaaten als Belgien, weil es reicher war und eine zahlreichere Stadtbevölkerung, d. h. mehr Gebildete, in ſich ſchloß. Wäre nur auch derſelbe Grundſatz bei der Steuervertheilung zur Anwendung gekommen; aber man brachte es dahin, daß Belgien mehr, wenn auch unbedeutend mehr [1]), Steuern zahlte als Holland. Auch nahm dieſes ohne Murren die Mahl- und Schlachtſteuer an, welche im Jahre 1821 für zehn Jahre — der Staatshaushalt wurde verfaſſungsgemäß für zehn Jahre

1) Im Jahre 1821 betrug der Etat 72 Millionen Gulden, von denen Belgien 35, Holland 37 beitrug; im Jahre 1827 76 Millionen, von denen Belgien 39, Holland 38 Millionen zahlte.

votirt — eingeführt ward, während die belgischen Abgeordneten fast ausnahmslos dagegen stimmten, da sie eine ackerbauende und industrielle Bevölkerung vertraten, welche mehr als die handeltreibenden Einwohner Hollands davon berührt wurden. Doch hinderte dieß keineswegs den raschen und bewundernswerthen wirthschaftlichen Aufschwung der südlichen Provinzen, welchen der König selber mittelbar und unmittelbar zu fördern suchte und dem die holländischen Handelsverbindungen ungemein nützlich waren. Dagegen geschah auch allerdings Vieles, was einer absichtlichen Bevorzugung der nördlichen Provinzen ähnlich sah: die nicht geringfügigen, gemeinsamen Anleihen wurden zur Verbesserung der holländischen Kanäle und Dämme und im holländischen Colonialkriege verwandt; Rotterdam auf jede Weise begünstigt, während Antwerpen vorsätzlich vernachlässigt wurde, was es freilich nicht verhinderte, aus der Union Vortheil zu ziehen. Viele gemeinsame Anstalten und die meisten Verwaltungsbehörden waren im Norden. Nur die Bank blieb in Brüssel, auch diese indeß unter ausschließlicher Leitung von Holländern, wie denn auch in der Armee, der Diplomatie, der Centralverwaltung vier Fünftel der höheren Stellen von Angehörigen der Nordprovinzen besetzt waren. Wer aber freiwillig seine Entlassung eingereicht hatte oder seines Amtes entsetzt worden, wurde des aktiven und passiven Wahlrechtes beraubt, wenn er kein Zufriedenheitszeugniß von der Regierung beizubringen vermochte. Am Lebhaftesten wurde natürlich eine solche Zurücksetzung in Religions- und Unterrichtssachen empfunden: und das Schulwesen war das Steckenpferd des aufgeklärten Königs, der in den fünfzehn Jahren seiner Herrschaft über Belgien in diesen Provinzen nicht weniger als 1146 Laienschulen gründete. Dagegen hob er die Seminarien auf, wozu er allerdings ein gesetzliches Recht hatte, und behielt sich allein die Ermächtigung neu zu eröffnender katholischer Schulen vor. In der katholischen Provinz Nordbrabant waren acht von elf Schulinspectoren Protestanten. Protestantische Professoren wurden an den belgischen Universitäten bevorzugt.

Eine anscheinende Beruhigung in Folge des Concordats von 1827, in welchem des Königs Rechte und die des Staates in vollem Maße anerkannt wurden, dauerte nicht lange und die geheime Agitation begann bald von Neuem. Umsonst kamen jetzt die Zugeständnisse: die Zurücknahme der Maßregeln gegen die Seminarien, die Aufhebung der „philosophischen Schule", die Amnestie der verurtheilten Katholiken. Immer kecker erhoben die Bischöfe ihr Haupt; aber die Liberalen Belgiens, vornehmlich die Republikaner unter de Potter's Führung, machten gemeinschaftliche Sache mit ihnen, wie sie's vierzig Jahre früher gethan, ehe sie sich dem französischen Jacobinismus in die Arme warfen; und der Clerus selber legte die Rüstung und die Abzeichen seiner Verbündeten ohne Bedenken an. Es war die Zeit der Reaction gegen den Gallicanismus: die katholische Religion sollte im Geiste moderner Freiheit ihre Wiedergeburt feiern. In Frankreich selbst sprachen begeisterte Gläubige von „der Kirche, die zu ihrem Ursprunge zurückkehre, von den Priestern, welche Apostel der Freiheit würden"; und die belgische Geistlichkeit folgte dem Anstoß, freilich um zwei Jahre später sich sofort und mit einer Art Begeisterung der Encyclica vom 18. September 1832 zu unterwerfen, welche die liberalen Lehren eines Lammenais und Lacordaire erbarmungslos verdammte.

Es war hauptsächlich der ungeduldige Versuch König Wilhelm's, das Holländische als amtliche Sprache in Belgien einzuführen und diese Einführung trotz allen Widerstrebens durchzusetzen, welcher die Liberalen gereizt und mehr Erbitterung erzeugt hatte, als alles Andere. Anstatt wenigstens diesen Versuch auf die nördlichen Provinzen — zwei Drittel von ganz Belgien — zu beschränken, wo in der That die Einführung der holländischen Orthographie hinreichte, um die beiden Sprachen zu identificiren, dehnte man ihn auch auf die wallonischen Provinzen aus, wohin sich gerade alles geistige und literarische Leben des Landes geflüchtet und naturgemäß auf der Grundlage der französischen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts entwickelt hatte. Dadurch wurde denn mit Einem

Schlage der Liberalismus zum Verbündeten des Katholicismus gemacht, der sehr wohl einsah, daß er mit diesem zeitweiligen Verbündeten schneller und leichter fertig werden würde, als mit dem zähen Protestantismus. Und nicht allein die wallonischen Provinzen wurden dadurch geschädigt; auch die, freilich im Vergleich zur Landbevölkerung wenig zahlreichen, Gebildeten der Städte Flanderns und Brabants hatten vielfach das Französische als Ausdruck ihrer höheren Interessen angenommen, und bedienten sich des Vlämischen nur noch, wie die höheren Stände im Elsaß des Deutschen, als der vertraulichen Familiensprache und des Verkehrsmittels mit dem niederen Mittelstande und dem Volke. Auch hier, wie bei dem Widerruf der Maßregeln gegen die Presse, kamen die Zugeständnisse zu spät. Das Decret vom 7. Juni 1829, welches die Sprache wieder freigab, ward, wie alle anderen Concessionen dieses Jahres, kaum mit Dank hingenommen; und auch dießmal sollte, wie so oft in der Geschichte, die Revolution gerade dann ausbrechen, als alle Vorwände für dieselbe beseitigt, allen Beschwerden genuggethan war.

Die Coalition beider Parteien und Stände, des gebildeten, liberalen Mittelstandes und des gläubigen Adels, dem die gläubige Menge zur Seite stand, bediente sich natürlich aller Mittel, welche die Verfassung bot, um die Regierung zu bekämpfen; und da die „Union", wie sie sich nannte, in der Volksvertretung stets von den Holländern überstimmt war, so wurde der Krieg vornehmlich durch die Presse, die gesetzliche Agitation, das großartig organisirte Petitionswesen, geführt. In der That war die Zahl der Abgeordneten beider Landestheile dieselbe, je fünfundfünfzig, so daß es genügte, nur zwei Stimmen zur einen Seite hinüberzuziehen, um die Mehrheit zu erlangen, und die Holländer waren in dieser Beziehung glücklicher, als die Belgier: bei fast allen Gesetzen und Maßregeln, welche in der südlichen Hälfte des Königreichs ungern gesehen waren, gelang es einige Belgier für die Annahme zu gewinnen, während das Gegentheil selten stattfand.

Indeß dachte 1829 im gebildeten Mittelstande Belgiens

noch Niemand an einen Abfall von der Dynastie Oranien: man war in französischem Sinne liberal, schwärmte für politische Rechte, begeisterte sich für Preßfreiheit, Vereinsfreiheit, Volksbewaffnung u. s. w., gefiel sich in öffentlichen Reden und Preßprocessen; aber man fühlte sich, wenigstens in diesen Kreisen, noch keineswegs als belgische Nationalität und war äußerst zufrieden mit der materiellen Entwicklung des Landes. Die Bewegung war religiös und politisch, keineswegs national oder wirthschaftlich.

Natürlich fand die Julirevolution lauten Wiederhall in dieser oppositionellen Stimmung und ebenso natürlich war es, daß die öffentliche Meinung Frankreichs, damals so allgemein kirchenfeindlich und aufgeklärt, die bald eintretenden Verwicklungen durchaus mißverstand und die Hand des gewandten Feindes nicht entdeckte. In der That hatte, als man in Frankreich schon von der unerträglichen Fremdherrschaft in Belgien redete, außer den Führern des Katholicismus, noch Niemand eine Trennung von Holland im Sinne. Sofort aber gesellten sich zu diesen die Sendlinge der Pariser Propaganda [1]), und jene Organisation des Widerstandes, welche die „Union" gegen den mißliebigen Minister van Maanen in Bewegung gesetzt hatte, wurde bald gegen die Dynastie selber gerichtet. Schon fügten aufrührerische Maueranschläge dem „Nieder mit van Maanen" das bedeutungsvolle „Tod den Holländern" hinzu; ja man verkündete offen den Ausbruch der Revolution in Brüssel für das Volksfest des 24. August, den Geburtstag des Königs. Das Fest unterblieb und die getäuschte Menge entschädigte sich durch das Fenstereinwerfen an dem Palaste eines königlichen Kammerherrn. Anderen Tages entflammte die Vorstellung der „Stummen von Portici" mit ihren Revolutionsauftritten die schon erregten Zuschauer zu heller Begeisterung und unter dem Rufe: „Frankreich hoch! Nieder mit Holland!" zog das Publikum aus dem Theater unter Anschluß

1) S. L. Blanc a. a. O. II, 87, der mit den Führern der Propaganda eng befreundet war.

der draußen harrenden Menge nach dem Bureau der ministeriellen Zeitung „Le National", wo das Zerstörungswerk begann, um sich von da nach dem Hause des Redacteurs, dann zu der Wohnung van Maanen's und anderer hoher Beamten, endlich nach großen Industriegebäuden zu wälzen, welche geplündert und den Flammen übergeben wurden. Am Morgen des 26. August war die ganze niedere Stadt in den Händen der Aufständischen und wehte das dreifarbige Brabanter Banner vom Stadthaus, während die wenig zahlreichen Truppen sich in der oberen Stadt um das königliche Palais gesammelt hatten. Doch hatte es für's Erste hiebei sein Bewenden: der Mittelstand, welcher den Sturm angefacht, sah mit Schrecken, daß das Werkzeug, dessen er sich bedient, nicht so leicht im Zaum zu halten war; er hatte es auf politische Zugeständnisse, keineswegs auf eine Trennung von dem reichen Handelslande abgesehen, das ihm durch Verkehr und Ausfuhr seiner Erzeugnisse so unerhörte materielle Vortheile gebracht hatte. Auch beeilte man sich, eine Ergebenheitsadresse nach dem Haag zu senden, worin die Bürger Brüssels, „vertrauend in die Güte und Gerechtigkeit Seiner Majestät", um baldige Einberufung der Generalstaaten baten, welche sofort bewilligt wurde (28. August).

Wenige Tage darauf erschienen die beiden Söhne des Königs an der Spitze einer kleinen Armee vor den Thoren Brüssels. Die Stadtverwaltung lud sie selber zum Einzuge, doch ohne die Truppen, ein; erst das Verlangen des Prinzen von Oranien, vorher die Brabanter Fahne vom Stadthause zu entfernen, erregte die schon beruhigten Gemüther von Neuem. Doch gab der Prinz nach und zog anderen Tages allein, die Brabanter Cocarde am Hut, von der Bürgerwehr empfangen, in die aufrührerische Stadt ein, wo sich bald die Vertreter des Mittelstandes bei ihm einfanden, ihm das Register ihrer Beschwerden und ihrer Forderungen vorlegten, vielleicht auch schon Aussicht auf die Krone der losgerissenen Provinzen machten. Wohl nicht ohne Grund hatte der strenge Vater gezögert, den leichtsinnigen, lebelustigen, eitlen, jungen Mann mit einer

so gefährlichen Sendung zu betrauen. Nach drei Tagen verließ der Prinz die Hauptstadt mit der Bitte um vier Tage Bedenkzeit und ohne eine regelmäßige Regierung eingesetzt zu haben, nachdem die Offiziere der Bürgerwehr ihr Ehrenwort verpfändet, die Ordnung aufrecht zu erhalten und in keinen Wechsel der Dynastie zu willigen. Wochen vollständigster Anarchie folgten. Die Nachbarstädte hatten bald das Beispiel Brüssels nachgeahmt und der Kampf zwischen Bürgerthum und Pöbel, Ordnung und Unordnung erneute sich täglich. Es schien ein Leichtes, die maßgebenden Classen der unzufriedenen Provinzen zu beruhigen: eine Personalunion und Trennung der Verwaltung hätte hingereicht, König Wilhelm versprach sie in der Thronrede, mit welcher er die Generalstaaten eröffnete und welche auch die belgischen Abgeordneten, trotz der stolzen Sprache des Monarchen, dankbar aufnahmen. Zu dankbar in den Augen der in Brüssel zurückgebliebenen Landsleute, während andererseits die oppositionellen Reden einiger belgischer Abgeordneten die holländische Bevölkerung reizten und den Rednern öffentliche Beleidigungen Seitens des Haager Pöbels zuzogen. Vereinzelte Thatsachen, wie sie zwischen zwei sich gegenüberstehenden feindlichen Lagern unvermeidlich sind, nährten die Erbitterung in den südlichen Provinzen, wo die in sich getheilten Truppen die Aufregung unterhielten, anstatt sie zu dämpfen. Eines jener Ereignisse, wobei es in den Straßen Brüssels zu einem dießmal ernsten Zusammenstoß zwischen Bürgerwehr und niederem Volke kam, gab Anlaß zum endlichen Ausbruch. Am 21. September verkündete des Königs zweiter Sohn, Prinz Friedrich, er ziehe „auf Verlangen der besten Bürger und um die Bürgerwehr ihres schweren Dienstes zu entlasten und ihr Hilf und Schutz zu leisten", mit einer holländischen Truppenabtheilung heran. Sogleich waren die Zwistigkeiten der vorhergehenden Tage vergessen, aber die eingeschüchterte Mittelklasse wagte dem Terrorismus der Menge gegenüber, welche von französischen Revolutionärs und katholischen Aufwieglern geleitet wurde und zu der sich Zuzüge von Freischaaren aus der Provinz gesellt, nicht Farbe zu bekennen,

den Verdacht des „Verrathes" nicht auf sich zu nehmen. Die Sturmglocke erschallt, überall entstehen Barrikaden und die holländische Armee — neun- bis zehntausend Mann — wird mit Flintenschüssen empfangen. Anstatt die Barrikaden zu stürmen, umgeht sie dieselben, lagert sich im Park, im oberen Stadttheile, von wo sie drei Tage lang, dem Schützenfeuer der Aufständischen ausgesetzt, die Stadt beschießt, um endlich (29. September) unverrichteter Sache wieder abzuziehen.

Die Trennung war eine vollendete Thatsache: die Versöhnung war unmöglich geworden. Es blieb Nichts übrig, als sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, oder, unter Anrufung fremder Hilfe, den Kampf auf's Aeußerste zu wagen. Mehr als Einer dachte daran, sich Frankreich in die Arme zu werfen; Wenige vermeinten eine kleine Republik nach dem Muster der Schweiz und der Niederlande des siebenzehnten Jahrhunderts einrichten zu können; die Meisten wünschten, noch unklar, eine „nationale" Monarchie. Die provisorische Regierung, welche sich sofort eingerichtet hatte (26. September), schloß Männer aller dieser Richtungen in sich; doch begnügte sie sich für's Erste mit der Erklärung, daß „die belgischen Provinzen, gewaltsam von Holland losgerissen (violemment détachées de la Hollande), einen unabhängigen Staat bilden sollten", ohne sich noch über eine Regierungsform zu entscheiden. Erst nachdem sich den „Patrioten", d. h. den vereinigten Katholiken und Demokraten, nach dem hoffnungslosen Scheitern der oranischen Pläne auch die gemäßigten Liberalen beigesellt, kam man zu einem bestimmten, gemeinsamen Beschlusse. Denn bald sollte auch noch der letzte Faden, der die aufständischen Provinzen an das Haus Oranien band, durch die Schuld Dessen reißen, von dem man am Meisten gehofft hatte. Obschon etwas kleinlaut, lebte die oranische Partei doch noch in Belgien selbst nach den Septembertagen und glaubte gerade jetzt die Stunde gekommen, ein unabhängiges Staatswesen unter des Königs ältestem Sohne gründen zu können, dessen Popularität in schroffem Gegensatz zur Mißliebigkeit des Zweitgebornen stand. Sein wohlverdienter Ruf der Tapferkeit hielt ja seinem nicht

minder wohlverdienten Rufe des Leichtsinnes die Wagschale und der kaiserliche Schwager von Rußland, wie der königliche Oheim von Preußen, der gerade jetzt durch die Heirath seines vierten Sohnes mit des Prinzen Schwester die Bande noch enger knüpfte, würden ihre diplomatische Unterstützung wohl nicht versagt haben [1]).

In der That hatte Prinz Wilhelm der provisorischen Regierung in Brüssel seinerseits eine zweite Regierung in Antwerpen gegenübergestellt, wo er mit dem Gros der Truppen stand und (am 16. October) die Unabhängigkeit Belgiens feierlich anerkannt; freilich nicht als König, sondern als von dem rechtmäßigen König eingesetzter Statthalter, aber doch mit Ueberschreitung der ihm vom Vater zugestandenen Vollmachten; denn die Aussichten, die man seinem Ehrgeiz vor kaum einem Monat eröffnet, waren keineswegs vergessen und es hätte nur eines klareren Bewußtseins des Zieles und eines festeren Willens bedurft, um diesen Ehrgeiz zu befriedigen. Selbst Rom hätte den Sohn unterstützt, um nur die Trennung durchzusetzen und dem festen Griffe des Vaters zu entgehen, wie es auch späterhin den protestantischen Leopold ohne Schwierigkeit annahm [2]), und selbst ausgesprochene Gegner des jungen

1) Nach einer Depesche des sardinischen Geschäftsträgers in Berlin vom 1. November mißbilligte Friedrich Wilhelm III. zwar höchlich das Betragen des Prinzen von Oranien, wünschte aber doch, da nun einmal eine Trennung unvermeidlich geworden, daß Belgien wenigstens auf diese Weise dem Hause Nassau erhalten bleibe. Ja, er meint, Frankreich könne die Errichtung dieses Thrones erzwingen, und rechnet dabei besonders auf Molé, den die orleanistischen Geschichtsschreiber als den speciellen Feind Preußens darstellen möchten (A. T.). Der Prinz selbst schrieb in seiner leichtsinnig kecken Weise an Louis Philipp, wenn er den Belgiern keine Hoffnungen mache, so wolle er ein Wort für ihn bei Czar Nicolaus einlegen. Der König antwortete gar nicht, sondern ließ dem Vater des Prinzen amtlich melden, er thue Nichts, die Belgier zu ermuthigen. Depesche Werther's vom 14. October, dem Louis Philipp selbst den Brief zeigte (A. B.).

2) „Je suis fâché de devoir annoncer à V. E. que, sans en avoir encore des preuves positives, j'ai cependant de fortes raisons de croire que la défection du Pce d'Orange et ses tentatives de rapprochement

Fürsten, wie S. van de Weyer und Felix de Mérode, gaben zu, daß „volksthümliche Handlungen" desselben „die Solidarität, welche auf allen Gliedern des Hauses Nassau lastete, abwenden könnten". Die Unterhandlungen begannen in der That; der Prinz aber, der weder Ja noch Nein zu sagen wußte, wollte sich nur halb einlassen und, von seinem Vater wegen jener eigenmächtigen Sprache förmlichst verläugnet, verließ er endlich (am 25. Oktober) Antwerpen, um in London von den Vertretern der Mächte zu erbetteln, was er nicht mit kühner Hand selbst auf dem Festlande zu ergreifen wagte. Statt „volksthümlicher Handlungen" aber erfolgte nur allzubald die Beschießung der Stadt durch die in der Citadelle zurückgebliebenen holländischen Truppen. Denn, während die provisorische Regierung in Brüssel und der Statthalter in Antwerpen unterhandelten, hatte die katholisch-demokratische Bewegung Stadt um Stadt in den Strudel der Revolution hineingezogen, sich bis an die äußerste Grenze des Landes gewälzt und endlich auch die reiche Handelsstadt überschwemmt. Von Frankreich aus aber stürmten die revolutionären Freischärler herbei, einzeln und in hellen Haufen: öffentliche Werbebureaus waren in Paris errichtet, um den „bedrängten Brüdern" zu Hilfe zu eilen; die Zeitungen, selbst die gemäßigten, predigten den Zuzug, und König wie Minister waren ohnmächtig oder gaben sich dafür aus.

avec les insurgés belges ont été négociés et conseillés par Mgr Capaccini, Nonce du Pape. ... Il paraît que cet homme d'un caractère fin et délié a cru à la fois couper un nœud devenu aujourd'hui presqu'inextricable et favoriser la cause du catholicisme en Belgique ..." schreibt Graf Pralormo aus Wien unterm 29. Oktober nach Turin an seine Regierung (A. T.), während der preußische Gesandte in Paris, Freiherr von Werther (s. dessen Dep. vom 22. November 1830, A. B.) meint: „Le parti prêtre ... est le plus opposé à ce prince, parce qu'il est protestant et tant que ce parti domine, les chances du prince ne me paraissent pas favorables." Aber dieß war nach Scheitern des Antwerpner Versuches und als die Clerikalen sich in Folge dessen schon den Liberalen gegenüber zur Ausschließung Oraniens verpflichtet hatten. Auch war Pralormo besser über die römische Politik unterrichtet als Werther.

Der Entscheidungskampf schien heranzunahen, sich beiden Theilen aufzudrängen und — es drohte der Entscheidungskampf Europa's werden zu wollen, der Kampf zwischen Legitimität und Volkssouveränität, dem Recht der Verträge und dem Recht der Revolution, zwischen Frankreich und der Heiligen Allianz. Von Neuem glaubte man sich in jene Märztage des Jahres 1815 versetzt, als der rückkehrende Soldatenkaiser das blutige Kampfspiel, das man für immer beendigt glaubte, wiederum auf lange ungewisse Zeit hin zu eröffnen drohte.

Denn ohne Ausweg schienen sich das alte Vertragsrecht und der neue Grundsatz der Nichteinmischung gegenüber zu stehen. Hatten die Mächte nicht die Existenz des von ihnen gegründeten Königreiches gewährleistet? Sollte dem aufgeklärten Könige der Niederlande nicht dieselbe Hilfe gegen seine rebellischen Unterthanen zu Theil werden, die sieben Jahre vorher dem verhaßten Despoten Spaniens geleistet worden? Sollte er, der die reichen Besitzungen des Caps der guten Hoffnung und der Insel Ceylon gegen Abtretung der belgischen Provinzen aufgegeben hatte, nun ungestraft dieser Entschädigung beraubt werden dürfen? Sollten die Verträge von 1815 ein halbes Menschenalter nach ihrem Abschluß schon ungestraft zerrissen werden dürfen? Konnten andererseits die beiden Westmächte, deren Dynastien glücklichen Volkserhebungen den Thron verdankten, ruhig zusehen, wie ein Volk, das für seine Rechte, seine Religion, seine Sprache eintrat, unbarmherzig niedergeworfen wurde? Konnte insbesondere Frankreich, dem sich dieß Volk in seiner Noth in die Arme warf, wollte es auch nur die Hilfeflehenden zurückstoßen? Mußte es nicht die Gelegenheit benutzen, eine lästige Grenzmacht zu zerstören? Und wenn die französische Regierung dem Bitten eines bedrängten Nachbarvolkes, dem Drängen der eigenen Nation, den geheimen Wünschen des eigenen Königs nachgab, war der Krieg nicht unvermeidlich?

Es war England vorbehalten, das schon dreimal in der neueren Geschichte durch seine muthige Ausdauer den Staaten

des Festlandes den Frieden und die Unabhängigkeit hatte erringen helfen, ihm diese beiden Güter jetzt durch seine ebenso muthige Weisheit zu erhalten. Die Friedensliebe des preußischen Monarchen, die entschlossene Mäßigung des jungen belgischen Staatsmannes, der die Sache seines Vaterlandes in London, Paris und Brüssel führte, die kluge Nachgiebigkeit Talleyrand's, vor Allem der Ausbruch der polnischen Rebellion und der italienischen Regungen mögen ihm diese schwierige Aufgabe erleichtert haben. Das Hauptverdienst kömmt immer dem englischsten aller englischen Staatsmänner zu, wenn der leidenschaftlich legitimistische Dünkel des Czaren, die schulmeisterlichen Vormundansprüche des Fürsten Metternich, die sich immer von Neuem regenden Annectionsgelüste Louis Philipp's, und der leichtsinnige Uebermuth der Belgier im Zaume gehalten wurden.

III.

Die Brüsseler Nachrichten (Ende August und Anfang September) kamen dem neuen Könige und seinem Minister des Aeußern — damals noch Molé — keineswegs gelegen. Der Erstere sah sofort die doppelte Schwierigkeit, dem Verlangen der Nation zu widerstehen und den Krieg Europa's gegen Frankreich abzuwenden. Graf Molé fühlte, daß die Leitung der äußeren Politik nun wirklich in die Hände Talleyrand's übergehen würde, wie er von Anfang an gefürchtet. In der That wendete sich der Monarch in seiner Noth ohne Verzug an den erfahrenen, alten Staatsmann, der sofort erkannte, daß die Lösung der Frage nur in London stattfinden konnte, wo die Vertreter der Mächte, noch zu einer Conferenz vereinigt, die Regelung der griechischen Angelegenheiten beriethen, und wo es galt, die Neugruppirung der Großmächte durchzuführen. „Nicht hier, sondern in London bedarf man meiner", wiederholte er mit Nachdruck [1]), und seine schon be-

1) S. Capefigue IV, 188 Anm. Vgl. Dep. Werther's vom 24. Sept.

schlossene Ernennung zum Botschafter in London ward beschleunigt; sie erfolgte am 5. September. Die vierzehn Tage bis zu seiner Abreise verflossen in lebhaften Unterhandlungen mit dem brittischen Vertreter in Paris, Lord Stuart de Rothsay, um über die gemeinschaftliche Haltung der beiden Westmächte zu einem Einverständniß zu kommen, ehe die nord-östlichen Cabinette noch Schritte thun könnten, die es nicht so leicht sein würde ungeschehen zu machen.

Waren nicht alle Minister mit der Wahl Talleyrand's einverstanden — und Einzelne, wie der radikale Dupont (de l'Eure), hatten sich derselben sehr entschieden widersetzt —, so gaben doch endlich alle nach, obschon die Politik, welche der greise Diplomat in London einhalten und vertreten sollte, so recht eigentlich des Königs persönliche Politik war. Auch behielt sich der Monarch vor, direkt mit seinem Botschafter zu correspondiren, dessen Beziehungen zum Minister des Auswärtigen ganz äußerlich und förmlich blieben. Wohl war der Geist der Julirevolution ein Geist des Krieges und der demokratischen Propaganda; wohl haßten alle Parteien jene Verträge von 1815, welche das besiegte Frankreich beinahe unversehrt gelassen; wohl wünschten selbst die Gemäßigten wenigstens das linke Rheinufer und Savoyen wiederzugewinnen; aber wer nur halbwegs Einsicht in die Lage Europa's hatte — und noch hatten die Einsichtigen die Mehrheit im Rathe der Krone —, gab, wenn nicht die Unbilligkeit, so doch die Unmöglichkeit einer erfolgreichen Kriegspolitik zu und verschob gerne die Erfüllung seiner Wünsche auf günstigere Zeiten, nicht ohne die geheime Hoffnung, daß schon jetzt vielleicht ohne Störung des Friedens Etwas, und wären es auch nur ein Paar Landbezirke, für Frankreich abfallen würde. So stark war diese Ueberzeugung in den staatsmännischen Kreisen der Hauptstadt, daß man selbst die Unpopularität eines Talleyrand nicht fürchtete, um dieser Ueberzeugung den überzeugendsten Ausdruck zu geben. Denn der Unterhändler von 1814, der die Interessen seines Vaterlandes unter den schwierigsten Umständen, mit einziger Gewandtheit, Ausdauer und Kühnheit zu

wahren gewußt, dessen Erfolge die unberechtigtsten Hoffnungen übertroffen hatten, war in der That wohl der unpopulärste Mann des Landes, das er vor Europa vertreten sollte. Seine wohlbekannte Vorliebe für die englische Allianz, die er schon vor fünfzehn Jahren so geschickt an den Tag zu legen und zu verwerthen gewußt hatte, machte ihn in dem noch mit dem blinden Hasse Englands erfüllten Frankreich von 1830 nur noch unbeliebter und man fürchtete, er werde dieser seiner Lieblingsidee selbst vermeinte Interessen seines Vaterlandes zum Opfer bringen, dieses an das „treulose Albion" verrathen [1]).

Nicht, daß wirklich Grund dazu vorhanden gewesen wäre, an der Aufrichtigkeit Englands zu zweifeln. Allerdings stand dem whiggistisch gesinnten Könige noch ein Toryministerium unter Wellington zur Seite; aber selbst die conservative Partei war, seit Canning den äußeren Beziehungen eine neue Richtung gegeben hatte, fest entschlossen, eine, freilich nicht revolutionäre, aber doch liberale Politik auf dem Festlande zu verfolgen, dem vereinigten Einflusse der drei absolutistischen Nord-Ostmächte entgegenzutreten und damit in Frankreichs wohlverstandenem Interesse zu handeln. Es war gerade das Verdienst Talleyrand's dieß einzusehen und England dem neuen Grundsatze der Nichteinmischung zu gewinnen. Verschaffte er dadurch auch seinem Vaterlande keinen neuen Kriegsruhm, noch neue Provinzen, so sprengte er doch die in Frankreich so verhaßte Allianz der vier Großmächte, welche es vor fünfzehn Jahren niedergeworfen, brach, in einem ihrer wesentlichsten Punkte, die noch verhaßteren Verträge von 1815 und rettete

1) S. Capefigue a. a. O. V, 108, der aus Molé's eignem Munde die Erzählung von Talleyrand's Unterredung mit diesem vor seinem Abgange an seinen Posten haben will und mit der Version Talleyrand's von eben derselben verglichen zu haben behauptet. In jener Unterhaltung habe Talleyrand selbst dem Aufgeben Algiers das Wort geredet um nur England nicht zu mißstimmen; und in der That nannte Talleyrand's Organ in der Kammer, Baron Louis, in öffentlicher Sitzung, die Expedition von Algier „eine unnütze Unternehmung und eine zwecklose Eroberung".

zugleich mit dem Frieden die neue Dynastie und die neue Verfassung Frankreichs. Niemand aber wußte besser als der alte Staatsmann, daß sein Land nicht im Stande war, jetzt eben einen Waffengang mit Europa zu thun, und vielleicht war auch bei ihm, wie bei Metternich, Mäßigung und Friedensliebe eine Nothwendigkeit.

Im September 1830 freilich hätte Niemand zu hoffen gewagt, daß die Ereignisse sich so gestalten, daß der europäische Friede wirklich gerettet werden könnte. Kaum war die Nachricht der ersten Brüsseler Auftritte vom 25. August und 1. September nach Petersburg gekommen, als auch Nikolaus zu unverzüglicher bewaffneter Einmischung rieth und sich erbot, die vertragsmäßig zu stellenden 60,000 Mann dem Schwiegervater seiner Schwester zu Hilfe zu schicken [1]). Zum Glücke reisten selbst im Jahre 1830 die Worte schneller als die Truppen, und der Czar sollte in wenig Wochen selber seine 60,000 Mann recht nöthig haben. Näher waren die beiden Westmächte und Preußen. König Wilhelm hatte sich beeilt die neue französische Regierung anzuerkennen und wartete nicht, bis die Trennung Belgiens von Holland eine vollendete Thatsache war, um sich an die Cabinette von London und Berlin zu wenden, während die Aufständischen ihrerseits ihre Fürsprecher nach Paris sandten. Schon früh im September erhielt er die Antwort seines königlichen Schwagers von Preußen: „er möge suchen selber des Aufstandes Herr zu werden, erst wenn es ihm durchaus nicht gelingen sollte, würde er ihm zu Hilfe kommen" [2]). Doch sandte Friedrich Wilhelm III. deßungeachtet das vierte Armeecorps in die Rheinprovinzen, um sich dort mit den beiden westlichen zu vereinigen, die er bald darauf unter den Oberbefehl des Prinzen Wilhelm und seines

1) S. Stockmar a. a. O. I, 146. Jene Verpflichtung ging aus den Verträgen von Chaumont, Wien und Aachen hervor, freilich nur im Falle eines Angriffes Seitens Frankreichs.

2) S. die Depesche des sardinischen Geschäftsträgers in Berlin, de St. Marsan, vom 8. September an Graf de la Tour. Er fügt hinzu, die Antwort Englands laute ebenso, — erweist es aber durchaus nicht. (A. T.)

ad latus Generals Nostiz stellte [1]). Obschon es sich ausschließlich um Aufrechthaltung der Ruhe in den eigenen höchst aufgeregten Grenzländern handelte, wurde die französische Regierung stutzig. Schon beim Eintreffen der ersten Nachrichten vom Brüsseler Aufstand hatte Graf Molé dem preußischen Gesandten, Freiherrn von Werther, sofort erklärt, daß jede Ueberschreitung der niederländischen Grenze durch preußische Truppen eine augenblickliche Besetzung der Westgrenze Belgiens durch ein französisches Heer zur Folge haben würde [2]). Es ist wahr-

1) S. Depesche de St. Marsan's vom 27. September (A. T.). Die Truppensendungen sind übrigens schon in der oben angeführten Depesche vom 8. September erwähnt, müssen also in der ersten Woche des September angeordnet worden sein. S. Bernstorff's Erlaß an den preußischen Gesandten in London vom 3. Oktober (A. B.).

2) Die berühmte Unterredung zwischen Molé und Werther, auf die im Texte angespielt wird, hätte nach d'Haussonville (I, 21) erst „gegen Ende September oder in den ersten Tagen des Oktober stattgefunden", während sie in Wahrheit am 31. August stattgehabt. Nichts, durchaus Nichts bestätigt die Angabe d'Haussonville's und fast aller orleanistischer Geschichtsschreiber nach ihm, daß Preußen auf dem Punkte gewesen, die Grenze zu überschreiten und nur durch Molé's entschiedene und drohende Sprache davon abgehalten worden. Ueberhaupt ist die Unterhaltung bei Capefigue (a. a. O. IV, 190 und noch einmal in anderen Worten, aber mit genau demselben Inhalt V, 124), wenn auch weniger dramatisch, doch viel wahrscheinlicher als die bei d'Haussonville; und da Capefigue's Beziehungen zu Molé bekannt sind, so dürfte wohl seine Version als die richtigere anzunehmen sein. Danach polterte Molé durchaus nicht wie in der d'Haussonville'schen Version, welche die Runde aller Geschichtswerke gemacht hat, mit Kriegs- und Eroberungsdrohungen („la guerre est au bout de mes paroles; sachez-le et mandez-le à votre gouvernement" etc.), sondern sagte einfach, wie es die Situation erforderte: „l'invasion des troupes prussiennes sur le territoire belge en les rapprochant de notre frontière nécessiterait de notre part l'occupation de toute la ligne frontière opposée, *non point pour engager les hostilités ni pour s'emparer du pays*, mais afin de rendre la situation parfaitement égale entre la Prusse et la France, sauf à faire décider par un Congrès la question belge d'après les traités existants". Nichts konnte correkter und gerechtfertigter sein, als eine solche Sprache, nichts unmotivirter und herausfordernder als jene bei d'Haussonville. Werther selber (s. dessen lange Depesche vom 1. September [A. B.]) erzählt die

scheinlich, daß der preußische Gesandte den Satz umkehrte; jedenfalls rückten die Beobachtungscorps beider Mächte unver-

Sache ganz ähnlich. Molé hatte zum niederländischen Gesandten gesagt, die französische Regierung würde den Rebellen keinerlei Unterstützung angedeihen lassen, und er hoffe, der König von Belgien werde seine Verbündeten nicht um Schutz anrufen, weil er das als ein großes Unglück ansehen müsse. Und Rothschild hatte er gefragt, ob er glaube, daß preußische Truppen in Belgien einrücken würden, indem er ihm dieselben Worte wiederholte, die er zu General Fagel gesprochen. Rothschild fragte, ob er das Werthern sagen dürfe, und Molé bejahte die Frage. Darauf hin bat Werther um eine Unterredung. Sie fand in Molé's Privathaus statt, weil Werther noch nicht beglaubigt war. (Dieß der einzige Punct, wo d'Haussonville's Erzählung mit der des Gesandten zusammentrifft, welche, man vergesse es nicht, am folgenden Tage geschrieben worden und eine vertrauliche Depesche war, in welcher das Verschweigen so wichtiger Umstände fast Hochverrath gewesen wäre.) Molé zeigte „la même modération de principes et de langage que je lui ai toujours connue". Die Unterhaltung war fast eine academische Disputation über das Interventionsrecht, in der der Deutsche den Franzosen geschlagen zu haben wähnt. Molé meint freilich, es wäre Kriegsgefahr, wenn Preußen einrückte, und bat den Gesandten dringend, „de porter à la connaissance du Cabinet de V. M. les appréhensions qu'il m'avait témoignées et les arguments pressans dont il les avait appuyées; et ajouta qu'il osait se flatter que V. M. daignerait avoir égard à la position critique du gouvernement français et contribuerait autant que cela dépendrait d'Elle, à ce que les troubles des Pays-Bas s'appaisent sans le concours d'une force armée étrangère". Zum russischen Botschafter freilich sprach er in etwas entschiedenerem Tone: die französische Regierung werde Alles thun, um die Volkserhebungen in den Nachbarstaaten zu verhindern; aber „si néanmoins le cas se présentait et que d'autres Puissances voulaient s'en mêler, elles auraient la guerre avec la France". Werther erklärt diesen veränderten Ton durch einen Ministerrath, der zwischen beiden Unterhaltungen stattgefunden und nach welchem Molé gegen Pozzo die Meinung des Cabinets, während er gegen ihn, Werther, die eigene ausgesprochen habe. Als der König, nicht Molé, einige Wochen später zum russischen, nicht zum preußischen, Gesandten sagte: „Si les Prussiens entrent en Belgique, c'est la guerre; car nous ne le souffrirons pas", war er nicht wenig verblüfft von Pozzo zu hören: daß, wenn der Fall eintreten würde, so wäre es nicht Preußen, sondern ganz Europa, das einziehen würde; wodurch er sich auf Preußens Standpunkt stellte, das immer nur von einer Vereinbarung der fünf Mächte,

weilt vor und blieben in den eingenommenen Stellungen an der Grenze.

Als der französische Minister des Aeußern so entschieden vorging, war er der Neutralität, vielleicht sogar der Unterstützung Großbritanniens schon sicher. Noch standen zwar der Herzog von Wellington und der behutsame Lord Aberdeen an der Spitze der Geschäfte, und sie waren sich der besonderen Verpflichtungen Englands gegen das Haus Nassau wohl bewußt. Indeß, die wiederholten Versicherungen Frankreichs, es denke an keine Eroberung, nicht einmal an eine Grenzberichtigung oder an Gründung eines französischen Vasallenstaates in Belgien, beruhigten in Etwas die ängstlichen Gemüther der conservativen Minister Wilhelm's IV. Da kam die Nachricht der letzten Septembertage aus Brüssel und wirkte wie ein Donnerschlag auf den Herzog: er war wie „niedergeschmettert" [1]); klar sah er, daß nach der Beschießung der brabantischen Hauptstadt an keine Versöhnung mit dem Hause Nassau mehr zu denken sei, daß der Krieg unvermeidlich geworden, wenn Frankreich sich durch dieß verhängnißvolle Ereigniß in seinen guten Vorsätzen erschüttern ließ und daß es dem Palais Royal unmöglich sein würde, die französische Nation zu verhindern, dem offenbar widerstandsunfähigen Belgien gegen seinen holländischen Dränger zu Hilfe zu eilen. Talleyrand, der schon in den wenigen Tagen — er war am 25. September in London eingetroffen — einen großen Einfluß auf den Herzog gewonnen, rettete die Lage, indem er sich für die Absichten seiner Regierung und ihre Freiheit, sie auszuführen, verbürgte. So

resp. einer Intervention derselben sprach, nie von einer einseitig preußischen. S. Depesche Werther's vom 24. September. — Dieß eine Probe (und es soll die einzige bleiben) von d'Haussonville's Glaubwürdigkeit. Sein Werk bleibt deßhalb, der darin enthaltenen Depeschen willen, doch höchst werthvoll.

1) S. den Brief der Fürstin Lieven an König (damals Prinz) Leopold vom 1. Oktober (bei Stockmar a. a. O. I, 145). Sie war mit Wellington beim König in Brighton zu Tisch, am 30. September, als die Nachricht vom Abzuge der Holländer aus Brüssel, am 29. September, eintraf.

conservativ Wellington, so ängstlich Aberdeen sein mochte, sie waren Engländer und ließen sich durch keine Systeme in ihren Handlungen behelligen; so waren sie denn entschlossen, von zwei Uebeln das Kleinere zu wählen und sie fanden beim Könige von Preußen dieselbe Stimmung [1]). Verpflichtete sich Frankreich auf's Bestimmteste, weder Belgien zu annectiren noch zu revolutioniren, auch keine französische Secundogenitur daraus zu machen; versprach es förmlichst und ausdrücklichst, die in den Verträgen von 1815 gezeichnete Grenze zu achten und die Gründung des neuen belgischen Staates nicht einseitig, sondern gemeinsam mit den übrigen Großmächten zu betreiben, so willigte England in die Theilung der Niederlande und Anerkennung des neuen Staates, d. h. in eine erste Verletzung der Verträge von 1815 und zwar in der Bestimmung dieser Verträge, welche es am Lebhaftesten befürwortet, für die es die größten Opfer gebracht, die am Entschiedensten gegen Frankreich gerichtet schien, — eine Genugthuung, die Talleyrand für den Augenblick hinreichend schien, um die öffentliche Meinung seines Landes im Zaum zu halten. Schon am 4. Oktober schlug er selber eine gemeinsame Berathung der fünf Großmächte vor, und als König Wilhelm am 5. Oktober amtlich die vertragsmäßig zugesicherte Hilfe derselben forderte, war das englisch-französische Bündniß schon eine Thatsache, die 1814 neubegründete Allianz Europa's gegen Frankreich schon gebrochen und es war das Werk Talleyrand's, wie der erste ähnliche Versuch (der Vertrag vom 3. Januar 1815) sein Werk gewesen war.

Die festländischen Staatsmänner der alten Schule, namentlich in Wien, jammerten und klagten über einen „Grundsatz, den Frankreich so hochmüthig aufgestellt, Europa durch sein

1) S. Bernstorff's Erlaß an Bülow vom 3. October und des Königs eigenhändige Randbemerkung zu Wellington's Vorschlägen in Bülow's Depesche vom 2. October: „Ceci (Frankreich einzuladen als Mitunterzeichner der Wiener Verträge sich den anderen Mächten anzuschließen) me semble fort sage et devrait être imité par les autres grandes cours quand l'occasion sera opportune." (A. B.)

Schweigen so feige zugestanden" hätte, über Englands und Preußens Feigheit, über den Verräther Wellington, „der die Trennung wohl hätte verhindern können, wenn er ein Paar Schiffe nach Antwerpen geschickt hätte" [1]), über Preußen, „das nicht viel mehr sittliche Kraft (énergie morale) habe; die Verwaltung dieses Königreiches sei leider beinahe vollständig in den Händen von Individuen, die früher oder später eine andere Ordnung der Dinge herbeizuführen wünschten" [2]).

Der neue Grundsatz der Nichteinmischung mußte als Etikette für das Sichfügen in die Umstände und für das Aufgeben der Legitimitätspolitik Seitens Englands, der Propaganda Seitens Frankreichs dienen. Mit gewohnter Feinheit wußte der greise französische Diplomat in der Empfangsaudienz bei Wilhelm IV. (am 6. Oktober), fast in demselben Augenblicke, wo der König der Niederlande die Einmischung der Mächte anrief, das neue Princip als ein selbstverständliches, den beiden Westmächten gemeinsames zu berühren, ohne daß eine Stimme im geeinten Königreich dagegen laut wurde. Ja, der Nachfolger Aberdeen's, Lord Palmerston, erhob den neuen Grundsatz zu dem Hauptartikel seines „Glaubensbekenntnisses" [3]). Allein was in England der erste Stein zum Gebäude des „herzlichen Einvernehmens" war, das rief natürlich den heftigsten Widerspruch der festländischen Cabinette hervor, namentlich der Hof-

1) S. Depesche Pralormo's vom 2. Januar 1831 und s. Depesche de Sales' vom 30. December 1830 (A. T.). Der sardinische Botschafter versichert im größten Geheimniß, aber als authentisch, Preußen habe England angeboten, gleichzeitig mit ihm in den Niederlanden einzuschreiten; Wellington aber habe erklärt, England könne sich auf Nichts einlassen, aber es würde Preußen gewähren lassen; worauf Friedrich Wilhelm III. ihm sagen ließ: „da England Nichts thun wolle, würde er sich nicht allein einem Kriege aussetzen für Interessen, die weit mehr die Englands, als seiner eigenen Staaten seien; und demgemäß würde kein preußischer Soldat in Belgien einrücken, so lange keine englische Flotte in Antwerpen angekommen und Truppen gelandet hätte".

2) S. Depesche Pralormo's von Wien vom 22. October (A. T.).

3) Note Lord Palmerston's an Fürst Lieven, kurz nach seinem Eintritt; citirt von Droysen a. a. O. S. 607.

burg, deren ganze auswärtige Politik gerade auf dem entgegengesetzten Grundsatze beruhte. Hatte die Heilige Allianz zum Hauptzwecke gehabt, überall das monarchische Princip gegen das demokratische, die Legitimität gegen die Revolution zu schützen, so galt es jetzt für Frankreich und England, wenn sie anders ihr Interesse wohl verstanden, die Fürsten ihre Sache allein mit ihren Unterthanen ausfechten zu lassen; mit anderen Worten: die Haltung, welche Europa jetzt eben nothgezwungen der französischen Thronumwälzung gegenüber beobachtet hatte, zu einem Principe zu erheben. Ob der neue Grundsatz, auf welchem das Bündniß beruhen sollte, aus Ueberzeugung und Gerechtigkeitsgefühl aufgestellt wurde, oder sich nur immer und überall durchführen ließ, kam für's Erste nicht in Betracht; genug, er traf die absolutistischen Mächte, vor Allem diejenige, welche sich zur systematischen Wahrerin der reinen conservativen Theorien aufgeworfen hatte, auf's Empfindlichste.

Als der französische Geschäftsträger, wohlweislich nach Erlangung der Anerkennung, dem Fürsten Metternich den ersten Wink darüber gab, fand dieser es eine äußerst „befremdliche Prätention der französischen Regierung, zu ihrem eigenen Vortheile ein neues Völkerrecht einzuführen, von dem man nie zuvor reden gehört und das einfach der Umsturz aller bestehenden Regeln europäischer Politik sei". Ja, auch der preußische Minister, Graf Bernstorff, den man ebenfalls erst nach Erledigung der Anerkennungsfrage und bei Gelegenheit des belgischen Aufstandes von der Absicht in Kenntniß setzte, diesen neuen Grundsatz aufzustellen und zu befolgen, stand nicht an, ihn als eine „dem Völkerrecht widerstreitende, im förmlichen Gegensatze zu den Verträgen von 1814 stehende Prätention" zu bezeichnen, „welche die fremden Souveräne nie dulden könnten, weil dabei die Stabilität ihrer Staaten und des europäischen Friedens auf dem Spiele stehe" [1]). Auch ließ

1) S. d'Haussonville a. a. O. I, 18, der die Stelle aus der Depesche des französischen Geschäftsträgers in Wien („vom September")

es die französische Regierung nicht an beruhigenden Versicherungen fehlen: man habe nur die Nachbarländer Belgien, die Schweiz, Savoyen, auch Piemont im Auge, „wo die Besetzung durch fremde Truppen in Frankreich eine Unzufriedenheit und Gereiztheit erregen könnte, welche die Regierung nicht im Stande wäre, zu unterdrücken“ [1]), das übrige Italien, Deutschland, Polen, Spanien, wo ja noch jüngst Frankreich, gerade kraft der Einmischungspolitik, neue Lorbeeren geerntet, sollten für's Erste außer Frage gelassen werden [2]).

Anders freilich war die Sprache, die man vor der Nation selber führte: hier erschien das laut verkündigte neue völkerrechtliche Princip als eine unfehlbare Richtschnur, die keinen Abweg dulde: „Frankreich wird nicht erlauben, daß der Nichteinmischungsgrundsatz verletzt werde“, rief Laffitte in seiner, vom Könige selber revidirten und verbesserten Rede vom

wörtlich anführt, sowie Baron Mortier's Depesche aus Berlin vom 11. Oktober ebenda 232. Vgl. ebenda auch die Depesche vom 6. Oktober.

1) S. Dep. Werthers vom 1. December 1830, dem Sebastiani sagt, daß dieß Princip „n'avait été prononcé dans sa généralité que pour ne pas spécialiser le cas de la Belgique comme pouvant amener une guerre, mais qu'en effet la France ne comptait pas pousser ce principe au delà d'un certain rayon dans lequel elle ne pouvait pas voir avec indifférence un mouvement de troupes étrangères. Dans ce rayon se trouvait la Belgique et la Savoye, mais *non les Etats du Roi de Sardaigne situés au delà des Alpes.*“ (A. B.) Dagegen sagte er dem sardinischen Botschafter (s. desselben Depesche vom selben Datum Nr. 232): „Prenez bien garde que si un seul Autrichien entrait chez vous en Piémont, nous y entrerions aussi“ (A. T.). Sebastiani's Gewohnheit, laut mit den Kleinen und leise mit den Mächtigen zu sprechen, tritt bei solchen Gelegenheiten so recht klar hervor.

2) „J'ai eu l'occasion de consulter sur ce point le comte Molé et il m'a repété qu'il ne l'avait établi (den Nichteinmischungsgrundsatz) que dans les limites d'une question particulière pour la Belgique et pas d'une façon générale et absolue.“ (Capefigue a. a. O. IV, 191 Anm.) Damit stimmen ganz die vertraulichen Depeschen Graf Pralormo's (aus Wien vom 19. December 1830) und Marquis de Breme's (aus Berlin vom 24. Januar 1831), wo die Erklärungen, welche der französische Minister des Aeußern dem österreichischen Botschafter, Grafen Apponyi, gab, vollständig wiedergegeben sind (A. T.).

1. December [1]). „Frankreich", wiederholte fünf Tage später der Vertrauensmann des Königs, der vorsichtige Dupin der Aeltere, unter dem Beifallklatschen der Versammlung, „Frankreich könnte eines kalten Egoismus, ja der Feigheit geziehen werden, wenn es sagte, es wolle nicht interveniren; aber wenn es sagt, es werde nicht dulden, daß man intervenire, so ist es die edelste Haltung, die ein starkes und edelmüthiges Volk einnehmen kann." Und der Kriegsminister, Marschall Soult, erklärte am 8. December der Pairskammer: „Die Nichteinmischung ist fortan unser Princip. Wir werden es sicherlich gewissenhaft achten, aber unter der wesentlichen Bedingung, daß es von den Andern geachtet werde." Ja, noch am 27. Januar sagte der Minister des Aeußern selber, während er in den Instruktionen an seine Gesandten und in seinen Unterredungen mit den in Paris beglaubigten Diplomaten des Auslands schon längst den Rückzug angetreten und das Gegentheil versichert hatte, — noch am 27. Januar sagte Sebastiani in der Kammer, mit Anspielung auf Troppau: „Die Heilige Allianz beruhte auf dem Princip der Intervention, welches die Unabhängigkeit aller Mittelstaaten zerstört. Das gegentheilige Princip, das wir aufgestellt haben und dem wir Achtung zu verschaffen wissen werden, sichert die Unabhängigkeit und Freiheit Aller." Dabei nahm sich denn die stete Anrufung Napoleon's, als des Märtyrers für Frankreichs Sache und des größten französischen Staatsmannes um so sonderbarer aus, als der Name des großen Nichteinmischers, der allein statt aller Argumente galt, der Opposition als Kriegsruf, den Ministern als Ideal herhalten mußte. Auch änderte sich der Ton, so der Volksvertretung wie den Diplomaten gegenüber, zusehends, je nachdem die „öffentliche Meinung", welche zur Einverleibung Belgiens trieb, in der Straße drohte oder

1) Der König entschuldigte sich freilich bei dem österreichischen Botschafter, Graf Appony, wegen dieser Rede; sie sei noch viel heftiger gewesen; er habe sie gemildert u. s. w. S. Depesche de Sales' vom 7. December. Zugleich sandte Sebastiani Couriere nach Wien, Berlin und Petersburg, um Erklärungen zu geben (A. T.).

ermattete, und die Gefahr für den Frieden Europa's wuchs oder entfernte sich genau in demselben Maße, als sie für das Leben der gerade jetzt vor Gericht stehenden Minister Karl's X. wuchs und sich entfernte. Nur Eines ging unverrückt und stetig weiter, die Rüstungen: in den vier letzten Monaten des Jahres ward das Heer fast verdoppelt.

In der Presse — und zwar in den Organen der Regierung ebensowohl als in denen der Regierungsfeinde —, auf den Bänken der Opposition, in den Salons, hörte man zugleich, namentlich im Beginne, andere Deutungen des berühmten Grundsatzes, die weniger beruhigend waren als die Sebastiani's gegen die fremden Cabinette. Hatte doch Lafayette, damals fast noch allmächtig, seinem Freunde Humboldt rund heraus erklärt: daß jeder Versuch der Großmächte, die Freiheit bei benachbarten Völkern zu erdrücken, „eine direkte und flagrante Feindseligkeit" gegen Frankreich ausmache, und daß man an der Seine „Polen und Rußland nicht als eine und dieselbe Nation ansehen könne" [1]).

Bald sollte auch Belgien und Holland nicht „als eine und dieselbe Nation angesehen" und das Princip der Nichteinmischung von denen, die es selber aufgestellt, bei Seite geschoben, offen verletzt oder doch höchst willkührlich gedeutet werden. Die Thatsachen und die Leidenschaften waren eben wieder einmal stärker als die Grundsätze, und es war nicht in den Gewohnheiten der englischen Politik, die concrete Wirklichkeit einem abstracten Principe zu opfern.

Jetzt, im Oktober, verfehlte der feierlich aufgestellte Grundsatz seinen praktischen Zweck nicht. Sobald die Nordostmächte den festen Entschluß der brittischen und französischen Regierung erkannten, zusammenzuhalten und keinerlei Einmischung zu dulden, so ließen sie es auch bei Worten bewenden und machten gute Miene zum bösen Spiele. Die bewaffnete Einmischung ward eine friedliche Vermittlung Europa's und die

1) Capefigue a. a. O. IV, 128 u. 129; wahrscheinlich im September.

Einladung Lord Aberdeen's, die belgische Angelegenheit der noch von der griechischen Angelegenheit her tagenden Conferenz der Mächte zu unterbreiten, ward mit Beeiferung angenommen. Doch begegnete der Versuch Frankreichs, den Sitz derselben nach Paris zu verlegen, lebhaftem Widerspruch, und Molé bestand nicht weiter auf einem Vorschlage, der, wenn er ihn hätte durchsetzen können, dem neuen Frankreich eine gewisse Genugthuung der Eigenliebe gewährt, ihm selber erlaubt haben würde, sich der unbequemen Vormundschaft Talleyrand's zu entziehen [1]).

Als die Londoner Conferenz zur Lösung der ihr gewordenen Aufgabe zusammentrat, war die gesammte Lage der drei Hauptbetheiligten auf dem Wege einer vollständigen Umgestaltung. Das Schweigen der berathenden Versammlungen nahm ein Ende: das brittische Parlament ward am 2., das französische Haus der Abgeordneten am 3., der belgische Congreß am 10. November eröffnet und die unbequeme Neugierde, wie die noch unbequemere Erhitzung der Gemüther, welche öffent-

1) „Pendant plusieurs jours le gouvernement français ne voulait pas consentir à ce que ces conférences se tinssent à Londres; il voulait qu'elles eussent lieu à Paris; et sur l'insistance qu'a mise à cet égard Lord Stuart auprès de M. Molé, celui-ci lui a dit: ‚Comment voulez-vous que nous confiions à M. de Talleyrand la conduite de ces Conférences?'" Wellington beantragte darauf, dem Fürsten Jemanden als zweiten Bevollmächtigten beizugeben, und Molé schlug Bignon vor. S. Depesche Graf de Sales' an Graf de la Tour aus Paris vom 30. October (A. T.). Vgl. Werther's Depesche vom 9. October (A. B.), wonach Molé, der Talleyrand mißtraute, daraus eine Bedingung sine qua non machte und Preußen zu überreden suchte, seinen Verbündeten den Vorschlag zu machen. Diese Versuche erneuerten sich übrigens während des Verlaufes der Conferenzen, wenn Guizot's Erzählung ohne Datum sich nicht auf jenen ersten Versuch bezieht. Nach Guizot (a. a. O. II, 167) schickte Talleyrand einen Vertrauten nach Paris, um die Sache zu hintertreiben. „Pendant qu'il (der Bote Talleyrand's) s'en entretenait avec le Roi, un attroupement tumultueux avait lieu sur la place du Palais Royal, poussant des cris et réclamant du Roi je ne sais quelle complaisance. ‚Croyez-vous, Sire', lui dit-il, ‚que la Conférence se tint longtemps au milieu de pareilles scènes?'"

liche Berathungen mit sich zu führen pflegen, konnten nur störend auf die diplomatische Thätigkeit der Conferenz einwirken. Wenn die in London herrschende Stimmung und der wenige Tage später eintretende Ministerwechsel (16. November) dem Bündniß der Westmächte nur nützlich sein konnte [1]), so schien dagegen mit Laffitte's Uebernahme der Regierung in Paris (3. November) der antienglischen Strömung in Frankreich wieder Thür und Thor geöffnet und mußte man jeden Augenblick befürchten, daß das Friedenswerk, welches Talleyrand und Lord Palmerston, der liberale Nachfolger Aberdeen's, mühsam aufzurichten bestrebt waren, durch die Launen und Vorurtheile der Pariser öffentlichen Meinung bedroht wurden. Aehnliches drohte von Belgien, wo die Ungeduld und die Furcht zu rascher gefährlicher Entscheidung drängten, während der besonnene, mäßigende Vertreter der aufständischen Provinzen in London, van de Weyer, Mühe hatte, die Mächte von dem ungefährlichen Charakter der belgischen Revolution zu überzeugen, der noch eben erst ein Bataillon Pariser Freiwilliger, von dem revolutionären Club der „Volksfreunde" angeworben und bewaffnet, zugezogen war [2]). Die Sonderstellung Luxemburgs endlich, das als nassauisches Land dem Deutschen Bunde angehörte und schon Miene machte, sich an die belgische Regierung anzuschließen, drohte jeden Augenblick, den Deutschen Bund in Mitleidenschaft zu ziehen. Doch war es ihm glücklicher Weise noch gelungen, gegen die republikanische Opposition seines Collegen, de Potter, in der provisorischen Regierung durchzusetzen, daß der dem Congreß

1) Der sardinische Gesandte in London, Graf d'Aglié, betont diese Stimmung des Cabinets Grey sehr nachdrücklich und fügt unterm 27. November hinzu: „L'Ambassadeur de France à Londres seconde à merveille la disposition du nouveau Cabinet à se rapprocher et à s'entendre avec le Gouvernement français. Cet ambassadeur étonne par son activité et la présence et la clarté de son esprit à un âge si avancé." (A. T.)

2) Auch viele einzelne Franzosen, darunter viele Offiziere, waren in die belgische Armee eingetreten. Vgl. u. A. die Depeschen St. Marsan's vom 25. October und 3. November 1830 (A. T.).

vorzulegende Verfassungsentwurf, wenn er auch die Frage der Selbstständigkeit ohne weiteres entschied, wenigstens das monarchische Princip feststellte und so den Groll und die Furcht der absolutistischen Cabinette einigermaßen beruhigte. Auch der deutsche Bundestag bequemte sich bald, auf Preußens entschiedene Forderung hin, das Schiedsrichteramt der Conferenz anzuerkennen. Der König der Niederlande aber, dessen Botschafter die Vertreter der fünf Großmächte schon am 15. Oktober eingeladen hatten, an der Conferenz Theil zu nehmen, war in seiner Hartnäckigkeit, seiner Ueberzeugung von dem unbestreitbaren Rechte, das er vertheidigte, noch unbequemer als die aufgeregten, ungeduldigen Belgier, und seine Haltung, wie die unsicheren Schritte seines Sohnes in London, erschwerten von vornherein das Werk der diplomatischen Versammlung, welche zwischen dem Wunsche, das verbriefte Recht zu wahren und den Frieden um jeden Preis zu erhalten, hin- und hergezogen war. Talleyrand's Gewandtheit war es vorbehalten, über alle diese Schwierigkeiten zu siegen und in seiner vornehm vertraulichen Weise wenigstens die Gegensätze innerhalb der Versammlung zu mildern, beinahe auszugleichen. Die Achtung, welche sein Alter und sein Rang, seine Erfahrung und seine natürliche Mäßigung einflößten, die Nothwendigkeiten der Lage, welche Niemand besser und einfacher hervorzuheben wußte als er, kamen seiner Beredsamkeit und seiner Kunst der Menschenbehandlung in diesem schweren Werke trefflich zu Statten und halfen ihm zu raschen Erfolgen.

Sobald England einsah, daß es König Wilhelm nicht, ohne eine Intervention Frankreichs herbeizuführen, mit seinen rebellischen Unterthanen allein lassen konnte, deren er ja bald Meister geworden wäre, war es auch bereit einen Zustand herzustellen, der ihm erlaubte, das Nichtinterventionsprincip gegen den legitimen König der Niederlande, anstatt für ihn, anzuwenden und keine französische Regierung wäre stark genug gewesen, der Unterwerfung der belgischen Provinzen durch König Wilhelm gekreuzten Armes zuzuschauen; der Krieg, den man beschwören wollte, hätte sofort ganz Europa ergriffen.

Dies Bedenken Englands, mehr noch als die in Berlin herrschende friedliche Gesinnung, mehr als die römischen Einflüsse in Wien, führten die thatsächliche Theilung des niederländischen Staates herbei, noch ehe das Cabinet von St. Petersburg durch seine eigene Noth verhindert war, sich derselben zu widersetzen [1]).

Schon der erste Beschluß der Conferenz (4. November) war ein Nachgeben der Nordostmächte, ein Triumph des „herzlichen Einvernehmens". Nach dem Vorgange von 1827 in der griechischen Angelegenheit, forderte sie die Einstellung der Feindseligkeiten beider kriegführenden Parteien, was fast einer Anerkennung der belgischen Unabhängigkeit gleichkam, und bestimmte als Grenzlinie während des Waffenstillstands dieselbe Grenze, welche beide Länder vor ihrer Vereinigung getrennt hatte [2]). Die Westmächte übernahmen es, diesen Beschluß der Brüsseler Regierung zu übermitteln, die sich beeilte, die Vorschläge der Conferenz anzunehmen. Nach einer weiteren Regelung der betreffenden Förmlichkeiten ward der Waffenstillstand am 21. November verkündet. Drei Tage vorher hatte der Brüsseler Congreß, ermuthigt durch den Regierungsantritt der Bewegungspartei in Frankreich, der Whigs in England, schon die Bahn betreten, auf der jeder Rückzug unmöglich war. Der feierlichen Unabhängigkeitserklärung folgte die Annahme der Regierungsvorlage bezüglich der Errichtung einer constitutionellen Monarchie auf dem Fuße, während ein dritter, bedenklicherer Beschluß (am 24. November) das Haus Oranien, trotz der

1) Ueber Diebitsch's Bemühungen, Preußen zur Intervention zu bestimmen, siehe Droysen a. a. O. S. 595, und ebenda S. 601, wie der russische Vicekanzler im entgegengesetzten Sinne wirkte und auf Friedrich Wilhelm's III. Mäßigung rechnete, um seinen Kaiser zu beschwichtigen. „Die besonnene Politik Ihres Königs", sagte er zum preußischen Botschafter in Petersburg, „ist das Einzige, worauf Europa noch seine Hoffnungen bauen und wovon es seine Rettung erwarten kann."

2) Das Wort „Kriegführende" ist im Protokolle nicht ausgesprochen. Man begnügt sich mit unbestimmten Ausdrücken, wie „de part et d'autre", „les troupes respectives"; doch spricht man schon von „Belgien" (la Belgique), wenn nicht von der Regierung Belgiens.

Warnungen Frankreichs, das noch im letzten Augenblick einen besonderen Agenten nach Brüssel schickte, um dieß Aeußerste zu verhindern, vom Throne ausschloß [1]).

Damit war die republikanische wie die oranistische Partei aus dem Felde geschlagen. Scheinbar auch die französische, doch nur scheinbar; denn die Möglichkeit einer französischen Secundogenitur war dadurch nur in eine um so bedrohlichere Nähe gerückt. Die Vorurtheile des belgischen Adels und die katholischen Interessen mochten vor einem Aufgehen in den benachbarten Staat demokratischer Gleichheit und kirchlicher Gebundenheit zurückschrecken, wie die großen Fabritherren der Provinzialstädte und die Brüsseler Kleinhändler die absorbirende Macht der französischen Industrie und der französischen Hauptstadt fürchten mochten: alle diese Bedenken fielen weg, sobald Belgien zugleich mit dem Schutze der großen Nation und ihrer Dynastie eine gesonderte Existenz erlangte.

Wohl fühlte man in England den Ernst der Lage, welchen der kühne Schritt der Brüsseler Versammlung so bedenklich gesteigert hatte; wußte der König der Franzosen, in welchem der Familienvater nie ganz zum Schweigen kam, der Versuchung nicht zu widerstehen, welche sich seinen dynastischen Gelüsten darbot, so war es aus mit dem herzlichen Einvernehmen der Westmächte, welches nur auf strengster beiderseitiger Enthaltsamkeit beruhen, sich nur durch diese die Achtung der Cabinette, wie der gebildeten, öffentlichen Meinung der Welt erzwingen konnte. Es gab keine Sicherheit für Europa, so lange die beiden Westmächte nicht auf einer strengen Beobachtung der Verträge und auf einen Verzicht auf alle eigennützigen Vergrößerungsabsichten bestanden. „Wenn Frankreich nur einen Krautgarten oder einen Weinberg abbekam, so verloren sie all' ihren guten Boden und es ward eine einfache Frage des Mehr oder Weniger." [2]) Sogar wenn Louis Philipp die Versuchung

1) Der Abgesandte Laffitte's, Langsdorf, kam am 23. November in Brüssel an. S. Nothomb a. a. O. I, 100 Anm.

2) Worte Palmerston's in einem Briefe vom 29. März 1831 (bei Bulwer a. a. O. II, 59).

von sich wies, schienen die nordischen Höfe entschlossen, zugleich mit den Rechten der verwandten Familie die Interessen und Grundsätze der Legitimität sowohl als die europäischen Machtverhältnisse von 1815 mit den Waffen in der Hand zu schützen. Selbst der König von Preußen, der allen Versuchen seines kaiserlichen Schwiegersohnes in Petersburg und seiner eigenen Umgebung, ihn zur Einmischung zu treiben und von seinen Räthen zu trennen, männlich widerstanden hatte, selbst Friedrich Wilhelm III. hätte vorgehen müssen [1]). Die Heere aber waren nicht mehr in dem kriegsunfähigen Zustande, in dem sie vier Monate vorher die Julirevolution überrascht hatte. Da erscholl plötzlich, noch ehe die Kunde von dem Beschlusse, welcher das Haus Oranien vom Throne ausschloß, nach St. Petersburg dringen konnte, die Nachricht von dem Abfall Polens durch das erwartungsvoll gespannte Europa. Am Morgen des 30. November war Rußland vom übrigen Europa durch einen gewaltigen Militäraufstand thatsächlich getrennt; Preußen genöthigt, seine Aufmerksamkeit und seine Mittel zwischen der West- und Ostgrenze zu theilen, Oesterreich vereinzelt und durch die Furcht der Ansteckung seiner außerdeutschen Besitzungen gelähmt. „Das ist der verhängnißvollste Schlag, der den drei Höfen beigebracht werden konnte", rief der Staatskanzler; „man wird nun Belgien seinem Schicksal überlassen müssen" [2]).

IV.

Die Verträge von 1815 hatten die Theilung Polens unter die drei Nordostmächte bestätigt, wenn auch das Verhältniß der drei Antheile wesentlich verändert worden war. Jeder dieser Theile sollte jedoch seine „nationale Vertretung und nationale Einrichtungen" erhalten, über deren Natur es den betreffenden Regierungen überlassen war zu entscheiden. Ruß-

1) S. Schöler's, des preußischen Gesandten in Petersburg, Depeschen vom 9./21. November (A. B.).

2) Depesche Maltzahn's vom 7. December (A. B.).

land hatte diese Verpflichtung ernstlicher genommen als Preußen und Oesterreich und keineswegs gezögert, derselben nachzukommen. Da sein Antheil ungleich bedeutender war, als der der deutschen Mächte, da dieser Antheil den polnischen Königstitel mit sich führte und die Hauptstadt des ehemaligen Reiches in sich schloß, so hatte man sich daran gewöhnt, Polen vornehmlich in Russisch-Polen zu sehen. In der That hatte Kaiser Alexander I. die Abhängigkeit dieses Polens auf eine einfache Personalunion zurückgeführt, ähnlich der zwischen Schweden und Norwegen bestehenden. Das Königreich Polen hatte nur seinen Monarchen mit Rußland gemein und selbst dieser hatte thatsächlich abgedankt und aus dem Königreich fast eine Secundogenitur der russischen Dynastie gemacht; denn der erste Statthalter, ein Pole, war bald auf seinem Posten gestorben und nicht ersetzt worden, so daß des Kaisers Bruder, Constantin, der eine Polin geheirathet hatte und Militärgouverneur des Landes war, beinahe als Fürst desselben gelten konnte. Das Königreich hatte seine eigene Armee, seine eigene Justiz, seine eigene Verwaltung. Nur Polen konnten im Königreiche eine Anstellung erhalten. Die polnische Sprache war die amtliche. Das Land besaß in seinem vom König ernannten Oberhause und in seinem vom Volke erwählten Unterhause, wie in seinen verantwortlichen Ministern, eine Repräsentativverfassung, welche dem Kaiserreiche wie den beiden großen Nachbarstaaten fehlte und die überhaupt auf dem Festlande nur Frankreich und die Vereinigten Niederlande während der Restaurationszeit besaßen. Polen zeigte sich in mehr als einer Beziehung dieser freien Verfassung würdig. Die Verwaltung war eine ausgezeichnete. Die Finanzen hoben und ordneten sich zusehends. Schulen und Universitäten gediehen. Der Verkehr und Handel belebte sich sichtlich. Auch Industrie und Ackerbau waren in beständigem Wachsthum und von immer umfangreicherer Ergiebigkeit. Nie war Polen materiell glücklicher als in diesen funfzehn Jahren; nie auch politisch freier als mindestens in den ersten fünf Jahren dieses Zeitraumes.

Doch auch das lose Band der Personalunion war dem

ungeduldigen und reizbaren Patriotismus gewisser Kreise zu lästig; man klagte: nur vier Millionen Polen gehörten zum Königreiche, ohne die alten einst von den Jagellonen zugebrachten Provinzen sei dasselbe nicht lebensfähig; und schon am Tage der Herstellung des nationalen Königreiches unter der Dynastie Romanoff bildete sich die geheime Verschwörung, welche dieß letzte Band zwischen Rußland und Polen zu zerreißen beabsichtigte, um es thatsächlich nur fester und enger als je zu schürzen [1]).

Bald regte sich auch die öffentliche Opposition durch ein systematisches Benergeln und gehässiges Bemäkeln aller Regierungsmaßregeln in Presse und Parlament. Der Reichstag verwarf fast alle Vorlagen der Minister, ohne sie nur zu prüfen. Großfürst Constantin und seine Minister glaubten, wie alle conservativen Staatsmänner des Festlandes, diese gesetzliche Opposition durch außergesetzliche Mittel oder doch durch Ausnahmegesetze bekämpfen zu müssen, und machte sie nur noch erbitterter; einmal auf dieser Bahn des Eigensinns und der Gereiztheit, konnte die Entwicklung der Dinge keine friedliche, gesunde mehr sein. Die Regierung unterdrückte (1825) die Oeffentlichkeit der parlamentarischen Verhandlungen, mißachtete die Unverletzlichkeit der Landboten; am Ende unterließ sie gar, die Kammern überhaupt an den von der Verfassung vorgeschriebenen Terminen einzuberufen [2]); sie beschränkte die Preßfreiheit mehr und mehr; ja, als die Gerichte sich ihrem Urtheile nach nicht strenge genug gegen die Feinde der bestehenden Ordnung zeigten, griff sie zu dem Mittel äußerster Willkühr, die Militärjustiz an Stelle der Civiljustiz treten zu lassen; und endlich ging die blinde Kampfesleidenschaft bis zur Verbannung der

1) Dieß giebt selbst der leidenschaftliche Gegner nicht nur Rußlands, sondern auch der Czartoryski'schen Partei zu, welcher den „Essai historique et politique sur le Royaume de Pologne de 1825 à 1830" (Paris ohne Datum, aber wohl 1846) geschrieben hat, obschon er meint (S. 78), die eigentliche Wirksamkeit habe erst 1819 begonnen.

2) Sie wurden erst im Mai 1830 wieder einberufen, wo sie sich, wie auch schon im Jahre 1825, biegsamer als in den ersten Sessionen zeigten.

Landessprache aus den Verwaltungsdocumenten. Je weniger Spielraum auf diese Weise die öffentliche, laute und gesetzliche Opposition behielt, um soviel wuchs die geheime Verschwörung [1]), welche bei Czar Nikolaus' Thronbesteigung (1825) schon die gesammte Studentenschaft, viele Arbeiter der Städte, einen großen Theil des Offiziercorps [2]) und fast den ganzen Kleinadel des Landes (die Schlachzitzen) umfaßte und über ungeheuere Hilfsmittel an Geld und Leuten verfügte.

Noch war der reichbegüterte, hohe Adel mit wenig Ausnahmen nicht mit der fremden Dynastie verfeindet; das niedere Volk zum großen Theil leibeigen und stumpf; das Bürgerthum, wenig zahlreich, von deutschen und jüdischen Elementen vielfach durchsetzt, war keineswegs der Träger der Bildung noch der nationalen Ueberlieferungen: ihm vor Allen war der wirthschaftliche Aufschwung des Landes zu danken, ihm vor Allen zu Gute gekommen; und mit dem wachsenden Wohlstande wuchs auch, zumal bei der neueingeführten gesetzlichen Gleichheit, die Gefahr, daß dieser Stand dem zahlreichen, durch seine Unthätigkeit zur allmähligen Verarmung verdammten Kleinadel, in dem sich so recht das politische Interesse und das Nationalbewußtsein concentrirte, früher oder später selbst seine gesellschaftliche Stellung streitig mache. Auch war die weitverzweigte Verschwörung ebenso sehr auf eine Rückeroberung der alten Adelsprivilegien als auf die Wiederherrichtung eines nationalen Herrscherhauses gerichtet, mehr jedenfalls, als auf die Vertheidigung einer modernen Verfassung, welche den Vorwand hergeben mußte. Dieser geheimen, immerhin etwas lockeren Organisation des oppositionellen Kleinadels, welcher

1) „Weil sie selbst das Unschuldige nicht öffentlich äußern durften", sagt Moltke (Darstellung der inneren Verhältnisse und der gesellschaftlichen Zustände in Polen, Berlin 1832, S. 100) in seiner classischen Weise, „so thaten sie das Schuldigste im Geheimen."

2) Nach dem oben angeführten „Essai etc." war die Militärschule schon seit dem 15. December 1828 gewonnen, die Zahl der affiliirten Offiziere betrug in Warschau allein 200, bei einer Garnison von 8000 Mann; s. S. 110 u. 124.

großentheils der Armee angehörte, kam die festgefügte, alte und erlaubte Organisation der Geistlichkeit zu Hilfe, die in dem heterodoxen Landesherrn, der zugleich das geistliche Oberhaupt einer mächtigen Kirche war, einen natürlichen Nebenbuhler und Feind sah: und diese zahlreiche, trefflich disziplinirte, überzeugte Körperschaft konnte, obschon sie sich den Landesgesetzen ruhig unterwarf, nach Umsturz dieser Landesgesetze um so gefährlicher werden, als sie den Bauernstand durch die Religion, den hohen Adel durch die Furcht vor diesem Bauernstand in die einmal ausgebrochene Bewegung fortzuziehen vermochte.

Der Ausbruch der Julirevolution und ihr Gelingen hatte die Gemüther in der polnischen Hauptstadt, wo eben der Reichstag still auseinandergegangen war, hatte vor Allem die der Jugend noch über's Gewöhnliche erhitzt. Die Häupter der Verschwörung rechneten auf diese erregte Stimmung und hofften auf einen Krieg am Rhein, welcher die preußischen Heere, auf eine Erhebung in Italien, welche die österreichischen Truppen fern von der Weichsel gehalten hätte, und in Folge dessen auf einen Anschluß Posens, Westpreußens, Galiziens, ja Litthauens und der ehemaligen polnischen Provinzen bis zum Dniepr. Zugleich drängten auch wieder, wie's zu gehen pflegt, die unklugen Vorsichtsmaßregeln der Regierung zur Beschleunigung des Ausbruches. Da der Czar in einem bevorstehenden europäischen Kriege das polnische Heer als bereite Avantgarde vorzuschieben gedachte, ließ er schon jetzt überall die russischen Truppen auf polnisches Gebiet nachrücken [1]) und die Verschwö-

1) S. Droysen a. a. O. S. 600. Ueber die Ostentation, mit der diese Truppenconcentration betrieben wurde, siehe Marquis de Brême's vertrauliche Depesche vom 22. December. Auch hatte der französische Geschäftsträger in Petersburg, de Bourgoing, sofort Erklärungen über die Mobilisation eines Heeres von sieben Armeecorps verlangt, und Graf Nesselrode hatte offen erklärt, die Haltung Frankreichs, namentlich die Bewaffnung von 1,500,000 französischer Nationalgarden, habe dieß zur Nothwendigkeit gemacht. Depesche Pralormo's vom 8. December (A. T.). Vgl. übrigens die amtlichen Briefe und Documente, welche im Palast des Czarewitsch Constantin gefunden und von den Polen veröffentlicht wurden in dem „Coup d'œil sur l'état politique du royaume de Pologne sous la do-

rung sah, daß der Kampf gewagt werden mußte, ehe diese fremde Armee der polnischen gewachsen sei, den Aufstand niederzuwerfen vermöchte. Geheime Emissäre der französischen Fortschrittspartei drängten [1]) zum Ausbruch und versprachen die Unterstützung Frankreichs, wo ein Freund der unterdrückten Nationen an die Spitze des Ministeriums zu treten im Begriffe sei, ein bewährter Volksmann schon an der Spitze eines Bürgerheeres von 1,500000 Mann stehe.

So wurde denn beschlossen, am 20. Oktober loszubrechen, mit der Ermordung des Großfürsten Constantin zu beginnen, sich der polnischen Regimenter zu versichern, die russischen zu entwaffnen, eine provisorische nationale Regierung auszurufen. Unvorhergesehene Hindernisse bestimmten einen Aufschub, und als das Geheimniß des neubestimmten Tages (10. December) nicht mehr sicher war, wie einige Verhaftungen es bewiesen, ward vor der Zeit zum Werke geschritten, ohne daß der Erfolg dadurch gelitten hätte. Am Abend des 29. November überrumpelt ein Trupp Studenten und Militärschüler, beseelt von dem ruhmreichen Beispiele der Pariser Polytechniker, den großfürstlichen Palast. Schildwachen und Diener werden fast ohne Kampf niedergemacht und die Mörder dringen bis in das Gemach des Großfürsten, das sie leer finden. Der Bruder des Kaisers, gewaltsam aus dem frühen Schlummer gerissen, entgeht den Wüthenden, die sich nun, um ihre Beute betrogen, auf seinen Generaladjutanten und den gerade im Palaste weilenden Polizeipräsidenten stürzen und beide erwürgen. Vom Palast aus verbreitet sich der Aufstand bald über die Stadt: um den Kern der Rebellen, welchen die Militärschule bildet, schaart sich ein Heer von Arbeitern, zu denen bald einige polnische Regimenter unter Anführung der niederen Offiziere

mination russe de 1815—1830 par un Polonais", Paris 1832, p. 327 sqq.

1) S. Pralormo's Depesche vom 8. December aus Wien (A. T.). Danach fand man in Polen massenweise alte spanische Piaster, offenbar aus dem Schatz der Casauba stammend und wurde in Posen ein französischer Agent gefangen.

stoßen. Die, welche ihrem Fahneneide treu bleiben, ihre Truppen zum Kampfe gegen die Aufständischen führen wollen, werden von den Meuterern niedergemetzelt, darunter viele erprobte Patrioten von 1794. Gleichzeitig bemächtigen sich die Arbeiter des Zeughauses und, Dank den der drohenden Kriegsgefahr wegen wohlgefüllten Magazinen, sind auch sie bald alle mit Waffen und Munition versehen. Warschau war in den Händen der Empörung und da nirgends mehr ein Widerstand geboten wurde, ließ die aufständische Menge ihre Zerstörungswuth und ihren Glaubenseifer an den armen Juden aus, deren Häuser in Rauch aufgingen, während die Insassen mit den eroberten Gewehrkolben in die Flammen gestoßen wurden.

Die militärischen wie die bürgerlichen Behörden sahen rathlos zu. Der Czarewitsch selber, anstatt an der Spitze der treugebliebenen Regimenter dem Aufstande Trotz zu bieten, hatte sich in ein benachbartes Dorf zurückgezogen, wo die nicht von der Rebellion gewonnenen Truppen zu ihm stießen. Die königliche Regierung — sie bestand aus Polen — hatte sich wohl unter Fürst Lubetzki's Vorsitz versammelt und durch einige populäre, wenn auch gemäßigte Patrioten und Aristokraten von Gewicht, wie Fürst Czartoryski und General Chlopicki, verstärkt. Doch auch sie wandte sich nicht gegen den Aufstand, den sie als nur gegen den Verfassungsbruch und die Person Constantin's, nicht gegen die fremde Dynastie gerichtet darzustellen suchte. Ja, sie erkannte den durch die Empörung hergestellten Zustand sofort an, eignete sich deren Werk an und „die Staatsmaschine fand sich einen Augenblick nach der Vertreibung der Russen ganz eingerichtet, so daß man mit Recht am 1. December sagen konnte: Nichts sei in Polen geändert; es seien nur einige Russen weniger da“ [1]).

1) S. Graf Pralormo's äußerst interessante und lehrreiche Depesche aus Wien vom 8. December (A. T.). „Die Dinge waren von Kaiser Alexander so gut eingerichtet“, fügt der sardinische Botschafter ironisch hinzu, „daß die Revolution an Nichts zu rühren brauchte, um den Erfolg ihrer Operationen zu sichern.“

Diese Nachgiebigkeit machte die Häupter der geheimen Gesellschaften und der sofort nach französischem Muster eröffneten Clubs nur noch dreister. Sie verlangten, und sie erlangten, ohne weiteres, die Entlassung der unpopulären Regierungsmitglieder und ihre Ersetzung durch Patrioten, ja durch bekannte Republikaner, wie Lelewel. Die regelmäßigen Truppen freilich, welche den Kern des Aufstandsheeres bildeten, gab der besonnene und gemäßigte Chlopicki, der noch mit dem Czarewitsch unterhandelte, nicht aus der Hand. Allerdings waren die Friedensbedingungen, die er vorschlug — Wiederherstellung der Verfassung, Vereinigung der alten Provinzen bis zum Dniepr mit dem Königreich, Ausschluß aller russischen Truppen —, zum Theil wenigstens, unannehmbar; doch bewährte sich Constantin als Unterhändler ebensowenig, wie er sich als Verwalter und Soldat bewährt hatte und, eingeschüchtert durch die während seines unthätigen Zauderns immer mehr überhandnehmende Fahnenflucht, welche dem polnischen Heere zu Gute kam, zog er bald, unter dem Schutze der russischen Regimenter und begleitet von einer polnischen Ehrengarde, über die Grenze und überließ Polen seinem Schicksal.

Die Lage schien keineswegs eine verzweifelte. Ein wohlgeordnetes Heer von 40,000 Mann, das „nur den russischen Adler auf seinen Fahnen durch den polnischen zu ersetzen brauchte", stand unter den Waffen [1]). Offiziere waren in die Provinzen gegangen, um 60,000 Mann mehr zu rekrutiren. Rußland hatte 30,000 Litthauer an der Grenze, auf die es nicht zählen konnte. Die ganze Verwaltungsmaschine war in den Händen der polnischen Regierung und man brauchte an Nichts zu rühren. Es drohte ein regelmäßiger Krieg zweier Staaten, nicht ein Kampf zwischen Ordnung und Unordnung, bevorzustehen. Zum Unglück Polens stand hinter den staatsmännischen Elementen das revolutionäre.

In Warschau war kein Haltens mehr. Immer gebieterischer,

1) S. Pralormo's Worte in der oben angeführten Depesche vom 8. December (A. T.).

ungestümer, begehrlicher war die Revolution in ihren Forderungen. Selbst auf dem Lande jubelten die von den katholischen Priestern fanatisirten Bauern, die Rußland Alles dankten, der Losreißung von dem Ketzerreiche zu. Die provisorische Regierung, unfähig das Volk im Zaum zu halten, verlor täglich mehr ihr Ansehen und damit die Macht, den bevorstehenden Vertheidigungskrieg vorzubereiten. Da bemächtigte sich General Chlopicki — eine Woche nach dem Ausbruch der Revolution, am 5. December — unter eigener Verantwortlichkeit der Dictatur, um sie bis zum Zusammentritt des Reichstages (18. December) im Namen „Königs Nikolaus" auszuüben. Auch gelang es ihm in den kurzen vierzehn Tagen, die Ordnung auf den Straßen, die Zucht im Heere leidlich wiederherzustellen. Die lärmenden Clubs wurden geschlossen; Männer von Gewicht, wie Fürst Lubetzki und Jesierski, nach Petersburg geschickt, um dem Kaiser-König die Beschwerden der polnischen Nation, die Bedingungen ihrer Unterwerfung vorzulegen, dieselben, welche der kaiserliche Bruder schon verworfen hatte. Ja, der Dictator selber schrieb dem Czaren als ein Unterwürfiger. Auch gegen Oesterreich und Preußen war man so rücksichtsvoll schonend als nur immer möglich, um ihnen keinen Vorwand zum Anschluß an Rußland zu geben, und versprach, die Grenze auf's Gewissenhafteste zu achten [1]).

Zugleich gingen sichere Sendboten an die benachbarten Höfe von Berlin und Wien, die es zu beruhigen, an die von London und Paris, welche es zu gewinnen galt. Wie gewöhnlich erhielt man in Wien nur Worte. Doch hatte man dort die Vorsicht gehabt, die galizischen Regimenter nach Böhmen, die ungarischen nach Galizien zu verlegen. Berlin antwortete mit Sendung von drei Armeecorps nach der polnischen Grenze und rief den königlichen Consul von Warschau ab [2]).

1) S. Depesche Brême's aus Berlin vom 15. December und Pralormo's aus Wien vom 14. und 19. December (A. T.).

2) Depesche Graf Pralormo's aus Wien vom 8. December und Depesche Marquis de Brême's aus Berlin vom 8. December (A. T.).

In London begegnete das liberale Ministerium dem jungen Marquis Wielopolski mit aufrichtigem Bedauern, mit warmer Theilnahme; aber man erklärte freimüthig, daß weder das Interesse Europa's, noch die Ehre Englands eine bewaffnete Unterstützung forderten. Noch zuvorkommender, freilich auch verlegener, war man in Paris, wo eine neue, vor der öffentlichen Meinung zitternde Regierung nicht zu sagen wagte, was sie für allein richtig hielt, und was die festgegründete englische Regierung aufrichtig sagen durfte. Doch während man versicherte, selber nichts für den alten Bundesgenossen an der Weichsel thun zu können, versprach man bei den Ostmächten ein Fürwort für Polen einzulegen und beeilte sich in der That, dem Versprechen nachzukommen, ja England aufzufordern, sich diesem Schritte anzuschließen. Das Cabinet von St. James sah zu wohl die absolute Nutzlosigkeit eines solchen diplomatischen Vorgehens ein, um daran Theil nehmen zu wollen; und Wien wie Berlin wiesen darauf hin, daß ihre polnischen Provinzen ruhig seien und daß Nichts sie dazu ermächtige, dem Czaren ihren guten Rath aufzudrängen. Den Polen selbst gegenüber ließ Louis Philipp's Sprache nichts an Entschiedenheit zu wünschen übrig, und es gehörte die ganze Selbsttäuschung der polnischen Patrioten dazu, seine Worte der Sympathie und seine offenbar nur der Form halber gethanen Schritte an den östlichen Höfen in dem Sinne einer möglichen Hilfeleistung zu deuten. Allerdings mochte die laute und leidenschaftliche Parteinahme der öffentlichen Meinung Frankreichs, die anerkannte Hinneigung Lafitte's zu einer Gefühlspolitik des Aeußern, die so oft vom König selbst an den Tag gelegte Furcht vor der Unpopularität und seine nicht minder häufige Nachgiebigkeit gegen die Strömungen der öffentlichen Meinung die Polen bis zu einem gewissen Grade in ihren Hoffnungen bestärken; aber die amtlichen Organe der französischen Regierung hatten sich Nichts vorzuwerfen, und wenn Graf Pozzo's Hôtel mehr als einmal den Drohungen der aufgeregten Menge ausgesetzt war, so war sein Bewohner

der Gegenstand schmeichelhaftesten Entgegenkommens im Palais Royal [1]).

Schon wenige Tage nach der Rebellion hatte der französische Consul in Warschau, der den Ausbruch wohl geahnt und ohne Zweifel Instruktionen erhalten hatte, förmlichst und auf's Bestimmteste erklärt, es sei Nichts von Paris zu hoffen, und das Beste wäre, man unterwürfe sich. Das Gleiche wiederholte Sebastiani dem polnischen Abgesandten Wolicki. Zugleich wählte Louis Philipp gerade diesen Augenblick, um die noch immer unterbrochenen diplomatischen Beziehungen mit St. Petersburg wieder anzuknüpfen, obschon er des Czaren hoffährtigen Brief vom September noch nicht verschmerzt hatte. Man wußte im Palais Royal, in welchem Ansehen der letzte Botschafter Karl's X., der Herzog von Mortemart, am Petersburger Hofe stand und hoffte durch die willkommene Persönlichkeit die unwillkommene Verbindung erneuern zu können. Der Herzog gab mehr noch Nesselrode's und Pozzo's Drängen als dem Wunsch seines Königs nach, indem er endlich den ihm wiederholt angebotenen Posten annahm: machte man doch in St. Petersburg aus dieser Annahme die Bedingung, unter der allein der russische Botschafter in Paris, Graf Pozzo, beglaubigt werden könne [2]). Eine längere Unterbrechung aber in diesem Augenblicke, bei der Stimmung in Paris, unter dem Vorsitze Laffitte's, hätte fast den Bruch mit Rußland und den Krieg zu Gunsten Polens bedeutet. Mortemart, der die förmlichsten Versicherungen nach Petersburg bringen sollte, daß der König, endlich von Lafayette's Vormundschaft befreit, allen revolutionären Kriegsleidenschaften widerstehen würde, verließ Paris gegen Mitte Januar mit

1) S. Depesche de Sales' vom 2. December (A. T.).

2) Daß Louis Philipp dem Czaren durch Mortemart das Versprechen gegeben habe, die Krone, sobald die Umstände es erlaubten, an den rechtmäßigen Erben, Heinrich V., abzutreten, scheint ganz aus der Luft gegriffen. Nouvion versichert übrigens (a. a. O. II, 190), vom Herzog von Mortemart selber die entschiedenste Ableugnung der Thatsache erhalten zu haben.

den gemessensten Instruktionen in friedlichem Sinne [1]). In Berlin erfuhr der Botschafter, daß die Dinge sich in Warschau immer mehr verwickelten, daß man dort schon die Entsetzung der Dynastie Romanoff in ernste Erwägung ziehe. Jenseits der preußischen Hauptstadt begegnete er den polnischen Sendlingen, die ihm entgegengeschickt worden, und hatte mit ihnen eine nächtliche Unterredung in seinem Reisewagen, worin er sie noch einmal auf's Entschiedenste vor nicht wieder gutzumachenden Schritten, auf's Entschiedenste vor Lafayette's Versprechungen, auf welche sie bauten, warnte, auf's Entschiedenste die unwiderrufliche Absicht der französischen Regierung, nicht die Waffen für Polen zu ergreifen, mittheilte [2]). Es war zu spät. Als der Herzog in St. Petersburg eintraf, fand er dort schon die Nachricht vor, daß der polnische Reichstag die Brücke hinter sich abgebrochen, das Haus Romanoff des Thrones verlustig erklärt hatte.

In der That billigte der Reichstag keineswegs die Mäßigung des Dictators, und schon einmal hatte sich Chlopicki gezwungen gesehen, abzudanken; freilich, um andern Tages,

1) S. Capefigue (a. a. O. VI, 262), der Alles aus Pozzo's eigenem Munde haben will. Pozzo aber hatte am Tage vor Mortemart's Abreise eine lange und vertrauliche Unterhaltung mit diesem. Diese Angaben sind bestätigt in Graf de Sales' Depesche aus Paris vom 17. Januar, wo er versichert, Louis Philipp habe ihm seine feste Absicht, Nichts für Polen zu thun, wiederholt mitgetheilt. Er habe alles Mögliche gethan, um Lafayette seine Sympathien auszureden; aber dieser bestehe darauf, Geld nach Polen zu schicken; vielleicht sei das gut, weil es ihn verhindere, an Italien zu denken (sic). (A. T.)

2) S. die Schilderung dieser abenteuerlichen Begegnung bei Rouvion (a. a. O. II, 191). Guizot (a. a. O. II, 280) versichert, aus Mortemart's eigenem Munde die Erzählung bestätigt gehört zu haben. Uebrigens findet sich schon in einer vertraulichen Depesche des Marquis de Brême, aus Berlin vom 7. Februar, ganz dieselbe Erzählung, derzufolge die preußische Regierung sofort von dieser Begegnung unterrichtet, aber keineswegs dadurch beunruhigt ward, da sie die Instruktionen Mortemart's kannte. Auch Mortier, der französische Geschäftsträger in Berlin, hatte, dem angezogenen Berichte zufolge, nächtliche Zusammenkünfte mit den in Berlin weilenden Polen (A. T.).

dem Drängen der Versammlung nachgebend, die Dictatur von Neuem in die Hand zu nehmen. Doch ward seine Stellung täglich schwieriger. Der lärmenden Thätigkeit der Clubs, die er geschlossen, war wieder die unbequemere und wirksamere der geheimen Gesellschaften gefolgt. Der Reichstag berieth ein rednerisch-herausforderndes Manifest, dessen Veröffentlichung der Dictator verhindern mußte, um die Lage nicht noch gründlicher zu verderben. Nicht so leicht war es, das Manifest Kaiser Nicolaus', vom 18. December, zu verheimlichen, worin er sein Volk zu den Waffen rief, die treulosen Rebellen zu züchtigen und auf das er den General, als einzige Antwort auf seine Fragen, hinwies. Offenbar glaubte der Czar, noch rasch mit den Polen fertig werden und mit seinem siegreichen Heere die Revolution „in ihrer Quelle" ersticken zu können, wobei er mit der Zuversicht der Leidenschaft auf die Unterstützung Preußens und Oesterreichs zählte [1]). Dazu wiederholte man in Warschau die harten und hochmüthigen Worte des Czaren gegen seine Umgebung: „Die Polen, die wir als Brüder behandelt, morden die Unserigen. Sollen wir es dulden? ... Ich erkläre, den Degen nicht niederzulegen, bis das vergossene Blut gerächt ist. Friede den Friedlichen, Tod den Meuterern und Mördern. Wir werden in Warschau einziehen und sollten wir bis an die Knöchel in Blut waten."

Am 15. Januar mußte der Dictator dem von Adam Czartoryski, Kaiser Alexander's Freunde, präsidirten Ausschusse anzeigen, daß alle Versuche der Versöhnung in Petersburg fehlgeschlagen, daß der Kaiser-König, bei aller Anerkennung der bewiesenen Mäßigung des Dictators, nur die bedingungslose Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade annehme. Zwar suchte Chlopicki die Versammlung zu bereden, sich nicht bei dieser harten Antwort zu beruhigen, neue Gesandte an die Newa zu schicken; vielleicht lasse sich der Czar doch noch erweichen. Umsonst. Der Abbruch der Unterhandlungen ward von der gereizten und beleidigten Versammlung

1) S. Depesche Pralormo's vom 14. December (A. T.).

beschlossen. Als Chlopicki seine Entlassung bot, ward sie angenommen, Fürst Radziwill an seiner Stelle mit dem Oberbefehl über das Heer betraut; endlich, als die nur halbbegründete Nachricht von der Erhebung und dem Anschluß der unabhängigen Republik Krakau, zugleich mit der Kunde von dem Herannahen Marschall Diebitsch's an der Spitze einer mächtigen Armee nach Warschau drang, ward am 25. Januar das Haus Romanoff feierlichst des polnischen Thrones verlustig erklärt.

V.

So hatte man denn in Warschau wie in Brüssel die Schiffe hinter sich verbrannt, und immer unabweisbarer trat an das Julikönigthum die Frage heran, wie es sich diesen Thatsachen, der öffentlichen Meinung und den Cabinetten gegenüber zu stellen habe. Denn noch lebhafter als für die Sache Belgiens hatte die demokratisch-antireligiöse Meinung Frankreichs für die polnische Sache Partei ergriffen, ohne im einen wie im anderen Falle an dem clericalen Character dieser Bewegungen den geringsten Anstoß zu nehmen. Alte Waffenbrüderschaft, eine Art Wahlverwandtschaft mit dem ritterlichen Volke des Nordens, sittliche Entrüstung über das an ihm begangene Unrecht und bewundernde Erinnerung an den Heldenkampf, der der zweiten Theilung gefolgt war, hatten, Dank der vollständigen Unkenntniß jener fernen Wirklichkeit und Dank dem Schleier, welchen die Poesie über das fabelhafte Weichselland warf, freien Spielraum, und sie machten sich geltend, indem sie alle anderen Bedenken zum Schweigen brachten. Der König freilich und ein Theil seiner Minister waren durch keinen Idealismus dieser Art verblendet und sahen nur zu wohl ein, wie wenig Frankreich für den unglücklichen Freund im Osten thun konnte, so lange England nicht gemeinschaftliche Sache mit ihm machte. England aber, trotz aller Sympathie mit dem ringenden Polenvolke, war nicht geneigt, die Feuersbrunst, die es sich eben angelegen sein ließ an der Schelde zu umstellen, an der Weichsel auszubreiten und einen

europäischen Krieg heraufzubeschwören, den das Interesse des eigenen Landes keineswegs erforderte, um durch fremde Hilfe einen Staat wieder herzurichten, der sich als nicht lebensfähig erwiesen. Es hielt sich durch die Verträge gebunden, welche Polen unter das Scepter des russischen Czaren gestellt, und es hatte noch soeben mit Eifer den Grundsatz der Nichteinmischung angenommen, dem es doch im Westen nicht Achtung verschaffen konnte, wenn es ihn im Osten selber verletzte. Mit Worten aber für eine Sache einzutreten, für die es nicht gewillt war mit Thaten einzutreten, war im Jahre 1830 noch nicht in Großbritanniens Ueberlieferungen. So blieb denn der französischen Regierung nichts übrig, als die Aufregung der Nation zu beschwichtigen, ohne sich zu compromittiren und mittlerweile aus der belgischen Angelegenheit einige kleine Vortheile zu ziehen, welche, ohne die englische Freundschaft zu verscherzen, die öffentliche Meinung des Landes in Etwas beruhigt hätten: denn noch waren oder fühlten sich der König und sein Minister des Aeußern Angesichts der fortschrittlichen Regierungselemente nicht stark genug, einfach das Rechte und Nützliche zu thun und der Nachwelt das Urtheil zu überlassen, wie es nach dem Sturze der Bewegungspartei der neue Premierminister, Casimir Perier, mit Erfolg und Würde zu thun wagte. Ueber die Natur jener zu erlangenden Vortheile war man noch nicht entschieden und überließ man die Entscheidung den Gelegenheiten der Londoner Verhandlungen.

An eine Wiederherstellung des Königreichs der Vereinigten Niederlande war im December nicht mehr zu denken. Nicht als ob Europa seinen Willen nöthigenfalls nicht in Brüssel, trotz des Congreßbeschlusses vom 23. November, hätte durchsetzen können, wenn es gewollt; aber man wußte wohl, daß keine französische Regierung, die Laffitte's weniger als irgend eine andere, dem Drängen der Kriegspartei hätte widerstehen können, wenn die Revolution in Brüssel gewaltsam niedergeworfen worden wäre; und vor Allem galt es ja, Europa den Frieden zu erhalten. Laffitte selber wäre wohl in seiner

leichtsinnig unsicheren Weise nöthigenfalls auch für die Friedenspolitik eingetreten, und er sprach sich wiederholt gegen die Vertreter des Königs an den auswärtigen Höfen in durchaus conservativem Sinne aus [1]); aber man wußte, daß ihn seine Freunde von der Volkspartei ohne Mühe zu sich herüberziehen konnten; wie denn seine Kammerrede über die auswärtige Politik (am 1. December), obwohl reiflich erwogen, vorher sorgfältig zu Papier gebracht und vom Könige selber wesentlich gemildert, einen äußerst kriegerischen Ton athmete, dessen bedrohlichen Charakter die Beschränkung auf die Defensivnatur dieses Krieges nur schwach verhüllte [2]). Man sah, die propagandistische Strömung könnte jeden Augenblick den Ministerpräsidenten fortreißen, wie sie schon seine Freunde fortgerissen. Hatten doch seine Gesinnungsgenossen sofort, nachdem er die Regierung übernommen, einen regelmäßigen, parlamentarischen Feldzug gegen die bis dahin verfolgte äußere Politik, gegen die Verträge von 1815 und gegen die englische Allianz eröffnet, während die „Gesellschaft der Volksfreunde" auf eigene Kosten ein Bataillon Freiwilliger aushob, kleidete, bewaffnete und mit eigener Fahne und eigenem Namen unter dem Befehl eines gewesenen Offiziers, nach Belgien schickte. Und nicht allein Tribune vom Handwerk, wie Mauguin, auch gewesene Minister, wie Bignon, der noch eben als etwaiger zweiter Vertreter Frankreichs in London neben Talleyrand bezeichnet worden war, nahmen an diesem Feldzuge Theil, zogen die Thronrede des englischen Monarchen vor das Forum der französischen Deputirtenkammer, äußerten sich auf's Heftigste gegen die russische Regierung, mit der man eben auf dem Punkte war, nach schon erfolgter Anerkennung, in regelmäßige,

1) Im November 1830 wie im Januar 1831. S. Guizot a. a. O. II, 141—163.

2) S. bei L. Blanc (a. a. O. II, 160 ff.) die Geschichte dieser Rede, welche der junge Historiker von Laffitte selbst erfahren hatte: darnach war sie ursprünglich von Thiers verfaßt, dann vom König corrigirt, der aber, auf Laffitte's Drohung mit seiner Entlassung, einen Theil seiner Correcturen aufgab.

diplomatische Beziehungen zu treten, während volksthümliche, um die Volksgunst buhlende Patrioten in Flammenreden, welche über die Wände des Palais Bourbon hinaus sich an alle schlimmen Leidenschaften der Nation wandten, den Krieg um des Krieges willen zu predigen wagten: „Der Krieg ist ein so mächtiger Kitt", rief der angebetete Kammerredner General Lamarque, „er wirft einen so glänzenden Strahlenschein um einen Thron, er giebt einer neuen Dynastie so tiefe Wurzeln, daß es politisch ist, ihn, selbst ohne Beweggrund, zu wollen."

Und wem zu Liebe hätte man die französische Kriegs- und Eroberungslust entfesselt? Hatten sich ja in Holland selber die öffentliche Meinung und die maßgebenden Kreise bald mit dem Gedanken der Trennung vertraut gemacht [1]), und der König selber fügte sich, trotz aller Proteste, willig den Beschlüssen der Conferenz, wenn nur seiner Ehre eine gewisse Genugthuung nicht versagt und Belgien seinem Sohne gesichert würde.

Auch Preußen wünschte vor Allem die Aufrechthaltung des Friedens, und während Oesterreich eine Tripelallianz der drei Nordostmächte gegen Frankreich herzustellen suchte, bemühte es sich, zur Bürgschaft dieses Friedens, an die Stelle der Heiligen Allianz, ein Bündniß aller fünf Großmächte zu setzen, Frankreich für den bestehenden Besitzstand in Europa zu gegewinnen [2]). Umsonst drängten Louis Philipp und seine

1) Siehe eine äußerst interessante, vertrauliche Depesche Brême's aus Berlin vom 7. December, derzufolge die Holländer Nichts mehr von den Belgiern wissen wollen, „en disant que leurs intérêts ont trop souffert de cette union" (A. T.).

2) Schöler gibt in seiner Depesche vom $\frac{24. \text{ Januar}}{5. \text{ Februar}}$ einen Auszug aus Metternich's Vorschlägen (A. B.). S. auch Droysen a. a. O. S. 608. Vgl. ferner die eben angeführte Depesche des sardinischen Gesandten in Berlin, der zufolge Preußen um keinen Preis die Heilige Allianz wieder hergestellt wissen will „parce qu'il est dans l'intérêt général de lier la France en faveur du *statu quo*, —" und auch weil England nicht daran Theil nehmen würde.

Minister wieder und wieder zu einer engen Sonderallianz mit gegenseitiger Garantie; Friedrich Wilhelm III. widerstand allen Lockungen [1]). Lieb wäre es ihm wohl gewesen, wenn Talleyrand's Plan, den König von Sachsen nach Brüssel zu versetzen und die sächsischen Lande Preußen einzuverleiben, nicht die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich zur Voraussetzung gehabt hätte, eine Bedingung, auf die Friedrich Wilhelm III. offenbar nicht eingehen konnte, ohne die Zukunft Preußens zu compromittiren, selbst wenn England, das vor Allem das Gleichgewicht aufrecht erhalten wissen und die Gebietsvergrößerung keiner Großmacht zulassen wollte, je zur Annahme dieser Bedingungen hätte beredet werden können. Auch bestand Talleyrand nicht lange auf diesem Vorschlage und opferte diese, wie so viele andere Wünsche und Hoffnungen, dem für den Augenblick wichtigeren Interesse der westmächtlichen Allianz auf der Grundlage der Nichteinmischung; Ende des Jahres schien es, als könne Nichts diese Freundschaft stören. Doch dauerte es nicht lange, so verstimmten neu auftauchende Vergrößerungsgelüste des festländischen Freundes wieder den kaum gewonnenen Verbündeten.

Schon am 20. December hatte die Conferenz thatsächlich die Auflösung des Königreiches der Vereinigten Niederlande anerkannt, freilich mit Vorbehalt der Rechte des Königs und des Deutschen Bundes auf Luxemburg. Dieser Beschluß war am letzten Tage des Jahres von den Vertretern der Westmächte dem Brüsseler Congreß mitgetheilt und von diesem höchst unwillig aufgenommen worden. Die Versammlung verlangte nicht weniger als das linke Scheldeufer, die freie Schifffahrt dieses Stromes bis an die Mündung, Limburg und Luxemburg, wenn auch mit Anerkennung der deutschen Hoheitsrechte über letztere Provinz. Die Conferenz weigerte sich, die betreffende Note nur entgegenzunehmen, welche „zu Gunsten Belgiens ein Recht auf Vergrößerung und Eroberung zu

1) S. Dep. Werther's vom 1. December 1830, 13. Januar 1831 und viele andere (A. B.).

ſtabiliren ſuche, das die Mächte ſich ſelber nicht einmal zuerkannten".

Die Spitze dieſer Erklärung war offenbar gegen Talleyrand gerichtet, welcher gerade jetzt die größten Anſtrengungen machte, durch Erlangung einer Gebietsvergrößerung ſeine unwilligen Landsleute beſchwichtigen zu können. Zwar hatte er auf eine Anfrage ſeiner Regierung, ob man denn von England nicht die Ermächtigung zur Annexion Belgiens erlangen könne, wenn man Antwerpen und Oſtende zu Freiſtädten machte, ärgerlich und entſchieden ablehnend geantwortet [1]). Aber noch war die Luxemburger Frage nicht endgiltig geregelt und vielleicht durfte Frankreich, als Preis ſeiner Uneigennützigkeit — muß doch jede Tugend ihren Lohn haben — auf die wichtige Grenzfeſtung Anſpruch erheben. Während demnach Sebaſtiani, um Zeit dafür zu gewinnen, in Frankfurt „alle möglichen Verzögerungen" ſowie „jene Langſamkeit und weiſe Mäßigung" anempfahl, welche „die Handlungen des Bundestages auszeichne" [2]), klopfte Talleyrand in Downingſtreet an. Doch fanden ſolche Forderungen ſo wenig Gehör bei der engliſchen Regierung, als früher die Vorſchläge betreffs der preußiſchen Rheinprovinzen; und der franzöſiſche Botſchafter begnügte ſich endlich mit der Bitte um Philippeville und Marienburg, die Grenze von 1790 und 1814, „die kleine Grenze" wie ſie im Volksmunde hieß; aber auch dieſe Anmuthung wurde von Palmerſton entſchieden zurückgewieſen: England „wünſche lebhaft das beſte Einvernehmen mit Frankreich zu pflegen und mit ihm in intimſter Freundſchaft zu verkehren, aber nur unter der Vorausſetzung, daß Frankreich ſich mit dem ſchönſten Gebiete Europa's begnüge und nicht daran denke, ein neues Kapitel von Uebergreifungen und Eroberungen zu eröffnen" [3]). Talleyrand zog ſich zurück,

1) S. Dep. Werther's vom 12. Januar 1831 (A. B.).

2) Rundſchreiben Sebaſtiani's an ſeine Vertreter in Deutſchland vom 30. Dezember 1830, citirt von Treitſchke (Hiſt. und pol. Aufſätze. Neue Folge I, 143).

3) S. Palmerſton's Brief an Lord Granville vom 7. Januar (Bulwer a. a. O. II, 31 u. ff.), wo er die Unterhaltung Talleyrand's bezüglich Luxemburgs mittheilt.

aber nur um bald wieder anzupochen, während sein Herr auf direktem Wege eine andere Lösung der obwaltenden Schwierigkeiten versuchte. In der That hatte Louis Philipp nicht nur dem Herzog von Mortemart den Auftrag gegeben, „irgend eine belgische Erwerbung" in Petersburg zu plaidiren [1]), er sandte auch einen vertrauten Unterhändler, Graf Flahault, nach London, um seinen Neffen, den Prinzen von Neapel, als König des neuzugründenden Staates vorzuschlagen und Lord Palmerston zu einem besonderen Schutz- und Trutzbündniß zwischen den beiden Westmächten zu bestimmen. Der brittische Minister wies die Vorschläge nicht ganz zurück: Wenn die Belgier jenen Prinzen freiwillig erwählten und derselbe nicht durch eine Heirath mit Louis Philipp's Tochter in ein noch engeres Verhältniß zur französischen Dynastie trete, habe er Nichts dagegen einzuwenden. Betreffs des andern Punktes meinte er: Sollte Frankreich unverdienter Weise angegriffen werden, so würde England zweifelsohne auf seiner Seite stehen, ohne daß es dazu eines förmlichen Bündnisses bedürfe. England wolle für's Erste frei bleiben sich gegen Jeden zu wenden, der den Frieden bräche. Niemand bedrohe Frankreich; wäre eine Kriegsgefahr da, so drohe sie eher von diesem Lande als gegen es; so lange es ruhig bleibe und alle Gedanken an eine Angriffs- und Vergrößerungspolitik aufgebe, habe es an England einen sicheren Halt [2]). Der gleichzeitige Vorschlag Palmerston's, die Preußen nach Mastricht zu rufen, um es gegen die Angriffe der Belgier zu schützen, englische Truppen nach Antwerpen zu senden, war eine Warnung, die Talleyrand wohl verstand.

Mittlerweile war die Conferenz, da die belgischen Unterhändler in London, der unermüdliche van de Weyer und Graf Vilain XIV., sich auf keinerlei Zugeständnisse einlassen wollten oder konnten, einseitig vorgegangen. Noch einmal „focht

1) S. Schöler's Depesche vom 13./25. Februar.

2) S. Werther's Dep. vom 1. und 7. December 1830 und Ancillon's Erlaß vom 5. Februar 1831 (A. B.).

Talleyrand wie ein Drache" (Palmerston's Worte), um noch irgend einen Vortheil für sein Land zu erlangen; aber vergebens. Umsonst suchte er die Conferenz in der stürmischen Sitzung des 20. Januar für seinen Theilungsplan, welcher Frankreich die wallonischen Provinzen gesichert hätte, zu gewinnen; umsonst bemühte er sich, wenigstens das Zugeständniß „der kleinen Grenze", umsonst endlich die Neutralität Luxemburgs durchzusetzen, welche doch immer den Vortheil für Frankreich gehabt hätte, die Vertheidigungslinie Deutschlands an einem wichtigen Punkte zu unterbrechen [1]). Die Conferenz erklärte auf's Bestimmteste, „kein Recht zu haben, wegzugeben, was nicht ihr, sondern Belgien oder Holland gehöre, noch weniger unter dem Vorwande, den Streit zwischen beiden Ländern beizulegen, eines derselben und gar noch zum Vortheile Eines der Vermittler zu plündern" [2]). Als der französische Botschafter sah, daß Nichts für Frankreich zu erlangen war und es unmöglich schien, sich über die Person eines Monarchen zu einigen, schlug er „einen Bundesstaat nach Schweizer Muster" vor. Der Vertreter Preußens ergriff sofort den Gedanken, indem er ihn seines republikanisch-revolutionären Gewandes entkleidete: er schlug „die ewige Neutralität" des neuen Staates vor. Damit war die Lösung gefunden. In dem Protokoll vom 20. Januar 1831, dem übrigens Talleyrand selber, obwohl unter Vorbehalt, beipflichtete, bestimmte die Conferenz, als oberste Schiedsrichterin, „die Grundlagen der Trennung",

1) Da man die Neutralität Luxemburgs nicht haben konnte, so hatte man französischerseits schon bei Anfang der Unterhandlungen verlangt, daß die Besatzung aus ehemaligen Rheinbundstruppen, nicht nur aus Preußen bestände. S. Pralormo's Depesche vom 24. November. Vgl. auch Werther's Depeschen vom 10. und 22. November, wonach Maison, der interimistische Minister des Aeußern, den belgischen Angriff auf Luxemburg als ganz ungerechtfertigt, die Rechte des Deutschen Bundes als ganz unbestreitbar anerkennt, aber dringend bittet, andere als preußische Bundestruppen einrücken zu lassen.

2) S. Bulwer a. a. O. II, 33 ff. Palmerston's Briefe an Granville vom 21. und 27. Januar, Ancillon's Erlaß vom 5. Februar und Graf Pralormo's Depesche vom 6. Februar.

welche die Grenzen des zu errichtenden neuen Staates einfach auf die Grenzen von 1790, mit Ausnahme des dem Deutschen Bunde gehörigen Luxemburg, zurückführten, ihn für neutral, die Flüsse für frei erklärten, den Austausch der Enclaven den fünf Mächten überließen und die Staatsschuld in beinahe gleichen Hälften — $^{16}/_{31}$ sollten auf Belgien fallen — zwischen den beiden Ländern theilten; Letzteres acht Tage später, am 27. Januar.

Während König Wilhelm, welcher gegen die Entscheidungen vom 21. November und 20. Dezember protestirt hatte, jetzt diese beiden Bestimmungen der Conferenz rückhaltlos annahm, legte der Brüsseler Congreß, dießmal von Frankreich unterstützt, entschiedenen Protest dagegen ein. Man bereute in Paris die bewiesene Uneigennützigkeit, und da man von Europa Nichts hatte erlangen können, womit man die lärmende Opposition hätte zum Schweigen bringen können, so glaubte man ihr die gefährliche Genugthuung geben zu müssen, gegen die Beschlüsse Europa's Protest einzulegen. Ein Schreiben Sebastiani's an Bresson, den französischen Geschäftsträger in Brüssel, erhob förmlich gegen das Protokoll vom 27. Januar und sogar gegen das vom 20. Einsprache. Wieder einmal verleitete die Furcht vor der öffentlichen Meinung und die Popularitätssucht den beweglichen Ministerpräsidenten und mit ihm die ganze Regierung zu einem Schritte, der alles schon Errungene auf's Spiel setzte; und Laffitte, dem sich Sebastiani gerne anschloß, wenn er ihm die Gelegenheit bot, unter der Verantwortlichkeit seines Chefs den eigenen geheimen Neigungen nachzugeben, opferte wieder einmal den Leidenschaften und Vorurtheilen seiner Partei das permanente Interesse seines Landes und Europa's. Von Neuem erschien Flahault in London, um Philippeville und Marienburg zu fordern, England die Citadelle von Antwerpen anzubieten. Er scheiterte, wie Talleyrand gescheitert war, und dieser wagte nun um den Frieden zu retten das Aeußerste — wohl nicht ohne von seinem Herrn die geheime Ermächtigung dazu erlangt zu haben; er unterzeichnete das Protokoll der Londoner Conferenz, welches, trotz der Einsprache Frankreichs und Belgiens, die früheren Bestimmungen

aufrecht erhielt. Eine entschiedene Verläugnung Seitens seiner Regierung traf den kühnen Botschafter, und man bestand in Paris auf der Nichtanerkennung der den belgischen Forderungen ungünstigen Bestimmungen der Conferenz. Kein Wunder, daß Belgien in dieser Haltung Frankreichs eine Ermuthigung sah, auf seinem Widerstande zu beharren, sich an den mächtigen westlichen Nachbar anzulehnen. Dieser aber war ebenso unsicher in seinen Beziehungen zu dem belgischen Schützling als in denen zu Europa. Sebastiani suchte sein Schreiben entschuldigend wegzuerklären [1]). Talleyrand wurde, trotz seines eigenmächtigen Vorgehens, nicht zurückgerufen, aber auch nicht in seinen Friedensbemühungen unterstützt [2]), und Belgien, das jetzt eben dem zweiten Sohne Louis Philipp's die Krone anbot, ward der französische Prinz, amtlich wenigstens, verweigert. Die Conferenz begnügte sich, den Belgiern in's Gedächtniß zu rufen, daß freilich „jede Nation ihre besonderen Rechte, Europa aber auch das seine habe", und dieß die besonderen Rechte beherrsche [3]). Aber tiefer als je war das Vertrauen aller Mächte in Frankreichs Aufrichtigkeit erschüttert, seit der König und sein Minister sich auf solchen Doppelzüngigkeiten hatten betreten lassen.

Während der französische Botschafter sich so in einem äußerst wichtigen Punkte in offenen Widerspruch mit seiner Regierung setzte, scheint er in einer anderen noch wichtigeren Frage im Sinne seiner Instruktionen gehandelt zu haben, indem er die Combination, welche Belgien durch die Einverleibung Luxemburgs, ohne die Festung, König Wilhelm durch die Einsetzung seines Sohnes als Souverän des neuen belgischen Staates

1) S. Werther's Depesche vom 8. und 22. Februar.

2) Nach einem Briefe Lord Granville's vom 11. Februar (s. Bulwer a. a. O. II, 42) fand Graf Flahault selber bei seiner Rückkehr aus London, man habe in Paris „unfairly by their own ambassador, not very honourably towards us (England) and most unwisely for themselves" gehandelt.

3) Protokoll vom 19. Februar; ein Werk Bülow's, aber redigirt von Matuszewitz. S. Nothomb's Essai etc. I, 139 Anm.

hätte befriedigen können, auf jede Weise zu hintertreiben suchte, um die Stelle wenigstens für Louis Philipp's Neffen, den Prinzen von Neapel, offen zu halten, da sich Europa, England an der Spitze, der Erhebung des Sohnes entschieden widersetzte [1]). In der That hatte man in London, wo der Prinz von Oranien noch immer weilte, den Gedanken an die Candidatur desselben nicht ganz aufgegeben und trieb so die Belgier immer mehr nach Frankreich hin: denn noch zählten sie, wie's nicht anders sein konnte, mehr auf den Schutz der revolutionären Großmacht, als auf den des conservativen Europa, und die Haltung des französischen Monarchen, der den gegen England übernommenen Verpflichtungen wohl nachkam, ohne doch verbergen zu können, wieviel es ihn koste, der Versuchung zu widerstehen, war ganz dazu angethan, ihre Hoffnungen zu unterhalten. Die Sprache des Palais Royal war unerschütterlich ; die Handlungen waren äußerst schwankend. Wie sollte man seine Weigerungen für unwiderruflich halten?

Dazu waren die belgischen Agenten in Paris entschiedene Anhänger der französischen Secundogenitur und sie glaubten gerne, was sie wünschten. Einer derselben, Graf de Celles hatte geradezu gerathen, auf der Wahl Nemours', des zweitgebornen Sohnes von Louis Philipp, zu bestehen, dem Vater durch eine vollendete Thatsache die Hände zu binden, ihn zu einem Schritte zu zwingen, den er eine fast unwiderstehliche Lust empfinde aus freien Stücken zu thun. In demselben Sinne hatte ein anderer Unterhändler, der sehr nach Frankreich neigende Gendebien, nach Brüssel geschrieben, als er bei seiner Ankunft in Paris (in der zweiten Hälfte des

1) Wenn Talleyrand selber an seine Nichte, die Herzogin v. Dino, schreibt (Saint-René Taillandier's Aufsatz: „Les souvenirs du conseiller de la Reine Victoria", IV, Revue des Deux Mondes vom 1. Mai 1876, p. 72): „Je n'en parle pas à Paris, parcequ'on me donnerait des instructions et que je veux agir sans en avoir", so muß das cum grano salis verstanden werden. War er doch immer durch Mme Adelaide in directem Briefverkehr mit dem König über den Kopf des Ministers hinaus.

Dezember) von dem neuen Minister des Aeußern, dem stets zwischen dem Einflusse seines Gönners Talleyrand und den eigenen, durch Temperament und frühe imperialistische Schule eingegebenen kriegerischen Gelüsten schwankenden General Sebastiani, äußerst kalt und verlegen empfangen wurde. Nicht so Gendebien's jüngerer und gesetzterer College, van de Weyer, dessen kluger Mäßigung nächst Bülow's staatsmännischem Blick, Talleyrand's Gewandtheit und Palmerston's Energie das Hauptverdienst in der glücklichen Lösung der belgischen Frage zuerkannt werden muß. Er sah bald, daß der Knoten nur in London gelöst werden könne, und eilte wieder dorthin, wo er wenigstens klarer und entschiedener Antworten sicher war. Palmerston's Bescheid ließ in der That an Klarheit Nichts zu wünschen: England werde nun und nimmermehr in die französische Secundogenitur willigen. Das hatten freilich auch Louis Philipp und Sebastiani gesagt; doch mußten ihre Reden wohl weniger überzeugend auf van de Weyer gewirkt haben, als die des englischen Ministers; denn er verließ London mit der Voraussicht, daß der Krieg unvermeidlich sei. Hatte doch Palmerston erklärt, als der belgische Unterhändler auf die Wahrscheinlichkeit einer Wahl Nemours' trotz der englischen Warnung angespielt, England werde Frankreich ersuchen, dem gegebenen Versprechen gemäß, seine Einwilligung zu verweigern, und wenn es diesem Wunsche nicht nachgebe, es auf einen Krieg ankommen lassen. Im Palais Royal aber war man ganz ebenso entschlossen, die bonapartistische Candidatur des Herzogs von Leuchtenberg auf's Aeußerste zu bekämpfen, im Nothfalle durch Annahme der schon ausgeschlagenen Krone für Nemours, wenn man in Brüssel durchaus von des Königs neapolitanischem Neffen Nichts wissen wollte. Nicht allein die Belgier in Paris, Celles, Rogier, Gendebien, welche die geheimen Gedanken Louis Philipp's deuten zu dürfen glaubten, selbst der französische Geschäftsträger in Brüssel, Bresson, und Louis Philipp's Vertrauensmann, Lavoestine, gaben zu verstehen, daß der König, wenn nur einmal die Thatsache der Wahl Nemours' vorhanden sei, schon nachgeben, ja sich Bel-

giens annehmen und daß England es schon nicht zu einem Kriege werde kommen lassen [1]). Talleyrand selber fragte noch einmal bei Palmerston an, ob sein Herr nicht seines gegebenen Versprechens gelöst werden könnte und meinte, trotz des entschiedenen Nein Palmerston's [2]), den Beschluß der Conferenz vom 1. Februar, welcher alle Prinzen der fünf großen Dynastien vom belgischen Throne ausschloß und den die Vertreter der vier anderen Mächte beifert angenommen hatten, erst ad referendum nehmen zu müssen; der Brüsseler Congreß verstand diese Winke.

Schon am 19. Januar hatte er beschlossen, die europäischen Mächte, mit „Ausnahme Frankreichs", in der Frage der Königswahl nicht um Rath zu fragen, sondern auf eigene Faust vorzugehen und durch Herstellung der vollendeten Thatsache die französische Regierung moralisch zu einer Parteinahme für Belgien zu zwingen. In der That hatte man trotz der so entschiedenen Sprache, mit der man in allen öffentlichen und amtlichen Kundgebungen die Candidatur Nemours' abgewiesen hatte, im Palais Royal die Hoffnung auf ein Gelingen noch nicht aufgegeben. Allein wenn man in Paris glaubte, man habe es noch mit Lord Aberdeen zu thun, so täuschte man sich. Als Talleyrand am Vorabend der Königswahl noch einmal bei Lord Palmerston anfragte, was die Folgen der Erhebung von Louis Philipp's Zweitgeborenem auf den neuen Thron sein würden, antwortete der brittische Minister ohne zu zögern, England würde dieselbe als eine einfache Annexion Belgiens an Frankreich ansehen, und schrieb an seinen Gesandten in Paris durch französische Couriere „vertraute Briefe", damit Sebastiani ja die Gelegenheit habe, zu erfahren, was man in London von einer Regierung denke, welche „ein Ding hier

1) Außer van de Weyer's eigenem Bericht und Palmerston's Briefe bei Bulwer siehe Bresson's Schreiben an Guizot (Mémoires VIII, 218) und Louis Blanc (a. a. O. II, 243), der ebenso bestimmt in seiner Aussage über Bresson's Sprache in Brüssel und Lavoestine's Sendung ist. Vgl. ebenda S. 238 u. 239.

2) S. Palmerston's Brief vom 1. Februar Bulwer a. a. O. II, 37.

sage, ein anderes dort; durch Bresson die Annahme, durch Talleyrand die Weigerung verspreche; ihre Meinungen, Erklärungen und Grundsätze mit jeder gleitenden (shifting) Aussicht auf einen vorübergehenden Vortheil ändere", und deren Mitglieder, fügte der freimüthige Britte mit direkter Anspielung auf Laffitte hinzu, „sich nicht entschließen könnten, mit Festigkeit ehrlich, oder mit Kühnheit schurkisch zu sein" [1]).

Indeß nahmen die Dinge ihren Verlauf und die Belgier erwärmten sich, je nach des französischen Königs Weigerungen oder Zusagungen, für die Candidatur Leuchtenberg's oder die Nemours'. Nach einer langen und stürmischen Debatte endlich, in der die Gemäßigten, van de Weyer an der Spitze, die Belgier beschworen, Frankreich, „wo die herrschende Meinung zur Eroberung der Rheinprovinzen dränge", nicht durch die Wahl des bonapartistischen Prinzen zu reizen, ihm nicht den gewünschten Kriegsvorwand zu bieten, gelang es, hauptsächlich durch Mittheilung eines Schreibens Sebastiani's, das die Weigerung Frankreichs, das Protokoll vom 20. Januar zu billigen, enthielt, den Sohn Beauharnais', der gerade damals sich in Brüssel einer unerhörten Volksgunst erfreute, aus dem Felde zu schlagen. Am 2. Februar wählte der Congreß mit einer Mehrheit von zwei Stimmen (97 von 192) den Herzog von Nemours zum Könige der Belgier.

Louis Philipp beeilte sich Lord Palmerston zu beruhigen. Allein gleichzeitig mit der Nachricht von der Königswahl traf die von dem Londoner Protokolle vom vorhergehenden Tage, welches alle Prinzen der fünf großen Dynastien vom Throne ausschloß, in Paris ein, und Sebastiani brauste auf in Kriegslust. Doch legte sich die Wuth sehr bald, als des Königs persönlicher Unterhändler in London, Graf Flahault, den festen Entschluß Englands mittheilen zu können glaubte, die Annahme der belgischen Krone Seitens Nemours' mit den Waffen in der Hand zu verhindern. So fügte man sich denn mit blutendem Herzen in's Unvermeidliche [2]). Schon am 4. Fe-

1) Bulwer a. a. O. II, 46 u. 50.

2) S. die merkwürdige Depesche Lord Granville's vom 4. Februar.

bruar meldete Sebastiani nach London, der König werde, „gegen den Willen seiner Regierung", den seinem Sohne angebotenen Thron ausschlagen; und am 7. nahm die Londoner Conferenz dieses Versprechen ad acta, indem sie, um das etwas Demüthigende des Schrittes zu mildern, zugleich und im Voraus den nebenbuhlerischen Herzog von Leuchtenberg vom belgischen Thron ausschloß. Weniger beeilt war der König der Franzosen den Belgiern seinen Entschluß mitzutheilen. Die Deputation, welche ihm die Erhebung seines Sohnes anzeigen sollte, wurde erst vierzehn Tage nach ihrer Ankunft in Paris (am 17. Februar) empfangen, um von dem Vater „mit jener ehrgeizigen Schwäche, welche den Grundzug seines Charakters bildete" [1]), abgewiesen zu werden.

Die Häupter der belgischen Revolution waren tief verletzt; denn sie hatten Grund gehabt, bis zum letzten Augenblicke noch auf eine Annahme zu rechnen. Auch wollten sie nach dieser Erfahrung von dem neapolitanischen Neffen Louis Philipp's Nichts hören. Nachdem sie durch Einsetzung eines Regenten des „ledigen Thrones" die Situation für den Augenblick gewahrt, wandten sie sich sofort an den weniger liebenswürdigen, aber zuverlässigeren Freund jenseits des Canals. Schon vor Monaten (Ende November und Anfang Januar) war die Candidatur Prinz Leopold's von Sachsen-Coburg, des Wittwers von Georg's IV. einziger Tochter, angeregt worden. Zwar hatte der vorsichtige Prinz, dem die Würde eines Prinz-Gemahls der Königin von England durch den frühzeitigen Tod seiner Gemahlin entgangen war, noch eben erst

Bulwer a. a. O. II, 40. Vgl. auch die Depesche des sardinischen Gesandten in Paris, Grafen de Sales, vom 24. Februar (A. T.), der Merkwürdiges über Sebastiani's Selbsttäuschung berichtet; derselbe habe „véritablement eu l'espoir de pouvoir s'emparer de la Belgique avec le consentement des Puissances". Auch der Justizminister Mérilhou unterhielt ihn lange „de l'avantage qu'il y aurait eu pour l'Europe de réunir la Belgique à la France afin de la rendre assez puissante pour s'opposer à la Russie etc.".

1) Worte des sardinischen Botschafters Pralormo in seiner Depesche vom 19. Februar (A. T.).

die griechische Krone ausgeschlagen und dadurch die Conferenz, der er schon halb zugesagt hatte, nicht wenig verletzt. Allein Lord Palmerston glaubte sich nicht verpflichtet, mit der Erbschaft seines Vorgängers in Downingstreet auch dessen Gefühle annehmen zu müssen. Er sah in dem klugen deutschen Prinzen, der so tapfer bei Waterloo gefochten und in England mit einer englischen Apanage lebte, einen natürlichen Freund und Verbündeten Englands. Auch hoffte er Louis Philipp durch eine Familienverbindung, die wenigstens seiner Tochter einen Thron sicherte, für diese Candidatur gewinnen zu können; und er täuschte sich nicht. Der König der Franzosen, der noch Mitte Januar dem länderlosen Prinzen die Hand seiner Tochter verweigert, schien nun plötzlich den „Familienwiderwillen" (répugnances de famille) nicht mehr zu empfinden, den er noch vor wenig Wochen Gendebien, dem belgischen Unterhändler, gegenüber, gegen Prinz Leopold an den Tag gelegt [1]) Sebastiani aber, der um dieselbe Zeit, bei Anregung der Candidatur des Coburgers, in seiner soldatischen Weise gepoltert hatte: „Wenn Sachsen-Coburg einen Fuß nach Belgien setzt, so schießen wir mit Kanonen auf ihn" — selbst Sebastiani hatte sich sechs Wochen später vollkommen bekehrt. Ja, der König und sein Minister waren die Ersten, welche nach dem Fehlschlagen der Candidaturen des Sohnes und des Neffen von Louis Philipp, an den deutschen Prinzen und seine Heirath mit der Tochter dachten [2]). Als Laffitte um Mitte März die Zügel des Staates den festeren Händen Casimir Perier's überlassen mußte, war die Hand der Prinzessin Louise und mit dieser Hand auch die belgische Krone dem klugen und ehrgeizigen Fürsten so gut wie gesichert, der sie mehr als ein Menschenalter mit Glück und zum Segen des kleinen Volkes, das sich ihm anvertraut hatte, tragen sollte. Zugleich war aber auch die Sache der Unabhängigkeit selber durch den leicht-

1) S. Stockmar a. a. O. I, 151.

2) Am 24. Februar. S. Granville's Depesche bei Bulwer a. a. O. II, 45.

sinnigen Uebermuth der Belgier, welche sich den Beschlüssen der Londoner Conferenz ohne alle Mittel des Widerstandes zu widersetzen wagten und erklärten, daß sie „die Revolution, die sie trotz der Verträge von 1815 begonnen, trotz der Londoner Protokolle zu Ende führen würden“ [1]), in ein immer gefahrvolleres Stadium getreten. Lord Palmerston verweigerte dem belgischen Gesandten die Beglaubigungsaudienz beim König, so lange man in Brüssel sich solcher Sprache vermesse. Der König von Holland und der Deutsche Bund bereiteten sich ihr gutes Recht auf Luxemburg', das noch eben die Conferenz neu bestätigt, mit den Waffen zu vertheidigen; Frankreich aber, dessen König keinen Anstand nahm, den belgischen Gesandten zu empfangen, und das seit zwei Monaten unausgesetzt rüstete, rief von Neuem 80,000 Mann unter die Fahnen und es schien fast unmöglich, daß es auch das hilflose, aller Vertheidigungsmittel baare Belgien in diesem ungleichen Kampfe im Stiche lassen werde, wie es gerade jetzt die italienischen Patrioten, die sich an es um Hilfe gewandt, dem österreichischen Dränger preisgegeben. Da half gerade diese italienische Verwicklung die innere Krisis in Frankreich beschleunigen, welche die Entlassung Laffitte's und den endgiltigen Bruch des Julikönigthums mit der Revolutionspartei herbeiführte; nur so aber ward es einer kräftigeren und geschickteren Hand möglich, das erschütterte Vertrauen Europa's in Frankreich wiederherzustellen und dadurch allein die von der drohenden Kriegsgefahr geängsteten Gemüther zu beruhigen und zu befreien.

VI.

Die Stimmung Italiens gegen Frankreich hatte während der Restaurationszeit eine tiefe Umwandlung erfahren. Hatte man 1814 dem Sturze der französischen Herrschaft als einer Befreiung zugejubelt, so war man bald über die Absichten und Gesinnungen der Befreier enttäuscht. Der unmittelbaren

1) Proclamation des Regenten, Surlet de Chotier, vom 10. März.

und mittelbaren Fremdherrschaft des Westens war die mittelbare und unmittelbare Fremdherrschaft des Ostens gefolgt. Während aber jene, wenn auch keine politische Freiheit, so doch moderne Civilgesetzgebung, geordnete Verwaltung und bürgerliche Gleichheit mit sich gebracht hatte, ließ Oesterreich seine Vasallen in ihrer Mißwirthschaft gewähren, begünstigte die Wiederaufrichtung feudalistischer Zustände und that Nichts, um die fast wahnsinnigen Ausschreitungen der Willkühr in Schranken zu halten. Es war zwar Oesterreich nicht geglückt, nachdem die italienische Beute auf dem Wiener Congreß willkührlich vertheilt worden war, die verschiedenen Theile zu einem dauernden Bündnisse zu vereinigen. Nicht allein Piemont, das von jeher seine Freundschaft gefürchtet, auch die von ihm beschützten, ja die dem Hause Habsburg verwandten Fürsten, suchten Ausflüchte und entzogen sich der unmittelbaren Vormundschaft des Kaisers, welche ein solches Bündniß unfehlbar mit sich geführt hätte. Man wollte wohl von Oesterreich geschützt, nicht von ihm bevormundet sein.

An freie Verfassungen, Selbst-Regierung, ja nur an gute Verwaltung und gesunde wirthschaftliche Entwicklung war bei den meist äußerst beschränkten, durch die Verbannung bitter gewordenen Klein- und Mittelfürsten noch weniger als an eine freie Presse und Förderung der Volksbildung zu denken. Das niedere Volk lebte in stumpfer Trägheit und blindem Aberglauben vor sich hin, ohne ein höheres und besseres Dasein zu ahnen, geschweige denn das Bedürfniß nach demselben zu empfinden; resignirt, fast zufrieden mit seinem Geschicke, gefühllos für die Beschwerden der Gebildeten. Diesen aber schien Alles, was von oben kam, feindlich und gehässig; selbst die Gerechtigkeitspflege ward zur Plage und in der dumpfen Stille dieser unheimlichen Nacht hörte man nur den leisen Fußtritt der Spione und Verschwörer. Natürlich wandten sich die Blicke der ohnehin meist französisch gebildeten Männer der höheren und mittleren Klassen, wenn sie sich nicht zu Werkzeugen des Despotismus hergaben, oder durch ihre politische Gleichgiltigkeit vor dem Drucke dieses Despotismus

bewahrt blieben, wieder nach Frankreich, wo im Ganzen die gesellschaftlichen und privatrechtlichen Errungenschaften der Revolution fortlebten und sich, was unter dem Kaiserreich gefehlt hatte, der glänzende Schmuck einer Repräsentativverfassung zu jenen Errungenschaften gesellte. Gemäß dem Genius und den Ueberlieferungen der Nation nahm der Widerstand gegen die Dränger die Gestalt der Geheimbündelei, an und bald war die Halbinsel mit einem Netze von Verschwörungen überzogen. Sie wurden in den Jahren 1820 und 1821 in Neapel und Piemont sofort nach ihrem Ausbruch, im Kirchenstaate und der Lombardei noch vor dem Ausbruche im Blut erstickt. Dank der Interventionspolitik, welche noch eben in Troppau zu einer völkerrechtlichen Theorie, die keine Ausnahme dulde, erhoben worden, lieferte Oesterreich die Executionstruppen, wo sie nöthig waren, wie zwei Jahre nachher Frankreich die seinen zu gleichem Zwecke nach Spanien senden sollte. England zog sich zurück aus dieser Gesellschaft zu wechselseitigem Schutze der Regierungen gegen die eigenen Unterthanen; aber noch hielt es sich zuwartend abseits, ohne Partei zu ergreifen. In allen Hauptstädten der Halbinsel tagten die Kriegsgerichte, ohne daß ein Schimmer von Licht auf ihre unheimlich-heimliche Thätigkeit gefallen wäre. Die Gefängnisse Italiens genügten nicht, um die Verschwörer aufzunehmen; was der erbarmungslosen Verfolgung entkam, wanderte in die Verbannung. Die Blüthe der Nation schien vernichtet. Eine noch dunklere Nacht schien sich über das Land gelagert zu haben und das Erwachen aus diesem trostlosen Zustande in immer weitere Ferne gerückt.

In der Fremde aber nährte sich der Geist der Hoffnung und des Widerstandes. Das Beispiel und die politische Bildung Englands wirkten belehrend, anregend; man befreundete sich mit der liberalen Opposition Frankreichs, welche Thron und Altar bekämpfte, wenn diese Worte auch noch nicht, wie in dem Appeninenland, Schaffot und Galgen bedeuteten. Als auch in Frankreich nach Ludwig's XVIII. Tode die Reaction immer mehr die freie und laute Meinungsäußerung beschränkte,

und die liberalen Gegner zur geheimen Thätigkeit drängte, waren es die italienischen Verbannten, welche ihre Lehrmeister wurden, sie in die Kunst der Complotte einweihten, während die französische Regierung selber, trotz ihrer absolutistischen Neigungen, in Italien die alte antihabsburgische Politik nachdrücklich wieder aufnahm [1]). Bald waren auch die Verbindungen der Flüchtigen mit der Heimath wieder angeknüpft, wo die grausame und unverständige Wuth der Verfolgung neue Erbitterung erzeugt und der Verschwörung tausende von Recruten zugetrieben hatte. Am Ende der Regierung Karl's X. liefen alle Fäden der europäischen Geheimbünde in Paris in den immer rührigen Händen Lafayette's zusammen. Als die Julirevolution den greisen Volksmann zum Schiedsrichter der Geschicke Europa's zu machen schien, jubelte ganz Italien. Noch sieben Monate nach dem Siege der Pariser Revolution, als die Gewalt schon längst Lafayette's Händen entrungen war, in dem Augenblicke, wo der neue König Oesterreich die Versicherung gab, er werde es in Mittelitalien gewähren lassen, nannte der Präsident der provisorischen Revolutionsregierung in Bologna (Proclamation vom 24. Februar) jene drei Julitage von Paris „Tage, welche die dankbare Nachwelt neben die sechs Schöpfungstage stellen werde". Und warum sollten die italienischen Liberalen, selbst nach Lafayette's Sturz, nicht Alles von Frankreich hoffen? War doch Laffitte, ein Freund der Revolution, noch an der Spitze der Regierung und hatte erst vor wenig Tagen (27. Januar) von der Tribune herab unter dem Beifall des Hauses der Abgeordneten durch seinen Minister des Aeußern seine eigenen Worte (vom 2. Dezember) von der Nichteinmischung wieder-

1) S. oben S. 26 Anm. 3. Damit vergl. Pralormo's Depesche vom 5. Juni 1838 und Santa Croce's vom 14. August 1835, ebenfalls aus Wien. Letzterer geht so weit, zu behaupten, daß, wenn die Restauration zwei Jahre länger gedauert hätte, der Krieg unvermeidlich gewesen wäre. „Le gouvernement déchu répandait sur toutes les institutions, sur toutes les mesures, sur toutes les entreprises son influence antireligieuse et antimonarchique" (sic).

holen und bestätigen lassen, denen zufolge, „während die Heilige Allianz dahin strebte, mit gemeinsamen Kräften die Freiheitsbestrebungen der Völker, wo sie sich auch regen möchten, zu unterdrücken, der neue Grundsatz die Freiheit, wo sie auch nur entstehe, schützen, ihr Entwicklung und kräftiges Leben sichern würde". Und konnte nicht Lafayette noch lange nach Ausbruch der Empörung — am 26. Februar — seinen italienischen Freunden schreiben, der Minister des Aeußern, Sebastiani, habe ihm, nach zweitägiger Bedenkzeit, versichert, Frankreich werde sich mit den Waffen jeder Einmischung Oesterreichs in Mittelitalien widersetzen; sie sollten nur getrost ihr begonnenes Werk fortsetzen, Frankreich werde dem Nichteinmischungsprincip Achtung zu verschaffen wissen [1]). Was aber verlangten die italienischen Liberalen mehr? Waren sie nicht der Theilnahme der ganzen gebildeten Bevölkerung, ja eines Theils der Beamten und Offiziere ihrer Staaten sicher? Bedurfte es mehr als sie mit ihren Regierungen allein zu lassen, die Einmischung Oesterreichs zu hindern?

Hätten die Italiener sich mehr im Palais Royal als bei Lafayette Raths erholt, sie würden weniger zuversichtliche Hoffnungen genährt haben. Graf Molé hatte Oesterreich wie Piemont, den heiligen Vater, wie den König von Neapel sofort über die Absichten des neuen Königthums beruhigt, und so bestimmt, so weitgehend waren seine Versicherungen, daß die Anerkennung aller Fürsten Italiens, mit Ausnahme des Herzogs von Modena, sogleich erfolgt war. Nicht Alle trauten indeß dem Julikönige; Piemont vornehmlich, das seinen östlichen Nachbarn so argwöhnisch-neidisch zu überwachen pflegte, suchte jetzt Schutz und Bürgschaft gegen die mögliche Umkehr Louis Philipp's in Wien und an den andern Höfen Europa's. Sein Ansinnen einer Wiederherstellung des europäischen Schutz- und Trutzbündnisses von 1815 gegen Frankreich wurde überall lau aufgenommen. „England verschloß sich in seiner Selbstsucht, Preußen fehlte es an sittlicher Energie", so klagten die sardi-

1) Nicomede Bianchi a. a. O. III, 45.

nischen Staatsmänner; Oesterreich, von seinen Alliirten verlassen, zögerte, verstand sich aber am Ende doch zu einem geheimen Sonderbündnisse mit Piemont, als die piemontesischen Flüchtlinge sich an der savoyischen Grenze militärisch organisirten und sich das Spiel mit Spanien vom verflossenen September erneuerte [1]). Louis Philipp bemühte sich, die Turiner Regierung zu beruhigen, ließ sogar verschiedene revolutionäre Werbeoffiziere hohen Grades, welche Savoyen bedrohten, verhaften, suchte namentlich die Sache als ganz ungefährlich darzustellen. Lafayette sei so mit Polen beschäftigt, daß er Italien in Ruhe lassen werde und ohne Lafayette wären die Freischaaren ja gar nicht zu fürchten. Die Regierung würde keinenfalls die Umtriebe begünstigen. Selbst der österreichische Gesandte in Paris beruhigte seinen sardinischen Collegen über die friedlichen Absichten der französischen Regierung, der Staatskanzler hege nach den offenen Erklärungen Graf Sebastiani's keinerlei Mißtrauen mehr [2]).

Trotz aller solchen Beruhigungen war Grund genug für die Turiner Regierung vorhanden diesen schönen Reden nicht ganz zu trauen [3]). In Genua verhandelte der französische Consul selber heimlich mit den Revolutionärs, verbreitete selber die von Marseille kommenden aufrührerischen Schriften, während der Commandant eines vor Genua ankernden französischen Kriegsschiffes heimliche Zusammenkünfte mit piemontesischen Ver-

1) S. oben (Kapitel I, IV) die Beweisführung gelegentlich der Anerkennung Louis Philipp's Seitens Karl Felix'.

2) S. Depesche de Sales' vom 17. Februar; vgl. auch desselben Botschafters frühere Depeschen vom 5., 8., 10., 15., 26. November und vor Allem die vom 1. und 2. Dezember, endlich die vom 4. Februar (A. T.), worin er den Inhalt einer Depesche Metternich's an Appony mittheilt, die dieser ihm im Namen des Kanzlers vorgelesen.

3) „La mauvaise foi du comte Sebastiani dans l'affaire de nos réfugiés est évidente", schreibt Graf de Sales noch unterm 25. Februar nach Turin. „Non seulement il n'a rien fait pour prévenir leurs funestes projets, mais je suis encore bien disposé à croire qu'il n'aura fait qu'en partie et bien faiblement ce qu'il m'a promis ces jours-ci"; und er gibt seine sehr guten Gründe für dieß sein Mißtrauen an.

schwörern hatte, piemontesische Flüchtlinge mit französischen Pässen über die Grenze kamen. Zugleich organisirten sich, mit Billigung, ja sogar mit Hilfe der französischen Behörden, an der savoyischen Grenze vollständige Truppencorps, und erst als König Karl Felix seinen Vetter und Thronfolger Karl Albert, welcher seine Sünden von 1821 gut zu machen hatte, nach Savoyen sandte um sich dem Eindringen der Flüchtlinge zu widersetzen, zerstreuten sich die Freischaaren [1]). Kein Wunder, wenn man in Turin nicht so leichtgläubig als in Wien war, wo Sebastiani's Versicherungen, „Frankreich beschränke das Nichteinmischungsprincip auf Belgien und Savoyen" — nicht einmal mehr Piemont — sehr willkommene Aufnahme fanden. Metternich sah darin, wohl nicht mit Unrecht „ein Bekenntniß der Schwäche" [2]) und schlug sofort, wie er zu thun pflegte, wenn er irgendwo anstatt des erwarteten Widerstandes einem Nachgeben begegnete, dem französischen Botschafter in Wien, Marschall Maison, gegenüber einen höheren Ton an. Er erklärte ihm ohne Umschweife, daß, wenn eine revolutionäre Bewegung in Piemont ausbrechen sollte, Oesterreich dieselbe in der Geburt ersticken werde, um die Ansteckung der Lombardei zu verhindern. „Oesterreich hat nur Einen Wunsch in Italien",

1) S. ein in wenig Exemplaren als Manuscript gedrucktes Werk Federigo Oderisi's: Il Conte Cibrario e i tempi suoi (Firenze Civelli 1872), welches S. 233 ff. due note istoriche enthält, lasciate da Carlo Alberto, „beide unedirt und nach den Autographen Karl Albert's abgeschrieben, von König Vittor Emanuel dem Grafen Cibrario zum Geschenke gemacht"; das Erste über den Einfluß Frankreichs auf die piemontesische Empörung, das Zweite, „wie Karl Albert Piemont vorfand, als er die Krone annahm, und welches seine Gesinnungen bei der Thronbesteigung waren". Karl Albert behauptet hier, für die oben im Texte wiedergegebenen Einzelheiten Beweise zu haben; ja er geht noch weiter: „Nous eûmes en main les preuves les plus claires que ce mouvement avait été combiné d'après les ordres non seulement de Lafayette, mais même du général Sebastiani, alors ministre, et qu'il était dirigé par les deux généraux commandant les divisions de Lyon et de Grenoble et par les préfets de ces deux villes." Die übrigen Details des königlichen Berichtes klingen noch unglaublicher.

2) S. Depesche Pralormo's aus Wien vom 19. Dezember (A. T.).

sagte er ihm [1]), „den der Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes; aber es könnte nie irgend einer heftigeren Bewegung ruhig zuschauen, welche in der Nähe seiner italienischen Besitzungen ausbräche. Für uns ist die Ruhe Piemonts eine italienische Frage. Wenn Frankreich etwa den Grundsatz der Nichteinmischung auf irgend einen italienischen Staat anwenden wollte, welcher eine Beute der Revolution geworden, so muß ich Sie schon jetzt warnen, daß wir es im Interesse der Monarchie nicht erlauben können. Wenn die bewaffnete Einmischung des Kaisers in Italien uns zum Kriege führen sollte, so sind wir bereit ihn anzunehmen." Soviel brauchte es kaum um den vorsichtigen König der Franzosen einzuschüchtern. Zwar bemühte er sich noch wiederholt, obschon er selbst keinerlei Hoffnung in's Gelingen dieser Bemühungen setzte, der schweren Wahl zwischen der Feindschaft europäischer Regierungen und der der öffentlichen Meinung Frankreichs durch eine Neutralisationserklärung Piemonts zu entgehen [2]); aber alle diese Versuche scheiterten an Piemonts Furcht von seinem österreichischen Beschützer getrennt zu werden und an Metternich's Kunst des Verzögerns. War es diesem doch nur darum zu thun Zeit zu gewinnen, Truppen in Oberitalien zu concentriren und „über den furchtbaren und kritischen Augenblick hinauszukommen, in welchem die Lage der Dinge in Polen es Oesterreich nicht erlaubte, Piemont zu Hilfe zu kommen, selbst wenn es mit bewaffneter Hand von einem französischen Heere angegriffen würde", wie der sardinische Botschafter in Wien nach Hause meldete [3]). Vielleicht auch weigerte sich Metternich mit

1) S. Depesche des französischen Botschafters in Wien an seine Regierung vom 7. Januar, bei Nicomede Bianchi (a. a. O. III, 47).

2) S. vertrauliche Depesche Brême's aus Berlin vom 20. März und Pralormo's Zifferdepeschen aus Wien vom 6. und 11. März. Damit vgl. de Sales' Depeschen vom 20. December und 1. Januar, wo Sebastiani's hochmüthige und befehlerische Sprache gegen die Kleinen getreu wiedergegeben ist (A. T.).

3) S. Depesche Pralormo's vom 20. Dezember. Schon im November wurde die österreichische Armee in Italien von 40,000 auf 90,000 Mann gebracht. S. Depesche Pralormo's vom 24. November (A. T.).

deßhalb auf diese Neutralisationsvorschläge Frankreichs einzugehen, weil er fürchten mußte, Frankreich werde vorkommenden Falles den Krieg nach Süddeutschland tragen und dort concentriren, wenn es sich den geraden Weg nach Italien verschlossen sähe und seine Grenze von Basel bis Antibes geschützt wisse [1]).

Aus demselben Grunde ging Preußen nicht gerne auf diesen Wunsch Louis Philipp's ein und suchte Ancillon dem Drängen der Turiner Regierung, entweder diese Neutralisation Piemonts anzunehmen, oder mit demselben und Oesterreich eine offensive und defensive Triple-Allianz einzugehen, auf jede Weise auszuweichen [2]). Er hatte aber um so mehr Grund auf seiner Hut zu sein, da die französischen Minister in München, Stuttgart und Carlsruhe gerade eben Alles aufboten diese Höfe für den Kriegsfall auf Frankreichs Seite zu ziehen, dieselben an die Vortheile erinnerten, welche sie aus Napoleon's Bündniß gezogen, ihnen neue Vortheile in Aussicht stellten [3]).

1) Weßhalb denn auch Palmerston nicht ohne Recht meinte, es sei im Interesse Piemonts, die Neutralisation, die Frankreich vorschlage, anzunehmen. S. vertrauliche Depesche d'Aglié's aus London vom 13. März (A. T.).

2) S. vertrauliche Depesche Brême's aus Berlin vom 11. März (A. T.).

3) S. vertrauliche Depesche Brême's aus Berlin vom 7. Februar (A. T.), nach welcher auch der französische Geschäftsträger in Berlin, Mortier, dort seine Collegen der süddeutschen Hauptstädte unterstützte; indem er z. B. Oberst Frankenberg, den badischen Geschäftsträger am preußischen Hofe, in diesem Sinne bearbeitete, von demselben aber ziemlich unwirsch heimgeschickt wurde (A. T.). Genaueres in Otterstedt's, des preußischen Gesandten, Bericht Nr. 342, mitgetheilt von Bernstorff unterm 12. December. Zum würtembergischen Gesandten in Paris sagte Sebastiani, „er sei zufrieden mit dem Bundestage, hoffe es auch mit dem König von Würtemberg sein zu können: Frankreich werde jetzt seine Kräfte concentriren, die Offensive ergreifen, bis an's linke Rheinufer vorgehen, Belgien besetzen und alsdann mit den deutschen Fürsten ein Bündniß schließen, wie es zur Zeit Napoleon's der Fall gewesen". S. Berichte Werther's vom 7. und 19. December, Erlasse Bernstorff's vom 18. December und Ancillon's vom 6. Januar 1831. Daraus geht hervor, daß man in Stuttgart auf die französischen Vorschläge einging,

Unterdessen hatten die verbündeten französischen und italienischen Geheimbündler ihre Thätigkeit mehr und mehr von Piemont weg und auf Mittelitalien concentrirt, das aus verschiedenen Gründen besser zum Schauplatze des Ausbruches geeignet schien. Die Zahl der Verschworenen war dort, als in einem Priesterlande, eine ungleich größere, und die Sendlinge der Revolution hatten die Gegend seit einigen Monaten ganz besonders bearbeitet; der päpstliche Stuhl war seit dem 30. November vakant, und die Regierung dadurch etwas gelähmt; endlich schien der Herzog von Modena geneigt, die Bewegung mit seiner, wenn auch kleinen, doch wohlorganisirten Macht zu unterstützen. Kaum war das Conclave eröffnet, so schickte auch schon Louis Philipp einen besonderen Bevollmächtigten nach Rom, anscheinend um die Anwendung des Nichteinmischungsgrundsatzes auf die Papstwahl zuzusichern, eigentlich jedoch im dynastischen Interesse den Ausschluß von Cardinal Macchi, einem Freunde Ludwig's XVIII. und Karl's X. zu betreiben [1]). Das Conclave zog sich länger hinaus, als man erwartet hatte; doch schlugen einige verfrühte Versuche der Verschworenen das Interregnum zu benutzen fehl: so der vom 10. Dezember, den die beiden Söhne Louis Bonaparte's, des Ex-Königs von Holland, zu Gunsten ihres jungen Vetters Hieronymus (des jetzigen Prinzen Napoleon) in Rom selber anstellten. Dagegen reiften die Anschläge auf die Herzogthümer und Legationen immer mehr. Schon seit Monaten unterhandelten die Verschworenen mit Lafayette und durch ihn mit Louis Philipp; und diese Unterhandlungen wurden selbst nach dem Sturze Lafayette's fortgesetzt. Einer der Verschworenen, Misley, war, nachdem er sich in wiederholten geheimen Unterhandlungen mit dem Herzog von Modena verständigt hatte, schon im November

während man sie in Sachsen, wahrscheinlich auch in München, zurückwies (A. B.).

1) S. Nicomede Bianchi a. a. O. III, 33; s. ebenda (S. 35—42) die ganze Geschichte des Conclaves nach einem Berichte Mr Crosa's, des sardinischen Botschafters in Rom. Vgl. auch Dep. de Sales' von Paris vom 13. Dezember (A. T.).

nach Paris abgegangen um sich mit dem neuen Ministerpräsidenten und dem Oberbefehlshaber der Nationalgarden in Verbindung zu setzen. Das Haupt der modenesischen Verschwörung, Menotti, setzte unterdessen in Italien die Verhandlungen mit Franz IV. fort und konnte schon Ende Dezember nach Paris schreiben, Alles sei mit dem Herzog verabredet; nur das Geld fehle noch; auch dieses hoffte er einen Monat später (19. Januar) von ihm zu erhalten. Einstweilen sei es sehr gut, daß d'Orléans, der französische Thronfolger, sie beschütze und daß ein so gutes Einvernehmen mit Lafayette bestünde. Andere Agenten waren weniger zufrieden mit dem König als Misley. Selbst der Herzog von Orléans, schrieb Einer von ihnen, Melegari, (der jetzige Minister des Aeußeren im Königreich Italien) unterm 16. Januar, „so begeistert für die Sache der Italiener und ganz Feuer, wenn es galt sie zu den Waffen greifen zu sehen, antwortete sehr ausweichend, sobald offen die Frage des Kriegsnervs angeregt oder von den Bonaparte geredet wurde . . . Der König suchte jede Begegnung, selbst eine geheime, abzulehnen." Endlich erlangt der Italiener doch diese Unterhaltung und es gelingt ihm „elende 25,000 Francs" von ihm zu erringen, „den Pfennig des Familienvaters, sagte der König dabei mit einem Lächeln der Verzweiflung . . . Die Insurrectionsausschüsse sind nicht viel großmüthiger . . . Was sie zu Grunde richtet ist der Aufruhr, den sie in Paris permanent haben wollen . . . Diese Franzosen meinen, Alles wäre möglich, und setzen sich nie an die Stelle derer, die sie der Gefahr aussetzen." Ein dritter Unterhändler, der Leidensgenosse Confalonieri's und Silvio Pellico's, der durch die Kerkerleiden verkrüppelte Maroncelli, hatte ebenfalls die Ehre, nachdem er von Lafayette und Béranger, vom Ministerpräsidenten und dem Kronprinzen gefeiert worden, an des Königs Tafel empfangen zu werden und von ihm die freundschaftlichsten Zusicherungen zu erhalten. Während sich so die Einen der französischen Sympathien und der Theilnahme des Modenesen zu versichern glaubten, lähmten Andere jene Sympathien und diese Theilnahme, indem sie sich des Sohnes und Erben Na-

poleon's zu vergewissern suchten. Ihre Bemühungen scheiterten an der Aufmerksamkeit der Wiener Polizei. Die kühne Botin der Verschworenen, eine Nichte des großen Kaisers, Gräfin Camerata, konnte nicht einmal bis in die Hofburg dringen, wo der junge Herzog von Reichstädt von seinem mißtrauischen Großvater ängstlich überwacht wurde [1]). Doch die Söhne Ludwig Bonaparte's weilten in Italien und brannten vor Begierde an der Unternehmung Theil zu nehmen.

So wurde denn das Aeußerste gewagt, ohne daß man sich auch nur selber recht klar über die Zwecke gewesen wäre, die man verfolgte, über die Mittel, welche zu Gebote standen. Unitarier und Föderalisten, Republikaner und Monarchisten, Freunde der Bonaparte und des Herzogs von Modena, Muratisten und Anhänger des Hauses Savoyen vereinigten sich für's Erste in dem einen Gedanken, der Priester-Regierung ein Ende zu machen. Der Angriff auf den Kirchenstaat sollte von Modena ausgehen, wo man sich des Herzogs und seiner kleinen Armee sicher glaubte. Aber Franz IV., sei es, daß er am Gelingen zweifelte und die Strafe Oesterreichs fürchtete, sei es, daß er überhaupt nur an der Verschwörung Theil genommen hatte um die Feinde der bestehenden Ordnung kennen zu lernen, sie zu compromittiren und sie der Rache seiner Gönner auszuliefern, Franz IV. ließ zwei Tage vor dem Ausbruch, welcher auf den 3. Februar festgesetzt war, die einflußreichsten Cardinäle durch einen besondern Eilboten von dem Bevorstehenden in Kenntniß setzen, sie zur Eile mahnen. Das Interesse der Regierungen erheische eine sofortige Besetzung des schon zu lange erledigten Stuhles [2]). Das wirkte: das

1) S. Dep. des neapolitanischen Generalconsuls in Triest vom 24. Dezember, des neapolitanischen Agenten Benzi in Wien Zifferdepesche vom 6. Januar und des neapolitanischen Gesandten in Rom Depesche vom 25. Januar, Alle bei Nicomede Bianchi (a. a. O. Anhang zum III. Bande, S. 332 ff.; die Citationen im Text S. 30 wimmeln von Druckfehlern und können deßhalb nur irre führen). Damit vgl. Capefigue a. a. O. VIII, 181.

2) S. Nicomede Bianchi a. a. O. III, 41.

Conclave, das sich in zwei Monaten nicht zu einigen gewußt hatte, wählte andern Tages (2. Februar) Mauro Cappellari, einen Belluner Mönch und folglich österreichischen Unterthan, zum Papste, der unter dem Namen Gregor XVI. die Kirche und den Kirchenstaat fünfzehn Jahre lang beherrschte. Im Augenblicke seiner Exaltation hatte er sich letzteren noch zu erobern: denn fast gleichzeitig mit seiner Wahl war der Aufstand ausgebrochen.

Schon am 3. Februar versammelten sich die Verschworenen, 15 an der Zahl nebst 40 Gedungenen, in der Wohnung ihres Chefs Menotti zu Modena, als der verrätherische Landesfürst das Haus von Truppen umzingeln und die Versammelten zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade auffordern ließ. Nach kurzem Widerstande, doch erst als die herzoglichen Kanonen das Haus schon zum Wanken gebracht, ergaben sich die schnöde Verrathenen und der Herzog bereitete ihnen schon das grausamste Loos, als die Nachricht von dem Mißlingen bereits das benachbarte Bologna erreicht und hier, statt die Verschwörer zu entmuthigen, sie zum Aufstande ermuntert hatte. Noch weilte der Cardinallegat beim Conclave in Rom; die Unentschlossenheit des Prolegaten, den er zurückgelassen, setzte keinen wirksamen Widerstand entgegen und am Abende des 4. schon hatte „die weltliche Macht des Papstes über Stadt und Provinz Bologna thatsächlich und auch rechtlich für immer aufgehört zu bestehen", wie die provisorische Regierung, um die sich die übergegangenen päpstlichen Soldaten geschaart, es naiv dem Volke verkündete. Franz IV. verließ sofort, an der Spitze seiner getreugebliebenen Truppen, den gefangnen Menotti mit sich schleppend, sein Herzogthum, wo sich ebenfalls eine provisorische Regierung bildete. Von hier verbreitete sich der Aufstand mit der Schnelligkeit einer Pulvermine über die Legationen, die Marken, Umbrien. Am Abend des 10. Februar waren Ferrara, Ravenna, Perugia, ja Ancona schon in den Händen der Aufständischen: der ganze Kirchenstaat schien verloren; doch scheiterte in Rom selber (am 12.) ein Versuch sich der Engelsburg zu bemächtigen, Dank der freiwilligen Schutzwache, welche

die Trasteveriner um die Leostadt gebildet. Umsonst versprach Gregor XVI. Gnade, ja Herabsetzung der Steuern, wenn man sich unterwerfen wolle. Die Aufständischen blieben fest; und seine bewaffneten Freiwilligen hatten einen bessern Erfolg als seine Bitten. Ein Angriff der Insurgenten auf das nahe Civitá Castellana an der Via Cassia wurde von den päpstlichen Truppen zurückgeschlagen. Unterdessen organisirte sich der Aufstand in den Provinzen. Schon am 25. trat die gewählte Volksvertretung in Bologna zusammen, um eine Verfassung zu berathen, während Parma, dessen Fürstin Marie Luise ihre Residenz am 14. verlassen, Modena und Reggio sich zum Widerstand rüsteten: denn die Oesterreicher standen in der Nähe und konnten jeden Augenblick die Grenze überschreiten.

Metternich hätte es gerne gesehen, wenn der General Frimont, der die in der Lombardei stehenden Truppen befehligte, ohne Verzug und ohne Instruktionen abzuwarten, vorgegangen wäre. Er fand, der General habe die treffliche politische Stellung Oesterreichs verdorben: „Hätte er sofort Parma und Modena besetzt, so blieb Frankreich keine andere Wahl, als das Geschehene, gleichviel ob stillschweigend oder ausdrücklich, zu billigen, oder aber selber die Initiative der Feindseligkeiten zu ergreifen. Jetzt bei diesem Verzug ist Frankreich in der Lage seine Opposition gegen jede Besetzung auszudrücken und da Oesterreich fest entschlossen ist, vorzugehen, so wird der Anschein der feindlichen Initiative auf Oesterreich fallen.“ [1]) Unnöthige Besorgniß. Im Palais Royal vermochte oder wünschte man nicht zu sehen, wie schwach, rechtlich und materiell schwach, Oesterreich sich fühlte. General Sebastiani begnügte sich die ihm durch General Frimonts Zögern gelassene Zeit dazu zu benutzen, in der Hofburg vorstellen zu lassen, daß Frankreich sich einer österreichischen Intervention „soweit es Parma, Modena und die Stadt Ferrara betreffe, nicht widersetze. Was die päpstlichen Staaten anlange, so müsse es, ohne deßhalb irgend eine Territorialveränderung in Italien zu wünschen,

1) S. Depesche Pralormo's aus Wien vom 1. März (A. T.).

doch zugeben, daß die päpstliche Verwaltung so schlecht sei, daß sie einer Reform bedürfe und daß dieser Gegenstand zuerst zwischen den beiden Cabinetten berathen werden müsse" [1]). Während man sich so platonisch über die Zustände des Kirchenstaates ausdrückte, hatte Gregor XVI. schon Oesterreich um seine materielle Hilfe, Frankreich um seine „moralische Unterstützung" gebeten: und er sollte beider Orts nicht umsonst gebeten haben. Man hatte lang im Vatikan geschwankt, ehe man diesen Schritt gethan, der den unbequemen nordischen Beschützer in's Land rief. Der neue Cardinalstaatssecretär Bernetti glaubte, nach dem Erfolge von Cività Castellana, der heilige Stuhl könne wohl selber mit den Rebellen fertig werden; allein er hatte bei seinem Herrn Widerstand gefunden, und schon am 19. Februar war der Hilferuf des heiligen Vaters nach Wien gesandt worden. Der Staatskanzler war äußerst verlegen. Jetzt da es zur That kam, bereute er fast sein großsprecherisches Heraushängen „der gesunden Principien" und ehe er vorging, fragte er noch einmal an in Paris, ob man denn wirklich entschlossen sei, das Ueberschreiten der römischen Grenze als einen Kriegsfall zu betrachten. Die Antwort des Palais Royal war, wie immer wenn es den Gegner verzagt sah, äußerst entschieden: „Es würde mit höchstem Bedauern österreichische Truppen in Parma und Modena einziehen sehen, sich dem aber nicht widersetzen ... Höchst wahrscheinlich würde der Krieg, wenn sie in die Staaten des Papstes eindrängen; wenn aber nur ein österreichischer Soldat die Grenze Piemonts überschritte, würden die Franzosen auf der andern Seite einrücken und der Krieg wäre erklärt." [2]) Gar dem russischen Botschafter gegenüber war Sebastiani's Sprache noch lauter; als Pozzo ihn fragte, was man thun würde, wenn die Oesterreicher nach Bologna gingen, antwortete er ohne zu

1) Zifferdepesche Pralormo's aus Wien vom 6. März (A. T.).

2) So Werther in seiner Depesche vom 27. Februar. Von der „Möglichkeit eines Krieges, sobald die Oesterreicher Modena besetzten", wie H. Reuchlin (Geschichte Italiens I, 232) sagt, war also nicht die Rede.

zögern: „Wir erklären ihnen den Krieg.“ [1]) Und noch am 27. Februar wiederholte Sebastiani auf der Tribüne des Abgeordnetenhauses jene Versicherung, daß Frankreich „dem Nichteinmischungsprincipe, das es aufgestellt, Achtung zu verschaffen wissen“ werde. Gleichzeitig schrieb Lafayette (unterm 26. Februar) und nachdem er mit Sebastiani, der seinerseits erst seine Collegen um Rath gefragt, Rücksprache genommen, an die italienischen Freunde: „sie sollten das angefangene Werk fortsetzen; Frankreich werde dem Nichtinterventionsgrundsatze Achtung verschaffen“ [2]). Metternich besann sich mittlerweile eines Andern und kam zur Ueberzeugung, „es sei doch noch besser auf dem Schlachtfelde, als im Aufstand zu Grunde zu gehen“: er gab seinen Generalen den Befehl vorzurücken. Der Würfel war gefallen. Die seit mehr als einem halben Jahre über Europa schwebende Kriegswolke schien sich endlich entladen zu müssen. Allerwärts waren die Rüstungen während des letzten Monats fieberhaft beschleunigt worden: in Berlin, in London, in St. Petersburg zweifelte Niemand mehr am Ausbruch, und ganz Europa lauschte klopfenden Herzens auf das Zeichen vom Palais Royal, das die Lunte an's Pulver legen würde.

Schon am 9. März zog indeß Herzog Franz IV. unter Begleitung österreichischer Truppen in seine Haupt- und Residenzstadt Modena ein, ohne daß eine Einsprache Frankreichs erfolgte. Die Truppen der provisorischen Regierung von Modena zogen sich auf päpstliches Gebiet zurück, wo die provisorische Regierung von Bologna sie entwaffnete, in Gemäßheit des Nichteinmischungsgrundsatzes als welcher

1) S. Depesche Graf de Sales' aus Paris vom 25. Februar (A. T.). Doch fügt er sofort hinzu: „Le langage du Cte Sebastiani n'est qu'une rodomontade pour tâcher de faire peur; car ce matin envers le comte Appony qui était autorisé à lui parler fort nettement, il n'a point tenu un pareil langage et s'est exprimé avec plus de reserve.“ S. über dieses ganze diplomatische Duell, das an Junker Bleichenwang's und Viola's Zweikampf in „Was Ihr wollt“ erinnert, die betreffende Correspondenz Pralormo's, der wie ein geistreicher Zuschauer daneben stand.

2) S. Nicomede Bianchi a. a. O. III, 45.

für die Kleinen und Schwachen ebenso bindend und absolut schien, als er elastisch und relativ für die Großen und Starken war. Am 13. März stellten österreichische Soldaten auch die Regierung Marie Luisens in Parma wieder her; und am 19. rückte General Frimont mit 23,000 Mann in Bologna ein, nachdem die Vorhut schon am 16. Ferrara besetzt, ohne daß deßhalb die „Wahrscheinlichkeit des Krieges" irgendwie zugenommen hätte. Umsonst riefen die Vertreter der provisorischen Regierung in Paris den „Nichteinmischungsgrundsatz" an: obschon die Italiener aus Rücksicht auf die dynastischen Empfindlichkeiten des Hauses Orléans die beiden Bonaparteschen Prinzen zurückgewiesen und in Forli internirt hatten, war man doch harthöriger als je im Palais Royal, und als man am Ende doch hören mußte, so gab man den Bolognesen selber die Schuld. Hatte man nicht Aufrufe zur Empörung in die Lombardei geschickt? Und wenn auch die Bologneser Regierung dieselben nicht verfaßt hatte, so hatte sie deren Sendung doch auch nicht verhindert und somit selber den Nichteinmischungsgrundsatz gröblich verletzt. Nach Bologna fiel Rimini, nach Rimini Ancona, am 26. März: doch übergaben die Aufständischen sich selber und die Festung nur unter der Bedingung ausnahmloser Amnestie, welche ihnen ihr eigner Gefangener, der Cardinallegat Benvenuti, denn auch feierlichst zusagte. Der überlebende Sohn des Ex-Königs von Holland, Louis Napoleon, entkam unter Verkleidung und mit Hilfe seiner Mutter aus der Festung, in die er sich nach dem Tode seines älteren Bruders, selber kaum halbgenesen, vor den vorrückenden Oesterreichern geflüchtet hatte, und rettete die Zukunft dem Hause Bonaparte.

Was war in Paris vorgegangen, was hatte der Regierung Louis Philipps so die Hände gebunden? War es Rücksicht auf das englische Bündniß? Keineswegs. Lord Palmerston hatte zwar in Paris vom Kriege abgerathen; aber er hatte dasselbe auch in Wien gethan; und im Voraus die Neutralität Englands versprochen, wenn es doch zum Kriege käme [1]). Da

1) S. Palmerston's Briefe an Lord Granville vom 1. und 11. März. Bulwer a. a. O. II, 49 u. 51.

Rußland mit Polen im Kampfe lag, Preußen mit der Hut seiner West- und Ostgrenze genug zu thun hatte, so wäre der Krieg ein Zweikampf zwischen Oesterreich und Frankreich auf italienischem Boden geworden und die Italiener hätten zu Frankreich gestanden. Doch selbst so blieb der Krieg ein Glücksspiel, in dem das Haupt des Hauses Orléans nicht die kaum errungene Krone wagen wollte. Auch war Metternich nicht so ganz unbesonnen vorgegangen, als es den Anschein hatte: denn während er seine kriegerischen Befehle in die Lombardei sandte, ließ er zugleich im Palais Royal die Versicherung abgeben, er wolle im besten Einvernehmen mit Frankreich bleiben, es handle sich ja nur um Unterdrückung einer bonapartistischen Bewegung, von deren Existenz er „die überzeugendsten Beweise" gab [1]); wäre der Herzog von Leuchtenberg auf dem belgischen Throne dem Hause Orléans unangenehm, so wäre dem Hause Habsburg auch ein „carbonarisirtes Italien" nicht bequem; und wenn man von Frankreich aus den italienischen Revolutionen Vorschub leiste, so werde die Kaiserliche Regierung „die ganze Macht ihrer starken Stellung gegen die schwache Stellung Louis Philipp's aufbieten und im äußersten Falle zu dem Mittel greifen, das sie in Händen habe, indem sie ihm den Herzog von Reichstadt entgegenstelle" [2]). Die richtige Saite war berührt. Sofort ward Sebastiani's Sprache „so mild, so voller honigsüßer und schmeichlerischer Reden für das kaiserliche Cabinett, daß Fürst Metternich selbst darüber erstaunte . . . und daraus die Folgerung zog, er könne ruhig vorwärts gehen" [3]), so drohend auch die Haltung des französischen Bot-

1) Dep. Werther's v. 27. Febr. und Pralormo's v. 17. März.

2) Aus einem Erlaß Bülow's und einer Depesche Maltzahn's (bei Droysen a. a. O. S. 641), welche über Metternich's Instructionen an den österreichischen Botschafter in Paris, Graf Appony, berichten. Metternich hatte die Depeschen Maltzahn und Pralormo vorgelesen: es waren eine ostensible, eine reservirte (für den König und Sebastiani allein bestimmte) und eine geheime. Obige Stelle stand in der zweiten. S. Pralormo's Depesche vom 13. März.

3) Worte Pralormo's in seiner Depesche vom 13. März (A. T.). (Auch bei Nicomede Bianchi a. a. O. III, 59 u. 345.)

schafters am Wiener Hofe gewesen sein mochte. Denn als Marschall Maison den Entschluß Metternich's in Mittel-Italien zu interveniren und „lieber auf dem Schlachtfelde als im Aufstande zu Grunde zu gehen" nach Paris gemeldet, hatte er hinzugefügt, er habe den Handschuh aufgenommen, der stolzen Sprache des Staatskanzlers stolz geantwortet, seinen Collegen in Constantinopel, General Guilleminot, instruirt die Pforte zu einem Angriff auf die Südgrenze Rußlands und Oesterreichs zu bestimmen; denn er sei „überzeugt, daß um die Frankreich drohende Gefahr abzuwenden, dasselbe ohne Verzug und ehe die Aufgebote Oesterreichs organisirt seien, die Initiative des Krieges ergreifen und eine Armee nach Piemont werfen müsse". Der König und sein Vertrauter, Graf Sebastiani, waren äußerst verlegen, als sie, am 4. März, diese Mittheilung des Botschafters erhielten. Theilten sie dieselbe dem Ministerpräsidenten mit, wie's Pflicht des constitutionellen Monarchen und seines Ministers des Aeußeren war, da sie ja die Verantwortlichkeit des Ministerpräsidenten annahmen, so war der Krieg kaum zu vermeiden. Selbst wenn Laffitte selber nicht zu dieser äußersten Lösung gedrängt hätte, er wäre nicht Manns genug gewesen dem Drängen Lafayette's und der Pariser Presse zu widerstehen. Andrerseits hoffte man täglich sich Laffitte's auf dem parlamentarischen Wege entledigen zu können; und mittlerweile könne Oesterreich ja wohl nach Wiederherstellung der legitimen Regierungen Mittelitaliens in seine Grenzen zurückgegangen sein, der neue französische Ministerpräsident sich einer vollendeten Thatsache gegenüber befinden. So beschlossen denn der König und Sebastiani Maison's Depesche dem verantwortlichen Ministerpräsident zu verheimlichen. Eine unerwartete Indiscretion gab der Sache einen andern Ausgang und beschleunigte Laffitte's Sturz, den andre Umstände bereits unvermeidlich gemacht hatten. Schon am 8. März las dieser eine Anspielung auf die ihm vorenthaltne Depesche in einer Zeitung der Hauptstadt [1]). Er fuhr stracks zum Könige, der sich

1) Der Kriegsminister Soult selber hatte sie dem „National" mit-

entschuldigte, ihn an Sebastiani verwies. Die Verwicklungen der inneren Politik traten hinzu und die sofortige Einreichung der Entlassung Laffitte's war die Folge.

Am 13. März war Louis Philipp von dem letzten Bande befreit, das ihn an die demokratische Partei knüpfte. Der Widerstand gegen die Revolution im Inlande wie im Auslande konnte beginnen. Der neue völkerrechtliche Grundsatz aber der Nichteinmischung, den Talleyrand am 5. Oktober so feierlich an den Stufen des britischen Thrones, unter den Augen der in London versammelten Mächte verkündet, den Laffitte am 1. Dezember so nachdrücklich vor der französischen Volksvertretung bestätigt, für den Lafayette sich am 26. Februar so bestimmt gegenüber der europäischen Revolution verbürgt hatte, war im März schon vergessen; der neue Ministerpräsident säumte nicht, ihn wieder in Erinnerung zu bringen.

Viertes Kapitel.

Die Juliregierung verschafft sich Achtung in Europa.

(März 1831 bis Mai 1832.)

(Inhalt: Der neue Ministerpräsident Casimir Perier. Die Räumung des Kirchenstaates. Die Züchtigung Dom Miguels. Die Intervention in Belgien. Das Ende Polens. Die Besetzung von Ancona.)

I.

„Wie froh sind wir, daß Casimir Perier ernannt ist; nun können wir hoffen, daß durch ihn der Friede in und außer-

getheilt (s. Werther's Depesche vom 11. März). Sie ist auch bei Capefigue (a. a. O. III, 256) abgedruckt.

halb Frankreichs erhalten werde", schrieb Lord Palmerston am 15. März in einem vertraulichen Brief an Lord Granville, und mit ähnlichen Gefühlen begrüßte ganz Europa, begrüßten alle besonnenen Männer Frankreichs die Ernennung Casimir Periers zum verantwortlichen Ministerpräsidenten seines Landes [1]). Selbst die Gegner waren froh, sich endlich einmal einem Manne gegenüber zu sehen, bei dem sie wußten, woran sie sich zu halten hatten.

Casimir Perier war der dritte Sohn Claude Periers von Grenoble, eines jener Patriarchen des französischen Bürgerthums, an denen das achtzehnte Jahrhundert nicht arm war, welche das gegenwärtige fast nur noch von Hörensagen kennt. Reich durch vereinte Arbeit, mächtig durch diesen Reichthum, diese Vereinigung und diese Arbeit hatte sich die Familie Perier nach siebzigjähriger industrieller Thätigkeit schon vor der Revolution den Zutritt zum Gerichtsadel erzwungen: das Kaiserreich und die Restauration eröffnete ihr die gesetzgeberische Laufbahn: Claude Perier, sechs seiner acht Söhne, ebensoviele Neffen und durch Heirath mit seiner Familie verbundene Männer füllten ehrenvoll die ihnen in den parlamentarischen Versammlungen dieses Jahrhunderts angewiesenen Sitze ein. Strengste Zucht, religiöse zum Jansenismus hinneigende Gewohnheit, gediegene classische Bildung, Einfachheit der Sitten waren in dem alten Hause erblich, das neben seinem Vortheil stets das leibliche und sittliche Wohl seiner zahlreichen Arbeiter zu bedenken wußte [2]).

Den Reichthum des Hauses zu mehren, war auch Casimir

1) Bulwer a. a. O. II, 52 und Werther's Depesche vom 11. und 13. März: „J'avoue, Sire, que pour la première fois depuis la révolution je trouve une lueur de paix dans la formation du nouveau ministère." Vgl. auch Ancillon's Erlaß vom 9. April und viele andre.

2) Noch heute thut die Familie Perier, der die bekannten Kohlenminen von Anzin in Flandern zum größten Theil angehören, ohne Geräusch und System mehr für ihre 15,000 Bergleute, als die meisten Philanthropen, von denen die Zeitungen berichten, und die Bergleute beweisen bei allen Wahlen, daß sie in ihren Arbeitgebern Freunde, nicht Feinde, sehen.

Perier bedacht gewesen, als er noch jung ein Bankgeschäft in der Hauptstadt begründete, das bald zu den ersten zählte. Doch lebte in dem jungen, unternehmenden Geschäftsmann etwas Genialischeres, als im Reste seiner Familie: eine gewisse Unruhe, ein Widerstreben gegen regelmäßige Arbeit hatte er von der Schulbank ins Comtoir mitgebracht; er war nicht dazu angelegt, sich in die Dinge hineinzuleben, sie um ihrer selbst willen durch Fleiß und mit Ruhe sich anzueignen; er bemächtigte sich derselben im drängenden Augenblicke durch fieberhaft rasche Kenntnißnahme, Feldherrnblick, Feldherrnentschließung. Was ihm an Höhe des Geistes und an Tiefe der Bildung fehlte, ersetzte er — soweit es sich ersetzen läßt — durch die Lebhaftigkeit des Temperaments und die Macht des Charakters, welche ihn dann freilich oft auch über das Ziel hinausführten. Zum Glück hatten ihn Geburt, Verhältnisse und sein gesunder Menschenverstand, bestätigt durch Geschäftserfahrung, an die Spitze einer Mittelpartei gestellt: denn der extreme Mann hätte als Führer einer extremen Partei ebensoviel Unheil anrichten können, als er jetzt verhüten sollte. Leidenschaftliche Erregung und sichres Urtheil, bis zur Halsstarrigkeit gesteigerte Festigkeit im Wollen und weises Maß im Gewollten, Muth im Angriff, Zähigkeit in der Vertheidigung paarten sich wunderbar in dem gefürchteten Manne der „rechten Mitte".

Kaum dreißigjährig (1817), hatte er sich durch eine Reihe oppositioneller Flugschriften, in denen er gewisse Finanzoperationen der Restaurationsregierung angriff, bekannt gemacht und war von der Stadt Paris in die Kammer gewählt worden. Dort schloß er sich der gemäßigten Opposition an; einen Augenblick dachte Karl X. an ihn, ehe er sich ganz in die Arme Polignacs warf [1]). Den Dynastiewechsel hatte Casimir Perier nicht gewünscht; als er vollzogen war, erkannte er ihn an als ein Mann, der das Geschehene nicht ungeschehen zu machen unternimmt. Keinerlei persönliche Neigung zog ihn,

1) Montalivet, Casimir Perier, a. a. O. S. 135. Berryer war die Mittelsperson.

den geraden, stolzen, heftigen Mann zum biegsamen vielredenden Fürsten, der seinerseits das innere Widerstreben gegen die rauhe Offenheit des thatkräftigen Ministers nie ganz überwand. Er fühlte, daß er in diesem Diener sich einen Herrn gab, der wohl die ganze und volle Verantwortlichkeit seiner Handlungen übernahm, aber in diesen Handlungen auch frei sein wollte, festentschlossen weder nach Oben noch nach Unten Zugeständnisse zu machen, die ihn weiter und anderswohin führen könnten, als an das Ziel, das er sich vorgesteckt. Zum ersten Male — vielleicht zum letzten Male — sollte Frankreich einen Staatsmann an der Spitze der Geschäfte sehen, der keine dynastische, sondern französische Politik trieb, der das Heil seines Vaterlandes nicht in Theorien oder Formen sah, aber auch nicht dem Uebermuthe der öffentlichen Meinung, noch der ängstlichen Besorgniß politischen Materialismus' seine Stimme lieh, sondern stets die Würde sowohl als das Interesse der Nation zu wahren suchte. Und wie nach Außen, so nach Innen. Die vierzehn Monate der Regierung Periers zeigten, was eine constitutionelle Regierung auch in Frankreich zu thun fähig ist, wenn sie weder Furcht vor der Revolution, noch geheime Neigung für sie in sich fühlt, wenn sie keine Classe, sondern das Land bedenkt, wenn sie Maß und Entschlossenheit im Dienste der Freiheit und der Gesetze braucht und im Bewußtsein ihrer Kraft weder zu außergesetzlicher Gewaltsamkeit, noch zu unzeitigem Nachgeben die Zuflucht ergreift, wenn sie vor Allem nie mit verdächtigen Sonderinteressen liebäugelt.

Der neue Ministerpräsident hatte sich vorgesehen, als er nach langem Widerstreben [1]) die große Aufgabe übernahm, Frankreich und das Julikönigthum Angesichts der drohenden Stürme durch die gefährlichen Klippen zu führen, die sie rings umgaben; denn das leicht aufbrausende, leidenschaftliche Temperament des Mannes ward gezähmt und überwacht von einem scharfen Verstande, dem Klarheit sich und Andern gegenüber ein Bedürfniß war. Er hatte dem König die Bedingungen,

1) S. Dupin a. a. O. II, 301 f.

unter denen er die Leitung der Geschäfte annehmen würde, mit Festigkeit auseinandergesetzt; und diese Bedingungen beschränkten die königliche Thätigkeit nicht wenig: Nichts sollte dem König zur Unterschrift unterbreitet werden, was der Ministerpräsident nicht erst geprüft; vor jeder letzten Entscheidung unter Vorsitz des Königs sollte der Ministerrath unter dem Vorsitz des neuen Präsidenten und in dessen Hôtel zusammentreten und sich einigen, sogar geringere Maßregeln besonderen Ressorts sollten, bevor der König darüber Kenntniß nahm, dem Ministerpräsidenten von seinen betreffenden Collegen vorgelegt werden; keine Mittheilung, selbst keine, welche direkt aus des Königs Cabinet käme, dürfte in der Amtszeitung veröffentlicht werden, ehe der Ministerpräsident sie gesehen und gebilligt. Ein Vorgang wie der, welcher Laffitte's Sturz mit herbeigeführt, als König und Minister des Aeußeren diesem eine Depesche von der höchsten Wichtigkeit verheimlicht hatten, sollte dem neuen Ministerpräsidenten nicht begegnen können. Der Fürst suchte abzudingen, aber er mußte sich vor dem festen Willen des Staatsmannes beugen: er nahm die Bedingungen an.

Klar wie die Stellung zum König sollte die zu den Ministern, sollte vor Allem die Einsicht in die Lage der Dinge sein. Die alten Minister, welche nicht schon vor Laffitte die Regierung verlassen hatten: Montalivet, Sebastiani, d'Argout, blieben; Barthe, der als politischer Advokat und Verschworner sich eine gewisse Popularität unter der Restauration erworben, erhielt das Portefeuille der Justiz. Er, wie sie, wie Baron Louis, der die Finanzen trotz ihres trostlosen Zustandes wieder übernahm, vielleicht weil man ihm erlaubte zugleich seinen Neffen, Viceadmiral Rigny, der bei Navarin befehligt, als Marineminister mit sich einzuführen, unterwarf sich den Forderungen des energischen Präsidenten, der doch nur unter der Bedingung, daß jener bewährte Finanzmann sich ihm zugesellte, sich zu der Bildung des neuen Cabinets hatte verstehen wollen [1]). Nur Marschall

1) S. Dupin a. a. O. II, 303.

Soult zögerte: „Entscheiden Sie sich, Marschall", rief ihm Perier zu, „sonst schreibe ich an Marschall Jourdan: ich habe sein Wort", und der alte Soldat übernahm seinen Posten, wie er ihn unter seinem Kaiser einzunehmen pflegte, sobald er sah, daß der Obere wollte, was er wollte [1]). Nachdem sich der neue Führer der Disciplin seiner Mitarbeiter versichert, studirte er mit ihnen und unter Zuziehung seines Vorgängers den Stand der Geschäfte, sah, daß eine Anleihe namentlich für die Instandsetzung des Heeres nöthig war, und versicherte sich im Voraus der Unterstützung der ersten Bankhäuser der Hauptstadt, ohne auf die pomphaft in Scene gesetzte Nationalsubskription zu rechnen, welche die Patrioten der Opposition veranstaltet hatten und welche natürlich den edlen Zweck nicht erreichte. Nicht minder klar wollte er in der politischen Lage sehen. Sie war drohend im Innern wie draußen: die parlamentarische Opposition, die geheimen Gesellschaften, die Lieblinge des Volks, die Presse waren gegen die Regierung coalisirt, der Westen durch legitimistische Umtriebe aufgeregt; die Kammerauflösung und die Neuwahlen standen vor der Thür. Draußen war die belgische Angelegenheit noch nicht abgeschlossen; Polen hatte sich um Hilfe nach Paris gewandt; die Oesterreicher standen im Kirchenstaat. Perier ließ sich über Alles bis ins Einzelnste Bericht erstatten; dann legte er dem König und den zukünftigen Collegen, deren unbedingte Mitwirkung er erheischte, sein Programm vor. Von dem unumwundenen Versprechen, es anzunehmen, demgemäß zu handeln, machte der entschlossene Staatsmann seine Annahme der Verantwortlichkeit abhängig.

Das Programm Perier's war einfach und klar: „Ich will den Frieden und ich will nur die Verfassung", sagte er; „um beide aufrecht zu erhalten, muß Frankreich fühlen, daß es regiert wird." Immer und immer wieder betonte der neue

1) Ueber alle diese Einzelheiten, sowie die folgenden s. Rémusat, Casimir Perier, S. 53 ff. und Montalivet a. a. O. S. 109 ff. Vgl. auch Depesche Arnim's vom 10. März.

Ministerpräsident, wohl hauptsächlich dem Monarchen und seinem corsischen Vertrauten gegenüber, die Nothwendigkeit der Offenheit gegen das Land, wie gegen Europa. „Befolgen wir", sagte er zu den versammelten Ministern, „auf allen Stufen und öffentlich das System vollständigsten und offensten Aussprechens, das uns der König erlaubt hat, ihm gegenüber anzuwenden, und das wir unter uns angewandt haben ... Sagen wir nur dreist auf der Tribüne, welches unsere Gedanken, unsere Absichten sind. Sagen wir z. B., daß wir nie eine Contrerevolution in Belgien, nie eine Intervention irgend einer Art an unserer Grenze dulden werden; sagen wir, daß wir es uns vorbehalten, jede Intervention in Mittelitalien, je nach den Umständen, zu beurtheilen; bekennen wir unsere Ohnmacht, dem allzufernen Polen die Hand zu reichen; aber verlangen wir auch von uns selbst die gewissenhafte Beobachtung des Nichteinmischungsgrundsatzes außer in den öffentlich vorbehaltenen Fällen; so werden wir bei gewissen Regierungen die Besorgnisse vor revolutionären Hintergedanken, die man uns leiht, zerstören und zugleich diese Regierungen zwingen, ihre contrerevolutionären Hintergedanken zu enthüllen, wenn sie welche hegen. Zugleich wird diese Bestimmtheit unserer Erklärungen günstig auf die innere Lage zurückwirken ... denn es giebt kein besseres Mittel der Beruhigung nach Innen wie nach Außen, als häufige und vor Allem aufrichtige Erklärungen. Verweigern wir sie Niemandem. ... Setzen wir der Verwirrung der Gedanken und Gefühle, welche die größte Gefahr der Lage ist, das so einfache, als klare System absoluter Gesetzlichkeit entgegen ... so wird es uns mit Aufrichtigkeit, mit Geduld, mit Resignation gegenüber der Verläumdung, gelingen, die wirklichen Feinde Frankreichs, unserer Revolution und der gesellschaftlichen Ordnung immermehr zu vereinzeln." [1])

König und Minister beugten sich vor diesem Willen: am 13. März ward die Ernennung unterschrieben. Am 18. be-

1) S. Montalivet a. a. O. S. 126—130.

stieg der neue Ministerpräsident die Tribüne und wiederholte vor dem Lande und vor Europa, was er im Palais Royal so bestimmt erklärt: „Wir haben Vertrauen in das Glück Frankreichs; damit es selbst Vertrauen zu sich habe, ist es nöthig, daß wir, die wir für seine größten Interessen verantwortlich sind, laut sagen, was man leise sagt; die Wahrheit thut den Nationen wie den Königen gut ... Nie werden wir uns einer lebhaften Theilnahme an den Fortschritten der europäischen Völker erwehren, aber ihre Geschicke liegen in ihrer eigenen Hand, die Freiheit muß stets national sein; jede fremde Anregung (provocation) schadet ihr und bringt sie in Gefahr (la compromet). Frankreich soll die Welt auf keine andere Weise zur Freiheit aufrufen, als durch das friedfertige Beispiel der regelmäßigen Entwicklung seiner Einrichtungen und der Achtung vor den Rechten Aller. Aber, wenn Europa je die Redlichkeit unserer Politik verkennte, wenn unsere Grenzen bedroht wären, wenn der Würde Frankreichs der geringste Eintrag geschähe, seien Sie beruhigt, meine Herren, Frankreich würde sofort vertheidigt und gerächt werden; aber das französische Blut gehört nur Frankreich."

Und wiederum vierzehn Tage später (Sitzung vom 30. März): „Vor dem Auslande, wie vor dem Inlande erklären wir unsere Politik offen. Wir erklären sie den Beamten wie den Kammern. Diese Offenheit ist in unseren Augen das erste Bedürfniß der Epoche; sie beruhigt Alle; ... sie ist die oberste Bürgschaft für die Völker, wie für die Regierung, welche nach so offenen Erklärungen nicht zu fürchten braucht, daß an's Ausland gemachte Versprechen, im Innern vorbehaltene Programme sie je in den Augen Frankreichs und Europa's compromittiren könnten."

Wohl fühlte Frankreich und Europa den Sinn dieser doppelschneidigen Worte, welche der stolze Minister, sowohl dem Volkshelden im Stadthaus als dem königlichen Familienvater im Palais Royal zugeworfen haben wollte, und denen die Handlungen entsprechen sollten. Als Casimir Perier am 13.

März die Regierung übernahm, schien der Krieg unvermeidlich, vierzehn Tage darauf war der Friede fast gesichert. England und Preußen faßten Vertrauen [1]), Oesterreich und Rußland stimmten ihre Sprache herab: die Belgier waren beruhigt; die italienischen Fürsten, wenn nicht die italienischen Völker, faßten die Hoffnung, der Vormundschaft ihrer unbequemen Befreier und Beschützer entledigt zu werden.

Das leichteste Spiel hatte Perier bei den beiden protestantischen Mächten. Da sie aufrichtig, wie er selbst, nur den Frieden wollten, so weit es das Interesse des Landes erlaubte, so genügte es offen und fest zu reden, und die Handlungen mit den Worten in Einklang zu bringen, um sich der Unterstützung der Londoner und Berliner Regierung zu sichern. Beide Cabinette hatten nicht sobald die Ueberzeugung gewonnen, daß die neue französische Regierung entschlossen sei, soweit es von ihr abhängig, den Frieden nicht zu stören, als sie auch ihren Einfluß geltend machten, um Oesterreich zu bestimmen, jeden Vorwand der Klage, ja nur der Unzufriedenheit, zu beseitigen. Dazu genügte es, Fürst Metternich zu bedeuten, daß er die beiden protestantischen Mächte nicht auf seiner Seite haben würde, sobald er selber durch sein Auftreten den Krieg herbeiführe [2]). Casimir Perier seinerseits ließ es auch Oesterreich

1) Noch am 22. März meint Graf de Sales, der Krieg sei unvermeidlich, wenn Perier nicht am Ruder bliebe. Am 30. März schon kann er melden, daß alle Kriegsbefürchtungen zerstreut sind. Sebastiani suche zwar noch immer sein doppeltes Spiel fortzusetzen, bescheiden bei den Gesandten der Mächte, herausfordernd in den Kammern; aber Perier behalte die Oberhand (A. T.). Vgl. Pralormo's Depesche aus Wien vom 26. April ebenda.

2) Man kann sich denken, daß es Preußen nicht besonders darum zu thun war, seine Truppen unter den Oberbefehl Erzherzogs Karl zu stellen (s. Depesche Pralormo's aus Wien vom 3. April), und als der russische Botschafter in Paris, General Pozzo di Borgo, von seiner Regierung Befehl erhielt, Paris sofort zu verlassen, im Falle Oesterreich in Folge der italienischen Angelegenheiten und der Besetzung der Romagna durch seine Truppen in Krieg mit Frankreich gerathen sollte, glaubte sich der russische Botschafter verpflichtet, seinem preußischen Collegen von diesem

und Rußland gegenüber nicht an Friedensdemonstrationen fehlen. Eine der ersten Maaßregeln des neuen Ministers war die Abberufung des königlichen Gesandten in Constantinopel, der die Pforte zu Rüstungen für den bevorstehenden Krieg angetrieben, während man in Paris noch versichert hatte, den Frieden bewahren zu wollen [1]). Zugleich betrieb Perier auf's Eifrigste die Entwaffnungsfrage; nicht als ob er an die Möglichkeit der Sache geglaubt hätte; aber er meinte, es sei das beste Mittel, selbst wenn die Entwaffnung nur scheinbar wäre und sich auf ein Paar Regimenter beschränkte, die Gemüther zu beruhigen und von den Kriegsideen zu entfernen. „Es ist eine Angelegenheit, von der man viel und oft reden muß, mit der man sich unablässig zu beschäftigen scheinen muß", sagte er offen zum österreichischen Botschafter [2]), und Fürst Metter-

Befehl Kenntniß zu geben und ihn zu fragen, was er in dem Falle thun würde. Herr v. Werther antwortete ihm: „Wenn das Unglück geschähe, so würde ich mich im Interesse der Friedenserhaltung und des allgemeinen Wohles genöthigt glauben, Ihrem Beispiele nicht zu folgen, sondern in Paris zu bleiben." Depesche Pralormo's vom 30 Mai. Vgl. die Depesche de Sales' aus Paris vom 12. Mai über die zu Frankreich und Perier neigende Haltung Preußens (A. T.). Wir schreiben hier französische, nicht deutsche Geschichte, sonst wäre es interessant, die mißtrauische und pedantische Haltung Metternich's gegen Preußen in den Depeschen des sardinischen Botschafters in Wien zu verfolgen, um zu sehen, wie aufgebracht der Doctrinär der fürstlichen Unfehlbarkeit ist, weil Preußen in seinem Votum am Bundestag von der „verdienten Strafe Herzog Karl's" von Braunschweig geredet, wie er gegen „derlei Doctrinen" protestirt, wie er von einem möglichen preußischen Ministerium Nagler als von einer „calamité européenne" jammert u. s. w. S. Pralormo's Depeschen vom 13. und 30. Mai (A. T.).

1) Die Note des General Guilleminot an den Reis-Effendi war vom 19. März. Am 26. war sie in den Händen der gesammten europäischen Diplomaten in Constantinopel. S. Depesche Pralormo's aus Wien vom 19. April und die Auszüge aus einer Depesche aus Constantinopel vom 11. April im Anhang von Pralormo's Depesche vom 29. April. Vgl. desselben Depesche vom 8. Mai, nach der kaum ein Zweifel ist, daß Guilleminot nicht nur nach Maison's, sondern nach Sebastiani's und Laffitte's Auftrag gehandelt.

2) S. Depeschen Pralormo's aus Wien vom 25. und 26. Juni. Pe-

nich, der die übertriebenen Rüstungen der letzten Monate nicht in's Unendliche fortsetzen konnte, ging bereitwillig auf diese Scheinverhandlungen ein, welche so recht nach seinem Sinne waren [1]). Man war in Wien „äußerst zufrieden mit Casimir Perier" oder man affectirte doch es zu sein; aber der französische Minister dankte diese Anerkennung ebensosehr seiner Festigkeit als seiner Mäßigung.

II.

Unter den Fragen, welche die Aufmerksamkeit des neuen Ministerpräsidenten auf sich gezogen, war die italienische die dringendste. Hatte er schon drei Wochen zuvor und ehe noch die Oesterreicher die Grenzen des Kirchenstaats überschritten, die Ueberzeugung gehabt und ausgesprochen, daß Frankreich nicht im Stande sei, den Krieg zu beginnen [2]), so war er jetzt,

rier regte die Frage schon Ende März an. S. Depeschen Pralormo's aus Wien vom 12. und 26. April. Der förmliche Vorschlag erfolgte jedoch erst Anfang Mai. S. Depesche de Sales' aus Paris vom 23. Mai. Vgl. übrigens Pralormo's Depeschen vom 21. Mai, 3. und 4. Juni, sowie Werther's vom ganzen Mai, besonders aber vom 27. Auch der König von Preußen nahm die Entwaffnungsfrage sehr zu Herzen, rieth aber, vorsichtig dabei zu Werke zu gehen.

1) In sechs Monaten hatte Oesterreich seine marschbereite Armee auf 430,000 Combattanten gebracht, während Frankreich nur über 300,000 verfügte. Schon Anfangs April hatte Metternich Casimir Perier's noch unbestimmte Vorschläge ergriffen und die Entwaffnung von drei Bedingungen abhängig gemacht: 1) Uebereinstimmung der vier Mächte, mit Ausschluß Englands; 2) Perier's Verbleiben an der Regierung; 3) Beendigung der polnischen und belgischen Angelegenheit. Der Vertrag von Chaumont, natürlich mit Zuziehung Frankreichs, sollte zur Grundlage dienen. Anfang Dezember hatten die drei Mächte sich über die Abrüstungsfrage verständigt und die zweite Redaction des Sebastiani'schen Entwurfs angenommen, wonach alle Heere auf den Fuß, den sie vor der Julirevolution hatten, herabgesetzt würden (s. Depesche de Sales' vom 2. Dezember 1831), und Mitte desselben Monats kam auch die Ratification des Abrüstungsvertrags durch Rußland nach Paris, natürlich mit Vorbehalt der Lösung der belgischen Angelegenheit (A. T.).

2) „Le général Pozzo a dit hier à M. Casimir Perier qui était

25. März, als die Nachricht nach Paris kam, daß das Gefürchtete eingetreten sei, als die Nebenbuhler des französischen Einflusses in Italien ihre dort stehende Armee von 90,000 auf 117,000 Mann gebracht [1]), alle Städte und Festungen Mittelitaliens inne hatten, als Preußen und Rußland sich auf ihre Seite zu stellen drohten [2]), die Rheinbundfürsten sich unerwartet spröde zeigten [3]), England sich jedenfalls dem direkten Angriff zu Lande über Piemont widersetzen zu wollen erklärte [4]), — noch überzeugter von der Unausführbarkeit. Auch gehörte Perier durchaus nicht zu den bedingungslosen Bekennern des Nichteinmischungsgrundsatzes, welcher seiner Ansicht nach „keineswegs einen gegenseitigen Vertrag mit den Insurrektionen aller Länder bilde; denn die

chez l'ambassadeur d'Angleterre, ce que venait de lui dire le Comte Sebastiani (seine Absicht, sofort den Krieg an Oesterreich zu erklären). M. Casimir Perier s'est moqué de cette réponse et a dit: Avec quoi veut-il faire la guerre? Avec un pays divisé et agité comme le nôtre; si on voulait faire la guerre, le Roi et son ministère ne resteraient pas deux mois en place." Depesche de Sales' vom 25. Februar 1831 (A. T.).

1) S. Depesche Pralormo's aus Wien vom 3. April (A. T.).

2) S. de Brême's vertrauliche Depesche aus Berlin vom 20. März und Pralormo's aus Wien vom 3. April, der zu Folge Preußen schon den General Röder nach Wien geschickt hatte, um sich über den Kriegsplan und das Obercommando der vereinigten Heere zu verständigen.

3) Als Louis Philipp auf seiner Reise durch die Ostprovinzen im Juni desselben Jahres in Straßburg auch mit dem Herzog von Würtemberg zusammentraf und ihm sagte, er habe Alles gethan und werde Alles thun, um den Krieg zu vermeiden; aber er könne nicht dafür stehen, daß die republikanische Partei ihn nicht fortreiße, sagte ihm der deutsche Fürst, der trotz seiner Rheinbundsgelüste sehr klar sah, unumwunden: „qu'il serait très-fâché de voir la France porter la guerre en Allemagne sans aucune provocation, car si cela arrivait, tous les souverains allemands, sans en excepter un seul, marcheraient comme un seul homme contre la France". Depesche Pralormo's vom 3. Juli (A. T.).

4) S. Depesche Pralormo's aus Wien vom 12. April (A. T.). England „envisagera comme un crime, comme une violation de toute justice, l'invasion des Etats d'un prince inoffensif et étranger à cette querelle, comme le serait le Roi de Sardaigne, dans le seul but d'atteindre l'Autriche".

Hülfe, welche Frankreich seinen belgischen Nachbarn geliehen, bedeute durchaus keine gleiche Solidarität zwischen ihr und entfernten Nationen" [1]). Und in Uebereinstimmung mit diesen Erklärungen setzte er sich, während Sebastiani noch eine Weile zu poltern fortfuhr und Soult ihn darin bestärkte [2]), sofort mit dem unbestreitbaren Völkerrechte in Regel, indem er die in Marseille und Lyon versammelten und militärisch organisirten Freischärler am Einbruch in Italien hinderte. Es blieb eben Nichts zu thun, als den Abzug der Oesterreicher zu beschleunigen, den Einfluß Frankreichs bei der Curie wiederherzustellen, ihn im Interesse des italienischen Liberalismus zu verwerthen, sich vorkommenden Falles und nach Erlangung dieses Vortheils einer erneuten Intervention zu widersetzen; vor Allem aber der Stimme Frankreichs in dem Rathe der Mächte Gehör zu verschaffen, es aus seiner Isolirung zu reißen, vielleicht eine wenigstens scheinbare Abrüstung herbeizuführen. Nur so konnte er hoffen, bei den Kammern eine Unterstützung seiner Friedenspolitik zu finden, welche die Zeitungen fast einstimmig und auf's Heftigste angriffen, während die noch immer einflußreiche Stimme Lafayette's im Abgeordnetenhause selbst von dem neuen Minister die Erfüllung der leichtsinnig von seinem Vorgänger gemachten Versprechen verlangte und zu einem Kriege drängte, den der Einzug der Oesterreicher in die Romagna dem neuen Frankreich zur Pflicht mache, nach Allem was öffentlich und geheim, amtlich und im Vertrauen angekündigt worden sei. Und doch mußte er auch wieder diese Zugeständnisse nicht allzufrüh erlangen, wenn er von den Abgeordneten die 100 Millionen erhalten wollte, welche nöthig waren, das Heer für alle Fälle kriegsbereit zu machen, und

1) S. Guizot a. a. O. II, 291.

2) S. Arnim's Depesche vom 15. und Werther's vom 19. März. Doch sprach Sebastiani nur zu Lord Granville und Werther so laut; gegen Appony war er ganz schweigsam und selbst dem Engländer gegenüber widerrief er den Abend, nachdem er Perier's Meinung gehört, was er am Morgen gesagt.

so seiner Mäßigung den Schein der Nothwendigkeit zu benehmen [1]).

Zu dem Ende handelte man zugleich in Paris, Wien und Rom. Perier erklärte den fremden Gesandten, die er am 27. März um sich versammelte, der Krieg sei unvermeidlich, wenn die Truppen nicht sofort zurückgezogen würden und Oesterreich nicht an den in Rom zu eröffnenden Conferenzen der Großmächte Theil nehme; der Credit von 100 Millionen sei der erste Schritt, und trotz aller Bitten der fremden Vertreter, zog er ihn nicht zurück. Seine Offenheit und Entschiedenheit verfehlten ihren Zweck nicht. Preußen befürwortete sogleich seine Forderungen in Wien [2]). Dort legte er denn auch unumwunden die „peinliche Ueberraschung" an den Tag, in welche die Nachricht der von Oesterreich angewandten Gewaltmittel den König gestürzt, und sprach die Hoffnung aus, daß der Kaiser die nöthigen Befehle geben wolle, das päpstliche Gebiet bald von seinen Truppen räumen zu lassen. Nur so könne ein Einverständniß der Mächte erzielt werden, und das sei nöthig „um die weltliche Macht des heiligen Stuhles zu befestigen und die Erhaltung des Friedens zu verbürgen".

1) Die Erklärungen Metternich's und das Versprechen der Räumung kamen am 4. April nach Paris, wo Perier sie trotz Appony's Verlangen nicht veröffentlichte, um vorher die 100 Millionen von den Kammern zu erlangen. S. Depesche Pralormo's vom 26. April (A. T.).

2) S. Werther's Depeschen vom 27. März und 2. April und Aucillon's Erlaß vom selben Datum. Werther empfahl seiner Regierung dringend, Perier's Forderungen in Wien zu unterstützen, und König Friedrich Wilhelm III. gab sofortige Instruktionen in Perier's Sinne. Werther kann nicht genug „la loyauté, l'énergie, la modération du caractère" Casimir Perier's loben, der ihm doch so wenig nachgegeben hatte. Natürlich fügte er hinzu: „Nous sommes loin d'accorder la même confiance au Cte Sebastiani qui s'est montré si malveillant et si raide ... que nous avons dû appeler l'attention du président du Conseil sur la nécessité de surveiller la rédaction de la note que ce ministre se disposait à adresser à l'Ambassadeur d'Autriche." In der That war die Note Sebastiani's vom 31. März (bei Nicomede Bianchi a. a. O. III, 63 ff.) von Perier selbst aufgesetzt. Sebastiani hatte Anfangs Lärm schlagen wollen („a voulu commencer par faire le méchant",

Eine Conferenz der Vertreter Europa's in Paris könnte dann über die zum Schutze der Ordnung in Italien zu ergreifenden Maßregeln das Nähere berathen. Metternich versprach, auf die Wünsche Perier's einzugehen, auch einzelne Punkte zu räumen; nur möchte Frankreich dagegen öffentlich und feierlichst seine feste Absicht aussprechen, nöthigenfalls zur Wiederherstellung der Ordnung in Italien mitzuwirken [1]). Doch gelang es ihm nicht, dieß Zugeständniß zu erlangen.

Von mehr praktischer Bedeutung waren die Schritte, die man in Rom bei der Curie selbst that. Ein Mann, der die feinsten gesellschaftlichen Formen des vorigen Jahrhunderts mit den religiösen Neigungen des französischen Adels dieses Jahrhunderts vereinigte, der wohlwollende, liberale, literarisch gebildete Graf Saint-Aulaire war mit der heiklen Sendung an den päpstlichen Hof betraut worden. Er kam freilich zu spät (am 25. März), die schon fast vollendete Besetzung des ganzen Kirchenstaates durch die österreichischen Truppen zu verhindern, und mußte sich vom Staatssecretär, Cardinal Bernetti, rund heraus sagen lassen, die Oesterreicher seien auf den ausdrücklichen Wunsch seiner Heiligkeit eingerückt [2]). So blieb ihm Nichts übrig, als, um wenigstens die Form zu wahren, (am 27. März) Protest gegen den Einmarsch der Oesterreicher einzulegen: „weil durch denselben das politische System Italiens einen tödtlichen Schlag erhalte, die Unabhängigkeit des heiligen Stuhles aber, welche Frankreich immer beschützt habe, thatsächlich zerstört werde". Eine etwas hand-

sagt der sardinische Botschafter), aber als Graf Appony ihm ebenso heftig antwortete, besänftigte er sich seiner Gewohnheit gemäß und handelte nach Perier's Willen. S. Depesche Pralormo's aus Wien vom 26. April. Und Werther (Depesche vom 2. April): „Je n'ai jamais vu un changement aussi frappant que celui qui s'était opéré en lui. Il était devenu aussi souple qu'il avait été acerbe et cassant la veille."

1) Note vom 14. April. S. Depesche Pralormo's aus Wien vom 20. April und des sardinischen Gesandten in Berlin vom 24. April bei Nicomede Bianchi a. a. O. S. 68.

2) Bericht Crosa's aus Rom nach Turin vom 22. März bei Nicomede Bianchi a. a. O. III, 54 u. 55.

greiflichere Genugthuung gewährte die theilweise Räumung des päpstlichen Gebiets durch die Oesterreicher. Schon am 18. Mai verließen die päpstlichen Truppen Ancona: wußte doch Metternich sehr wohl, daß heute ein anderer Wille hinter Sebastiani's Worten stand, als vorher, und daß es nicht gerathen sei, die Sachen auf die Spitze zu treiben.

Die Curie war wie immer von weniger nachgiebiger Natur. Cardinal Bernetti war bald schroff abweichend, bald gewandt ausweichend und wußte die Unvorsichtigkeit und die leidenschaftliche Beweglichkeit des frommen Diplomaten, dem das römische Terrain ganz unbekannt war, trefflichst auszunutzen. Dieser, naiv leichtgläubig oder ebenso naiv entrüstet, empfahl, ohne übrigens die geringste Theilnahme für die „ebenso schuldigen, als tollen Unternehmungen" der Rebellen zu zeigen, der Curie milde Nachsicht für's Vergangene, weise Voraussicht für das Zukünftige [1]). Der heilige Vater weigerte sich zwar, die von seinem Cardinallegaten Benvenuti in Ancona versprochene Amnestie anzuerkennen; doch war er strenger in seinen Worten, als in seinen Thaten gegen die Rebellen. Schwere Verurtheilungen kamen nicht vor. Widerspenstiger zeigte er sich im Punkte der politischen Reformen und suchte durch das Versprechen administrativer Aenderungen auszuweichen. Saint-Aulaire, dem es unterdeß gelungen war, die Conferenz der Großmächte, deren Vereinigung in Paris Metternich hintertrieben hatte, wenigstens in Rom zu Stande zu bringen, bestand auf seinem Verlangen, unterstützt von den Vertretern Preußens und Englands, denen sich die Oesterreichs, Rußlands und Sardiniens anschlossen, da an ein Widersetzen doch nicht zu denken war und Metternich insbesondere, überzeugt, daß man „mit den faulen Elementen" des Priesterstaates „nichts Gutes gründen könne", „den größten Theil der Ver-

1) Note Saint-Aulaire's an Cardinal Bernetti vom 19. April. Der französische Diplomat hatte das Concept der Note von Bernetti selber corrigiren lassen. S. Nicomede Bianchi a. a. O. III, 66.

antwortlichkeit auf die Schultern der vier anderen Mächte zu schieben wünschte“ [1]). So kam die von dem preußischen Gesandten Bunsen aufgesetzte Denkschrift vom 21. Mai zu Stande, worin dem heiligen Stuhl ein Ganzes von Reformen dringend an's Herz gelegt und an die Versprechungen von 1816 erinnert wurde. Man empfahl Zulassung von Laien in die Gerichte und die Verwaltung, gewählte Gemeinderäthe, Einrichtung einer Gesammtvertretung in Rom zur Ordnung der Finanzen. Cardinal Bernetti versprach: er werde sich die Sache überlegen, zog die Dinge hinaus, endigte mit Bewilligung einiger unbedeutenden Reformen, die natürlich ebenfalls auf dem Papier blieben, und mit einer Amnestie, die nicht ausnahmslos war, als Frankreich auf seinem Verlangen bestand, und Oesterreich selber sich anders nicht verpflichten wollte, vorkommenden Falles wiedereinzurücken.

Nicht minder gewandt wußte der Staatssecretär die Ungeduld zu benutzen, mit der Frankreich auf einer Räumung des Kirchenstaates durch die Oesterreicher bestand. Seine Antwort war fast identisch mit der, welche der französische Botschafter in Wien von Fürst Metternich erhalten hatte: „Seine Heiligkeit könne nur dann S. K. K. A. Majestät, der sie ihre Rettung verdanke, um diese Räumung bitten, wenn S. M. der König von Frankreich ihm die süße Hoffnung geben wolle, durch den mächtigen Einfluß einer öffentlichen Erklärung zur Erhaltung der Ruhe Italiens beizutragen.“ Nur ein „amtlicher Act“ der französischen Regierung, in welchem sie ihren „Abscheu“ vor jeder neuen Rebellion in den Kirchenstaaten ausspräche, und „die Nothwendigkeit“ anerkennte, in welcher die päpstliche Regierung sich befinden würde, von Neuem die Intervention und die Hilfe des Auslandes zur

1) S. Depeschen Pralormo's aus Wien vom 26. April (A. T.) und über dieses Einvernehmen Frankreichs, Englands und Preußens im Schoße der Conferenz die äußerst interessante Depesche Crosa's aus Rom vom 31. Mai. S. Nicomede Bianchi a. a. O. III, 72—77.

Unterdrückung des Aufstandes anzunehmen“ [1]), könne es ihm möglich machen sich schon jetzt des Schutzes der befreundeten Großmacht zu begeben. Graf Saint-Aulaire hütete sich wohl, seine Regierung auf diese Weise zu compromittiren. Ihm war darum zu thun, das Einvernehmen mit allen Mächten wiederherzustellen, ohne Verpflichtungen irgend einer Art einzugehen, welche die Freiheit seiner Regierung hätten beschränken können. Er suchte erst Piemont zu überreden, die eventuelle Intervention im Namen Europa's zu übernehmen; als aber dieses aus Furcht vor revolutionärer Ansteckung ausschlug [2]), suchte er die Curie auf andere Weise zu beruhigen. Anstatt einer einseitigen und bindenden Erklärung Frankreichs, wie sie Cardinal Bernetti gewünscht, gab er mündliche Zusicherungen: es verstehe sich von selbst, daß im Nothfalle Oesterreich wieder einrücken werde; das seien jedoch Dinge, die man gelegentlich thue, aber nicht im Voraus ausdrücklich sage: eine Aeußerung, die dem österreichischen Bevollmächtigten „Alles in's rechte Gleis zu bringen schien“ [3]). Mehr im Sinne seiner Regierung handelte Saint-Aulaire, indem er die unbestimmte Collectivnote der vier festländischen Mächte vom 9. Juli zu Stande zu bringen wußte, in welcher diese sich begnügten, „ihr lebhaftes Interesse an der Erhaltung der weltlichen Macht des Papstes, sowie an der Integrität und Unabhängigkeit dieser Souveränetät“ an den Tag zu legen, ohne dieselbe jedoch irgendwie zu gewährleisten [4]). Wenige Tage darauf begannen endlich und zwar gerade noch vor Thorschluß „auf Verlangen des heiligen Stuhles“ die noch zurückgebliebenen österreichischen Truppen die Räumung (vom 15. bis 20. Juli) des päpstlichen Gebietes [5]),

1) S. bei Capefigue a. a. O. VII, 127 ff. die Note Bernetti's vom 2. Juni.

2) S. Depesche Pralormo's aus Wien vom 14. Juni (A. T.).

3) S. Depesche Crosa's vom 20. Juni bei Nicomede Bianchi a. a. O. III, 84.

4) Capefigue a. a. O. VII, 131 ff.

5) S. Depesche Pralormo's aus Wien vom 3. Juli (A. T.) und de Sales' aus Paris vom 5. Juli (A. T.).

freilich nicht ohne daß Metternich vorher die Integrität desselben nicht etwa nur anerkannt, sondern förmlich garantirt hatte [1]). Mehr als die Note der römischen Conferenz hatte, um zu diesem Ergebnisse zu kommen, die Sprache Periers beigetragen, der dem Nuntius in Paris endlich rund heraus erklärt hatte: „Wenn die Räumung nicht vor dem 24. Juli, dem Tage des Zusammentritts der französischen Kammern, stattgefunden, würde sich die Regierung wahrscheinlich gezwungen sehen, in Italien einzurücken und durch eine Besetzung Ancona's oder Civitä-Vecchia's dem österreichischen Einfluß die Waage zu halten" [2]). Einen Augenblick schien man selbst zu befürchten, Frankreich werde Truppen nach Piemont schicken und England dachte schon an Absendung eines Geschwaders [3]). Das wirkte. Die österreichische Regierung beschwerte sich zwar bitter über diese „Entstellung der Thatsachen", ließ sich aber durch ein Paar gute Worte bald beschwichtigen [4]). Fürst Metternich sowohl als Cardinal Bernetti wußten, daß Perier nicht leicht sagte, was er nicht auch meinte. „Die Ruhe ist hergestellt in der Romagna", durfte dieser der Kammer mittheilen. „Als die Bildung unseres Cabinettes stattfand, waren die italienischen Ereignisse schon im Gange. Wir fanden das Herzogthum Modena schon von den Oesterreichern besetzt; sie waren auf dem Wege nach der Romagna. Wir versprachen damals, daß, wenn sie eindrängen, sie nicht bleiben würden. Das gemachte Versprechen ist gehalten worden; — Frankreich hat Italien die schmerzlichsten Folgen eines verun-

1) S. H. Reuchlin a. a. O. I, 236 und Nesselrode's Circular an die russischen Gesandtschaften in Italien vom 14. Juli bei Nicomede Bianchi a. a. O. III, 355. Wer im Einzelnen alle die Schwierigkeiten kennen will, die Metternich und Bernetti der französischen Regierung in den Weg legten, um nur die Räumung zu verhindern oder hinauszuziehen, kann diese schleppenden Verhandlungen bei Nicomede Bianchi (a. a. O. III, 79 ff.) nachlesen.

2) Zifferdepesche des Nuntius in Paris vom 19. Juni bei Nicomede Bianchi a. a. O. III, 81.

3) S. Depesche d'Aglie's aus London vom 29. Juli (A. T.).

4) S. Depesche Pralormo's vom 26. August.

glückten Aufstandsversuches erspart, und der allgemeine Friede ist gesichert."

III.

Im selben Augenblicke, wo die Regierung Casimir Perier's auf friedliche Weise eine von dessen Vorgänger verpfuschte Angelegenheit so leidlich, als es gehen konnte, wieder in die Reihe brachte, durchhieb sie, mit rascher Entschiedenheit und weisem Gebrauche der Gewalt einen anderen Knoten, welcher sich beim Beginn ihrer Thätigkeit geschürzt hatte.

Bei der Trennung Brasiliens von Portugal hatte Dom Pedro, der älteste Sohn des regierenden Königs, die transatlantische Kaiserkrone angenommen und auf die Königskrone des Mutterlandes zu Gunsten seiner Tochter Dona Maria di Gloria verzichtet. Sein jüngerer Bruder Dom Miguel hatte gegen diese Verfügung protestirt und sich im Jahre 1828 des Thrones bemächtigt, indem er die Königin, seine Nichte, zu deren Vormund und Gatten er bestimmt war, verhinderte in Lissabon zu landen. Wilden und leidenschaftlichen Charakters, ohne jede sittliche und geistige Erziehung — er konnte mit einundzwanzig Jahren noch nicht lesen und schreiben — hatte er seine Jugend in Verschwörungen und Empörungen gegen die Autorität seines Vaters zugebracht und blieb, was er damals gewesen, ein Werkzeug der clericalen Partei seines Landes. Außer Spanien hatte kein Staat Europa's den Usurpator anerkannt und der Despot, dessen Willkühr nirgends eine Grenze fand und der auf dem Throne die Unarten eines verzogenen Knaben in's Große und Ungeheuerliche übersetzte [1]), rächte sich nicht nur an den von den Westmächten beschützten Liberalen des eigenen Landes, sondern auch an den Unterthanen der

1) Dem neuesten Geschichtsschreiber Portugals, Romuald Giedroyc, zufolge wurden während der sechs Jahre von Miguel's Regierung in dem kleinen Lande nicht weniger als 17,000 Personen hingerichtet, 16,000 deportirt, 13,000 verbannt, 26,000 in's Gefängniß geworfen, und alles das fast ohne Prozeß und mit den mittelalterlichsten Formen der Ausführung.

fremden Souveräne. So wurden im März, gerade um die Zeit als Casimir Perier die Regierung übernahm, zwei Franzosen in Lissabon auf die allerleichtfertigsten Anklagen hin, der eine, weil er sich in einer Kirche unanständig betragen haben sollte, der andere, weil eine aus seinem Garten aufgestiegene Rakete das Zeichen zu einem Aufstande hätte sein können, zu entehrenden Strafen verurtheilt. Ein leichtes Geschwader unter den Befehlen Capitän Rabaudy's ward nach Lissabon geschickt, um die Reclamationen des französischen Consuls gegen diese Willkührmaßregeln zu unterstützen. Statt aller Antwort ließ Dom Miguel das Urtheil gegen einen der beiden Verbrecher sofort vollziehen. Halbentblößt, mit Ketten belastet, wurde der Franzose, ein Student der Universität Coïmbra, durch die Straßen Lissabons geführt und auf jedem der Plätze von Henkershand gepeitscht. Das französische Kriegsschiff, das Kapitain Rabaudy und seine Forderungen trug, kam gerade zum Ende des schnöden Schauspiels. Der Minister Dom Miguels weigerte sich, die Beschwerdeschrift entgegenzunehmen (19. April), die ihm durch den Consul übermittelt wurde, worauf dieser sich mit allen in Lissabon weilenden Franzosen an Bord begab, während Kapitain Rabaudy den Tajo blokirte und sich einiger portugiesischer Schiffe bemächtigte, die er nach Brest sandte.

Die Nachricht kam Mitte April nach Paris, wo sofort beschlossen wurde, den übermüthigen Despoten zur Vernunft zu bringen. Dieser, der, von den immer hoffnungstrunknen Legitimisten Frankreichs getäuscht, vergeblich auf die versprochene Thronumwälzung in Paris gerechnet hatte [1]), wandte sich nun in seiner Noth an Großbritannien, erhielt aber die bündige Antwort, die englische Regierung halte sich keineswegs verpflichtet, „jede Streitigkeit (quarrel) aufzunehmen, in welche es einer portugiesischen Administration in ihrer Bethörung (infatuation) beliebte ihr Land zu stürzen". Dagegen schlug sie auch Perier's loyalen Vorschlag mit einer vereinigten anglo-franzö-

1) S. Depesche de Sales' vom 27. Juli 1831 (A. T.).

sischen Flotte gegen Miguel einzuschreiten, aus [1]). Lord Palmerston, der auch Perier gegenüber seinen Argwohn nicht ganz zu unterdrücken vermochte, bat sogar in Paris, man möchte nicht bis zu einem Bombardement in Lissabon schreiten, das die unschuldigen Einwohner statt der schuldigen Regierung strafen würde, und protestirte im Voraus gegen etwaige Gebietsbesetzungen, welche den Zweck der Repressalien überschreiten würden [2]). Schon Mitte Juni verließ eine französische Flotte von sechs Linienschiffen und drei Fregatten unter dem Oberbefehl Contre-Admiral Roussin's den Hafen von Brest. Am 7. Juli langte das Geschwader an der Tajomündung an und am 8. sandte Roussin sein Ultimatum nach Lissabon: Rehabilitation des mißhandelten französischen Unterthanen, Geldentschädigung für denselben, Absetzung der Richter, die ihn verurtheilt; Entlassung aller politischen Gefangenen französischer Nationalität und Vernichtung aller seit zwei Jahren gegen sie erlassenen Strafurtheile; Geldentschädigungen für Alle, Absetzung des Polizeipräsidenten von Lissabon, 800,000 Frs. Kriegsentschädigung und Einrückung aller dieser Bedingungen in die portugiesische Amtszeitung. Der Minister Dom Miguels antwortete fast höhnisch auf diese „ganz unannehmbaren Forderungen". Sofort segelte die französische Flotte am Morgen des 11. Juli den Tajo hinauf, unterm heftigen Feuer der zahlreichen Forts, welche indeß bald zum Schweigen gebracht waren, und erreichte noch am Abend desselben Tages Lissabon, wo sie sich sofort der portugiesischen Flotte nach kurzem Widerstande bemächtigte. „Sie sehen, ich halte mein Versprechen", schrieb noch am selben Abend Contre-Admiral Roussin an den portugiesischen Minister. „Alle Ihre Festungen sind hinter mir, und ich habe nur das Palais der Regierung vor mir. Machen wir keinen Scandal. Frankreich, großmüthig, wie immer, bietet Ihnen dieselben Bedingungen, wie vor dem Siege." Die Antwort ließ nicht auf sich warten: S. Allergetreueste Majestät nahm

1) S. Depesche de Sales' aus Paris vom 11. Mai (A. T.).
2) S. Bulwer a. a. O. II, 80—82.

die Bedingungen vom 8. Juli an. Noch einmal suchte der Minister bei Besprechung der einzelnen Punkte Etwas abzudingen; aber der französische Befehlshaber war nicht der Mann, sich auf Weiterungen einzulassen. „Herr Minister", schrieb er am nächsten Tage, „Sie treiben mich zum Aeußersten, und ich habe die Ehre, Ihnen zu erwägen zu geben, daß es Ihnen nicht gelingen wird. ... Ich bestätige Ihnen die Versicherung, daß, wenn die Uebereinkunft, deren Grundlagen Sie angenommen haben, morgen um 12 Uhr nicht unterschrieben ist, ich die Feindseligkeiten gegen Lissabon wieder aufnehme. Ich habe mich auf Ihr Wort verlassen. Ich werde nicht länger mehr die Folgen dieses meines Irrthums dulden. ... Ich erwarte Ew. Excellenz heute oder morgen bis Mittag. ... Ich werde Sie an Bord und nicht anderswo empfangen." Andern Tags war die Convention unterzeichnet; und das französische Geschwader fuhr mit der gefangenen Flotte, welche als Bürgschaft für die übernommenen Verpflichtungen diente, nach Brest ab. Umsonst hatte der französische Unterhändler die Auslieferung der Schiffe gegen Freilassung einiger politischen Gefangenen portugiesischer Nationalität angeboten: Dom Miguel zog den Besitz dieser Opfer seiner Rache dem Besitze seiner Kriegsschiffe vor, auf denen wenige Monate später (Februar 1832) sein Bruder und Nebenbuhler, Dom Pedro von Brasilien, umgeben von einem englisch-französischen Generalstab, an der Spitze einer wohlbewaffneten und wohlversehenen kleinen Landungsarmee, unter der stillschweigenden Begünstigung der beiden Westmächte und trotz aller Proteste der ostmächtlichen Gesandten, nach Portugal absegeln sollte, um den wahnsinnigen Tyrannen zu entthronen, die eigene Tochter an seine Stelle zu setzen [1]). Die ganze französische Juli-Expe-

1) S. de Sales' Depeschen vom 28. September, 28. Oktober, 10. Dezember 1831 und 15. Februar 1832, woraus die Connivenz der französischen Regierung unwiderleglich hervorgeht. Ja, Pralormo (Depesche vom 11. Oktober 1831) klagt geradezu Admiral Rousstin der „Perfidie" an, die Schiffe nur weggenommen zu haben, um sie Dom Pedro auszuliefern.

dition aber war mit solcher Schnelligkeit und Sicherheit ausgeführt worden, daß Europa nicht einmal die Zeit geblieben war, zu protestiren. England, das unter dem Toryministerium Wellington's Dom Miguel fast beschützt hatte, konnte unter der Whiggistischen Regierung Grey's nicht wohl gegen diese Selbsthilfe seines Verbündeten Einspruch erheben. Wellington freilich rief im Oberhause, „das Blut steige ihm in's Gesicht, da er einen alten Verbündeten so behandelt sehe, ohne daß England sich dem widersetze"; Lord Palmerston folgte wohl mit argwöhnischen Blicken der energischen Unternehmung; als aber nach erreichtem Zwecke sich die Mäßigung und Achtung vor den Rechten Anderer zur Thatkraft und Furchtlosigkeit gesellten, blieb ihm Nichts übrig, als auch in dieser Angelegenheit den neuen französischen Minister als einen unabhängigen, aber loyalen Freund anzuerkennen, wie er sich in der belgischen Verwicklung erwiesen und sich ihm Portugal gegenüber anzuschließen, wie er sich ihm Holland gegenüber angeschlossen hatte.

IV.

Nirgends war in der That „der veränderte Ton, den Casimir Perier in die französische Regierung eingeführt", fühlbarer, als in der heiklen belgischen Angelegenheit, welche noch immer ihrer endgiltigen Lösung harrte. „Das Gefühl des Argwohns und Mißtrauens, welches bis zum Ende von Laffitte's Verwaltung immer mehr zugenommen" und England „im eigenen, wie im europäischen Interesse von dem französischen Bündnisse weg zu einer näheren Verbindung mit den drei östlichen Großmächten getrieben hatte", war „der seit Casimir Perier's Ernennung eingetretenen vollständigen Aenderung in Geist und Charakter der französischen Politik" gewichen [1]). Wenigstens war „Alles, was von ihm selbst

1) S. Palmerston's Brief an Granville vom 12. April bei Bulwer a. a. O. II, 62.

ausging, dazu angethan, Vertrauen zu erwecken, und, wenn hier und da noch der alte Geist in seinen Untergebenen ausbrach", so fühlte man doch immer in London, daß „dieses eigenmächtige Demonstrationen waren, die er unterdrücken würde, sobald sie ihm zur Kenntniß kämen" [1]). Glücklicher Weise fand Perier in dem gewiegten Diplomaten, welcher in London Frankreichs Interessen vertrat, einen Mann, der trotz seines persönlichen Verhältnisses zum König den „kleinlichen Intriguen des Palais Royal" keinen Vorschub leistete und dem die Erhaltung der westmächtlichen Allianz wichtiger erschien, als kleine Sondervortheile für sein Vaterland [2]). Der keineswegs verhehlte eifersüchtige Aerger aber der Cabinette von St. Petersburg und Wien über dieß Einverständniß der beiden Seemächte hätte Frankreich bündigsten Beweis für das Interesse liefern können, welches es hatte dieß Einverständniß aufrecht zu erhalten.

Als Casimir Perier die Leitung der Geschäfte übernahm, waren die Dinge in Belgien, Dank der unsicheren Politik seines Vorgängers und dem Uebermuth der Belgier, auf dem Punkte, sich von Neuem zu verwickeln. Die Vorbehalte Frankreichs bezüglich der „Trennungsgrundlagen" vom 20. Januar, und die Ansprüche der Aufständischen auf Luxemburg schienen ganz dazu angethan, die Geduld der Großmächte zu ermüden. Schon sprach man in der Londoner Conferenz davon, der Sache durch eine rasche Theilung der Provinzen ein Ende zu machen, und der deutsche Bundestag beschloß am 18. März dem deutschen Bundesfürsten, denn das war König Wilhelm als Großherzog von Luxemburg, 24,000 Mann zur Verfügung zu stellen, um bei der Vertheidigung des bedrohten deutschen Bundesgebietes mitzuwirken. Indeß beeilte sich der neue Minister, die Fehler seines Vorgängers wieder gut zu machen, und Talleyrand er-

1) S. Palmerston's Brief an Granville vom 31. Mai bei Bulwer a. a. O. II, 79. Vgl. Pralormo's Depesche aus Wien vom 21. Mai und die Instructionen Ancillon's für Bülow vom 6. August, welche das volle Vertrauen des Königs von Preußen in Perier athmen.

2) S. Palmerston's Brief vom 18. März bei Bulwer a. a. O. II, 54.

hielt die Ermächtigung, der Conferenz die rückhaltlose Beistimmung Frankreichs zum Protokoll vom 20. Januar mitzutheilen [1]), welche denn die diplomatische Versammlung auch in zuvorkommend ehrenvoller Sprache entgegennahm (17. April), indem sie zugleich dem französischen Ehrgefühl mehr noch als dem französischen Interesse ein Zugeständniß machte, das, obwohl es nur in Worten bestand, nicht ohne Wichtigkeit für eine Regierung war, die der Eitelkeit der Nation nie genug thun konnte. Denn bei all' seiner Verachtung unrecht erkaufter Popularität wußte Perier doch stets dem Nationalcharakter Rechnung zu tragen und handelte nie, wie seine Verbündeten, die „Doctrinäre", als ob er mit Schachfiguren, statt mit lebendigen Franzosen operire. Sobald nämlich die Großmächte zur Entschließung gekommen waren, ein neutrales Königreich an der französischen Nordostgrenze herzustellen, wurden die seit 1815 auf Kosten der Alliirten gebauten Grenzfestungen überflüssig, ja gefährlich, da Frankreich sich im Kriegsfalle der unbewaffneten Werke sofort bemächtigen konnte. So beschloß man in einem Separatvertrag zwischen den vier Verbündeten von 1815 eine gewisse Anzahl dieser auf belgischem Gebiete gegen Frankreich errichteten Grenzfestungen, nach vorhergehendem Einverständniß mit der einzurichtenden gesetzlichen Regierung des neuen Staates, schleifen zu lassen und diesen Beschluß als ein Zugeständniß an Frankreich darzustellen, „als einen neuen Beweis" — sagt das Uebermittelungsschreiben der Conferenz an Talleyrand — „des Vertrauens, welches den Vertretern der Mächte die von S. Maj. dem König der Franzosen an den Tag gelegten Bestrebungen (dispositions) zur Erhaltung des europäischen Friedens einflößen" [2]).

1) Ueber den Eindruck, den diese durch Perier's Loyalität und Festigkeit herbeigeführte Wendung der französischen Politik in Wien machte, s. Pralormo's Depesche vom 26. April.

2) Stockmar erklärt in einem Briefe vom 22. September 1831 (a. a. O. I, 212 u. 213) den wahren Sachverhalt und wie die Conferenz jene Interpretation nur zuließ, „weil sie Nichts schadete" und es Frankreich so viel Vergnügen machte.

Der Zweck wurde in der That vollständig erreicht und der König konnte bei Eröffnung des neugewählten Hauses der Abgeordneten (23. Juli) der Nation nicht nur verkünden, daß die Tricolore in Lissabon wehe, Oesterreich die Romagna räume, sondern auch daß die so mißtrauisch angesehenen Grenzfestungen zerstört werden würden. Die Zeitungen General Sebastiani's aber konnten triumphirend berichten: „Die Schleifung der belgischen Festungen ist der erste Vortheil, den Europa uns gewährt; es ist die erste Anerkennung des Einflusses und des Uebergewichts (de l'ascendant et de la prépondérance), die Frankreich seit seiner Revolution erlangt hat." Wenige Monate später, als der wahre Charakter jenes „Zugeständnisses" an den Tag kam, sollte der Ausbruch des öffentlichen Unwillens nur um so heftiger sein.

Noch an demselben Tage, an dem die Uebereinkunft der vier Großmächte zu Stande gekommen, verständigte man sich in London über die den Belgiern gegenüber einzuhaltende Sprache, und beschloß den neuen Staat nur dann anzuerkennen, wenn er die in den Trennungsgrundlagen, 20. Januar, festgestellten Bedingungen und Grenzen annähme, d. h. Luxemburg räumte, welches dem Deutschen Bunde angehörte; und auch hier stellte sich Perier, im Gegensatz zu seinem Vorgänger, entschieden auf die Seite Europa's und des Vertragsrechtes.

Ebenso rasch kam der neue französische Ministerpräsident, trotz Louis Philipp's unberufener Einmischung [1]), zu einem Einverständniß mit England, und demzufolge auch mit den anderen Mächten, bezüglich des zukünftigen Herrschers von Belgien. Ein deutscher Prinz, und doch keiner der beiden deutschen Großmächte durch Verwandtschaft oder Interesse ver-

1) Er fragte wieder einmal bei Lord Granville an, ob, da die Candidatur Leopold's so unpopulär in Frankreich sei, die brittische Regierung nicht in die Annexion Marienburgs und Philippevilles einwilligen werde „pour la rendre plus populaire". Der Botschafter bat den König dringend, den Vorschlag nicht amtlich zu machen. S. Werther's Depesche vom 2. April.

bunden; ein Mann, den seine erste Heirath dem englischen Königshause nahe gebracht hatte, während ihn seine zweite mit der Familie Orléans verbinden sollte; ein braver Soldat und ein kluger Diplomat, in reifem, aber frischestem Mannesalter und durch einen langen Aufenthalt in England mit den Erfordernissen parlamentarischer Regierung wohl vertraut, konnte Leopold von Sachsen-Coburg den Ostmächten keinen allzugroßen Anstoß geben [1]), durfte er am englischen, wie am französischen Hofe auf Gunst und Freundschaft rechnen, mußte er den Liberalen Belgiens ein willkommenes Haupt eines Verfassungsstaates erscheinen, der in ihren Augen ein Muster für Europa zu werden bestimmt war.

Schon am 22. April begannen in London die Verhandlungen zwischen Leopold und den belgischen Unterhändlern, in welchen der Fürst trefflich die Rolle eines Mannes zu spielen wußte, der bei aller Anerkennung der ihm erwiesenen Ehre, doch des Dienstes vollbewußt ist, den er leistet. So lange die Belgier nicht die Bedingungen der Conferenz annahmen, war auch an eine Annahme der Krone seinerseits nicht zu denken. Nachdem es ihren Unterhändlern in langen und lebhaften Unterhandlungen nicht gelungen war, den vorsichtigen Fürsten zu überreden [2]), suchten die Belgier ihm, ohne sich selbst irgendwie in dieser Hinsicht verpflichten zu wollen, die Hand zu binden; am 4. Juni wählte ihn der Brüsseler Congreß mit hundertzweiundfünfzig gegen vierundvierzig Stimmen zum König von Belgien unter der Bedingung, daß er die Erhaltung der Landesgrenze beschwöre, wie sie die Verfassung vom 7. Februar festsetzte; in andern Worten, sie verlangten als Preis der Krone, daß Leopold die Beschlüsse der Conferenz nicht anerkenne und sich in Widerspruch mit Europa setze, eine Prätension, die Lord Ponsonby, um nur die Wahl

1) Obschon man ihm in Rußland seit der griechischen Angelegenheit sehr gram war. S. Recueil de Documents relatifs à la Russie, p. 610 et 619.

2) S. darüber Stockmar a. a. O. I, 154.

des englischen Schützlings durchzusetzen, auf nicht gerade correcte Weise ermuthigt hatte.

Leopold war um so weniger geneigt, auf die Wünsche seiner zukünftigen Unterthanen einzugehen, da gerade jetzt der denselben von der Conferenz bewilligte Termin zu Ende lief und die englische und französische Regierung am 7. Juni ihre Vertreter von Brüssel abberiefen, dem belgischen Geschäftsträger in Paris aber seine Pässe eingehändigt wurden. Auch mochte ihm wohl nicht verborgen sein, daß Frankreich schon mit Preußen über eine etwaige Theilung Belgiens in Unterhandlung getreten war, für den Fall, daß der Brüsseler Congreß nicht nachgeben sollte. Nun wies Preußen freilich, um sich nicht von Europa zu trennen, die vorgeschlagene Sonderallianz mit Frankreich zurück, wie England sie zurückgewiesen hatte, auch ging es auf die Theilungspläne nicht ein; aber es hielt doch das Verbleiben Mastrichts und Luxemburgs bei Holland und Deutschland für so wichtig „im preußischen Interesse, wie in dem des allgemeinen Friedens", daß es um den Preis den Franzosen die so heiß begehrte Grenze von Marienburg, Philippeville und Bouillon abgetreten hätte [1]). So weit hatte es der belgische Eigensinn gebracht. Doch standen im Grunde die Dinge weniger verzweifelt, als es auf der Oberfläche scheinen mochte. Während die Londoner Conferenz und der Brüsseler Congreß in den amtlichen Documenten so sehr auf ihre unerschütterlichen Entschlüsse pochten, beeilten sich beide insgeheim, sich auf Kosten des Königs von Holland, der den „Trennungsgrundlagen" vom 20. Januar rückhaltslos beigepflichtet war, zu verständigen. Ein geheimer

1) Die Sache wurde für so wichtig gehalten, daß Werther selber nach Berlin berufen wurde, um sie mit dem Könige zu besprechen. S. seinen Bericht vom 23. Juni und Ancillon's Erlasse vom 4. und 16. Juli. Die „positiven und offiziellen" Vorschläge Frankreichs, bezüglich der Bundesallianz und der Theilung Belgiens, wurden sofort zurückgewiesen. Die Verhandlungen über die Rückgabe der „kleinen Grenze" an Frankreich aber gediehen ziemlich weit; doch machte man in Berlin eine conditio sine qua non daraus, die Sache mit allen Mächten offen zu besprechen.

Vertrag wurde zwischen den beiden Westmächten abgeschlossen, den Waffenstillstand mit vereinten Kräften zu schützen. Um aber König Leopold's Stellung gegenüber Belgien zu bessern, gab die Conferenz in Brüssel zu verstehen, man werde sein Möglichstes bei dem König von Holland thun, um von ihm eine Abtretung Luxemburgs an Belgien mittelst einer Entschädigung zu erlangen, und die belgischen Unterhändler in London wurden ermächtigt „die Meinungsverschiedenheiten betreffs der Gebietsfragen durch zu bringende Geldopfer zu beendigen". So ging denn der Monat Juni in lebhaften Unterhandlungen hin, an welchen der zukünftige König der Belgier einen hervorragenden Theil nahm, und deren Ergebniß war, daß die Conferenz in Bezug auf die Schuldenfrage nachgab und Belgien eine vortheilhaftere Theilung in Aussicht stellte, daß dieses dagegen seine aus der Luft gegriffenen Rechte auf das linke Scheldeufer aufgab und sich mit der Garantie freier Schifffahrt auf diesem Strome begnügte. Die Luxemburger Frage, über welche, als eine deutsche Angelegenheit, die Conferenz Nichts zu entscheiden hatte und in der sich Frankreich, das die Festung geschleift wissen wollte, und Preußen, das sie besetzt zu halten wünschte, nicht einigen konnten, — die Luxemburger Frage wurde künftigen directen Verhandlungen zwischen den beiden Königen Wilhelm und Leopold vorbehalten, während die Limburger Angelegenheit, gemäß den Beschlüssen der Conferenz vom 20. Januar, geregelt werden sollte, welche zugleich eine Deutung erfuhren, an die früher Niemand gedacht hatte und derzufolge Holland alle die seit 1790 auf dem Kaufwege erlangten Gebiete an Belgien abzutreten hätte.

Die so festgestellten Friedenspräliminarien der sogenannten „Achtzehn Artikel" wurden am 26. Juni unterschrieben, und folgenden Tags sandte Leopold seine Einwilligung nach Brüssel, unter der Bedingung natürlich, daß der Congreß jene neuesten Abmachungen anerkenne. Der Congreß verstand sich denn auch dazu, die „Achtzehn Artikel", welche im Grunde den Belgiern nur Vortheile, wenn auch nicht sehr bedeutende, ge-

währten, trotz eines lärmenden Ausbruchs ohnmächtiger Leidenschaft in den Straßen und heftigster Angriffe im Schoße der Versammlung, nach neuntägiger aufgeregter Debatte mit hundertsechsundzwanzig gegen siebenzig Stimmen anzunehmen (9. Juli). Zehn Tage später zog König Leopold in seine Hauptstadt ein und leistete am 21. Juli den Eid auf die Verfassung.

Nicht wenig Antheil an diesen mehr den Westmächten als den Belgiern, mehr der Sache des Friedens als Prinz Leopold gemachten Zugeständnissen hatten natürlich die gerade damals sehr drohenden politischen Verwicklungen, welche nicht allein Rußland, sondern auch Preußen und Oesterreich gänzlich lähmten [1]). Und Frankreich hatte seine Hände nicht viel freier. „Wohl mochte es auf seine Truppen zählen, wenn es sich darum handelte Adlige und Priester niederzumetzeln; aber sie gegen die Belgier gebrauchen, das hieße sich einer allgemeinen Defection aussetzen", sagte Perier selber zu Graf Apponyi [2]). England aber hatte diese Lage der festländischen Mächte wohl erkannt und, ohne auf die ganz unberechtigten Klagen der Belgier zu hören, seinen Willen durchgesetzt. In der That wurden die „Achtzehn Artikel", welche noch soeben der Gegenstand so lauter populärer Entrüstung in Belgien gewesen, bald der Gegenstand ebenso lauter Begeisterung. Die ganze Lage verkehrte sich in ihr Gegentheil: hatte sich bis dahin König Wilhelm in die Beschlüsse der Conferenz, die sogenannten Trennungsgrundlagen vom 20. Januar, gefügt und Belgien protestirt, so sollte jetzt an König Wilhelm die Reihe kommen, gegen die neuen Beschlüsse, die „Achtzehn Artikel" vom 26. Juni, zu protestiren, an Belgien, sie anzunehmen.

1) S. Pralormo's Depesche vom 19. Juni und de Sales' vom 3. September (A. T.). Was wahr ist an der Notiz (Droysen a. a. O. S. 671), daß am 9. Juli Nachricht von einer geheimen Verhandlung zwischen Paris und dem Haag zum Zwecke einer Theilung Belgiens zwischen Frankreich und Holland nach London gekommen sei, lasse ich dahingestellt.

2) S. Depesche Pralormo's vom 24. Juni (A. T.).

Wohl hätte König Leopold gewünscht, sich vor seiner Abreise aus London der Anerkennung aller Mächte selbst für den Fall zu versichern, wo König Wilhelm sich weigern sollte, die „Achtzehn Artikel" anzunehmen. Aber der Kluge wußte, daß auch das Wagen zur Klugheit gehört und, indem er sich ganz in die Arme der Westmächte warf, ließ er es scheinbar darauf ankommen, daß der Osten am Ende doch noch die Partei seines Gegners ergreife, während er guten Grund hatte zu glauben, daß es soweit nicht kommen werde [1]). Denn bei alledem war König Wilhelm nicht um Rath gefragt worden.

Da die Abänderungen der „Trennungsgrundlagen" vom 20. Januar zum Theil nur die Form betrafen und im Grunde die Belgier wenig dabei gewannen, so hatte man in London mit Sicherheit auf die Zustimmung des Königs gerechnet. Allein sei's, daß er enttäuscht war, keinen seiner Söhne ernannt zu sehen und insgeheim von den verwandten Höfen von Berlin und Petersburg zum Widerstande ermuthigt wurde, sei's, daß er den Vorwand ergreifen wollte, um mit seiner unterdeß trefflichst reorganisirten Armee die losgerissenen Provinzen rasch wiederzuerobern oder auch nur den Flecken an der militärischen Ehre Hollands abzuwaschen, der noch von den September- und Oktobertagen des vorigen Jahres an ihr zu haften schien, — er richtete schon am 12. Juli eine Note an die Londoner Conferenz, in der er nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er den neuen König der Belgier, wenn er die „Trennungsgrundlagen" vom 20. Januar nicht unbedingt

1) „Werden mich alle Mächte sofort anerkennen, wenn ich, ohne auf die Antwort des Königs von Holland zu warten, gleich nach Brüssel gehe?" hatte Leopold die Vertreter der Großmächte den 12. Juli gefragt, und erst, nachdem der Russe, Graf Matuszewicz, lebhaft und entschieden geantwortet: „Oui, quand même", empfing er die belgische Deputation. (S. Stockmar a. a. O.) Zwei Tage darauf, als die Weigerung König Wilhelm's nach London kam, fanden es freilich die Vertreter der Ostmächte für gut, anders zu handeln, als sie am 12. versprochen; aber Leopold hatte genug gehört, um zu wissen, daß man selbst im Osten nicht gewillt war, für seinen Gegner das Schwert aus der Scheide zu ziehen.

annähme, nur „als seinen Feind" betrachten könne. In England schien man die Andeutung nicht verstehen zu wollen, und der Drohung mußte erst die Erfüllung folgen, ehe man an die Wirklichkeit der Gefahr glauben mochte.

Kaum hatte König Leopold Besitz von seinem Throne genommen, als auch der die Citadelle von Antwerpen commandirende holländische General Chassé den Waffenstillstand kündigte (1. August). Leopold bat, gegen die Meinung seiner Räthe und im Widerspruch mit der kaum beschworenen Verfassung, sofort (2. August) um Hilfe in London und Paris, nicht ohne sich der schnödesten Anklagen Seitens seiner neuen Unterthanen auszusetzen, welche nicht daran zweifelten, daß die beiden belgischen Heere — die „Maasarmee" zählte 10,000, die „Scheldearmee" 13,000 Mann — leichtlich mit den Holländern fertig werden würden, zumal nicht wenige der französischen Revolutionäre, in der Hoffnung die Lage noch mehr zu verwirren und so den Sturz Perier's herbeizuführen, nach Brüssel gekommen waren und schürten [1]). Leopold gab bis zu einem gewissen Grade den patriotischen Bedenken seiner Minister und den leidenschaftlichen Forderungen der öffentlichen Meinung nach: die belgischen Truppen sollten zuerst und allein dem Feinde begegnen; erst im Falle einer Niederlage dürften die französischen Beschützer über die Grenze kommen. Die Niederlage ließ nicht lange auf sich warten. Die wohldisciplinirten, gut befehligten, trefflichst bewaffneten, an Zahl überlegenen holländischen Truppen warfen überall die zusammengelaufenen Milizen oder durch die Revolution desorganisirten regelmäßigen Truppen der Belgier. König Leopold war gezwungen, die Stellung an der Grenze aufzugeben und Löwen zu decken. Schon am 11. stand ihm hier die ganze feindliche Armee kampfbereit gegenüber und die Entscheidungsschlacht der nächsten Tage artete fast, vom ersten Augenblicke an, in eine

1) S. de Sales' Depesche vom 1. Juli über die Wühlereien und die Verbindung der Association belge mit der Association des patriotes français (A. T.).

wilde Flucht der Belgier aus [1]). Da erschienen die Retter in der Noth.

Als am 4. August der Hilferuf König Leopold's nach London gedrungen war, hatte er nur taube Ohren gefunden. Man fand die Schelde zu weit und begnügte sich, ein Geschwader von Plymouth nach Dover segeln zu lassen. Nicht so in Paris, wo eben das Ministerium Casimir Perier's bei Anlaß einer unzureichenden Unterstützung der Kammer in der Wahl seines Candidaten zum Vorsitzenden seine Entlassung eingereicht hatte. Perier zögerte keinen Augenblick, bei Empfang der unerwarteten Nachricht seine Entlassung zurückzunehmen und auf die Gefahr hin, es mit den Großmächten, ja mit England selber zu verderben, die 40,000 Mann starke Nordarmee, unter Marschall Gérard's Oberbefehl von Lille aus in Belgien einrücken zu lassen. Am 12. Nachmittags, während die Belgier fast ohne Schwertschlag in wirrer Hast unter die Mauern von Löwen flohen, rückte die französische Vorhut, unter dem französischen Thronfolger, in das bestürzte Brüssel ein, wo ihm der begeistertste Empfang zu Theil wurde, der den Rettern in der Noth nie entgeht, selbst wenn ihre Hilfe noch wenige Augenblicke vorher schnöde zurückgewiesen worden. Zugleich kam an König Wilhelm die Aufforderung Seitens der französischen Regierung, sofort seine Truppen hinter die Linien des Waffenstillstandes zurückzuziehen; und der König, der nicht

1) General Eekens (Les conspirations militaires de 1831, namentlich II, 34—80) hat den Verrath Goblet's, d'Hane's, Failly's und General Daine's, d. h. aller entscheidenden militärischen Persönlichkeiten und ihre Bestechung durch „oranisches Geld" nachzuweisen gesucht. Die ganze Anklage begründet sich eigentlich auf eine seit zwanzig Jahren nicht dementirte Angabe des Obersten Huybrecht in seiner „Histoire politique et militaire de la Belgique", p. 90. Vgl. übrigens die Erwiederung des holländischen Generals Booms (Le 12 Août de la Campagne des dix jours) und die Duplik Eekens' in einem Supplement zur 2. Auflage seiner „Conspirations". Uns will, nach Prüfung beider Angaben, Nothomb's Urtheil (Essai I, 22) noch immer das unbefangenste und treffendste scheinen, wenn er, die Bestechungsfrage ganz ignorirend, meint, die Schuld sei Allen oder Niemandem zuzuschreiben.

gewillt war, den ungleichen Kampf mit der benachbarten Großmacht einzugehen, ertheilte, ohne zu zögern, den Befehl zum Rückzug. Doch führte der Höchstcommandirende, Prinz von Oranien, diesen Befehl erst aus, nachdem er die Genugthuung einer Capitulation erlangt, welche seinen Sieg, so zu sagen, amtlich bestätigte, indem sie die belgische Armee zwang, Löwen zu räumen. Es war größtentheils den Bemühungen des englischen Gesandten in Brüssel, Sir R. Adair, zu danken, wenn durch diese den Belgiern abgezwungene Genugthuung eine Gefangennahme des neuen Königs sammt seiner ganzen Armee und in Folge dessen ein Zusammenstoß zwischen den französischen und holländischen Heeren vermieden wurde. In der That begann der Prinz von Oranien schon am 14. August seine rückgängige Bewegung, und am 20. standen die beiderseitigen Truppen wieder in der Linie des Waffenstillstandes, ohne daß die französische Armee eine Patrone abgefeuert. Es dauerte wenig Tage, so verließ sie, auf Englands Verlangen und Leopold's Bitten, zum größten Theil das belgische Gebiet wieder, „ohne", wie die Pariser Opposition höhnisch und entrüstet klagte, „den Löwen von Waterloo zerstört zu haben". Nur eine Division blieb bis Ende September zur persönlichen Verfügung König Leopold's zurück, und französische Offiziere, darunter fünf Generale, traten, zum großen Aergerniß Lord Grey's, der schon in Belgien „eine französische Provinz" sah, an die Spitze der belgischen Truppen [1]). Ihnen folgten nach dem Falle Warschau's zahlreiche polnische Offiziere.

Das rasche und entschiedene Vorgehen Frankreichs hatte, wie sich denken läßt, die öffentliche Meinung und die europäischen Cabinette auf's Lebhafteste erregt. Der Krieg schien in den ersten Tagen so gut wie gewiß. Preußen hatte sofort in Paris Einsprache erhoben und sein Recht, ebenfalls Truppen in Belgien

1) S. Stockmar a. a. O. I, 183. Nach einer Depesche Esterhazy's aus London (citirt von Graf Pralormo in seiner Depesche vom 21. August) war Grey im ersten Augenblick „französischer und revolutionärer" als die Franzosen selber, und billigte ganz das Vorgehen derselben, war aber bald von Palmerston zu „gesünderen Ideen" bekehrt (A. T.).

einrücken zu lassen, geltend gemacht, welches denn auch von der französischen Regierung schriftlich anerkannt wurde [1]), freilich, indem man mündlich hinzufügte, wie ungern man in Paris einen Einmarsch preußischer Truppen in Belgien sehen würde, — fast so ungern, wie der König von Preußen selber, welcher gerade jetzt „besonders wünschte, nicht durch die Umstände genöthigt zu werden, unmittelbar zu handeln . . . Es wäre nicht der Krieg — der König wird nie einen andern als einen Vertheidigungskrieg führen, um einen gewaltsamen, wirklichen Angriff zurückzudrängen —, sondern es wäre ein Mittel mehr, den Krieg zu vermeiden, oder ihn, wenn er unvermeidlich würde, mit Vortheil zu führen (wenn er militärische Vorsichtsmaßregeln ergriffe). Indeß hätte der König volles Vertrauen zu den Vertretern Frankreichs und lieferte den Beweis davon durch eine vollkommene Unbeweglichkeit“ [2]), welche wohl ebensosehr seine Ohnmacht hätte beweisen dürfen, so lange der polnische Aufstand ihm nicht erlaubte, seine ganze Heereskraft an den Rhein zu schicken. Der zwischen allen deutschen Bundesstaaten am 1. Juni abgeschlossene Vertrag, bei der ersten Ankündigung 300,000 Mann, darunter 25,000 Baiern und ebenso viele Würtemberger und Badenser, an den Rhein zu senden, war nur ein unvollständiger Ersatz für die mangelnde Freiheit der Bewegung der beiden deutschen Großmächte.

Casimir Perier hatte freilich sofort die nöthigen Aufklärungen in Paris und London gegeben und dadurch den Sturm beschworen: die französischen Truppen handelten nur als Executionstruppen der Conferenz, um dem von dieser beschlossenen Waffenstillstand Achtung zu verschaffen, und mit der Absicht, sofort nach erreichtem Zwecke das neutrale Gebiet Belgiens wieder zu verlassen. Die Conferenz nahm diese Zusicherungen Anfangs höchst skeptisch auf, und „nur der Geschicklichkeit Talleyrand's war es zu danken, wenn ein Bruch mit England

1) S. Depesche Pralormo's aus Wien vom 21. August.
2) Instructionen an Bülow vom 6. August (A. B.).

vermieden wurde" [1]). Er hätte gern auch dießmal aus der Intervention eine ausschließlich westmächtliche Angelegenheit gemacht, aber es gelang dem Vertreter Preußens, diese Rollenverwechslung (amalgame) zu verhindern und „den Einmarsch der französischen Truppen als eine von der Conferenz vereinbarte Maßregel" hinstellen zu lassen [2]). Ungestüm verlangte man, ehe man sich auf irgend eine Verhandlung einlassen könne, den vorherigen Abzug der Franzosen vom belgischen Gebiet. Endlich ergab man sich also doch in's Unvermeidliche, machte jedoch auf Preußens Antrag [3]) aus dem Nichtüberschreiten der Maas eine Bedingung sine qua non und stellte nöthigenfalls Mitwirkung der englischen Flotte in Aussicht, um den Charakter der gemeinsamen Intervention noch besser hervorzuheben. Europa aber hatte wieder einmal, wenn auch übler Laune, Perier zugestanden, was es nicht so leicht einem anderen französischen Minister zugestanden haben würde [4]). Nicht Alles war zwar in diesem Erfolge die Errungenschaft rechtzeitiger Energie und Mäßigung, und der preußische Minister des Aeußern hatte nicht so ganz Unrecht, wenn er sagte, Frankreich schütze stets seine inneren Schwierigkeiten vor, um Zugeständnisse zu erlangen, als ob die andern Staaten keine hätten: „Bald stark, bald schwach, oder je nachdem es ihm bequem ist, Eins oder das Andre vorgebend, hat es im Frieden und ohne den Degen zu ziehen, wirkliche und zahlreiche Vortheile erlangt, die es nur dieser Taktik dankt." [5])

Die ganze Episode ließ mehr als Verstimmung zurück. Die Belgier hatten durch ihre wenig kriegerische Haltung nach so herausfordernder Sprache die Sympathie der öffentlichen Meinung in Europa durchaus verscherzt. Lord Palmerston war nur halb mit sich selber, nur halb mit seinem Verbündeten zufrieden, der soviel Unabhängigkeit gezeigt, während er

1) S. de Sales' Depesche vom 28. September (A. T.).
2) Bülow's Depesche vom 6. August (A. B.).
3) S. die oben citirte Depesche Esterhazy's.
4) S. Pralormo's Depesche vom 21. August.
5) S. Instructionen Ancillon's an Bülow vom 28. August (A. B.).

ſelber das Leichtvorauszuſehende nicht vorausgeſehen zu haben ſich geſtehen mußte. Czar Nikolaus, der wohl unter der Hand, und trotz der Verſicherungen zum Gegentheil, den König von Holland zu dem äußerſten Schritte des Friedensbruches getrieben haben mochte [1]), ſah ſich mit einer Art von Demüthigung gezwungen, die erfolgreiche Intervention des verhaßten Julikönigs geſchehen zu laſſen, ja ihre Folgen anzuerkennen. Denn noch ſtand Warſchau.

Der franzöſiſche Miniſter ſelber aber fand bei der ſtets weiterſtrebenden, nimmerſatten liberalen Oppoſition ſtatt der Anerkennung für das Vollbrachte, nur Unzufriedenheit mit der Genügſamkeit einer Regierung, welche ihre Ehre darin ſuchte, mit raſchem Entſchluß und raſcher That den Frieden zu retten, ohne eigene Vortheile dabei zu ſuchen, anſtatt einen Krieg vom Zaune zu brechen und ſich fremdes Gut anzueignen. Indeß that die Conferenz, was ſie konnte, um das geſchehene Uebel wieder gut zu machen. Der gebrochene Waffenſtillſtand wurde erneuert und dießmal weislich auf ſechs Wochen beſchränkt, um die endliche Entſcheidung zu beſchleunigen.

Faſt ſchien es wirklich, als ob Alles von vorn anzufangen ſei. Vor Allem galt's die Wiederherſtellung „des herzlichen Einvernehmens" der Weſtmächte, welches tief erſchüttert war, und welches der verletzende Argwohn Lord Grey's, die üble Laune Lord Palmerſton's, die ſchlechtverhehlten Annexionsgelüſte Louis Philipps, denen Talleyrand ſeine Stimme leihen mußte, immer mehr zu ſtören drohte. Mit Ungeſtüm ward die Räumung Belgiens gefordert. Das durch den Fall Warſchau's freigewordene Preußen drohte ſeine rheiniſchen Regimenter marſchiren zu laſſen. Als General Baudrand um Aufſchub bat und vorſtellte, wie ſich das franzöſiſche Miniſterium nicht vor den Kammern halten könne, wenn es Belgien vor Friedensabſchluß räume, antwortete Lord Grey heftig, auch er könne ſich vor dem Parlamente nicht halten, wenn Frankreich nicht räume. „In England exiſtirt ebenſo wohl ein öffentliches Gefühl, wie in

1) So glaubte wenigſtens Stockmar a. a. O. I, 177.

Frankreich", sagte Palmerston [1]). Wiederum war es Casimir Perier, der leidenschaftlich-heftige Mann, der seiner Leidenschaft Stillschweigen zu gebieten und, was verdorben war, wieder gut zu machen wußte, bei welcher Penelope-Arbeit er freilich von Kaiser Nikolaus' Eigensinn kräftigst unterstützt wurde, der England immer wieder, trotz alles Mißtrauens, zu Frankreich hintrieb. Die größere Hälfte der Truppen wurde sofort zurückgerufen. Zugleich gab Perier den Vertretern der Mächte in Paris die bündigsten Zusicherungen, und um nicht immer wieder in der Lage sein zu müssen, die Worte seines Königs, seines Ministers des Aeußern, seines Botschafters Lügen strafen zu müssen, leitete Perier fast alle Verhandlungen selber direct mit Lord Palmerston [2]). Die stets von Neuem auftauchenden Forderungen Talleyrand's, heute nach der „kleinen Grenze", Bouillon, Marienburg und Philippeville, und morgen nach Landau, wurden sofort fallen gelassen. Sie waren in der That überall auf taube Ohren gestoßen. Umsonst hatte der alte Diplomat auf Louis Philipp's und Sebastiani's Drängen „Tag und Nacht" den Vertreter Preußens zu verführen und für die Theilungsidee zu gewinnen gesucht [3]). Bülow bestand auf dem europäischen Interesse eines neutralen und unabhängigen Königreichs [4]) und meinte nicht ohne Unrecht, „der Friede zwischen Holland und Belgien könnte nicht rasch genug geschlossen werden, weil, so lange dieses nicht geschehen sei, der allgemeine Krieg wahrscheinlich, die Thür für alle Arten von Combinationen offen bleibe" [5]). Ganz ebenso

1) Depesche Pralormo's vom 10. September und Bulwer a. a. O. II, 90. Vgl. Werther's Depesche vom 7. September.

2) S. Bulwer a. a. O. II, 61. 66. 72.

3) S. Bulwer a. a. O. II, 92 u. 106 (wo Palmerston's Brief vom 12. und 26. August) und Stockmar a. a. O. I, 223.

4) Ganz aus der Luft gegriffen war Palmerston's Argwohn; er selbst sagt, Bülow hätte kein Wort davon gesagt, daß Preußen gern Marienburg und Philippeville an Frankreich gegeben hätte, um Luxemburg zu bekommen. S. seinen Brief vom 26. August bei Bulwer a. a. O. II, 105.

5) S. Stockmar a. a. O. I, 184.

sprach sich der preußische Gesandte in Paris aus, da Sebastiani dringend die „kleine Grenze" forderte, als Entschädigung für die französische Hilfeleistung und weil Deutschland die Festung Luxemburg behalte, und sich darüber direct mit Berlin zu verständigen vorschlug, ohne London, Wien und Petersburg in's Geheimniß zu ziehen. Baron Werther meinte zwar, die Thatsache, daß eine Macht ihr Besitzthum behalte, sei kein Grund, daß eine andere eine Vergrößerung beanspruche; doch hätte er vielleicht zur Bewilligung dieser „unschädlichen" Vergrößerung gerathen, wenn dadurch nur der Abschluß beeilt würde; allein von Berlin aus antwortete man auf diese „überraschenden und sonderbaren Eröffnungen" mit einer kategorischen Weigerung, irgend etwas ohne Mitwissen der drei andern Großmächte zu thun, und forderte von Neuem und auf's Bestimmteste die sofortige Räumung Belgiens [1]). Auch König Leopold's Vertreter, Baron Stockmar, und der belgische Gesandte in London, van de Weyer, trieben zum raschen Abschluß. Nur wünschten diese, die wenn auch geringfügigen Zugeständnisse der „Achtzehn Artikel" nicht einzubüßen, weniger der Sache selbst wegen, als um der neuen Krone eine Unpopularität mehr zu sparen; denn die öffentliche Meinung in Belgien war jetzt gerade heftig für jene, vor wenig Wochen vom Congreß, der herrschenden Stimmung entgegen, gebilligte Abmachung eingenommen. Man meinte, König Wilhelm habe durch seinen Friedensbruch alle Rechte auf Schonung verwirkt, und vergaß, daß Belgien seine Rechte nicht in einer Weise vertheidigt hatte, die seinen Ansprüchen Nachdruck geben konnte. Preußen, wenn es auch „die Schilderhebung König Wilhelm's in jeder Beziehung tadelte und von ganzem Herzen bedauerte", glaubte doch jetzt erinnern zu müssen, wie die Principien des Völkerrechts sowohl, als die Rechte des Königs von Holland im höheren Interesse des europäischen Friedens von Anfang aufgeopfert worden, wie man, nachdem er dieses Opfer willig gebracht,

1) S. Depesche Werther's vom 25. August und Erlaß Ancillon's vom 26. August.

ihm in den „Achtzehn Artikeln" noch weitere Opfer auferlegt habe; man müßte denn doch außer „der Klugheit und der Politik, welche ihn aufzuhalten geböten, auch die Stimme des Rechts und der Gerechtigkeit hören, welche ihn fast entschuldigte", namentlich nach „den unzähligen Beleidigungen und Herausforderungen, die er von den Belgiern zu erdulden gehabt". Es handele sich deßhalb darum, die Fehler der „Achtzehn Artikel" wieder gut zu machen [1]), und es, Preußen, müsse darauf bestehen: „daß dem König von Holland Mastricht zuerkannt würde, und daß die Festung Luxemburg mit dem zur Verbindung mit Deutschland nothwendigen Gebiet beim Deutschen Bunde bliebe" [2]). Frankreich verhielt sich geraume Zeit ablehnend gegen diese Vorschläge Preußens, was den Abschluß immer weiter hinausschob. Endlich gab es nach [3]), und da keine der streitenden Parteien ein Opfer bringen, keine Seite nachgeben wollte, Holland auf den „Trennungsgrundlagen" vom 20. Januar, Belgien auf den „Achtzehn Artikeln" vom 26. Juni bestand, so erklärte sich die Conferenz auf Antrag der Westmächte, welche trotz der wiedererwachten Eifersucht Englands sich bald wieder enge verbunden hatten, als entscheidende Behörde, welche die Vermittelungsvorschläge, die die Parteien nicht hatten annehmen wollen, denselben, nöthigenfalls mit Waffengewalt, aufzuzwingen gewillt sei. Wohl mochte Talleyrand, als er das gewaltsam zerrissene Band endlich wieder geknüpft, wenn auch ohne seines Königs und seiner Nation Wünsche zu befriedigen, doch mit Wahrung der Würde und aller berechtigten Interessen seines Vaterlandes, an Perier

1) S. die Note Ancillon's vom 11. August im Anhang zu Pralormo's Depesche vom 26. August (A. T.).

2) S. Pralormo's Depesche vom 21. August (A. T.).

3) S. Depeschen de Sales' vom 7. und 10. Oktober. Da Talleyrand eine Territorialentschädigung Hollands, anstatt einer Geldentschädigung zugegeben hatte, ereiferte sich Sebastiani so, daß er durchaus Talleyrand abberufen wollte und der König sich in's Mittel legen mußte. Erst am 8. Oktober gab denn auch Frankreich endlich zu, daß Holland beide Maasufer bekomme, womit die Hauptschwierigkeit beseitigt war (A. T.).

schreiben: „Ich hoffe, mein Herr, Sie sind zufrieden mit mir.“ [1])

Es verstand sich aber in den Augen Europa's von selbst, daß Belgien, nachdem es seine hohen Ansprüche so wenig mannhaft zu unterstützen gewußt, der verlierende Theil bei dieser Abänderung der „Achtzehn Artikel“ sein würde. Die endgiltige Lösung, welche unter dem Namen der „Vierundzwanzig Artikel“ am 14. October aufgesetzt, aber erst am 15. November in ein förmliches Vertragsinstrument verwandelt wurde, regelte in der That die Territorialverhältnisse in der Weise, daß sie die Grenzen von 1790 wiederherstellte, die Enclaven aber, welche Holland früher, meist auf dem Zahlungswege, an sich gebracht hatte, und das zur Verbindung mit dem Hauptland nöthige Gebiet auf dem rechten Ufer bis nach Aachen, Holland zusprach, dagegen Belgien durch das Herzogthum Bouillon und Nordwest-Luxemburg — mehr als die Hälfte des Großherzogthums — entschädigte. Auch ward die Scheldeschiffahrt freigegeben, Belgien die Anlegung von Straßen und Canälen durch das holländische Gebiet bei Mastricht zugestanden [2]), die Staatsschuld einer neuen für Belgien vortheilhaften Theilung unterworfen, und man beglückwünschte sich in Berlin, daß die Beschlüsse der Conferenz hauptsächlich dem Einfluß des preußischen Gesandten zu danken seien [3]).

König Wilhelm hatte, wie man sieht, durch eine anscheinend unüberlegte That doch seinen Zweck erreicht, und vielleicht hatte seine Drohung, Belgien an Frankreich auszuliefern, mehr als Alles gewirkt [4]). Die Beschlüsse der Conferenz wurden

1) Guizot, Mémoires II, 270.

2) Es handelte sich um die in eben diesem Vertrage an Holland abgetretenen Gebietstheile am rechten Maasufer, welche die directe Verbindung Belgiens mit Deutschland unterbrachen.

3) Selbst in Wien gab man zu, daß König Wilhelm's Nachgeben in der Luxemburger Frage nur Preußen zu danken sei, das immer nur an Erhaltung des Friedens denke. S. Depesche Pralormo's vom 9. Oktober (A. T.).

4) König Wilhelm ließ durch seinen Unterhändler in London erklären,

schon anderen Tags (am 15. October) den beiden Parteien zugestellt; denn die Zeit drängte: der Waffenstillstand war schon seit vier Tagen abgelaufen, Rußland war durch Warschau's Fall frei geworden, und obschon Preußen sich auch jetzt noch verpflichtete, sobald nur die Luxemburger Frage mit dem Deutschen Bunde geregelt sei, Leopold sofort anzuerkennen [1]), so mußte man doch bei König Friedrich Wilhelm's III. Gewohnheiten Rußland und Oesterreich gegenüber fürchten, daß es seine eigenen Entschlüsse und Gedanken, so lange sie noch nicht ausgeführt waren, der Ueberredungskunst seiner mächtigen Verbündeten aufopferte. So drängte man denn französischer- und englischerseits zur schnellen Annahme in Brüssel, und am 1. und 3. November genehmigten die belgischen Kammern nach lautem und heftigem Widerspruch, sowie König Leopold — obschon er nur auf Grundlage der vortheilhafteren „Achtzehn Artikel" die Krone angenommen hatte — die Beschlüsse der Conferenz, und am 15. desselben Monats wurde das Friedensinstrument der „Vierundzwanzig Artikel" in London von den Vertretern der Mächte und Belgiens unterzeichnet. Die Ratification sollte innerhalb zweier Monate erfolgen.

Gleichzeitig wurde auch, da jetzt eine regelmäßige belgische Regierung da war, die Ausführung des im April gefaßten Beschlusses betreffs der von den Alliirten des Jahres 1815 gebauten belgischen Festungen beschlossen, und man kam überein — natürlich mit Ausschluß Frankreichs, das bei den bezüglichen Verträgen von 1815 nicht betheiligt gewesen war — fünf derselben — Menin, Ath, Mons, Philippeville und Marienburg — zu schleifen. Doch behielten sich die Mächte bei Unterzeichnung der betreffenden Uebereinkunft (am 14. Dezember) das Recht vor, die Ausführung derselben zu überwachen. Die französische Regierung, welche während des Aufenthalts ihrer Truppen in Belgien ein directes Abkommen mit dem neuen Königreich be-

er sehe noch lieber Louis Philipp als Leopold in Brüssel und sei bereit, Belgien an Ersteren abzutreten, wenn er ihm bessere Bedingungen mache, als die Conferenz. S. Depesche Pralormo's vom 21. August.

1) S. Stockmar a. a. O. S. 197.

treffs dieser Festungen abzuschließen gesucht hatte, von den Mächten aber als ganz unbetheiligt und unberechtigt in der Angelegenheit abgewiesen worden war, die französische Regierung ergriff diesen Vorwand um so begieriger zu einer Einsprache, als es wieder einmal galt, die aufgeregte öffentliche Meinung von Paris zu beruhigen. In der That bezahlte man im Palais Royal die kurze Genugthuung vom Monat Juli, da man die Schleifung der Festungen als ein dem Ehrgefühle Frankreichs gemachtes Zugeständniß dargestellt hatte, jetzt recht theuer. Es war nicht länger zu verbergen, daß es sich hier nicht um eine Genugthuung für das „1815 angethane Unrecht" handelte, sondern um „unnütz gewordene" Vertheidigungswerke [1]), und daß jener große diplomatische Sieg wohl am Ende gar eine Schlappe gewesen war. Die Entrüstung war eine unbeschreibliche. Auch die Regierung theilte sie. Eigentlich war man erbittert, daß Frankreich von diesen Abmachungen ausgeschlossen sein sollte, indem man doch wieder keinerlei Grund aufzufinden vermochte, der zu einer Theilnahme an denselben berechtigt hätte. So warf man sich denn auf die für Frankreich ganz gleichgiltige Wahl der Festungen, Philippeville und Marienburg, statt der zuerst in Aussicht genommenen Charleroi und Tournai [2]), und indem Sebastiani sich einerseits äußerst eifersüchtig auf die Unabhängigkeit des Königs der Belgier zeigte, welche durch jenes Ueberwachungsrecht der Mächte gefährdet sei, warf er andererseits dem schwachen Belgien den „infamen Festungsvertrag" vor — ja er drohte die Ratification des Friedens vom 15. November nicht zu ertheilen, wenn Belgien nicht von der Uebereinkunft zurücktrete, — Louis Philipp aber schrieb eigenhändig seinem künftigen Schwiegersohn die heftigen Worte: „Sie werden die Uebereinkunft nicht ratificiren, welche Ihr Bevollmächtigter sich erlaubt hat, zu unterzeichnen." Natürlich gab man in Brüssel

1) „Dont l'entretien ne constituerait désormais qu'une charge inutile", sagt der Text.

2) Die Sache war schon am 6. Dezember in Paris bekannt; Sebastiani entrüstete sich aber erst am 15. S. Stockmar a. a. O. I, 227 und Werther's Zifferdepeschen vom 19. und 23. Dezember.

nach und schob die Ratification hinaus. Als man jedoch in Paris sah, daß die Mächte weniger nachgiebig denn das kleine Belgien waren, als Casimir Perier, obschon tief verletzt von dem Geheimniß, in das sich die Mächte gehüllt, mehr noch von Englands schroffem Tone, sich rund heraus weigerte, jene Intrigue des Königs, Talleyrand's und Sebastiani's — denn nur sie hatten die ganze Episode in Scene gesetzt [1]) — zu unterstützen, als man sah, daß mit lauten Worten wenig zu gewinnen war, so stimmte man den Ton herab, und die Conferenz war höflich genug, die gewünschten platonischen Zusicherungen betreffs der Souveränetät des neuen Staates, dessen Herrscher Herr im eigenen Hause sein müsse, freundlichst zu ertheilen (23. Januar 1832). Der belgische Gesandte aber in London erhielt ein besonderes Dankschreiben General Sebastiani's wegen seiner Dienste um Erlangung dieser genugthuenden Erklärung.

Unterdeß zeigte sich König Wilhelm keineswegs so nachgiebig als König Leopold und seine Minister. Er protestirte gegen das einseitige Vorgehen der Conferenz, an der sein Vertreter nicht einmal Theil genommen habe, gegen die neuen Grenzbestimmungen, namentlich gegen die den Belgiern gewährte Erlaubniß, Straßen und Canäle durch sein Gebiet zu führen, gegen die Freiheit der Scheldeschiffahrt, gegen die neue Schuldenvertheilung oder doch wenigstens den Zahlungsmodus, ja gegen die Unterzeichnung des Vertrages zwischen den Mächten und Belgien. Die Conferenz wies zwar alle Ansprüche König Wilhelm's zurück; aber der für die Ratification bestimmte Termin, erst der 15., dann der 31. Januar, lief ab, ohne daß die versprochenen Ratificationen der drei Nordostmächte eingetroffen wären. Die Ursache dieser Zögerung der absoluten Höfe, deren Vertreter Anfangs so zuversichtlich die Genehmigung ihrer Souveräne versprochen [2]), war nicht schwer zu finden.

1) S. Stockmar a. a. O. S. 227 und ebenda S. 231 Palmerston's Brief an Stockmar vom 1. Januar 1832.

2) Bülow hatte die Ratification förmlich versprochen; seine Regierung wagte ihn weder Lügen zu strafen, indem sie ihn abberief und dadurch

Man hatte gehofft, König Wilhelm würde nach der mißglückten Schilderhebung vom August wohl ohne weiteres nachgeben und man wollte der Würde eines gekrönten Hauptes Nichts vergeben, wollte den Vertrag, welcher eine Revolution bestätigte, dem König von Holland, einem unabhängigen Fürsten, nicht aufzwingen, hoffte noch immer von Tag zu Tag seine vorherige Zustimmung zu erlangen. Der König von Preußen namentlich ließ Nichts unversucht, um ihn zum Nachgeben zu überreden [1]). Der so Gedrängte aber hörte nicht auf, seine nächsten Verwandten mit Hilfegesuchen zu bestürmen, und Czar Nikolaus, an sich schon übler Laune wegen des Triumphes dieser revolutionären belgischen Sache, die er nicht mehr ungeschehen machen konnte, war gerade jetzt in noch gereizterer Stimmung, weil man in Belgien nicht wenige der flüchtigen polnischen Officiere in's Heer aufgenommen. Der Czar drückte wieder auf seinen Schwiegervater in Berlin; Metternich nahm, wie gewöhnlich, seine gravitätische Miene an und sprach mehr als je von den Principien. Die Vorstellungen der eigenen Bevollmächtigten bei der Conferenz wurden nicht beachtet, womit man denn, wie immer, in Petersburg, Berlin und Wien nur erlangte, daß die verhaßte Freundschaft der Westmächte immer enger wurde. In der That beschlossen Perier und Lord Palmerston sofort, diesen Scrupeln gegenüber einseitig vorzugehen, und tauschten die Ratificationen aus, ohne auf die der Nordostmächte zu warten, ja ohne den Vertretern derselben die derbsten Vorwürfe

die Conferenz sprengte, noch ihn zu bestätigen; so trug er die Ratification wochenlang in der Tasche, sollte sie aber erst dann austauschen, wenn Oesterreich und Rußland dasselbe thäten (s. Erlaß Ancillon's vom 9. Januar 1832). Metternich seinerseits hatte freilich, als er den Abschluß vom 15. November erfuhr, seine üble Laune nicht verbergen können, aber doch erklärt, er sei „résigné à avaler encore ce goujon". (S. Pralormo's Depesche vom 29. November 1831.)

1) S. Werther's Depesche vom 6. Dezember mit Friedrich Wilhelm's III. Randbemerkungen. Er hatte seinem Sohn Albrecht besonderen Auftrag gegeben, seinen Schwiegervater zur Annahme zu drängen.

zu ersparen [1]). Allerdings kam es auch dießmal nicht zu dem förmlichen Schutz- und Trutzbündnisse, mit dem man gedroht [2]); aber Talleyrand, der mit so großer Kunst und durch so viele Klippen hindurch das gebrechliche Schiff des westmächtlichen Einverständnisses gelootst hatte, durfte doch um so unverhohlener triumphiren, je sichtbarer die Eifersucht, die üble Laune und der ohnmächtige Groll der absolutistischen Mächte gegen dieses Einverständniß war: „England und Frankreich vereint zum gleichzeitigen Austausch der Ratificationen, das ist mehr", schrieb er am Tage der Unterzeichnung, „als ich zu hoffen wagte. Jetzt gilt's Geduld haben; das Uebrige wird schon kommen; fordern wir Nichts; frohlocken wir nicht zu sehr ... lassen wir England nicht sehen, daß sein Bündniß mit uns es weiter führt, als es möchte. ... Ich weiß Nichts vom Innern Frankreichs und es sieht mir nicht besonders wohl aus, aber ich weiß, daß nach Außen wir durch das, was wir gethan haben, fortan so gestellt sind, wie der König es nur wünschen konnte." [3])

1) „M. Casimir Perier avait interpellé assez vertement M. le Baron de Werther sur ce qu'il appelait un manque de foi de la part de la Prusse; mais ... rien ne peut égaler l'amertume, on pourrait presque dire la grossièreté des reproches ... que Lord Palmerston a adressés à M. de Bülow. Depesche Pralormo's vom 15. Januar 1832. Damit vergleiche die Sales'sche Depesche vom 4. Januar, aus welcher überzeugend klar hervorgeht, wie Rußland aus lauter Principienreiterei so recht der Urheber der westmächtlichen Allianz ist, die es sich so viel Mühe gibt zu verhindern.

2) Louis Philipp sowohl wie Perier leugneten zwar, daß von einem solchen Bündniß die Rede gewesen (s. Werther's Depesche vom 28. Januar); aber England hatte das französische Anerbieten schon in Berlin mitgetheilt (s. Ancillon's Erlaß vom 30. Januar), und Fürst Lieven meldete dasselbe nach Petersburg (s. Werther's Depesche vom 24. Januar und 7. Februar). Danach hätte Talleyrand, um Palmerston zum Abschluß zu bestimmen, demselben verrathen, der König von Holland habe Frankreich neue Theilungsvorschläge gemacht.

3) Der ganze Brief Talleyrand's findet sich im Turiner Archiv aus Irrthum der Depesche Graf de Sales' vom 31. Januar 1833 beigeheftet. Talleyrand hat nicht die geringste Besorgniß, die Ratification

„Wir haben eine ausgezeichnete Form angenommen", fügte der alte Diplomat hinzu, „indem wir das Protocoll offen gelassen und zwar auf den Vorschlag Rußlands, Oesterreichs und Preußens." Diese waren nun allerdings sehr eifrig, nachzukommen; aber umsonst suchten sie ihren hochmüthigen Collegen im Haag zur gütlichen Unterwerfung zu überreden; umsonst schickte selbst Czar Nikolaus seinen Vertrauten an den eigensinnigen Schwager. Graf Orloff blieb einen Monat am holländischen Hof und verließ ihn unverrichteter-Sache (24. März 1832). Nun verloren endlich auch die drei nordischen Höfe die Geduld und erklärten, sie könnten nur die „Vierundzwanzig" Artikel anerkennen und würden sich, im Falle der König von Holland die durch diese Artikel beschlossene Neutralität Belgiens verletzen sollte, „mit ihren Verbündeten über das geeignete Mittel, sie zu vertheidigen und wiederherzustellen, verständigen". König Wilhelm blieb nichtsdestoweniger fest, vielleicht in der Hoffnung auf neue Verwicklungen, die er zu seinen Gunsten benutzen könnte. Unterdeß brachen, ob mit Vorwissen und Hilfe König Wilhelm's, ist nicht ermittelt, oranistische Bewegungen in den belgischen Provinzen aus, und die belgische Regierung dachte ernstlich an eine Kriegserklärung, um diese in holländischem Interesse angezettelten Unternehmungen bis an ihre wahrscheinliche Quelle zu verfolgen. König Leopold aber wandte sich hilfesuchend nach Frankreich und England, und die Westmächte hielten mit ihrer Meinung nicht zurück. „Wer den Vorwand zum Kriege gibt, wird eo ipso der persönliche Feind Lord Grey's und Casimir Perier's", gab man zu verstehen [1]), und der König von England bat dringend den neuen König von Belgien, diesen Vorwand nicht zu

der anderen Mächte würde nicht nachkommen; und wenn auch, hat nicht Holland achtzig Jahre ohne die Anerkennung Spaniens prosperirt? Dabei jubelt er auch über Lafayette und die Propagandisten: „Cela doit bien étonner et fâcher les petits Messieurs à non-intervention qui crient et criaient à la guerre." Vgl. de Sales' Depesche vom 15. Februar.

1) S. Stockmar a. a. O. I, 246. Brief vom 1. April.

geben, sich nicht zum Kriege hinreißen zu lassen: der König von Holland sei zu offenbar „im Unrecht" und handle wie ein „Verrückter"; Perier erklärte geradezu, „er werde kein weiteres Hinausschleppen mehr dulden" [1]). Da begann man denn doch in Berlin und Wien für den Frieden zu fürchten und besiegte seine legitimistischen Bedenken, indem man (am 18. April) die Ratificationen auswechselte. Am 4. Mai folgte auch der Austausch russischerseits nicht ohne gewisse Vorbehalte rücksichtlich der Scheldeschiffahrt, und eines „gütlichen Einvernehmens" [2]) der beiden Könige, welches in Belgien sehr übel vernommen wurde. Der Vertreter Belgiens in London nahm es auf sich, der öffentlichen Meinung zum Trotz, und indem er seine Vollmachten in ihrem Buchstaben übertrat, jene Ratification Rußlands, ungeachtet der unliebsamen Vorbehalte, anzunehmen. Angesichts des bevorstehenden Sturzes des Whigministeriums schien es ihm mit Recht wichtig, Alles zu beendigen, ehe eine Belgien weniger freundlich gesinnte Verwaltung an's Ruder käme. In der That ward das Ministerium Grey am 7. Mai geschlagen, starb Casimir Perier am 16. desselben Monats, und man konnte in Brüssel von Glück sagen, daß Kaiser Nikolaus nunmehr gebunden war.

Obschon König Wilhelm noch immer seine Unterwerfung verweigerte und seine Hartnäckigkeit sogar noch einmal eine anglo-französische Intervention herbeiführen sollte, konnte vierzehn Tage vor Casimir Perier's frühem Ende die belgische Angelegenheit als abgemacht angesehen werden. Der Ehrlichkeit des französischen Ministers war es wohl hauptsächlich zu danken, wenn diese gefahrenschwangere Verwicklung nicht nur nicht den gefürchteten, im März 1831 fast unvermeidlich scheinenden Krieg über Europa entfesselt, sondern Frankreich die doppelte Genugthuung verschafft hatte, eine gegen es gerichtete Schöpfung von 1815 zu zerstören und in einem

1) S. Stockmar a. a. O. I, 249. Brief vom 3. April und Werther's Depesche vom 20. April.

2) Das „gütliche" (de gré à gré) ward mündlich von dem Vertreter Rußlands beigefügt.

gemeinsamen diplomatischen Feldzug von vierzehn Monaten die Macht an den Tag gelegt zu haben, welche ein aufrichtiges „herzliches Einvernehmen" zwischen den beiden Westmächten in Europa auszuüben im Stande war. Es muß nicht vergessen werden, daß diese Macht im Interesse des Friedens und der Entwicklung repräsentativer Staatseinrichtungen in Europa ausgeübt wurde.

V.

Minder innig war das Verständniß der beiden Regierungen des Westens in der polnischen Angelegenheit. Doch war es auch hier nicht so sehr die Schuld Casimir Perier's, als der Vorurtheile und des Temperaments der französischen Nation, wenn das gemeinsame Vorgehen der beiden Länder oft mehr als wünschenswerth gehemmt und erschwert ward. Während der französische Ministerpräsident, so gut als die englischen Staatsmänner, einsah, daß eine bewaffnete Intervention zu Gunsten Polens weder rechtlich begründet, noch thatsächlich ausführbar war, und deßhalb vorgezogen hätte, keine unnützen Worte zu verlieren, welche, sobald man nicht bereit war, sie mit Thaten zu unterstützen, nur der Würde und dem Ansehen des Staates Eintrag thuen konnten, so drängte die Opposition zum Kriege gegen Rußland und Europa. Leichtsinnig wie immer, wünschte die aufgeregte öffentliche Meinung ihrer Entrüstung und ihrer Theilnahme um jeden Preis Ausdruck zu geben, ohne die Folgen solcher — nothwendigerweise platonischen — Kundgebungen viel zu bedenken. Mit dem ihr geläufigen Sophismus hatte die radicale Partei sofort das Princip der Nichtintervention im Sinne der Intervention gedeutet, und wie sie von Anfang an die Regierung gedrängt hatte, zu Gunsten der aufständischen Belgier gegen ihren gesetzlichen Souverän zu interveniren, so jetzt, namentlich nach der Entsetzung der russischen Dynastie in Warschau, zu Gunsten der empörten Polen. Waren ja doch in ihren Augen die Verträge von 1815, welche Polen

mit Rußland, Belgien mit Holland vereint, nicht bindend, weil sie „gegen Frankreich, gegen die Sache der Völker" abgeschlossen waren. Diese Vorbehalte eines höheren sittlichen Rechtsbewußtseins gegenüber dem bestehenden Rechte wurden aber selbst von ehrlichen und aufrichtigen Männern erhoben, die zu vergessen schienen, wohin solche Grundsätze in der Anwendung führen könnten.

Die Stellung, welche man so der eigenen Regierung bereitete, war um so heikler, als der König der Franzosen mit dem Kaiser von Rußland keineswegs in einem Freundschaftsverhältniß stand, welches den mangelnden Rechtsboden hätte ersetzen können, um Vorstellungen der Menschlichkeit und Milde oder gar Rathschläge der Mäßigung und Klugheit an den erzürnten Fürsten gelangen zu lassen. Die diplomatische Verbindung zwischen den zwei Staaten war ja kaum wiederhergestellt, und es war viel verlangt, daß Louis Philipp sich einer Wiederholung jener unliebsamen Bemerkungen aussetzen sollte, welche die Anerkennung begleitet; man kannte aber im Palais Royal zu gut die augenblickliche Stimmung und die Natur des Czaren, um nicht voraus zu wissen, welcher Antwort man sich von ihm zu gewärtigen habe, wenn man sich in seine Angelegenheiten mischen wolle.

Nichtsdestoweniger hatte Laffitte den gebieterischen Forderungen der Volksstimme mehr noch, als dem Drängen des polnischen Abgesandten Wolicki nachgegeben, indem er an den Thüren aller Höfe anklopfte, um eine gemeinsame Einsprache zu Gunsten Polens zu Wege zu bringen. Lord Palmerston antwortete auf die französischen Vorschläge, was er dem Unterhändler des polnischen Dictators in London, Marquis Wielopolski, geantwortet: er nehme warmen Antheil am Geschicke Polens, bewundere die Tapferkeit der Nation, wünsche wohl auch in seinem Herzen ein Gelingen des kühnen Unternehmens; aber er halte sich durch keinen Vertrag gerechtfertigt, geschweige denn verpflichtet, zu ihren Gunsten zu interveniren. Das Interesse Englands aber sei dabei ganz unbetheiligt, und er habe keineswegs das Recht, englisches Blut und englisches Geld für

eine Sache auszugeben, die England Nichts angehe. Offenbar lag ihm der Gedanke an Irland nahe, zu dessen Hilfe nach einem solchen Präcedenzfalle das benachbarte Frankreich jeden Augenblick hätte herbeieilen können.

Befriedigender war die Aufnahme der französischen Vorschläge in Wien, wenn man anders, wie es nur zu oft der Fall im Palais-Royal war, lieber die schmeichelnde Sprache der Empfindsamkeit, als die rauhe der Wahrheit hörte. Fürst Metternich, treu den Ueberlieferungen der Hofburg, bedauerte aufrichtig, daß Oesterreich in die Theilung Polens eingewilligt, und daß er nicht ein befreundetes Polen, statt eines eifersüchtigen und unbequemen Rußlands zum Nachbar habe; aber während er solche Worte mit dem französischen Gesandten wechselte, ließ er, auch hierin die Ueberlieferungen der Hofburg nicht verläugnend, auf Bitten des unbequemen Nachbars die Grenzen militärisch besetzen, um jeden Zuzug oder Waffentransport nach dem bedrängten Polen zu verhindern, und schloß ein Defensivbündniß mit den beiden andern theilenden Mächten ab, um sich gegenseitig den Besitz ihrer Antheile an Polen zu gewährleisten. Doch weigerte sich Oesterreich trotz Rußlands wiederholtem Drängen, Krakau zu besetzen [1]); so sehr fürchtete es, Frankreich einen Kriegsvorwand zu geben; so hoch ging die Polenbegeisterung im eigenen Lande, namentlich in Ungarn, wo selbst der höchste Adel zum Beistand der Polen drängte [2]). Auch Preußen lieh dem polnischen Aufstande keinerlei Vorschub, rief seinen Consul in Warschau ab, lieferte sogar die in Berlin niedergelegte Reserve der ehemaligen polnischen Regierung ihrem rechtmäßigen Besitzer, dem Czaren, aus; aber seine Worte entsprachen vollständig diesem Verfahren, und die französische Diplomatie konnte wenigstens nicht darüber klagen,

1) S. Pralormo's Depesche vom 15. April (A. T.). Damit vergl. die vom 9. Oktober, wonach auch Preußen aus Furcht, Frankreich einen Kriegsvorwand zu geben, Krakau trotz der Gebietsverletzung durch die Polen, nicht besetzen wollte und Oesterreich beschwor, es nicht zu thun, so daß Rußland es thun mußte.

2) S. Pralormo's Depesche vom 21. Juni.

daß man ihr in Berlin unklaren Wein eingeschenkt. So begnügte man sich denn in Paris dem neuen Botschafter in St. Petersburg, Herzog v. Mortemart, Instructionen im Sinne einer allgemeinen, unbestimmten Fürsprache für Polen zu ertheilen.

Indeß zog Feldmarschall Diebitsch an der Spitze von 120,000 Mann gegen Warschau, um das empörte Land dem enthronten Fürsten wieder zu entwerfen. Ihm stand eine polnische Armee von 70,000 Mann, dem Namen nach unter Fürst Radziwil, der That nach unter General Chlopicki gegenüber, welcher, den kaum erfahrenen Undank schnell vergessend, in's Lager geeilt war. Die blutigen Schlachten von Grochow und Praga, vor den Thoren Warschau's (19. und 25. Februar) belehrten Rußland und die Welt über die Widerstandsfähigkeit und den Heldenmuth des aufständischen Heeres, welches, wenn auch nicht siegreich, so doch auch nicht besiegt aus dem furchtbaren, fast zehntägigen Kampfe hervorgegangen war. Jedenfalls benutzten die Russen die erfochtenen Vortheile nicht; denn Diebitsch ließ ein Beobachtungscorps vor der polnischen Hauptstadt zurück und bezog in der Erwartung des Frühlings und neuer Verstärkungen ein Lager bei Siennica. Der neue polnische Oberbefehlshaber, General Skrzynecki, der sich in jenen mörderischen Kämpfen besonders hervorgethan, benutzte diese gezwungene Waffenruhe zu neuen Unterhandlungen, natürlich umsonst, denn Diebitsch mußte den Widerruf der Entthronung des Hauses Romanoff als Grundlage jeder Verständigung fordern und grade diesen vermochte Skrzynecki von dem Reichstage nicht zu erlangen. So wurde denn, kurz nach Casimir Perier's Uebernahme der Regierung, der aussichtslose Krieg von Neuem begonnen und zwar, trotz dieser Aussichtslosigkeit, mit dem besten Erfolge Seitens der Polen, wenigstens im Beginn des Feldzugs. Doch entsprachen diesem Vortheile der Hauptarmee unter Skrzynecki, welcher den Russen am 9. April eine empfindliche Niederlage beigebracht hatte, die Erfolge im Süden und an der Ostgrenze keineswegs. Man hatte auf den Aufstand der ehemals polnischen Provinzen, Litthauen, Wol-

hynien, Podolien und Ukräne gerechnet, und sie rührten sich nicht, um den bedrängten Brüdern des Königreichs zu Hilfe zu kommen. Schwache Versuche wurden im Entstehen erstickt. Umsonst suchten zwei polnische Armeecorps in Wolhynien einzudringen, um es zu revolutioniren: sie wurden beide von den Russen geworfen, das eine, 4000 Mann starke unter Dwernicki, ward sogar über die galizische Grenze gedrängt, wo die österreichischen Behörden es sofort entwaffneten. Die wenigen Unterthanen jener Provinzen, welche für Polen gewirkt, mußten ebenfalls in Oesterreich eine Zufluchtsstätte suchen. Auch im Norden blieb das Kriegsglück den Polen nicht getreu. Nach der mörderischen aber unentschiedenen Schlacht bei Ostrolenka (26. Mai) hatte sich Skrzynecki mit dem Gros wieder gegen Warschau zurückgezogen, während eine Division nach Posen geflüchtet und dort entwaffnet worden war. Diebitsch's Lauheit in der Verfolgung erregte großes Mißfallen in St. Petersburg. Der kaiserliche Vertraute, Graf Orloff, ward in's Hauptquartier geschickt, um ihm die Ernennung seines Nachfolgers Graf Paskiewitsch anzuzeigen [1]). Er fand den Feldmarschall auf den Tod erkrankt. Nur das furchtbare Uebel, dem er unterliegen sollte, und das grade jetzt seinen unheimlichen ersten Zug durch Europa begann, hatte die Vernichtung Polens und seiner Armee verhindert. Der Tod ereilte den russischen Oberbefehlshaber am 10. Juni. Am 27. raffte die Cholera auch den Großfürsten Constantin hinweg.

Mittlerweile aber waren die finanziellen Kräfte Polens ebenso erschöpft, wie die militärischen, und so wie die auf die Provinzen gesetzten Hoffnungen enttäuscht worden, so die auf das Ausland. Die Türkei und Schweden wußten so wenig von der Verlegenheit Rußlands Nutzen zu ziehen, als Oesterreich, das lange mit den Häuptern der Bewegung geliebäugelt, dessen Erzherzog Karl man Hoffnung auf die polnische Krone gemacht, und als Preußen, dem man einen Augenblick in Warschau sich in die Arme zu werfen gedacht, wenn es Polen eine Ver-

1) S. Depesche Pralormo's vom 12. Juni (A. T.).

fassung bewilligen wolle [1]). England und Frankreich aber waren fern. Die polnischen Comités, welche sich in London und Paris gebildet hatten, bestürmten umsonst Kammern und Regierung mit ihren Petitionen und Aufrufen, welchen gewichtige Stimmen, wie die Lafayette's im gesetzgebenden Körper, laute Zusammenrottungen und lärmende Kundgebungen in der Straße zu Hilfe kamen. Noch einmal gab zwar die Regierung im Palais-Royal nach und suchte gegen Casimir Perier's Willen und trotz aller Gegenvorstellungen Pozzo's [2]) eine sogenannte moralische Intervention in Scene zu setzen, die, nachdem sie dem Fürsten Metternich, der schon den Krieg unvermeidlich daraus entstehen sah, schlimme Stunden bereitet [3]), natürlich in St. Petersburg zurückgewiesen wurde. Nesselrode sprach (9. Juni) unumwunden „sein Erstaunen und sein Bedauern" aus, daß die Regierung Casimir Perier's, nachdem sie bis Mitte Mai immer erklärt habe, sie wolle sich durchaus und in keiner Weise in die polnische Angelegenheit mischen, nun in drei Tagen ihre Meinung gewechselt habe. Auch der Czar wünsche die Beendigung des Aufstandes; wenn aber Frankreich dazu beitragen wolle, so solle es sich an die Angreifer wenden.

1) S. „Aus dem Leben des Generals H. v. Brandt", Bd. II, S. 132, wo ein für, wenn auch nicht an Gneisenau geschriebener Brief Lubienski's selber von Mitte Juli mitgetheilt ist. Darin heißt es wörtlich: „A mon avis il n'y a de salut pour nous que si nous sommes sous une bonne constitution au royaume de Prusse (sic); nous serions trop grands pour craindre que la Prusse nous asservisse (sic) et c'est le seul moyen que nous avons de toucher à la mer. Le projet qui germe et que beaucoup de personnes approuvent déjà, peut réussir ou non."

2) S. Depesche de Sales' vom 12. Juli (A. T.).

3) S. Pralormo's Depesche vom 30. Juni (A. T.). Er wollte deßhalb den Schritt Frankreichs um jeden Preis geheim halten, denn er schien ihm de nature à amener la guerre en Août, si Varsovie n'est pas pris en Juillet. — Metternich fand nicht mit Unrecht, das Alles sei „un verbiage inutile destiné uniquement à motiver quelque phrase du discours de la couronne et à capter au Roi et au ministère un peu de popularité" (s. Depesche Pralormo's vom 26. Juli), was übrigens Perier selber gerne zugab.

Selbst nach diesem Mißerfolg bemühte man sich französischerseits noch immer, England und Preußen zu einem Schritte zu Gunsten Polens im Sinne der Erhaltung seiner „politischen und nationalen" Existenz zu bewegen [1]). Lord Palmerston antwortete auf Perier's Anliegen, wie er auf Laffitte's geantwortet hatte: eine Vermittelung müsse auf eine Abweisung in St. Petersburg stoßen, in welchem Falle sie, um irgend wirksam zu sein, durch die That unterstützt werden müsse. Nichts berechtige den König von England zu einem solchen Verfahren „gegen einen Fürsten, dessen Rechte unbestreitbar seien". Uebrigens werde England, sobald der Augenblick dazu gekommen sei, womit man in London offenbar den Zeitpunkt der völligen Unterwerfung Polens meinte, in St. Petersburg seine Stimme für Erhaltung der 1815 gegründeten nationalen Existenz Polens erheben. Dagegen hatte England selber die Initiative ergriffen, um Oesterreich seine Pflichten der Neutralität bei Gelegenheit der Festnehmung und Internirung Dwernicki's in's Gedächtniß zu rufen, und Frankreich hatte sich diesem Schritte ebenso beeifert angeschlossen, wie es kurz zuvor England ihm gegenüber gethan, als es in der Hofburg die Entlassung einiger italienischer Gefangenen forderte. Doch Rußland gegenüber, als einem nur innerhalb seiner Grenzen handelnden Staate, hielt sich England nicht berechtigt, seine Stimme zu erheben; auch Preußen antwortete in demselben Sinne, und in der That hatte Graf Nesselrode, ohne die Antwort beider Mächte auf den französischen Vorschlag abzuwarten, rund heraus erklärt (Note vom 5. August), der Kaiser „sei äußerst unangenehm von der Erneuerung der Schritte Frankreichs berührt worden, nach all' den stattgehabten Erklärungen. Es könne daraus nur eine Gereiztheit zwischen den beiden Mächten entstehen, die allen ihren Interessen zuwiderlaufe. Der Kaiser könne nicht, ohne sich selbst und seinen Pflichten gegen seine Unterthanen zu vergeben, irgend Jemand das Recht oder auch nur die Möglichkeit zugestehen, sich in die inneren Angelegenheiten seines

1) Note vom 20. Juni. Vgl. Depesche Arnim's vom 12. Juli.

Landes zu mischen. Der Kaiser habe die Vermittelung keiner fremden Regierung angerufen und werde sie nicht anrufen; denn er hoffe mit seinen eigenen Mitteln Polen zu pacificiren; und er bäte ein für alle Mal die französische Regierung auf alle und jede Art von Vermittelungsvorschlägen zu verzichten". Graf Nesselrode fügte nicht ohne Schadenfreude hinzu: „Wenn der König der Franzosen geglaubt hätte, den Kammern ankündigen zu können, daß er nach Anbietung seiner Vermittelung, auch die der andern Großmächte angeregt habe, so hätten seine Minister sich wenige Tage nachher in der Nothwendigkeit befunden, zu gestehen, daß diese Schritte in London sowohl, wie in Wien und Berlin an der loyalen Politik dieser Cabinette gescheitert wären." [1])

An solchen Widersprüchen der französischen Politik war des Königs Popularitätsbedürfniß vielleicht noch mehr schuld, als Soult's und Sebastiani's Jugendgewohnheiten aus der Kaiserzeit. Zwar stand er nie an, zuweilen selbst auf Kosten seiner Würde solche schwache Stunden in Vergessenheit zu bringen, sobald Perier ihm entschieden erklärte, er könne die Verantwortlichkeit dafür nicht übernehmen, oder wenn Baron Louis in seiner ironischen Weise ausrief: „Will man den Krieg, so mache man erst Assignate." Aber es war etwas spät, wenn er seinen Sohn und Thronfolger zwang, sich bei Casimir Perier über seine unvorsichtigen Aeußerungen im Sinne eines Krieges für Polen zu entschuldigen, oder wenn er Pozzo di Borgo nach seiner Thronrede vom 24. Juli beschönigend zuraunte: „Wenn ich übel gesprochen habe, so werden Sie mir jedenfalls nicht vorwerfen können, daß ich schlecht gehandelt." Wußte man doch, daß er täglich mit den Män-

1) S. Pralormo's Depesche vom 4. September. Vgl. damit de Sales' Depesche vom 1. August, worin er dieselbe Antwort in noch schärferer Version nach Pozzo's Erzählung mittheilt; danach hatte Nesselrode zu dem Herzog v. Mortemart sehr ernst gesagt: „Je vous prie, mon cher Duc, que ce soit la dernière fois que vous nous faites de pareilles observations ... car nous voulons être maitres chez nous." Aehnliches meldet Mse Pareto's Depesche aus Petersburg vom 15./3. Juni (A. T.).

nern der Opposition, vor Allem mit Laffitte, verkehrte, der sich leichtsinnig-großsprecherisch wie immer rühmte: „wenn man ihn und Pozzo nach Petersburg senden wollte, so würden sie Alles in vierundzwanzig Stunden in's Reine bringen", dann wieder von dem Kriege als von einer Bagatelle sprach [1]).

So war denn Polen wiederum auf sich allein angewiesen; aber schon hatten die inneren Uebel, die von Anfang an an ihm zehrten, so um sich gegriffen, daß der Widerstand unmöglich wurde. Nicht allein die Bevölkerung, auch der Reichstag, nicht nur die Regierung, auch die Armee war in sich getheilt, eine Beute der Indisciplin, der Intriguen; die Nähe Warschau's aber und seiner revolutionären Clubs konnten nur demoralisirend auf die Wenigen wirken, welche noch unter der Fahne das Gefühl der Pflicht und der Subordination bewahrt hatten. Der Obergeneral, dessen Muth und Redlichkeit bis jetzt Niemand zu beargwöhnen gewagt, wenn auch sein Feldherrntalent vielfach in Frage gezogen wurde, ward der Gegenstand niedrigster Verläumdung. Sein Zögern, veranlaßt durch den Aufruf zur allgemeinen Volkserhebung, die nothwendige Organisation der neuen Recruten und die Rathschläge Frankreichs, jede Entscheidungsschlacht aufzuschieben, um den Ausgang seiner Vermittelung abzuwarten [2]), wurde als Verrath gedeutet. Der Reichstag, ohne bis zur ungestüm geforderten Absetzung zu gehen, ordnete den General einem Ausschuß unter, der ihn bald lähmte, bald unbedacht vorwärts trieb. Die Unzufriedenheit griff in den Reihen der Armee um sich; bald wurde Skrzynecki auf Antrag seiner Offiziere und einer Untersuchungscommission wirklich abgesetzt; die unbefehligte Armee — kein General hatte den Oberbefehl übernehmen wollen — zog sich langsam nach Warschau zurück, wo indeß der Aufstand tobte, die aufgeregte Menge die Be-

1) S. de Sales' Depesche vom 29. Juli (A. T.).

2) Brief Flahault's, des französischen Gesandten in Berlin, vom 30. Juni an die polnische Regierung.

strafung der Verräther forderte, während die Regierung durch Fürst Czartoryski's Mund sie zu beruhigen suchte. Umsonst. Das Schloß ward gestürmt, die des Verraths beschuldigten Gefangenen niedergemetzelt, verstümmelt, ihre Leichen — nicht weniger als vierzig — an die Laternen gehängt. Die rathlose Regierung wußte nichts Besseres zu thun, als ihre Entlassung einzureichen, und die Blutscenen erneuerten sich des anderen Tags mit unermüdeter Grausamkeit (15. und 16. August). Eine neue Regierung zeigte nicht mehr Energie, als die gestürzte. General Krukowiecki, der an der Spitze stand, überlieferte wohl einige der Mörder, natürlich nicht die Rädelsführer, der Militärjustiz, zugleich aber entsetzte er General Dembinski, der sich endlich hatte bereit finden lassen, Skrzynecki an der Spitze der Armee zu ersetzen. Für die Verproviantirung der Stadt, der sich die russische Armee, unter Paskiewitsch's Führung, immer mehr näherte, geschah Nichts: doch ward ein Corps von 20,000 Mann unter Ramorino auf das rechte Weichselufer geschickt, um die Verbindungen und dadurch die Einfuhr der Lebensmittel zu wahren. Der so auf 34,000 Mann verminderten polnischen Armee, welche die Hilfe der Nationalgarde mehr hinderte als förderte, standen Ende August 70,000 Russen mit 386 Stück Geschütz gegenüber. Noch einmal wurde der friedliche Weg der Unterhandlungen betreten; Paskiewitsch bot im Namen des Czar vollständigen Pardon für alle Polen, Aufrechterhaltung des Königreichs und seiner Verfassung, ja selbst die gefahrvolle Existenz eines gesonderten polnischen Armeecorps, Gewährung aller polnischen Forderungen mit Ausnahme der Annexion der alten Provinzen an's Königreich und der Amnestie für die russischen Unterthanen, welche am Aufstand Theil genommen [1]). Die Regierung verwarf diese Forderungen, und der ungleiche Kampf begann am 6. September mit einem entscheidenden

1) Schon am 5. September war Zamoïski, nach Rücksprache mit Metternich und dem russischen Botschafter in Wien, Tatistcheff, in's Hauptquartier zu Paskiewitsch gereist, wo er aber zu spät ankam. S. Depesche Pralormo's vom 6. September (A. T.).

Vortheil für die Russen, welche sich Wola's, des Schlüssels von Warschau, bemächtigten. Noch einmal nahm es der Chef der polnischen Regierung, General Krukowiecki, auf sich, in Unterhandlungen zu treten und noch einmal bot Marschall Paskiewitsch, am 7. September, volle Amnestie für die Polen, Aufrechterhaltung des Königreichs unter dem Scepter des Hauses Romanoff. Der Reichstag vermochte sich nicht über die Annahme zu einigen, und der Waffenstillstand verlief, ohne daß ein Beschluß gefaßt worden; alle Mitglieder der Regierung, Krukowiecki selber, reichten ihre Entlassung ein, die nicht angenommen wurde; und der General erhielt jetzt endlich, nachdem die Russen sich schon in mörderischem Kampfe aller wichtigen Außenwerke bemächtigt, Vollmacht, die russischen Bedingungen anzunehmen. Es war zu spät. Graf Paskiewitsch konnte, mitten im Siegestaumel und der Kampfeswuth seiner Armee nach so furchtbaren Opfern, nicht mehr bieten, was er Tags zuvor geboten hatte. Er mußte Ergebung auf Gnade oder Ungnade verlangen. Krukowiecki wandte sich im Namen der polnischen Nation an das „väterliche Herz" Kaiser Nicolaus' und versprach Ergebung gegen Gewährleistung eines allgemeinen Pardons. Noch war die Antwort nicht aus dem russischen Lager zurückgekommen, als Krukowiecki auch schon seines Amtes entsetzt war und Paskiewitsch's Unterhändler sich einem neuen Regierungspräsidenten gegenüber sah. Es blieb Nichts übrig, als die bedingungslose Unterwerfung, und am Abend des 8. September konnte Paskiewitsch seinem Herrn melden: „Sire, Warschau liegt zu Ihren Füßen." Die polnische Armee zog sich zurück. Nach einigen fruchtlosen Versuchen, den Kampf wieder aufzunehmen, ward sie theils auf österreichisches, theils auf preußisches Gebiet gedrängt, wo sie entwaffnet wurde. Die Bemühungen Preußens, von Rußland eine Amnestie zu erlangen, schlugen fehl [1]): man zog in St. Petersburg vor, eine vollständige, wohlorganisirte, ungeduldige Armee von Flüchtlingen in Frankreich zu wissen [2]).

1) Brandt a. a. O. II, 161 ff.

2) Nach Frankreich allein wurden bis zum 16. Februar 1832 1039 polnische Offiziere befördert.

Die Nachricht vom Falle Warschau's gelangte am 16. September nach Paris, wo man sie zu verheimlichen suchte, bis das russische Gesandtschaftshôtel in Vertheidigungsstand gebracht sei[1]), und erregte hier, wie in Deutschland, die allgemeinste und tiefste Theilnahme. Die Worte, mit denen General Sebastiani die Mittheilung an die Kammer schloß: „Die Ruhe herrscht in Warschau", klangen der tiefergriffenen Versammlung wie Hohn. Mauguin, der Sprecher der Pariser Meinung, forderte Rechenschaft; doch, als die Minister sich bereit erklärten, sie zu geben, verschob er seine Interpellation um drei Tage. Unterdeß wogten und tobten Volksdemonstrationen aller Art auf den Straßen. Leidenschaftliche Anklagen gegen die Minister wurden erhoben; ja, es kam zu persönlichen Beleidigungen: Casimir Perier's und Sebastiani's Wagen wurde auf dem Vendômeplatz angehalten; der Premier begegnete der wüthenden Menge, die ihm mit der Laterne drohte, furchtlos; seine Festigkeit imponirte dem leichtbeweglichen Volke, aber man sah, was aus alledem werden konnte[2]). Ueberall, auf Theatern und Plätzen declamirten die Jünglinge Barthélemy's „Nemesis":

„Noble sœur! Varsovie! elle est morte pour nous,
. . . . . .
Sans un mot de la France, un adieu d'amitié!
Cachons nous, cachons nous, nous sommes des infâmes."

Umzüge und Lärmen, endlich sogar bewaffneter Aufstand hielten Paris in Gährung: man hätte glauben sollen, Casimir Perier habe die Polen ihren Drängern ausgeliefert. Dieser wich keinen Finger breit zurück; laut erklärte er (Kammersitzung vom 21. September): „Unser System ist die Erhaltung des Friedens unter allen Vorbehalten der Sicherheit und Würde Frankreichs, auf die wir eifersüchtiger sind als irgendwer; es ist der erklärteste Widerwille gegen jede Art von Propaganda, es ist eine wohlwollende Vermittlung für alle Unglücklichen, aber mit allen den Rücksichten, welche die Achtung

1) S. de Sales' Depesche vom 16. September (A. T.).
2) S. d'Alton Shée, Mémoires (Revue moderne) XLV, 821.

vor den Rechten Anderer und vor den Verträgen gebietet." In der That machte die Opposition den Minister für das Schicksal Polens verantwortlich, und als er mit leichter Beweisführung diese Anschuldigung widerlegt, wagte sie, ihn der künstlichen Anfachung der Straßenunruhen anzuklagen, denen er selbst beinahe zum Opfer gefallen wäre, aus denen ihn nur sein persönlicher Muth gerettet. Dieser Wahnsinn des Parteigeistes ernüchterte indeß die parlamentarische Versammlung, und mit 221 gegen 136 Stimmen erklärte sie sich „befriedigt mit den Erklärungen, welche die Minister über die äußeren Angelegenheiten gegeben, und vertrauend in ihren Eifer, die Würde Frankreichs zu wahren". Dem edleren Elemente in dieser Aufregung trug die Regierung selber Rechnung, indem sie bald darauf die Bewilligung von Unterstützungsgeldern für die polnischen und anderen Flüchtlinge verlangte (Oktober), trotz der Gefahr für die Ordnung, welche aus der Gegenwart so vieler, zu gezwungenem Müßiggang verdammter, ihrer Lebensordnung entrissener leidenschaftlich oder schmerzlich erregter Menschen in der Hauptstadt erwachsen, trotz der unliebsamen Verwickelungen mit den anderen Regierungen, welche diese Art Prämie auf die Rebellion im Gefolge haben mußte. Diesen Eindruck bei den fremden Cabinetten wenigstens einigermaßen abzuschwächen, betonte Perier der Opposition gegenüber, welche, wie er sich ausdrückte, allen Revolutionen ein „Conto-Current" zu eröffnen wünschte, den rein menschlichen Character der Maßregel, und that so dem großmüthig-ritterlichen Bedürfniß der Nation Genüge, ohne sich von ihrem Leichtsinn und ihrer nervösen Empfindsamkeit zu unberechtigten und gefährlichen Schritten hinreißen zu lassen. Immerhin blieb „die Verstärkung der revolutionären Banden von Paris durch diese braven und tapferen Männer", welche dem Verderben entronnen waren, eine große Gefahr für die Ordnung Frankreichs und die Ruhe Europa's [1]).

1) Diese Worte leiht Pralormo's Depesche vom 9. Oktober dem Könige von Preußen.

Ein letzter Versuch Frankreichs, jetzt zu Gunsten Polens in Petersburg zu interveniren und dem Czaren Milde anzuempfehlen, hatte das Schicksal aller früheren. Oesterreich, Preußen, England zeigten sich voller Menschlichkeit gegen die Flüchtlinge, deren keiner ausgeliefert wurde; aber Ancillon antwortete im Sinne aller Mächte, als er auf Sebastiani's Drängen, der die Verträge von 1815 für die Unabhängigkeit Polens anrufen zu können glaubte, erwiederte: „Ehe man die Verträge anruft, muß man die Rechte prüfen." [1]) Das Recht aber, das geschriebene, sprach für die absolute Freiheit Rußlands Polen gegenüber.

VI.

Während die Regierung Casimir Perier's so in den von seinen Vorgängern verfahrenen Angelegenheiten wieder gut zu machen suchte, was noch gut gemacht werden konnte, während sie das gestörte „herzliche Einvernehmen" mit England immer wieder herzustellen bemüht war und dadurch das Uebergewicht des constitutionellen Westens in Europa befestigte, während sie an der Grenze des Landes das französische Interesse mit dem allgemeinen Interesse zu versöhnen, in der Sache des fernen Volkes aber, das heldenmüthig für eine Idee stritt, deren Verwirklichung es selber immer wieder unmöglich machte, der Sympathie Frankreichs Ausdruck zu geben wußte, ohne dessen Frieden auf's Spiel zu setzen, zeigte sie in Italien, wie kurz zuvor in Portugal, daß sie auch energisch und rasch zu handeln verstehe, wo die Umstände es erlaubten, die Ehre Frankreichs und seine Machtstellung es erforderten.

Kaum hatten sich im Juli die österreichischen Truppen aus dem Kirchenstaat zurückgezogen, als sich auch die Bürgerwehr in den Städten der Legationen, Umbriens und der Marken wieder bildeten. Die Curie hatte natürlich die ihr von den

1) S. Pralormo's Depesche vom 15. November 1831 (A. T.). Damit stimmt Gentz' Memorandum überein.

Mächten abgezwungenen Versprechungen wieder nicht gehalten; ihre Zugeständnisse waren ohne irgend welche Bedeutung: die Oeffentlichkeit der Rechtspflege, die Wahl der Gemeinderäthe, die Herstellung eines Laienstaatsrathes wurden keineswegs eingeführt, und die Dinge blieben beim Alten [1]). Die Provinzen antworteten in italienischer Weise stillschweigend, indem sie sich gegen den Rath des französischen Botschafters weigerten, die Steuern zu zahlen, die päpstlichen Farben anzunehmen. In Rom, wo man, Dank einer Anleihe von drei Millionen Scudi, eine neue Armee angeworben hatte, auf die man sich besser verlassen zu können glaubte, als auf die früheren Schlüsseltruppen, in Rom dachte man dießmal die Widerstrebenden selber zur Vernunft zu bringen, wozu die Mächte im Voraus ihre beeiferte Einwilligung gaben [2]). Die neuen Truppen — verwilderte Miethlinge aller Nationen, ohne jede Disciplin noch Kriegstüchtigkeit — zogen in Rimini ein, wo sie durch Unarten und Rohheiten aller Art nur zu deutlich zu verstehen gaben, wessen sie fähig waren. Zugleich kündigte, dem getroffenen Abkommen gemäß [3]), der Cardinal-Staatssecretär diesen Entschluß der Curie den Vertretern der vier festländischen Mächte in Rom an (10. Januar 1832), und schon am zweitfolgenden Tage erhielt er die billigenden Antworten der Vertreter Europa's: die des französischen Botschafters, Grafen v. Saint-Aulaire, hätte man wohl in Paris weniger lebhaft gewünscht. Ehe man jedoch zur Anwendung der Gewalt schritt, wurden die Bürgerwehren der Romagna aufgefordert, sich freiwillig aufzulösen. Statt aller Antwort vereinigten sich die Bürger der verschiedenen Städte und marschirten, 1800 Mann hoch, mit drei Kanonen gegen

1) S. die Edicte vom 5. Juli, 5. und 31. Oktober, 4. und 5. November 1831 bei Guizot, Mémoires II, 436—446, der einen interessanten Brief Rossi's vom 10. April 1832, über die Bedeutungslosigkeit jener Reformen, ebenda S. 446—452 gibt.

2) S. Nicomede Bianchi a. a. O. III, 99.

3) S. Depeschen Pralormo's vom 23. Dezember, Crosa's vom 29. Dezember, Nicomede Bianchi a. a. O. III, 99.

die päpstlichen Truppen, von denen sie am 20. Januar bei Cesena, trotz tapferen Widerstandes, geworfen wurden. Cesena und Forlì öffneten ihre Thore, ohne deßhalb ihrem Schicksale zu entgehen; Plünderung und Nothzucht, Mord, ja Kirchenfrevel aller Art, bezeichneten den Einzug der Truppen des heiligen Vaters. Aehnlich erging es Ravenna. Nur Bologna hielt fest, und Cardinal Albani, welcher sich im päpstlichen Lager befand, rief, wie im Voraus ausgemacht worden, die Hilfe der naheſtehenden Oesterreicher an, welche denn auch am 28. Januar, unter den Befehlen des Marschall Radetzki, in der Hauptstadt der Legationen einzogen, und die Bologneser athmeten fast auf, als sie sich so vor dem Loose Forlì's und Cesena's bewahrt sahen. Ja, die Einwohner dieser Städte beneideten sie um diese Schutzwache, und bald standen die Oesterreicher wieder in all den Stellungen, welche sie am 15. Juli 1831 auf die dringenden Vorstellungen Frankreichs verlassen hatten.

Wie befriedigend auch diese Besetzung thatsächlich sein mochte und obschon Metternich nicht mit Unrecht in Paris erklärte: „wenn der Kaiser dem Hilferuf des Papstes Folge leistet, thue er nichts Anderes, als was Frankreich in Belgien der Londoner Conferenz in's Gesicht gethan habe“ [1]), vor dem Völkerrecht, im Interesse des französischen Einflusses, ja der Würde Frankreichs, welches noch vor sechs Monaten auf der Räumung bestanden hatte, konnte sie in Paris um so weniger geduldet werden, als man in Wien versprochen hatte, nicht ohne Einvernehmen mit Frankreich vorzugehen [2]), und Perier die

1) S. Droysen a. a. O. S. 677.

2) Metternich hatte zwar das Recht Frankreichs zu einer Theilnahme an der Intervention bestritten; indessen „pour donner à M. C. Perier une preuve de son estime et du désir sincère de lui faciliter la tâche pénible dont il se trouve chargé“, hatte er selber förmlichst vorgeschlagen, Frankreich solle zwei Fregatten mit Landungstruppen im adriatischen Meere kreuzen lassen, die ihre Bewegungen mit denen des österreichischen Geschwaders zu combiniren hätten. Sollte der Aufstand lange dauern, so schlug der Staatskanzler vor, daß die Landung der französischen

Mächte über seine Absichten nicht im Dunkeln gelassen hatte [1]). Kaum war der Einzug der Oesterreicher in Paris bekannt, als ein kleines Geschwader, unter den Befehlen des Linienscapitäns Gallois, Befehl erhielt, Toulon mit einem Regiment Landtruppen und zwei Batterien zu verlassen. Am 7. Februar [2]) verließ der Capitän Gallois Toulon, um sich nach dem Hafen von Ancona zu begeben, wo er die Befehle des Botschafters abzuwarten hatte, welche ihm General Cubières, der zu Land nach Rom reiste, nachdem er sich mit dem Grafen Saint-Aulaire verständigt, überbringen würde. Schon am 22. Februar ankerte die kleine Flotte vor Ancona, wo der Abgesandte des Botschafters noch nicht angelangt war. Die Oesterreicher, hieß es, ständen nur zwei Tagemärsche entfernt und würden die Stadt besetzen können, ehe die französischen Truppen ihre Landung bewerkstelligt, wenn Diese Zeit verlören. So wurde die augenblickliche Landung beschlossen. In der Nacht bemächtigt sich das französische Regiment der Stadt, indem es die Schildwachen überrumpelt, die Thore einschlägt, und am andern Tage versteht sich der päpstliche Commandant der Citadelle dazu, die Besetzung derselben mit den Eindringlingen zu theilen [3]). Eine

Truppen mit General Radetzki verabredet werde, unter dessen Commando sie sich stellen würden. S. Werther's Depesche vom 2. Februar.

1) S. bei Nicomede Bianchi a. a. O. III, 100 und in Werther's Depesche vom 19. Januar, Perier's Erklärungen vom 13. und 16. Januar. Schon am 29. Dezember hatte er diese seine Absicht den um ihn versammelten Vertretern der vier Großmächte mitgetheilt. S. Werther's Depesche vom 30. Dezember.

2) Alles war vorhergesehen und vorbereitet: denn Telegramme von Bologna nach Paris und von Paris nach Toulon mußten damals oft mehrere Tage in Anspruch nehmen, so daß keine Stunde für die Vorbereitung geblieben wäre.

3) Ohne uns hier gerade auf eine Kritik der zeitgenössischen Schriftsteller einzulassen, mag doch erwähnt sein, wie leichtsinnig Reuchlin in Darstellung dieser Verhältnisse (a. a. O. I, 238 ff.) verfahren ist, offenbar nur um zu zeigen, daß „die Minister Louis Philipp's nicht zu viel wagten" und „lauter Wind" machten. Er setzt die Landung in Ancona auf den 22. März (statt 22. Februar), wodurch dann der Notenwechsel vom 3. und 5. März zwischen Cardinal Bernetti und Graf Saint-

Proclamation, welche an die Sprache General Bonaparte's erinnerte, verkündete den Anconitanern, daß Frankreich gekommen sei, die Sache der Völker gegen den Despotismus zu führen und Oesterreich, welches „unter lügnerischen Versprechungen" seine „alten und ewigen Vergrößerungsabsichten verfolge", aufzuhalten. Doch empfahl sie Milde und Schonung, „damit die Freiheit nicht mit den Attributen der Eumeniden erscheine" [1]).

Die Wirkung in Europa war eine ungeheuere. Niemand hatte geglaubt, Frankreich werde mit seiner Drohung Ernst machen [2]). Der Herzog von Wellington erhob die heftigsten Anklagen gegen die Whiggistische Regierung, welche „dem herzlichen Einvernehmen die Unabhängigkeit des heiligen Vaters opfere und Italien dem Ehrgeiz Frankreichs ausliefere". Fürst Metternich erklärte: „Dieß sei eine europäische Angelegenheit, alle Cabinette hätten das gleiche Interesse in den Fragen, welche diese dreiste Verletzung des Völkerrechts aufwürfe." Er wandte sich sofort an die Mächte, sie über ihre voraussichtliche Haltung im Kriegsfalle zu befragen. Der Czar versprach unter allen Umständen, Oesterreich beizustehen und gab seinem Botschafter in Paris den Befehl, seinen Posten zu verlassen, wenn der österreichische Botschafter es thäte [3]). Ancillon erklärte das Vorgehen Frankreichs für ein „schweres Vergehen gegen das

Aulaire, als der Landung in Ancona, ja sogar der Abfahrt von Toulon, vorhergegangen erscheint; die Worte Gregor's: „einer vollendeten Thatsache habe man Nichts entgegenzusetzen", werden einfach in's Futurum gesetzt: „werde man Nichts entgegenzusetzen haben". Daß Perier Befehl gegeben hatte, trotz des Widerstandes der Curie die Truppen landen zu lassen, wenn bei ihrer Ankunft vor Ancona die Oesterreicher die Romagna noch nicht verlassen hätten, sagte er ausdrücklich schon am 26. Februar zu Werther.

1) Die merkwürdige Proclamation (s. Nicomede Bianchi a. a. O. III, 109 u. 110) kam durch Cubière's Einschreiten nicht zum Anschlag in den Straßen, wurde aber sofort an alle Höfe geschickt.

2) S. u. A. Depesche Pralormo's vom 10. Februar.

3) Depeschen Pralormo's vom 19. April und de Sales' vom 15. April (A. T.).

Völkerrecht", für einen Streich des Uebermuthes (incartade), der nur in der Geschichte Bonaparte's seines Gleichen fände, glaubte aber dessenungeachtet, daß Preußen neutral bleiben müßte, so lange der Krieg sich auf Italien beschränkte; überschreite er die Grenze, so werde es vor Allem sein Interesse in Betracht ziehen [1]). Palmerston verbarg seine üble Laune und antwortete kurz, er könne Frankreichs Vorgehen nur billigen und sei im Voraus davon unterrichtet gewesen.

Cardinal Bernetti, der noch am 1. Februar das Gesuch Frankreichs, mit der Einwilligung des Papstes interveniren zu dürfen, hochmüthig abgewiesen [2]), protestirte jetzt förmlich gegen „diese Verletzung des päpstlichen Gebietes", gegen „diese Eingriffe in seine Souveränität", obschon er überzeugt war, daß es ohne Wissen und Willen des Königs, seiner Minister, ja des Botschafters geschehen sei. Hierin täuschte er sich nicht ganz. General Cubières, welcher in Rom die Erlaubniß zur Ausschiffung der Truppen erlangen sollte, kam in der ewigen Stadt an, als Ancona schon besetzt war, und der General konnte nur, indem er das Commando übernahm, durch Worte über die Freundschaft Frankreichs und sein Interesse für den heiligen Stuhl das Geschehene wieder gut machen, was der Curie keineswegs genügte [3]). Die noch in der Citadelle zurückgebliebenen päpstlichen Truppen erhielten Befehl, Ancona zu räumen, während die Einwohner der Stadt mit den fran-

1) Erlasse Ancillon's an den Gesandten in Wien vom 10. und 14. März.

2) S. Nicomede Bianchi a. a. O. III, 107 und Guizot a. a. O. II, 299.

3) Perier sprach gegen den österreichischen Botschafter in Paris sein Bedauern aus; aber er verhehlte nicht, daß Capitain Gallois allerdings „für den äußersten Fall" die Ordre gehabt hätte, Ancona mit Gewalt zu nehmen; nur hätte er Unrecht gehabt, sich nicht mit Saint-Aulaire zu verständigen (s. Depesche de Sales' vom 5. März), während Sebastiani, des Königs Mann, demselben Botschafter versichert: „er (Sebastiani) habe nie den Zweck der gegen Ancona gerichteten Unternehmung gebilligt" (s. Depesche de Sales' vom 10. März). So konnte Perier auf seinen Collegen zählen!

zösischen Truppen sich verbrüderten, und der französische Befehlshaber sich durch Befestigung und Verproviantirung zu einer Belagerung vorbereitete. Casimir Perier war in der That keineswegs geneigt, die Truppen zurückzuziehen, so lange noch ein Oesterreicher auf päpstlichem Gebiete stand. König Louis Philipp drückte, wie gewöhnlich, gegen die fremden Mächte in den lebhaftesten Ausdrücken sein Bedauern über die gewaltsame Besetzung Ancona's aus [1]: sein Günstling, der Marineminister Rigny, meinte, „die Saracenen würden sich besser betragen haben, als Capitän Gallois" [2]; Sebastiani entschuldigte sich, daß er krank gewesen sei, als der Ministerpräsident den bedenklichen Befehl gegeben [3]; aber Perier erklärte ruhig und fest dem österreichischen Botschafter, Graf Apponyi: „Frankreich werde die in Italien eingenommene Stellung nicht wieder verlassen, ehe die Oesterreicher die Legationen geräumt" [4], und als Freiherr v. Werther fragte, ob's denn noch ein „öffentliches Recht in Europa gebe", antwortete der schon leidende Staatsmann, indem er sich von seinem Lager aufraffte, heftig, fast zornig: „Das öffentliche Recht Europa's, mein Herr, ich vertheidige es." [5]

Da indeß die Oesterreicher auf Verlangen der päpstlichen Behörden, die Franzosen dagegen eigenmächtig eingedrungen waren, so machte Perier das Zugeständniß, daß Capitän Gallois abberufen würde, Graf Saint Aulaire aber einen Verweis wegen Uebertretung seiner Instructionen erhielte [6], der Papst seine

1) S. Depesche de Sales' vom 28. März.

2) In einem Privatbriefe an Saint-Aulaire bei Nicomede Bianchi (a. a. O. III, 116).

3) S. Werther's Depesche vom 27. März. Vgl. die vom 19. Januar.

4) Depesche de Sales' vom 6. April.

5) „Ich glaube, ich sehe noch die große, blasse Gestalt", erzählte Pozzo an Guizot (a. a. O. II, 303), „aufrecht, im wallenden Schlafrock, den Kopf mit einem rothseidenen Tuche umwunden, wie er voller Zorn auf uns losschritt."

6) Dieser Verweis vom 18. März, der außerordentlich derb ausfiel, bezog sich namentlich auf den Verzug des französischen Botschafters in Sendung eines zuverlässigen Mannes nach Ancona, um sich bei Ankunft

Zustimmung zur Besetzung Ancona's ertheile, die päpstliche Flagge und sie allein auf der Citadelle wieder aufgezogen, die Truppen nicht vermehrt und unter die Aufsicht des französischen Botschafters in Rom gestellt werden würden. Dank der Nachgiebigkeit dieses Diplomaten konnte Perier erst nach anderthalb Monaten (am 16. April) die Einwilligung erlangen. Europa aber blieb Nichts übrig, als eine Lage anzuerkennen, die der Nächstbetheiligte selber anerkannt hatte, und so war fast gleichzeitig mit der endlichen Regelung der belgischen Angelegenheit der Friede Europa's und das Ansehen Frankreichs zugleich gewahrt, wenig Tage ehe der Mann, dem diese großen Erfolge zu danken waren, sich auf das Krankenlager streckte, von dem er nicht mehr aufstehen sollte. Wohl wurden die Franzosen selber kurz nach dem Tode Perier's (16. Mai) gezwungen, sich zu Schergen des Papstes herzugeben und die Liberalen aus Ancona auszutreiben, wo sich eine Volksversammlung (am 3. Juni) durch Vermittlung des französischen Generals mit einem Gesuche an die Mächte wandte, um von der Curie „gute und unverletzliche Gesetze" für den Kirchenstaat zu erlangen. Da die Liberalen aller von den Oesterreichern besetzten Städte darauf hin nach Ancona eilten und sich zu diesen friedlichen Kundgebungen auch gefährlichere, wie die Entwaffnung der päpstlichen Carabinieri und die Ermordung des päpstlichen Bürgermeisters, gesellten, so konnte General Cubières nicht wohl dem Verlangen Gregor's XVI., der die Stadt excommunicirte, widerstehen und mußte selber der heillosen Priesterverwaltung in der Stadt Vorschub leisten. Doch behauptete Frankreich, wenn nicht im Interesse des italienischen Liberalismus, so doch im Interesse des französischen Einflusses, seine strategische Stellung in Ancona gegen alle Versuche der Curie, sich ihrer zu entledigen,

der Flotte mit dem Commandanten derselben zu verständigen. Saint-Aulaire begleitete diesen seinen Verweis, indem er ihn dem Cardinal-Staatssecretär übermachte, mit den demüthigsten Bitten um Wiedererlangung der päpstlichen Gnade. (Brief vom 23. März bei Nicomede Bianchi a. a. O. III, 118.) Natürlich ward der Demuth, wie immer im Vatican, mit Hochmuth geantwortet.

bis zum Augenblicke, wo auch Oesterreich die Kirchenstaaten räumte (30. November 1838), worauf denn auch die französische Besatzung nach fast siebenjährigem Aufenthalt aus der päpstlichen Citadelle abzog (3. December 1838).

War das von Talleyrand angestrebte, aber erst von Casimir Perier wirklich durchgeführte „herzliche Einvernehmen" der beiden Westmächte in Italien nicht so augenfällig zu Tage getreten, als in Regelung der belgischen Angelegenheit, so hatte Perier doch auch hier, wie in Portugal, nur Dank der wohlwollenden Unthätigkeit Englands den Beweis liefern können, daß die Würde und der Vortheil seines Landes durch eine aufrichtige Friedenspolitik und ein festes unerschütterliches Bestehen auf dem Rechte besser gewahrt war, als eine unruhige, überall herumtastende, bald leidenschaftliche, bald leichtsinnige Einmischung in fremde Angelegenheiten, wie die Opposition sie wünschte, sie zu wahren vermocht hätte. Seine nie zu befriedigenden, aufregungsbedürftigen, stets nach Triumphen der Eitelkeit dürstenden Landsleute der revolutionären Schule mochten sich darüber täuschen: die Feinde Frankreichs wußten besser, daß, so lange er die Geschäfte leitete, „Alle in Europa ohnmächtig waren, Nikolaus und Metternich, die den Krieg wollten, so gut, wie Preußen und England, die ihn nicht wollten, und daß, trotz Allem, was die drei Höfe sagten, Frankreich, indem es England mit sich fortzog, überall das letzte Wort hatte" [1]).

Die Neugruppirung der Großmächte war durchgeführt, wie sie thatsächlich heute noch fortdauert. An die Stelle des alten Gegensatzes zwischen Frankreich und England, der Europa anderthalb Jahrhunderte lang beherrscht hatte, trat jetzt erst der schon lange vorbereitete, wenn auch kaum begründete Gegensatz zwischen dem „freien" Westen und dem absolutistischen Norden. Geistig mochte allerdings das westmächtliche Bündniß

1) S. das vertrauliche Memorandum Pralormo's vom 25. März 1832 (A. T.). Damit vergleiche unzählige andere Stellen in den Depeschen der Gesandten, sowie Barante's Worte an Guizot (a. a. O. II, 309) und Palmerston's Briefe an Granville (Bulwer a. a. O. II, 72).

durch eine gewisse Gemeinsamkeit der Cultur berechtigt erscheinen; politisch beruhte es nicht auf Gegenseitigkeit der Interessen; wie denn überhaupt schon seit Oesterreichs Niedergang und Preußens Aufschwung die Theilung Europa's — wenn denn durchaus eine Theilung sein mußte — in eine englisch-preußische und eine französisch-österreichische Gruppe, deren jede nach Gelegenheit Rußland zu sich herüberzuziehen gesucht hätte, wohl die angezeigtere gewesen wäre. Da indeß Metternich's conservative Aengstlichkeit es noch nicht über sich vermochte Frankreichs Hand zu ergreifen, so konnte eine französische Regierung nichts Besseres thun, als sich für's Erste an England anlehnen, bis sie ohne dasselbe fertig werden oder sich dem natürlichen Verbündeten an der Donau erfolgreich nähern konnte. Wurde England dadurch immer mehr von seiner europäischen Machtstellung herabgedrückt, so wurde diejenige Frankreichs, so oft und so lange dasselbe den Verbündeten zu schonen und zu gebrauchen wußte, immer mehr befestigt. Es war, nächst Talleyrand's, Perier's von der Nation kaum anerkanntes Verdienst, ihrem Vaterlande ohne irgend eine Gewaltsamkeit, ohne Krieg oder Vertragsbruch, allein durch eine einsichtige und feste Politik, dieses Uebergewicht in Europa verschafft zu haben. Ihre Schuld war es nicht, wenn dasselbe durch die Ungeduld ihrer Nachfolger oder die dynastischen Rücksichten des Königs mehr als einmal gefährdet wurde.

Fünftes Kapitel.

Die Juliregierung bricht mit der Revolution.

(März 1831 bis Mai 1832.)

(Inhalt: Perier's Kriegserklärung an die Revolution. Die Antwort der Revolutionspartei. Die neue Kammer. Das Königthum vor der Kritik. Der Aufstand in Lyon. Erste Verschwörungen und Perier's Ende.)

I.

Die innere Lage Frankreichs war vielleicht noch drohender als die äußere im Augenblicke, wo Casimir Perier (am 13. März 1831) die Regierung übernahm. Nicht nur in dem Abgeordnetenhause versuchte eine lärmende Minderheit die Aufregung wach zu halten; auch die Tagespresse schien es sich zur Pflicht zu machen, täglich die Leidenschaften des Volkes aufzustacheln; und da Handel und Gewerbe sich noch nicht von der Krisis des vorigen Jahres erholt hatten, so fanden jene heftigen Aufreizungen nur allzu bereitwilliges Gehör bei der arbeitslosen Menge, welche die Straßen füllte. Zahlreiche Geheimbünde und mächtige, öffentliche Vereine setzten auch im eigenen Lande den Aufstand in's Werk, den sie in der Fremde ermuthigten und unterstützten. Weder auf die Gerichts- noch auf die Verwaltungsbeamten war zu zählen. Diese gehörten zum großen Theile selber den revolutionären Elementen der Gesellschaft an, die man im August 1830 nicht hatte ausnahmslos zurückweisen können; jene hatten nur zu sehr, inmitten der sturmschwangeren Atmosphäre der letzten acht Monate und angesichts des ansteckenden Schauspiels steter Nachgiebigkeit an hoher und höchster Stelle, das schönste Erbtheil der französischen Justiz, den Muth der Gesetzesachtung, verloren und wetteiferten mit den seit der Revolution in die Politik eingeführten volksthümlichen Geschwornen in der Kunst nicht nur mildernde Umstände, sondern vollständige Schuldlosigkeit bei den offenbarsten Gesetzwidrigkeiten zu entdecken. Im Grunde waren bisher nicht der König und sein Minister, nicht die Kammer-

mehrheit und die Staatsbeamten die Herren gewesen, sondern jene anonym unverantwortliche Macht, welche man die öffentliche Meinung zu nennen beliebte und deren Sympathien oder Antipathien, Vorurtheile und Träume, deren als Grundsätze hingestellte Redesätze vor Allem die Regierung stets wieder von den Bahnen wegdrängten, auf welche die Erfordernisse der gegebenen Wirklichkeit jede verantwortliche Staatsverwaltung führen, wie idealistisch sie auch gestimmt, wie unbekannt sie auch mit den praktischen Bedingungen des Regierens sein mag. Dem sollte anders werden. Denn Casimir Perier war nicht der Mann, die Verantwortlichkeit für Handlungen zu übernehmen, welche nicht frei von ihm selber ausgingen, und er war entschlossen nur mit solchen Werkzeugen zu arbeiten, die unbedingt seiner Hand gehorchten.

Auch dem Könige gegenüber beanspruchte der neue Minister, zugleich mit der ganzen Verantwortlichkeit, die völlige Freiheit der Bewegung: denn Perier war ganz ein Mann des politischen Rationalismus, der seiner Geistes- und Charakteranlage so gut zu Statten kam. Er hatte die Energie und Rücksichtslosigkeit, die Schärfe und Klarheit, die Redlichkeit und den Eifer eines aufgeklärten Despoten des vorigen Jahrhunderts, nur daß er sich in den Grenzen der constitutionellen Monarchie bewegen wollte, die er jedoch ebenfalls ganz äußerlich auffaßte. Das traditionelle Königthum und die Macht, die es über die Gemüther ausübt, die Berechtigung, die es aus der Geschichte schöpft, waren der mechanischen Anschauungsweise dieses Kopfes ein unverstandenes Räthsel, und es fehlte ihm nicht minder die tiefere Einsicht in die Lebensbedingungen der revolutionären Monarchie, indem er nicht begriff, daß dieselbe der persönlichen Verantwortlichkeit und folglich des persönlichen Eingreifens nicht wohl entrathen konnte. Ihm war das Verhältniß der neuen Dynastie zum Lande das einer Convenienzehe, zu welcher jene nicht mehr als den Namen gab. Die Unverantwortlichkeit des Königs und seine Ohnmacht waren ihm unantastbare Glaubenssätze, und da sein klarer Verstand ihm nicht erlaubte die Natur seines Königs zu verkennen, welche

sich nimmermehr aus freien Stücken zur leidenden Rolle eines Unterschreibers bequemt hätte, suchte er dieselbe durch die Macht seines Willens zu beugen, sich zu unterwerfen. Daher bald offener Zwiespalt zwischen König und Minister, bald, und zwar öfter, Versuche des Monarchen, auf Umwegen seine Regierungslust zu befriedigen, Versuche, welche der herrische Minister zuweilen vereitelte, die ihm aber auch sehr oft verborgen blieben und seine Handlungen lähmten oder hemmten, ohne daß er selber sich davon Rechenschaft abzulegen wußte. Denn dadurch, daß der an Geist und Charakter gleich unbeugsame Mann dem Königthume seinen berechtigten Einfluß verweigerte, drängte er es dazu sich auch unberechtigten Einfluß anzumaßen, und das öffentliche Geheimniß von der persönlichen Antipathie, welche zwischen König und Minister herrschte und welche beide nicht hinlänglich zu verbergen wußten, kam weder dem jungen Königthume noch der erneuten Verfassung zu Gute. Freilich mochte der stolze Mann sich in dem Bewußtsein gefallen, daß, wenn die Form seiner Politik der Befestigung einer Dynastie hinderlich sein konnte, welche ihren Thron auf und mit den Trümmern der alten Monarchie, der Revolution und des Soldatenkaiserthums errichten zu können vermeinte, ohne die Ehrfurcht zu beanspruchen, welche verjährtem Besitz gerne gezollt zu werden pflegt, der Inhalt dieser Politik dazu angethan war ihr den einzigen Rechtstitel zu verschaffen, welcher jene Sanction der Zeit würdig ersetzen kann: die bewiesene Kraft.

Forderte der Conseilpräsident von dem Könige seine Freiheit, so verlangte er von seinen Collegen ihre Unterwerfung: aber es genügte ihm, daß sie seinen Willen vollzogen; wie sie ihn vollzogen, überließ er ihnen. Nicht nur den Kriegs- und Marineminister, Marschall Soult und Admiral Rigny, den Unterrichtsminister Montalivet, den Arbeitsminister d'Argout ließ er frei in ihren Departementen schalten, die ihm fremd waren; auch die Finanzverwaltung, in der seine Erfahrung ihm erlaubt hätte, ein Wort mitzusprechen, ließ er ganz in den Händen des Baron Louis, auf den er sich verlassen konnte. Nicht so mit dem Minister des Aeußern, Sebastiani, dem

er als dem Vertrauensmanne des Königs mißtraute, und dessen Ministerium einen hervorragend politischen Charakter hatte; ebenso mit dem Justizminister Barthe, der manchmal noch eine Schwäche für seine alten revolutionären Freunde verrieth und dessen Thätigkeit mit der Leitung der inneren Angelegenheiten, die der Premier selber übernommen hatte, enge zusammenhing. Dem Publikum wie der Kammer gegenüber forderte er strengste Disziplin von Allen und behandelte sie wie ein Obergeneral seine Divisionäre. Das befehlerische: „Hier, d'Argout!" das er einst dem Arbeitsminister in öffentlicher Sitzung zuherrschte, als dieser sich, unbedacht einer Herausforderung der Opposition folgend, der Tribüne zuwandte, blieb lange im Gedächtniß der Mitlebenden. Was aber der Conseilpräsident wollte, erlangte er: während der vierzehn Monate seines Ministeriums war er nicht nur der wirkliche Leiter der Geschäfte, sondern In- und Ausland sah auch nur ihn als solchen, an und die Namen seiner Mitarbeiter verschwanden vor dem seinigen.

Wie es der neue Ministerpräsident dem Lande, den Kammern, den Staatsbeamten gegenüber zu halten gewillt war, sollte nicht lange verborgen bleiben. Schon am 18. März ergriff er die Gelegenheit, der Kammer und durch sie dem Lande sein Programm zu verkündigen. „Das Princip der Julirevolution und folglich der aus ihr hervorgegangenen Regierung ist nicht die Empörung, es ist der Widerstand gegen den Angriff der Gewalt.... Die Achtung vor dem geschworenen Eide, die Achtung vor dem Rechte ist das Princip der Regierung, welche von ihr gegründet worden. Denn sie hat eine Regierung gegründet, nicht die Anarchie eingeführt. Sie hat die gesellschaftliche Ordnung nicht umgestoßen, sie hat nur an die politische Ordnung gerührt. Sie hat zum Zweck gehabt eine freie, aber auch eine regelmäßige Regierung zu gründen.... Unsere Aufgabe ist einfach. Wir haben keine großen Verfassungsexperimente zu machen. Unsere Einrichtungen sind durch die Charte von 1830 geregelt. Die Ordnung muß aufrecht erhalten, die Gesetze beobachtet, die Regierung geachtet werden. Gesetzliche Ordnung und eine kräftige Verwaltung (du

pouvoir) braucht die Gesellschaft. Frankreich hat seine Rechte wieder erobert: es ist frei; aber es würde aufhören wirklich frei zu sein, wenn es die Unordnung aufkommen ließe; denn es gibt keine Unordnung ohne Unterdrückung, und eine Regierung, welche die öffentliche Ruhe aufrecht erhält, sichert die Freiheit.... Jeder Aufstand ist ein Verbrechen, welche Fahne er auch entfalte. Jede Gewaltthat ist ein Anfang von Anarchie. Wir werden Ihnen Gesetze vorschlagen, welche dazu geeignet sind, Gewaltsamkeit und Empörung niederzuschlagen.... Aber Einvernehmen muß in allen Theilen der Verwaltung herrschen. Die Regierung will, daß man ihr im Sinne ihrer Absichten gehorche und diene. Sie erwartet bedingungslose Mithilfe ihrer Werkzeuge. Ohne diese Mithilfe ist die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit ein leeres Wort, verliert die Regierung ihre Macht und Würde."

Auch der neue Minister forderte das Vertrauen der Bürger; aber ein anderes Vertrauen als das, welches sein Vorgänger gefordert: nicht das Vertrauen in den Edelmuth seiner Absichten, in die Hochherzigkeit des Volkes, in die Macht der guten Principien und den Stern Frankreichs, wie man die leichte Kunst des Geschehenlassens gerne rednerisch taufte — dieß Vertrauen hatte nur Mißtrauen erzeugt —, er forderte Vertrauen in seine Kraft und seinen Muth, in die Klarheit seiner politischen Gedanken, in seinen festen Entschluß, dem Gesetze Achtung zu verschaffen; er forderte vor Allem von denen, in deren Sinne er zu handeln entschlossen war, das Selbstvertrauen, das er selber in so hohem Grade besaß. Er beschwor „alle guten Bürger, sich nicht selber aufzugeben, die Regierung werde sie nicht im Stiche lassen, sondern sich an ihre Spitze stellen. Sie möchten Zutrauen haben in seinen festen Vorsatz, keine Störung der öffentlichen Ruhe, keine Usurpation gegen die Autorität des Gesetzes zu dulden.... Aus Mangel an gesetzlicher Ordnung und kräftiger Verwaltung (du pouvoir) hat sich das Mißtrauen eingeschlichen, welches die einzige Quelle der Verlegenheiten und Gefahren dieses Augenblickes ist. Denn das Uebel ist in den Gemüthern. Aengstlich

und unsicher, sind sie jeder Furcht, jedem Argwohn offen. Daher der Wechsel von Gereiztheit und Entmuthigung, die Unentschiedenheit so vieler Behörden; daher die Lähmung der productiven Thätigkeit, welche den Wohlstand und die Ruhe der Gesellschaft erzeugt; daher endlich der elende Zustand der Privatverhältnisse, welcher auch den öffentlichen Reichthum bedroht. So bemächtigt die Furcht sich der Gesellschaft. Die Factionen aber wissen solche unnatürliche Furcht gewandt zu vermehren und auszubeuten, weil sie allein ihnen Erfolg verspricht. ... Unser Ehrgeiz ist es, das Vertrauen wieder herzustellen."

Dieser Kriegserklärung folgte ohne Verzug die Eröffnung der Feindseligkeiten. Der erste Angriff galt der weitverzweigten Verbindung, welche unter dem Namen eines „Nationalvereins" nicht allein die öffentliche Meinung zu beherrschen, die innere wie die äußere Politik des Landes in die Bahnen des demokratischen Radikalismus zu leiten suchte, sondern auch im Namen Frankreichs zu handeln, im Namen Frankreichs Verpflichtungen einzugehen wagte. Der erste Gedanke zu dieser Verbindung, welche man zu einem Staat im Staate auszubilden hoffte, war von der immer besonders revolutionär und patriotisch gesinnten Grenzstadt Metz ausgegangen. Es galt ein Volksheer und einen Volksschatz neben dem Staatsheere und dem Staatsschatze zu gründen, und die Theilnehmer, welche zu diesem Behufe einen monatlichen Beitrag von 25 Centimes zu leisten hatten, verpflichteten sich feierlichst auf ihr Leben und ihre Ehre, um den Preis jedes Opfers, „den Fremdling und die Bourbons" zu bekämpfen. Denn noch ging die alte Sage von Pillnitz und Coblenz um. Man glaubte wirklich an den beabsichtigten Kreuzzug der absolutistischen Mächte, an den bewaffneten Versuch der heiligen Allianz, das rechtmäßige Fürstenhaus wiederherzustellen, wie noch vor wenig Jahren eine französische Armee im Namen Europa's das rechtmäßige Fürstenhaus in Spanien wiederhergestellt. Und diese Vorstellung war keineswegs unnatürlich oder unberechtigt. Noch lebten Tausende von Greisen, welche einst das Manifest Braunschweigs und der preußische Champagnefeldzug mit patriotischem

Grimme erfüllt; das ganze Geschlecht der jugendlichen Männer hatte die „Hundert Tage" erlebt, als die Armeen des verbündeten Europa, alle Friedensversicherungen des Usurpators verschmähend, die gestürzte Dynastie „in ihren Packwagen" nach Frankreich heimgeführt; noch war das Echo der übermüthigen Sprache von Troppau und Verona nicht verhallt. Und, so sehr man sich auch in den Gesinnungen des preußischen und englischen Hofes täuschen mochte, man irrte sich nicht allzusehr, wenn man den Cabinetten von St. Petersburg und Wien feindliche Absichten zuschrieb, deren Ausführung nur durch thatsächliche Unmöglichkeit verhindert wurde. Daß lärmende Protestationen zu Gunsten der unterdrückten Völker jene Gefahr nur näher rückten, ohne der Würde Frankreichs noch der Sache der fremden Schützlinge zu helfen, wollte und konnte eine den wirklichen Geschäften ferne stehende aufgeregte Menge Ungebildeter, Halbgebildeter und Abstractgebildeter nicht einsehen; noch weniger, daß jene gegen das Ausland gerichteten Angriffe in der Absicht der Führer vornehmlich auf die eigene Regierung, ja auf das neue Königthum selber gemünzt waren.

Minder entschuldbar als diese Ehrgeizigen, welche sich in offenem Kriegszustande mit der bestehenden Ordnung befanden und denen die Parteileidenschaft die Gefährlichkeit ihres Beginnens verbarg, oder als jene Bethörten, welche in gutem Glauben waren, ein edles und patriotisches Werk zu thun, indem sie muthwillig die Gefahr einer neuen Invasion auf ihr Vaterland herabbeschworen, waren die Staatsbeamten und Offiziere, welche sich bei dieser förmlichen Organisation eines Friedens- und Kriegsheeres betheiligten, das Frankreich zu regieren und zu vertheidigen unternahm, ohne die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen. Casimir Perier zögerte keinen Augenblick. Die unabhängigen Bürger ließ er gewähren, aber eine Note in der Amtszeitung vom 21. März verkündigte allen Civil- und Militärbeamten das Verbot der Theilnahme an jener Verbindung, und nachdem der neue Minister dieß Verbot in eingehender und heftiger, dreitägiger Debatte vor dem Abgeordnetenhause gerechtfertigt hatte, von diesem gebilligt worden

war, ließ die That nicht auf sich warten. Am 2. April wurde des Königs Adjutant, Al. de Laborde, trotz der Fürsprache des Monarchen [1]), Odilon Barrot, der Kammerredner der Opposition, General Lamarque, der vergötterte „Held der Vendée", und viele andere hohe Beamten ihrer Stellen im königlichen Haushalt, im Staatsrath oder in den Militärcommandos entsetzt, und Frankreich erfuhr, daß der neue Ministerpräsident nicht umsonst gedroht hatte, als er in seinem Antrittsschreiben den Regierungsbeamten zugerufen: „Die Regierung will Gehorsam. Die, welche ihr dienen, können nicht, ohne sich des größten Unrechts schuldig zu machen, den Parteileidenschaften schmeicheln, mit der Gewaltsamkeit in Unterhandlung treten."

Im Uebrigen legte der kühne Staatsmann, der es unternommen die Ordnung zu wahren, ohne die Freiheit einzuschränken, und das Gesetz zu achten, selbst da, wo es ihm zur Schranke wurde, der Thätigkeit seiner Gegner keine Hindernisse in den Weg, sei's nun, daß diese Thätigkeit sich in der Presse oder in öffentlichen Verbindungen entwickelte, fest entschlossen selbst den Mißbrauch der Bürgerrechte zu dulden, sofern er die Grenzen der Gesetzes nicht überschritt. „Die Völker, welche nach der Ehre trachten, frei zu sein, müssen lernen, daß die Freiheit der Despotismus des Gesetzes ist", rief er einst aus, und er handelte, wie er sprach, Andern wie sich selbst gegenüber. Keine Gesetzesverletzung ließ er ungerügt vorübergehen und nur zu oft rief er den Schutz der Gerichte an, wo es vielleicht rathsamer gewesen wäre, nicht zu sehen und zu hören. Aber Perier gehörte eben ganz einer Zeit an, welche noch nicht einzusehen wagte, daß der sicher Handelnde das Sagen- und Schreibenlassen im politischen Leben ebensowenig zu fürchten hat, als das Geschehen- und Gehenlassen in der wirthschaftlichen Welt. Er glaubte sich vertheidigen zu müssen; doch er that es nur mit den Waffen des Gesetzes: denn auch ihm selber war das Gesetz unverletzlich, und er wußte der Furcht seiner Parteigänger zu widerstehen, die ihm heute riethen das Municipalgesetz zu

1) Freilich wurde er auf des Königs Drängen vier Monate später wieder in seine Stelle eingesetzt.

umgehen, weil es ihn zwang, die Bürgermeister aus der Mitte der Gemeinderäthe zu wählen, morgen ihn drängten, in den unruhigen Departementen des Westens den Belagerungszustand zu verkündigen, um der Unruhestifter leichter Herr zu werden. „Das gemeine Recht muß für alle Fälle hinreichen", war seine Antwort; und er setzte den heißen Kampf, den er begonnen, fort, ohne sich einen Fuß breit von dem Boden des Rechts zu entfernen.

Nur wollte er Offenheit. Feind und Freund sollte Farbe bekennen, keiner sich hinter Mißverständnissen verstecken dürfen; doppelsinnige Worte und doppelsinnige Handlungen sollten vor ihm nicht bestehen. „Alle Meinungen sind achtbar, wenn sie eingestanden sind", rief er aus; „was ich verlange, ist, daß man sie eingestehe, erkläre, auseinandersetze." Die Vorlage eines Gesetzentwurfes gegen die tumultuarischen Zusammenrottungen in der Straße und eines andern über die zu stellende Caution der Zeitungen, das Anschlags- und Ausrufsrecht sollte die Gelegenheit zu diesen gegenseitigen Erklärungen geben. Sie bildeten den Anfang der Reihe von Maßregeln, welche bestimmt waren, die allzu übereilt gemachten Zugeständnisse von 1830 unschädlich zu machen. Denn gegen das Vereinsrecht, insbesondere gegen jenen Nationalverein, wollte man von der Volksvertretung keine Waffen, in Form neuer beschränkender Gesetze, verlangen, wie man auch der Presse keine Schranken, sondern nur Verantwortlichkeit auferlegen wollte: alle solche Ausschreitungen „konnten die Regierung wohl beleidigen, keineswegs aber ihr irgend welche Besorgnisse einflößen" (Sitzung vom 29. März). Nur wünschte sie „dem Lande zu wissen zu thun, daß die Aufgaben, welche sich jene Vereine stellten, schon im Voraus von der Regierung erfüllt seien". Lafayette selber, das Haupt und die Seele aller revolutionären Bestrebungen und Verbindungen, ergriff den Anlaß mit Eifer und richtete gegen die neue Regierung einen jener vornehm ironischen Angriffe, in denen der alte Edelmann trotz seiner populären Neigungen Meister geblieben war; aber die allzu feine Klinge zerbrach an der derben Keule Periers. Als der General in gewohnter Weise an die vielberufenen „Juliversprechungen" erinnerte, welche „man" der Revolution im

In- und Auslande gemacht habe, brach der ungestüme Bürgersmann los. „Welche Versprechungen?“ rief er. „Kommen wir endlich einmal zu einer Erklärung! Ich fordere Herrn de Lafayette auf zu sagen, wer diese Versprechungen gemacht hat, er oder wir?“ Es war unmöglich deutlicher zu sagen, daß der neue Minister nicht gewillt war, die Verantwortlichkeit für die von Andern begangenen Fehler zu übernehmen, stillschweigende oder ausdrückliche Verpflichtungen, welche sein Vorgänger, ja, der König selber, ohne sein Zuthun, eingegangen, anzuerkennen. Ihm war es erlaubt, jenen Anspielungen Lafayette's gegenüber, mit ganz anderer Entschiedenheit und Zuversicht aufzutreten, als Laffitte drei Monate früher bei Ableugnung jener Versprechen gethan. Der General war überrascht, verlegen. Jetzt galt's nicht allein den König preiszustellen, sondern auch den gefallenen Freund Lügen zu strafen. Er suchte den Streich abzuwenden: es gäbe Geheimnisse, vertrauliche Mittheilungen, die er nicht veröffentlichen könne; er erinnere an das, was er so oft schon vom Nichteinmischungsgrundsatze gesagt; Polen sei Rußland gegenüber so gut, ja besser als Belgien Holland gegenüber, wie ein anderes Volk anzusehen. Umsonst, es half ihm Nichts, die gestellte Frage zu umgehen, die Debatte auf ein anderes Feld hinüberzuspielen. „Was heißt das Programm des Stadthauses, welches weder angenommen, noch ausgeführt worden?“ fragte Perier immer dringender. „Welch anderes Programm haben wir in Frankreich, als die Verfassung, die der König angenommen hat und welche die Männer, die er seines Vertrauens würdigt, stets achten werden. . . . Die ‚Versprechungen‘ der inneren Politik sind in der Verfassung. In der äußeren Politik giebt's keine anderen ‚Versprechungen‘ als die Verträge. . . . Hat Jemand im Namen Frankreichs und ohne Mitwissen Frankreichs geredet, so ist's seine Pflicht, die Verantwortlichkeit für diese Versprechungen zu übernehmen, indem er sich öffentlich dazu bekennt. . . . Man erklärt mir, durch Einrichtung gewisser Vereine, daß man die Verantwortlichkeit für unsere Vorsicht nicht theilen will; wir unsererseits fühlen das Bedürfniß zu erklären, daß wir jede

andere Verantwortlichkeit ablehnen." Doch auch diese Fragen blieben ohne Antwort; die Opposition ward kleinlaut und die Kammer billigte mit 227 gegen 54 Stimmen die Haltung der neuen Regierung: der Gesetzentwurf, welcher das Militär ermächtigte, nach dreimaligem, mahnendem Aufrufe gegen Zusammenrottungen in den Straßen einzuschreiten, ward am 2. April, der über die Zeitungscaution und das Anschlags- und Ausrufsrecht am 8. April angenommen. Der Nationalverein aber überlebte diese Niederlage seiner Vertheidiger, welcher jene strenge Maßregel gegen die an ihm betheiligten Staatsbeamten auf dem Fuße folgte, nur um wenig Tage: sein geräuschloses Ende ging unbemerkt vorüber und brauchte durch kein Enschreiten der Regierung beschleunigt zu werden. Die ernüchterte öffentliche Meinung hatte sich bald von der Unzulänglichkeit dieser keineswegs harmlosen Spielerei überzeugt, wie sie es auch ruhig geschehen ließ, als der neue Minister, nachdem er eine Weile dem hochherzigen Versuche einiger Enthusiasten zugesehen, nach dem römischen Beispiele des ersten Punier-Krieges die dem Staate nothwendigen 120 Millionen von den freiwilligen Beiträgen uneigennütziger Vaterlandsliebe zu verlangen, sich ruhig an den Eigennutz der Geschäftsleute wandte um die Summe auf dem Wege eines billig verzinsten Anleihens zu beschaffen. Zugleich begegnete Baron Louis den laufenden Bedürfnissen des Staats durch das unpopuläre, aber wirksame Mittel der Steuererhöhung; und es gelang ihm unter Perier's Schutz und mit dem, Dank dessen Energie, wiederkehrenden Vertrauen der Provinzen, den von Laffitte geleerten Staatsschatz in Jahresfrist wieder zu füllen.

So war es Casimir Perier von Anfang an gelungen, dem Staate und seinen verantwortlichen Leitern die verlorene Achtung und den nöthigen Spielraum zurückzuerobern, indem er die Bemühungen der unverantwortlichen Bürger gewähren und sich selbst erschöpfen ließ, anstatt sie zu hindern; und es war ihm nach diesem Anfange vorbehalten, in fast allen Angelegenheiten, trotz des Drängens ängstlicher Freunde, unter den schwierigsten Verhältnissen das zu thun, was keiner seiner Vorgänger gut,

keiner seiner Nachfolger unter den günstigsten Umständen auszuführen vermochte, Frankreich ohne Dictatur und Kraft der Gesetze allein wirksam zu regieren, obschon auch er, fruchtlos wie alle freisinnigen Staatsmänner des Landes seit dem Ausbruche der großen Revolution, forderte, daß ihm die Bürger selber diese schwere Aufgabe erleichterten. „Auch die öffentlichen Sitten müssen an ihrem Theil den Gesetzen zu Hilfe kommen gegen die Herrschaft der Factionen" rief er einst (am 9. August 1831) in der Kammer aus, ohne viel von diesem Mahnruf zu hoffen und fest entschlossen, auch wenn ihm jene Hilfe nicht zu Theil werden sollte, „allen den aufrichtigen, aber unklugen Rathschlägen Derer zu widerstehen, welche ihm Ausnahmsmaßregeln anempfahlen".

II.

Die verbündete Opposition war keineswegs gewillt, die neue Regierung mit gleichen Waffen auf gleichem Boden, d. h. mit gesetzlichen Mitteln und vor der Oeffentlichkeit zu bekämpfen. Trotz unbeschränkter Preß- und Redefreiheit begannen von Neuem die gewaltsamen Versuche, sich auf dem Wege der Empörung des Staatsruders zu bemächtigen, das man nicht die Geduld, noch die Zuversicht hatte, durch Ueberredung der Mitbürger zu erlangen; kaum waren diese mißlungen, so entstanden wieder die geheimen Verschwörungen, welche nur im Drucke und dem aufgezwungenen Stillschweigen ihre Berechtigung suchen sollten. Freilich blieben auch die Presse und die Tribüne nicht stumm; aber man verschmähte es von vornherein, sich auf eine Widerlegung der ministeriellen Grundsätze, auf eine Kritik der Handlungen, auf den Beweis der dem Minister zur Last gelegten Ungesetzlichkeiten und Willkührmaßregeln einzulassen, und zog es vor, die Personen zu beschimpfen und zu verläumden, unbestimmte Anklagen gegen ihr „System" zu erheben, ohne dieselben zu begründen, jeden Schritt der Regierung im Voraus zu verdächtigen; sie selbst für Verbrechen, welche von ihren Untergebenen begangen wor-

den, verantwortlich zu machen und die „Corruption" der Machthaber zu geißeln, wenn ein ungetreuer Cassirer 6 Millionen aus dem Staatsschatze stahl und die Polizei seiner nicht habhaft werden konnte. Wagte doch eine einflußreiche und angesehene Zeitung den Ministerpräsidenten selber und seinen Collegen, den Marschall Soult, zu beschuldigen, sie hätten sich bestechen lassen, hätten zusammen eine Million angenommen, um einem Clienten und gewandten, wenn nicht fleckenlosen Werkzeuge Perier's, dem Speculanten Gisquet, eine für den Staat unvortheilhafte Gewehrlieferung zuzuwenden. Die regierungsfreundliche Presse vertheidigte ihre Freunde lau und der Ministerpräsident glaubte sich Nichts zu vergeben, indem er zum Schutze seines guten Namens sich an die Gerichte wandte, die den Muth nicht hatten, ihn um den Preis der Volksmißgunst wirksam zu schützen [1]); ja, er verschmähte es nicht, auch diesen Kampf selber aufzunehmen, indem er durch die Amtszeitung jede Verläumdung widerlegte, eine Danaidenarbeit, deren Nutzlosigkeit nicht eingesehen zu haben ihm selbst verhängnißvoll werden sollte, während die Rohheit der Insulte, die freche Verhöhnung des Staatsoberhauptes selber durch Zerrbilder und Gassenhauer

1) Das Gericht verurtheilte den Verfasser jenes Artikels in der „Tribüne" vom 9. Juli, Armand Marrast, zu 3000 Franks Strafe und drei Monaten Gefängniß, wegen Verleumdung. Wer über den Sachverhalt genauere Auskunft wünscht, findet sie in Gisquet's Mémoires (Brüsseler Ausgabe) I, p. 146—175. Gisquet's Verfahren war, wenn auch nicht geradezu unredlich, doch äußerst unzart. Natürlich hatte Perier mit der Speculation Nichts zu thun. Daß er diesen Mann, der zur Kundschaft seines Bankhauses gehörte, nichtsdestoweniger an die Polizeipräfectur berief, war immerhin ein großer Fehler, obschon Gisquet's Stellung als Mitglied des Handelsgerichts, seine liberalen Antecedentien in der Julirevolution, vor Allem seine ganz außergewöhnlichen Fähigkeiten ihn empfahlen. Die Episode der Fusils-Gisquet nahm in jenen Tagen ein so allgemeines und lebhaftes Interesse in Anspruch, daß sie, trotz ihres durchaus unpolitischen Charakters hier nicht ganz unerwähnt bleiben durfte. Dasselbe gilt von der oben berührten Affaire Keßner, welche, als das erste jener Reihe von Verbrechen, die das Börsenspiel in seinem Gefolge führte, besonderes Aufsehen erregte und auch vor die Volksvertretung kam.

sich nur immer schamloser breit machte, und durch Beschmutzung der Krone für die phrygische Mütze Propaganda zu machen suchte.

Selbst der Gerichtssaal mußte als Tribüne dienen, von der aus man ungestraft die Landesverfassung und die Landesgesetze verhöhnen dürfe. Die vorhergehende Regierung hatte den Eifer der Staatsanwaltschaft gewähren lassen, als diese die Versetzung in Anklagestand der republikanischen Nationalgardenoffiziere beantragte, welche zur Zeit des Ministerprozesses einen Umsturz des Königthums geplant hätten. So gegründet auch die moralische Ueberzeugung der Ankläger sein mochte, materielle Beweise der Schuld fehlten, und jene Männer, Godefroy Cavaignac, Trelat, Guinard, waren Idole der Menge und der Jugend. Der mit fortgerissenen oder eingeschüchterten Geschwornen, welche im Voraus wochenlang in der Presse namentlich verherrlicht oder bedroht wurden, war man keineswegs sicher; und als die Verhandlungen am 6. April vor dem Assisenhofe eröffnet wurden, war die Freisprechung der Angeklagten schon gewiß, ihre Freisprechung aber gleichbedeutend mit einem Triumphe. In der That kehrten die Anwälte der Beschuldigten und diese selber von Anfang an die Rollen um und schleuderten, anstatt sich zu vertheidigen, die heftigsten Beschuldigungen gegen die bestehende Regierung. Keiner verhehlte seine republikanischen Gesinnungen. Zehn Tage lang — so lange hielt der große „Aprilprozeß" das öffentliche Interesse in athemloser Spannung — ward gegen die Monarchie gepredigt; und der Gerichtspräsident entschuldigte, belobte schließlich die Angeklagten, empfahl sie der Milde der Geschworenen. Draußen aber harrte der Freigesprochenen eine begeisterte Menge; die Wagen, die sie heimführen sollten, wurden ausgespannt, und schon schickte man sich an, die vor dem Gerichtshofe bekannte Republik auch auf den Straßen auszurufen. Eine energische Anwendung des eben erst votirten Gesetzes gegen die Zusammenrottungen erstickte dießmal noch den Aufruhr im Keime; denn obschon die Mehrheit der Nationalgarde, d. h. die Pariser Kleinbürger, welche vornehmlich zu diesem Polizei-

dienste verwandt wurden, in vielen Fragen, insbesondere der äußeren Politik, zu den Ansichten und Gefühlen der republikanischen Propaganda hinneigten, so stand sie doch noch den republikanischen Bestrebungen im Innern fremd, ja feindlich gegenüber und hielt, wie ihr Wortführer und eigenster Vertreter im Abgeordnetenhause, O. Barrot, in ihrer Mißbilligung des Bestehenden bei der dynastischen Opposition inne. Auch gesellte sich bei ihr wohl eine kaum merkliche Regung der Eifersucht gegen die mehr aus literarischen Kreisen hervorgehenden Kameraden der Artillerie, welcher jene Republikaner vorzugsweise angehörten, zu dem Instincte der Selbsterhaltung, der sie um den Bürgerthron schaarte. Doch blieben die Folgen jenes zehntägigen, rednerischen Colloquiums zwischen Monarchie und Republik nicht aus. Schon wenige Wochen nach der Freisprechung ward den gefeierten Volksmännern, welche dem Martyrium entgangen waren, ein Festessen bereitet, auf dem die Gläser zur Verherrlichung der Republik erklangen, dem König Louis Philipp der Tod geschworen wurde —, eine rednerische Uebung, welche die Geschworenen, als die Vorgänge des Bankettes ihrem Wahrspruch unterworfen wurden, für unschuldig erklärten. Von den Vendanges de Bourgogne — so hieß die Wirthschaft, in welcher jene begeisterten Reden gefallen, der Dolch des Königsmordes zuerst erhoben worden — zogen die aufgeregten Zecher auf den Vendômeplatz, um am Fuße der Ruhmessäule dem Andenken des Kaisers zu huldigen, dessen Todestag gerade eben von den Getreuen gefeiert worden war. Denn noch vermischten sich die kaiserlichen und republikanischen Ueberlieferungen in wirrer Auffassung des Vergangenen, und die Immortellenkränze, welche die Polizei allmorgentlich von dem Gitter der Säule entfernte, waren mehr noch Zeichen der Protestation gegen die Friedenspolitik des Bürgerkönigthums, als der Bewunderung für die Regierungsform des Kaiserthums. Alltäglich auch wuchs die Zahl der Neugierigen, der Unruhbedürftigen, der Aufwiegler von Fach, welche sich auf dem Platze schaarten und immer drohender geberdeten. Dießmal machte der witzige alte Obercommandant, der an

Lafayette's Stelle getreten, Marschall Lobau, der Held von Wagram, den Manifestationen dadurch ein rasches und gründliches Ende, daß er, statt der Kanonen, Feuerspritzen auffahren und die Menge durch die kühlenden Strahlen des nassen Elementes auseinandertrieb. Die Menge — es war ja eine französische Menge — lachte und war entwaffnet.

Nicht immer waren so wohlfeile und wirksame Heilmittel zur Hand und, war ein Vorwand zur lärmenden Opposition abgenutzt, so wußte der erfinderische Geist des revolutionären Müßigganges bald anderswo Gelegenheit zu finden, sich in Erinnerung zu bringen. So sollte um diese Zeit das am 13. December 1830 votirte Ehrenzeichen für die Julikämpfer zur Vertheilung kommen, und zwar wollte der König in der pomphaften Halle des Invalidenpalastes den Tapferen, gegen Ablegung des Treueides, die Denkmünze überreichen, auf welcher die Worte prangten: „Gegeben vom Könige." Das war denn doch mehr, als die republikanischen Helden der „großen Woche" hinzunehmen gewillt waren. Hatten sie sich doch schon damals nur murrend dem Wunsche ihrer Freunde, Lafayette und Laffitte, gefügt, welche ihnen ein „republikanisches Königthum" statt des Freistaates selber als Siegespreis aufgenöthigt hatten. Nahezu tausend der Auszuzeichnenden versammelten sich und erklärten feierlichst, weder den Eid leisten, noch eine Denkmünze annehmen zu wollen, welche jene herabwürdigende Inschrift trüge. Der König aber, um sich keiner noch verletzenderen Demüthigung auszusetzen, mußte die angekündigte feierliche Vertheilung aufgeben und den Betreffenden erlauben, sich in aller Stille ihre Ehrenzeichen gegen Unterzeichnung einer Eidesformel auf den Bürgermeistereien abzuholen. Viele fanden auch dieß noch eine zu starke Zumuthung für ihr Unabhängigkeitsgefühl und trugen das Ehrenband ohne sich jener Förmlichkeit zu unterziehen. Das gerichtliche Einschreiten blieb, wie immer, erfolglos und die Freisprechung eines Ersten ermuthigte die Keckheit aller Andern, indem sie ihr Straflosigkeit zusicherte. Perier's Regierung aber ward nicht müde, immer und immer wieder den

Schutz der Gerichte anzurufen, welche immer und immer wieder die Sache der Ordnung und des Gesetzes preisgaben.

Die Preßprozesse mehrten sich in's Unendliche und wurden ebensoviele Gelegenheiten und Vorwände, um die Regierung und das Königthum anzugreifen, zu verhöhnen. Die reizbare Natur und das unvertilgbare Rechtsgefühl des Ministers erlaubten ihm nicht, der Verläumdung stillschweigende Verachtung entgegenzusetzen, die einzige wirksame Waffe, wenn man sich der Gewalt nicht bedienen darf oder kann. Noch war die absolute Nutzlosigkeit von öffentlichen Preßprozessen, so lange die Richter sich nicht, im Bewußtsein die gebildete Nation hinter sich zu haben, den Verläumdern gegenüber frei und sicher fühlten, der Generation liberaler Staatsmänner, zu der Perier gehörte, nicht klar geworden. Denn je kühner die Sprache der verfassungswidrigen Opposition in der Presse und auf der Straße wurde, desto kleinlauter und furchtsamer ward die Justiz, welcher der Schutz der Gesetze oblag. Schon waren seit Perier's Regierungsantritt in fünf Prozessen wegen Verschwörung oder bewaffneten Aufstandes alle Angeklagten, obschon sämmtlich geständig, ja sich ihres Vergehens rühmend, freigesprochen worden. So erneuerten sich Anfangs Juni die Auftritte des Aprilprozesses in gefährlicherer Gestalt: waren damals nur aufrührerische Reden gefallen, so kam's jetzt zur That. Bei einem Prozeß gegen Geheimbündler überschwemmten die Freunde der Angeklagten den Gerichtssaal, widersetzten sich lärmend dem Befehle des Vorsitzenden, welcher die Räumung des Saales forderte, beschimpften die Richter, zerbrachen ihre Sitze, zerrissen die Akten. Aus dem Gerichtssaal verbreitete sich der Unfug in die Straßen. Fast eine Woche lang kam's täglich zu Umzügen, Stockungen des Verkehrs und in Folge davon zu unvermeidlichen Zusammenstößen mit der bewaffneten Macht, wobei dann wieder das hüben und drüben vergossene Blut die Erbitterung nährte. Und dieß sollten im Sinne der Aufwiegler nur erst die Generalproben zur Hauptaufführung im Juli sein.

Der Geburtstag der Revolution, der 14. Juli des Bastillensturmes, sollte mit großen Volksdemonstrationen

begangen, Freiheitsbäume gepflanzt werden. Alle geheimen und offenen Gesellschaften rüsteten sich; Maueranschläge trugen die Worte: „Republik oder Tod!“ und verkündigten, daß die Zeiten sich erfüllen würden, „die Monarchien hatten ausgewirthschaftet; die Herrschaft der Freiheit begann“. Fliegende Blätter gingen von Hand zu Hand: „Was ist aus dem Ruhm und der Freiheit geworden, welche die Julisonne zweimal in vierzig Jahren beschienen? Schande und Elend daheim, Demüthigung draußen. In Belgien Verrath, in Polen Verrath, in Italien Verrath!“ Weder die Anstifter noch ihre Werkzeuge waren bei alledem bewußte Unheilstifter, welche die Leidenschaften der Menge, die sie zu diesem Zwecke aufwiegelten oder zu der sie sich gesellten, hätten ausbeuten wollen. Unklarheit der Begriffe, Unerfahrenheit, Leichtsinn und Fanatismus hatten noch immer ihr Hauptantheil an diesen gefährlichen Bewegungen: freilich war letzterer schon an jenem Punkte angelangt, wo er auch List und Lüge, Verläumdung und Heuchelei nicht scheut, um zu seinem Ziele zu gelangen; und die Organisation des Umsturzheeres, wie der Feldzugsplan, nach dem es operiren sollte, standen fest. Doch auch die Regierung hatte nicht gefeiert und war entschlossen, dem Kampfe mannhaft entgegenzugehen, den friedlichen Bürgern zu beweisen, daß man sie zu schützen wissen würde, und ihr Selbstvertrauen erweckte und befestigte das Vertrauen der Bürger in sie. Die Nationalgarde fand sich zahlreich und in gehobener Stimmung ein, unterstützte die Polizei und die Truppen bereitwillig und half überall den auf sich selber angewiesenen Haufen der Aufwiegler, welche auf die ansteckende Macht der Massenbewegung gerechnet hatten, zu zerstreuen. Ja, in dem Arbeiterquartier selber, auf dem Bastilleplatz gesellten sich auch die ruhigeren Arbeiter zu den Kleinbürgern und hieben derb ein in die Haufen der irregeleiteten Kameraden, welche mit den arbeitsscheuen, arbeitsentwöhnten, aufregungsbedürftigen, von der Nation verzogenen Studirenden und dem in jeder großen Hauptstadt lauernden, handwerksmäßigen Spitzbubengesindel gemeinschaftliche Sache gemacht hatten. Schon am

Abend war Alles wieder in Ordnung. Freilich begannen andern Tages mit erneutem Eifer und unermüdlicher Erfindungskraft die Verdächtigungen. Das Mährchen der von der Polizei in's Werk gesetzten Aufstände, das ein halbes Jahrhundert lang jedesmal wieder auftauchte, sobald eine Volksbewegung mißglückt war, kam jetzt zum ersten Male mit ganz besonderem Nachdruck in Umlauf und fand nicht wenig Leichtgläubige; so gewohnt war man noch, in jeder Regierung selbstverständlich den Todfeind des „Volkes" zu sehen. Die angeblich von der Polizei angeworbenen, verkleideten Söldlinge, welche das Volk zur Empörung aufreizen sollten, um es der rohen Gewalt — damit meinte man Nationalgarde und Armee, d. h. den bewaffneten Bürger- und Bauernstand — auszuliefern, diese agents provocateurs, wie der Kunstausdruck lautete, wurden damals unter dem Namen „Knüppeler" (assommeurs), wie vierzig Jahre später unter dem der „weißen Kittel", dem Hohn und der Verachtung aller Redlichen geweiht; ja, das Hauptblatt der Opposition behauptete den Beweis für die Thatsachen führen zu können. Natürlich wußten seine Herausgeber, als sie vor Gericht gefordert worden, diese Beweise nicht zu erbringen und ebenso natürlich wurden sie von den Gerichten freigesprochen, für der Verläumdung nicht schuldig erklärt.

Doch war mit dem Scheitern jenes Aufstandes die Ruhe wenigstens für zwei Monate leidlich gesichert, und die Befürchtungen des Palais Royal, daß auch der Jahrestag der Julirevolution neuen Anlaß zu bewaffneter Erhebung geben würde, waren für dießmal unbegründet [1]). Die Unruhestifter waren gewitzigt und verschoben weislich ihre nächste Schilderhebung, bis sich ihnen ein Vorwand böte, der geeignet schiene, auch den ruhigen und redlichen Theil der Pariser Bevölkerung, und vor Allem die Bürgerwehr, in die Bewegung hineinzuziehen oder doch in sich zu theilen. Ein solcher Vorwand mußte der äußeren Politik entnommen werden, wo die Meinung der gebildeten Stände, in ihrer Unbekanntschaft mit den Ver-

1) S. Depesche de Sales' vom 29. Juli 1831 (A. T.).

hältnissen, noch mehr als in der inneren Politik den Anschauungen der Opposition zuneigte. Eine solche Gelegenheit sollte aber nicht lange auf sich warten lassen, wenn auch im Augenblicke, in der zweiten Hälfte des Juli, die Regierung mit diplomatischen Vortheilen vor die Kammer treten konnte, welche die ungestümen Forderungen der Patrioten, wo nicht befriedigen, so doch vorübergehend zum Schweigen bringen mußten.

III.

Als Casimir Perier Mitte März an die Spitze der Regierung trat, hatte die zweite Kammer das neue Wahlgesetz schon berathen, welches ihrem Dasein ein Ende machen sollte; aber das Oberhaus hatte dasselbe in einer wichtigen Verfügung abgeändert, so daß es an das Unterhaus zurückgehen mußte. Casimir Perier, der als Abgeordneter das seiner Ansicht nach allzuweit gehende Zugeständniß der Mehrheit bekämpft hatte, übernahm jetzt als Minister die Vertheidigung desselben, sei's weil das Oberhaus noch weiter gegangen war als jene Mehrheit, sei's weil er, in weiser Einsicht des Nothwendigen, die Sache einer Cabinetsfrage nicht werth hielt, wie er denn als handelnder Staatsmann sich oft genug beschied, die prinzipielle Umarbeitung und Begründung von Gesetzentwürfen den Gelehrten und Theoretikern der Partei zu überlassen, welche an derlei philosophisch-historischen Erörterungen staatsrechtlicher Streitpunkte ihre besondere Freude hatten. Am 15. April war das Gesetz von beiden Häusern endgiltig angenommen.

Es verdoppelte nahezu die Wählerzahl, indem es sie durch Herabsetzung des Census von 300 auf 200 Franken, von 94,500 auf 166,500 brachte, und ging darin weiter, als die gemäßigte Partei des Unterhauses, unter der Führung von Casimir Perier's Bruder, es gewünscht hatte, während es hinter den Vorschlägen des Oberhauses zurückblieb. Auch die Zahl der Wählbaren wurde dadurch bedeutend vermehrt, daß beide Häuser den Census für die Wählbarkeit, trotz der ängstlichen Einsprache des Kammerausschusses, von 1000 auf 500

Franken herabminderten. Die Capacitäten, d. h. die studirten Leute, denen der erste Entwurf das Wahlrecht ohne Census bewilligte, wurden in Folge des Mißtrauens der Opposition gegen die Richter von der Urne ferngehalten; und mit ihnen war die öffentliche Meinung aus der Volksvertretung ausgeschlossen, dahin gedrängt, sich im Club und der Presse auszusprechen, Club und Presse als eine der Volksvertretung ebenbürtige Macht hinzustellen. Die revolutionäre Tendenz der Vereinfachung war schon zu stark, um eine künstliche Interessenvertretung möglich zu machen, welche durch bewußte Combination das erreicht hätte, was im vielbewunderten constitutionellen Nachbarstaate England durch unbewußtes Werden erreicht worden. Auf der anderen Seite war die Besorgniß vor der äußersten Folgerung des demokratischen Grundsatzes noch zu mächtig, selbst bei so hervorragenden Geistern, wie Casimir Perier, als daß man sich kühn auf die jeder Gesellschaft innewohnende Ueberlegenheit der conservativen Interessen verlassend, unmittelbar an das allgemeine Stimmrecht hätte wenden wollen, wie es der einzige Berryer, der beredte Vertreter der legitimistischen Partei im Unterhause, vorschlug, indem er sich keineswegs in der conservativen Macht dieser Einrichtung, wenn auch vielleicht in der Beurtheilung dessen, irrte, was das französische Volk zu conserviren wünschte. So hielt man sich denn ängstlichen Gemüthes und beschränkten Geistes an das roheste aller Kriterien, den Census: meinte doch selbst Mauguin, der radikale Kammertribun, „mit einem Wahlcensus von 200 Franken würde Frankreich das freieste Land der Welt sein". So glaubte man die Freiheit begründet zu haben, weil man die Grenzen des officiellen Landes dem wahren Lande gegenüber etwas erweitert hatte, während man doch nur diese unheilvolle Trennung von Neuem bestätigt hatte. Das wirkliche Land, welches, eingelassen in den Staat, ihn ganz ausfüllend, sich den Erfordernissen der Wirklichkeit bald gefügt hätte, rächte sich für seine Ausschließung durch systematische Nichtachtung der Hindernisse und Nothwendigkeiten des staatlichen Lebens.

Fünf Tage nach Zustandebringung des neuen Wahlgesetzes

war die Kammer unter großem Pomp in des Königs Gegenwart vertagt worden, und Louis Philipp hatte sich die Gelegenheit zu einer Rede und zur wiederholten Betheuerung seiner verfassungstreuen Gesinnungen nicht entgehen lassen. Bald verwandelte eine königliche Ordonnanz die Vertagung in Auflösung und berief die Wähler am 5. Juli zu allgemeinen Wahlen ein. Die Parteien ließen Nichts ungeschehen, was ihnen zum Siege verhelfen konnte. Der König selber verschmähte es nicht, im Interesse der Ordnungs- und Friedenspolitik, an der Wahlbewegung Theil zu nehmen. Eine vierzehntägige Reise in die Nordprovinzen, eine vierwöchentliche in die östlichen gab der königlichen Beredsamkeit erwünschten Vorwand in Fülle und trugen alle Hütten die Inschrift: „Verfassung und Frieden“ [1]), so variirte der gefeierte Bürgerkönig dieß einförmige Thema in unerschöpflicher Weise, wie er vor zehn Monaten das damals zeitgemäße Thema: „Freiheit und Frankreich“ variirt hatte. Denn nicht allein die amtliche Freude der Präfecturen begrüßte ihn auf diesen Triumphzügen, die Bürgerschaft der Provinzen selber erneuerte die rührenden und begeisterten Auftritte, welche im August vorigen Jahres im Palais Royal das Bündniß zwischen dem französischen Bürgerthum und seinem erwählten Könige unter dem Schatten der dreifarbigen Fahne besiegelt hatten, freilich mit jener von beiden Seiten gutgeheißenen Variante des Themas. Nur selten kam es vor, daß diese Uebereinstimmung fehlte, wie in Metz, dessen Bürgermeister den Monarchen an die Pflichten gegen Polen erinnerte, dessen Bürgerwehrcommandant ihn über die beste Art, das Oberhaus zusammenzusetzen — eine damals gerade sehr lebhaft erörterte Frage — belehren wollte. Der König wies Beide mit seltener Entschiedenheit und ohne Zaudern zurück, indem er dem Ersteren die Grenzen der Municipalbefugnisse, dem Zweiten die militärische Zucht in's Gedächtniß rief, welche politische Auseinandersetzungen ausschlössen.

1) Worte des Königs bei der Rückkehr von der ersten Reise an Graf de Sales, den sardinischen Botschafter. S. dessen Dep. vom 30. Mai (A. T.).

Das Ministerium selber trat offen in den Wahlkampf ein und beanspruchte, ohne die Heuchelei oder Selbsttäuschung neutral bleiben zu wollen und zu können, das Recht seine Gegner zu bekämpfen. „Ich sage Ihnen ohne Umschweife", erklärte Casimir Perier den Präfecten, „die Absicht der Regierung. Sie will nicht neutral bleiben bei den Wahlen und sie will nicht, daß die Verwaltung neutral bleibe." Aber der Kampf müsse ein ehrlicher, offener sein, die Gesetze geachtet, kein öffentliches Interesse einer Wahlberechnung geopfert werden. Das Ergebniß dieses Kampfes sollte sich, so unklar es auch Anfangs schien — 235 von 460 der Erwählten waren neue Leute —, als der Regierung günstig erweisen. Die Aufregung war groß, aber die Ruhe wurde beinahe nirgends gestört. Republikaner und Legitimisten, welche Nichts davon erwarteten, hielten sich fern und bereiteten sich vor, ihre Schlachten auf einem anderen Gebiete als dem gesetzlichen zu liefern, und der Regierung stand nur die dynastische Opposition entgegen, welche die bestehende Ordnung anerkannte, dieselbe aber in einem anderen Sinne ausgeübt wissen wollte. Der Hauptstreitpunkt, um den sich der ganze Feldzug drehte, war der der Erblichkeit des Oberhauses, welche Casimir Perier und seine Freunde befürworteten, während die Opposition von der fast einstimmigen, öffentlichen Meinung unterstützt, sie bekämpfte: beinahe alle Candidaten, darunter viele ganz neue Namen, verpflichteten sich, gegen die Erblichkeit zu stimmen, welche der rationalistischen Gleichheitsstimmung der Tage besonders unbehaglich war.

Am 23. Juli eröffnete der König in Person beide Kammern im Palais Bourbon, dem Gebäude des Hauses der Abgeordneten, wie um dem Princip der Wahl, dem er selbst seine Erhebung dankte und das in dem neuen Verfassungsleben maßgebend sein sollte, auch äußerlich zu huldigen. Nicht minder unzweideutigen Ausdruck fand der Grundsatz der Volkssouveränetät in der Thronrede, welche der politische Puritaner, der die Regierung leitete, dem König in den Mund gab. Wiederum erinnerte der König an seinen Eid, an seine Pflichten, an den

Volkswillen, an die Verfassung, zugleich auch an die Nothwendigkeit, den Vertrag von 1830 und die auf ihm beruhende Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten. „Indem Frankreich mich auf den Thron berief, wollte es, daß das Königthum national, nicht, daß es ohnmächtig sei. Eine kraftlose Regierung kann einer großen Nation nicht passen." Die Europa gegenüber errungenen Vortheile wurden selbstgefällig dargelegt; wo Nichts erreicht worden, suchte man durch unbestimmte Versprechungen die Gemüther zu beschwichtigen, der Entrüstung zuvorzukommen. Oesterreich räumte jetzt eben den Kirchenstaat auf Frankreichs Drängen; der Papst versprach moderne Einrichtungen; die Trennung des gegen Frankreich gerichteten Königreiches der Vereinigten Niederlande war eine Thatsache, welche Europa anerkannt hatte; die Zerstörung der Festungen, welche vor fünfzehn Jahren errichtet worden, um Frankreich im Zaume zu halten, war beschlossen; der Uebermuth des Königs von Portugal, der sich an französischen Bürgern vergangen, war gezüchtigt. „Ein blutiger und erbitterter Kampf dauert noch immer in Polen fort.... Ich habe mich bemüht, sein Ende herbeizuführen. Nachdem ich meine Vermittlung angeboten, habe ich die der Großmächte veranlaßt (provoqué). Ich habe dem Blutvergießen Einhalt thun ... und Polen, dessen Muth die alte Neigung Frankreichs wieder erweckt hat, jene Nationalität sichern wollen, welche der Zeit und ihren Wechselfällen widerstanden." Das hieß freilich mehr zu verstehen geben, als man in Wirklichkeit berechtigt war zu sagen; aber so hochherzig eingenommen, so empfindlich und rechthaberisch war noch die öffentliche Meinung in Bezug auf Polen, daß es selbst einem Perier nicht möglich war, ihr die Wahrheit zu sagen (d. h. sie über die Unmöglichkeit und die Unberechtigung einer Einmischung zu Gunsten des um seine Unabhängigkeit kämpfenden Volkes aufzuklären), ohne die kaum wiederhergestellte Ordnung, das eben erst geschaffene Königthum in Frage zu stellen, das Land den leichtsinnigen und unerfahrenen Händen der Volksredner und Volksführer auszuliefern, welche es unfehlbar, und zwar unter den denkbar

ungünstigsten Umständen, in einen Krieg gegen ganz Europa gestürzt hätten. Welches indeß auch die Schritte und die Sprache sein mochten, die der Regierung Casimir Perier's durch die Leidenschaften der Nation aufgezwungen worden, von allen übrigen Verhältnissen Europa gegenüber durfte der Ministerpräsident doch durch den Mund des Königs der Nation verkünden, daß er in kaum vier Monaten das aufgefahrene Staatsschiff wieder flott gemacht: „Sie werden ohne Zweifel der Meinung sein, daß in diesen schwierigen Unterhandlungen die wahren Interessen Frankreichs, die Interessen seines Wohlstandes, seiner Macht und seiner Ehre mit Ausdauer und Würde vertheidigt worden sind. Europa ist heute überzeugt von der Redlichkeit unserer Absichten und von der Aufrichtigkeit unseres Wunsches, den Frieden zu erhalten; aber es ist es auch von unserer Kraft und es weiß, wie wir den Krieg führen würden, wenn wir durch ungerechte Angriffe dazu gezwungen würden."

Eine Adresse des Hauses sollte nach den rednerischen Ueberlieferungen des französischen Parlamentarismus auf diese Thronrede antworten, allein es bedurfte mehrere Wochen, dieß Schriftstück auszuarbeiten, durchzuberathen und zu commentiren. So lange wollte der Ministerpräsident nicht warten, um zu wissen, wessen er sich von der neuen Kammer zu gewärtigen habe, denn die Wahlen hatten an zweihundert unbekannte Namen in's Abgeordnetenhaus gebracht. So stellte der Kampfesdurstige sofort bei Gelegenheit der Wahl des Vorsitzenden die Cabinetsfrage, indem er einen ersten, bei seiner eigenen Wahl zum Vorsitzenden (November 1830), begangenen Fehler durch Wiederholung und durch die Empfehlung seiner Autorität zu einer Gewohnheit machte, welche nicht ohne schädliche Rückwirkung auf das ganze parlamentarische Leben Frankreichs sein sollte. Ueberdieß begnügte sich der rasche Mann nicht damit, das Parteiinteresse in eine Frage hineinzuziehen, von der es besser fern gehalten worden wäre; er begann auch den Kampf in ungeschickter Weise, indem er seinen Mitbewerber vom letzten November, den damals von der Opposition aufgestellten Candidaten Girod (del Ain),

eine ganz unbedeutende Persönlichkeit, als Regierungscandidaten empfahl. Die Opposition war schlauer und wußte, indem sie sich des trotz aller Schwächen und Mißerfolge immer noch populären Namens Laffitte's bemächtigte, den Ausgang des Kampfes unentschieden zu machen. Zugleich machte der König selber, dem seine Popularität stets mehr galt als das Interesse seines Ministers, aus seiner Sympathie für den Oppositionscandidaten kein Hehl und gab ihm gerade in jenen Tagen wiederholte Beweise seiner Freundschaft und seines Wohlwollens [1]). Die Kammer theilte sich in zwei Hälften; der Regierungscandidat erhielt nur eine Stimme Mehrheit und der unversöhnliche Dupont (de l'Eure) ward zum Vicepräsidenten erwählt. Noch am selben Abende reichte das Ministerium Perier seine Entlassung ein und die bedenkliche Frage eines Personenwechsels, welcher einen Wechsel im System bedeutet hätte, trat im schwierigsten Augenblicke an den König heran. Da empfing derselbe jenen Brief seines künftigen Schwiegersohnes, des eben erst erwählten Königs der Belgier, welcher, von der holländischen Armee bedrängt, den Bruch des verbürgten Waffenstillstandes denunzirte, um bewaffnete Hilfe anrief. Perier zögerte nicht einen Augenblick, und noch am selben Tage (4. August) verkündete er, daß er und seine Collegen ihre Portefeuilles zurücknehmen würden, daß Marschall Gérard Befehl erhalten, in Belgien einzurücken. So dankte Frankreich einer unvorhergesehenen Verwicklung im Auslande das Glück, den einzigen Mann, der der Lage gewachsen war, an der Führung der Geschäfte zu erhalten, dankte ihr dieser die Gelegenheit, einen begangenen Fehler wieder gut zu machen.

Im Grunde war die große Mehrheit der neuen Kammer gemäßigt gesinnt und keineswegs geneigt, den Weg der „rechten Mitte", den Perier vorgezeichnet, zu verlassen. Die Adreßdebatte,

1) S. de Sales' Depesche vom 29. Juli, der zu Folge der König gerade in dieser Woche Laffitte zweimal zu Tische bat und auch sonst Nichts unterließ, um sich bei den Feinden seiner Regierung populär zu machen (A. T.).

welche mehr als eine Woche lang (9.—17. August) das Haus der Abgeordneten und das Publikum mit ihren unfruchtbaren Declamationen beschäftigte, gestaltete sich zu einem entschiedenen Siege des Ministeriums. „Die Verfassung, die ganze Verfassung, Nichts als die Verfassung! ... Friede, so lange es mit der Ehre und dem Interesse Frankreichs verträglich ist", so faßte Perier seine Politik zusammen und die Volksvertretung stimmte ihm zu. Umsonst suchte die dynastische Opposition sich der republikanischen Partei als einer unschuldigen und gefahrlosen Gruppe junger Enthusiasten ohne Organisation anzunehmen und die Regierung allzugroßer Härte gegen diese vielleicht verirrten, aber edlen Jünglinge anzuklagen. Die einflußreichsten Redner des Hauses, Thiers und Guizot, Dupin und Rémusat, bewiesen auf das Unwiderleglichste die Gefährlichkeit der Partei, deren Bildung und Organisation man im Entstehen mit allen Waffen des Gesetzes unterdrücken müsse und die amtlichen Ziffern Perier's ließen keine Antwort zu: „Hundertundzwanzig Nationalgardisten waren in den Aufständen, die man als ganz ungefährliche darstellen wollte, verwundet worden." Auf dieser Seite geschlagen, concentrirte die Opposition ihre Angriffe auf die polnische Angelegenheit.

Lafayette selber befürwortete die Anerkennung Polens, und als sein Antrag verworfen war, brachten untergeordnete Männer der Partei andere, weniger ausdrückliche, aber darum nicht minder gefährliche Anträge ein, deren Annahme durch die Kammer die Regierung früher oder später zu einer bewaffneten Parteinahme für Polen gezwungen hätte. Der parlamentarische Kampf wogte zwei Tage lang um diesen Streitpunkt mit unerhörter Hartnäckigkeit und Heftigkeit; so groß war der Tumult, daß am ersten Tage der Präsident sich bedecken, die Sitzung aufheben mußte. Tags darauf ward der Satz angenommen, wie die Regierung ihn billigte und wie er fast wörtlich sechszehn Jahre lang ohne Nutzen für Polen, ohne Würde für Frankreich alljährlich wiederholt werden sollte, wie um eine unnöthiger und unüberlegter Weise, in einer edlen und großmüthigen Aufwallung übernommene Schuld, die man

nicht mit klingender Münze bezahlen konnte, mit Worten abzutragen: „In den rührenden Worten Eurer Majestät über das Unglück Polens liebt das Haus der Abgeordneten eine Zuversicht zu finden, die ihm theuer ist: die Zuversicht, daß die polnische Nationalität nicht untergehen wird.“ Eine Mehrheit von 282 Stimmen gegen 73 erklärte sich endlich für die Gesammtadresse, wie die Regierung sie gebilligt und gewünscht. Von dem Augenblicke an fühlte sich Perier dem Throne wie der Straße gegenüber sicher und er bedurfte dieser Sicherheit, um dem drohenden Sturme zu begegnen, den jene leidenschaftliche Debatte um das Schicksal Polens mit heraufbeschworen hatte. Denn während man in Deutschland sich damit begnügte, Polenlieder zu singen und für die Flüchtlinge zu sammeln, erhob man in der Hauptstadt Frankreichs die Fahne des Aufruhrs, um die Regierung zum Kreuzzuge für die besiegten Helden zu zwingen.

Die Nachricht vom Falle Warschau's langte am 16. September in Paris an und erregte alle Gemüther. Die Theilnahme der Nation am Schicksale Polens war eine aufrichtige, eine tiefe, eine allgemeine. Das Mitleid aber pflegt den Sinn für Recht wie für Möglichkeit zu verdunkeln. Hier eilten schnöder Eigennutz, roher Haß und frevelhafter Leichtsinn, die Unwissenheit und den Edelmuth der Nation ausbeutend, jene Leuchten des Rechtsgefühls und des praktischen Verstandes ganz auszulöschen. Vier Tage lang waren die Straßen der Hauptstadt wieder die Bühne, auf der sich die wildesten Auftritte der Volksleidenschaft abspielten. Bald war's das Ministerium des Aeußern, bald die russische Botschaft, heute der Wagen des Ministers, morgen der Balcon des Königs, welche belagert, beschimpft wurden; Sebastiani's Worte: „Die Ruhe herrscht in Warschau“, mit denen er der Kammer am 16. die Trauernachricht mitgetheilt, flogen von Mund zu Mund in böswilliger Verdrehung und zu dem Rufe: „Es lebe Polen!“ gesellte sich schon der andere: „Es lebe der Kaiser!“ und der bedenklichere: „Nieder mit Louis Philipp!“ Häuseranschläge und fliegende Blätter drohten mit der Guillotine.

Die gewöhnlichen Ausschreitungen, wie Plünderung der Waffenläden, Barrikaden, Fenster einwerfen, Bäume ausreißen, Verwundung und Tödtung von Polizeibeamten begleiteten die lärmenden Rufe. Doch auch dießmal sollte es nicht gelingen, trotz der lebhaften Sympathien des Bürgerstandes für Polen, die Nationalgarde von ihrer Pflicht abwendig zu machen, und mit Hilfe der stehenden Armee, welche stets dem Beispiele der Bürgerwehr folgte, ward auch dießmal noch die Obrigkeit, wenn auch nicht des Blutvergießens, doch des Aufstandes Herr. Wohl versuchte die Opposition von Neuem ihr Spiel, die Regierung der künstlichen Hervorrufung und Anfachung des mißglückten Aufstandes anzuklagen, aber wiederum ohne Erfolg. Mauguin, der bombastische Redner der Linken, interpellirte am 19. September die Regierung über die polnischen Ereignisse und ließ es an Beschuldigungen der Polizei nicht fehlen, welche jene Straßenbewegungen provocirt habe. Er trieb die Keckheit so weit, von den Beweisen seiner Behauptung zu reden, die er in Händen habe, während er eine Minute darauf zugeben mußte, „jene Beweise seien nicht schriftlich, sie gingen aus den Thatsachen hervor". Perier benutzte rasch die Gelegenheit, seine äußere Politik noch einmal förmlichst von der Volksvertretung billigen zu lassen und Thiers' einleuchtende Beredsamkeit, Guizot's vornehme Kritik der Oppositionsgrundsätze, Dupin's Sarcasmus und gesunder Menschenverstand einigten sich zur wirksamsten Vertheidigung der Vertragspolitik. Dieselbe wurde von Neuem von der Kammer gutgeheißen, welche sich mit 221 Stimmen gegen 136, „mit den von den Ministern gegebenen Erklärungen über die äußere Politik befriedigt und in deren Eifer für die Würde Frankreichs vertrauend" erklärten.

IV.

Jetzt erst gewann die Volksvertretung Raum und Luft an die Beantwortung der Frage zu gehen, welche ihr bei den Wahlen von der öffentlichen Meinung gestellt worden war: die

Frage wegen der Zusammensetzung des Oberhauses oder, genauer und bestimmter gesagt, die Frage um die Erblichkeit der Pairs. Auch hier wieder sollte der geheime Zwiespalt zwischen dem Könige und seinem ersten Diener störend auf die Entscheidung einwirken. Bei der Umgestaltung, welche die Verfassung in den ersten Augusttagen des vergangenen Jahres erfahren, hatte man den das Oberhaus betreffenden Paragraphen (23) offen gelassen, indem man sich schmeichelte, die Aufregung der Geister würde sich binnen Jahresfrist wohl legen und eine ruhige, besonnene Lösung der heiklen Frage möglich werden. Man täuschte sich; und was die einzige gesetzliche Macht des Landes in der freudigen, versöhnlichen Stimmung jener Siegestage, in der Geburtsstunde des Bürgerkönigthums leicht hätte entscheiden können, war jetzt, bei dem herrschenden Argwohn, der Verbitterung der Gemüther, der mittlerweile herangewachsenen, allmählig zum Bewußtsein kommenden, verfassungsfeindlichen Parteien, zu einer Frage geworden, deren Lösung in conservativem Sinne eine Gefahr für die bestehende Ordnung der Dinge ausmachte. Die Erkenntniß dieser Gefahr mochte den König wohl ebensosehr als die Eifersucht auf den aristokratischen Körper, den es zu kräftigen oder zu schwächen galt, den populären Wünschen geneigt machen. Der durchfahrende Bürgersmann sah besser als der schlaue Abkömmling des ältesten Fürstenhauses die wahren Lebensbedingungen der constitutionellen Monarchie. Perier befürwortete eifrigst die Erblichkeit der Pairs, und der König, der ihm nicht offen entgegenzutreten wagte, suchte auf geheimen Wegen die Absichten seines Ministers zu durchkreuzen [1]). Er wußte die Männer, welche Perier zu Rathe zu ziehen genöthigt war, in seinem Sinne zu stimmen, und der Ministerpräsident gab aus Opportunitätsgründen nach, indem er durch Einbringung einer Revisionsclausel die Zukunft zu retten suchte. Auch er, wie

1) S. in d'Alton Shee's Mémoires (Revue moderne, Vol. XLVII, 1868, p. 149 à 150) die unzweideutigen Indiscretionen Armand Bertin's und Herzog Pasquier's, die um die Sache wissen mußten.

der gelehrte Berichterstatter des Gesetzentwurfes, opferte seine bessere Einsicht der gebieterischen „öffentlichen Meinung" und vertheidigte vor der Kammer ein Princip, das er nicht billigte. Trotz der glänzenden Rechtfertigung der Erblichkeit durch die ersten Redner der Kammer, durch Royer Collard, Guizot, Thiers wurde dieselbe mit überwältigender Mehrheit abgeschafft. Der König, das Volk hatten ihren Willen; denn die Vorschläge Barrot's, das Oberhaus aus der Wahl hervorgehen zu lassen, hatten nirgends Anklang gefunden. Umsonst suchte Perier wenigstens die Möglichkeit einer Revision zu retten; die Kammer verwarf, wohl nicht ohne Recht, eine Bestimmung dieser Art, welche wie ein Damoklesschwert über dem neuen Oberhause gehangen, sein schon gemindertes Ansehen gänzlich zerstört hätte.

Auch in der nicht minder wichtigen Frage der Kategorien von Staatsbürgern, aus denen die Krone gezwungen sein sollte, die Mitglieder des Oberhauses zu wählen, wurde Perier überstimmt. Die demokratische Eifersucht auf den Thron mochte nicht dulden, daß dem Könige eine scheinbare Freiheit der Bewegung gelassen würde, welche die Willkühr mißbrauchen könnte. Kurzsichtig, wie alles Mißtrauen, erleichterte sie es dem Monarchen, mit genauester Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften, in jenen höchsten Rath des Landes unselbständige oder unbedeutende Creaturen zu berufen, welche die Stimme der Nation nicht bestätigt hätte, wenn der König nur durch die moralische Verantwortlichkeit ihr gegenüber gebunden gewesen wäre; denn wie sollten nicht in jenen Kategorien von hohen Staatsbeamten und gewesenen Departementalräthen, Bürgermeistern und Akademikern abhängige Mittelmäßigkeiten zu finden sein, welche die ihnen zugemutheten Dienste willig leisten würden? Schon die nächsten Tage sollten es beweisen. Kaum war das Gesetz (am 18. Oktober) nach mehrwöchentlicher Berathung von dem Hause der Abgeordneten angenommen, als die Frage an die Regierung herantrat, wie das lückenhafte Oberhaus selber es aufnehmen würde, und die Gefahr lag nahe, daß die Aufnahme ungünstig sein würde. So entschloß

man sich, jene Lücke durch einen Pairsschub zu füllen. Am 20. November wurden sechsunddreißig lebenslängliche Mitglieder des Oberhauses ernannt, und einen Monat später erklärte sich eine Mehrheit von dreiunddreißig Stimmen gegen die Erblichkeit. Vierzehn Pairs, darunter die Duras, Fitzjames, Larochefoucault, reichten ihre Entlassung ein. Der kaiserliche Senat war wieder hergestellt: ob er eine kräftigere, muthigere Stütze der Dynastie sein würde, als der Senat von 1814 und 1815, sollte das Jahr 1848 zeigen. Nicht am wenigsten heiter und lehrreich war die Haltung der Opposition gewesen, die in einem mehr als gewöhnlich lauten und leidenschaftlichen Ausbruch ihres Unwillens davon geredet, die Minister in Anklagezustand zu versetzen, weil sie das einzige Mittel ergriffen hatten, um das Resultat zu erreichen, welches die Opposition so dringend wünschte: die Abschaffung der Erblichkeit. Der Protest, den die radikale Partei unter Vorsitz des früheren Justizministers Dupont (de l'Eure) gegen den Pairsschub abfaßte, wurde von der Kammer nicht einmal der öffentlichen Mittheilung gewürdigt und der Lärm verhallte spurlos, wie meist, wenn man ihn nicht unterdrücken zu müssen glaubte.

Andere Angelegenheiten politischen Charakters beschäftigten mehr als billig die gesetzgebende Versammlung, welche zu ihrer eigentlichen Aufgabe kaum die Muße fand; und fast in allen diesen Angelegenheiten kam das neue Königthum ungebührlich und ungelegen in Frage. So namentlich in der Berathung und den Beschlüssen beider Häuser in Sachen der verbannten Königsfamilie. Schon nach den Ausschreitungen, zu welchen der Trauergottesdienst für den Herzog von Berry in der Kirche St. Germain l'Auxerrois geführt, war die Verbannung gegen die ältere Linie des Hauses Bourbon ausgesprochen worden; doch mußte das betreffende Gesetz dem Unterhause noch einmal vorgelegt werden, weil die Pairs dasselbe, wenn auch unbedeutend, abgeändert hatten. Jetzt, im November, wurde vorgeschlagen, der einfachen Verbannung die Sanction der Todesstrafe im Betretungsfalle hinzuzufügen, wie man es

1816 für die Familie Bonaparte gethan, und den Verkauf aller Familiengüter innerhalb kürzester Frist anzuordnen. Die Debatte über diesen Antrag, bei dem blinder Haß und blinde Einfalt, auch wohl blinder Eifer für die neue Dynastie, zugleich zu Gevatter gestanden, zeigte, welche Gefühle noch in den Gemüthern schlummerten, von welchen Gesichtspunkten die politischen Anschauungen der Nation noch ausgingen. Wohl erhoben sich auch Stimmen edler Mäßigung, um dem Hause die Gehässigkeit und die Nutzlosigkeit der Maßregel vorzuhalten; aber sie kamen von der Seite, wo die Anhänger der gestürzten Familie saßen. Berryer sprach tiefgefühlte Worte zugleich für das Haus Bourbon und das Haus Bonaparte. Der treueste, einst von seinem Herrn verkannte Diener Karl's X., der edle Martignac, betrat zum letzten Male vor seinem nahen Ende die Tribüne. „Und wenn nun", rief er, „einer dieser Verbannten, den euer Vorschlag proscribirt, durch das Schicksal nach Frankreich geführt würde und eine Zufluchtsstätte suchte; wenn er an der Thüre des Urhebers des Vorschlages selber anklopfte; wenn diese Thüre sich öffnete, der Verbannte sich nennte, er einträte, ... ich würde ihm im Voraus für seine Sicherheit haften.... Es ist ein großes Uebel in einem Lande, wenn das Gesetz befiehlt, was die Ehre verbietet. In Frankreich unterliegt dann stets das Gesetz." Doch was vermochte eine Anrufung an die Klugheit und Billigkeit, gegen Parteileidenschaft und Feigheit! Meinte doch ein Mitglied der Linken, die Todesstrafe müsse aufrecht erhalten werden, „um die Patrioten zu beruhigen", während ein dem Republikanismus zuneigender Radikaler es eine „Beschimpfung Napoleon's" nannte, „ihn auf dieselbe Linie wie Karl X. zu setzen". So ging denn das Verbannungsgesetz durch, wenn auch seiner gehässigsten Bestimmungen, vor Allem der angedrohten Todesstrafe, entkleidet, eine Milderung, welche zugleich der Familie Bonaparte zu Gute kam. Für das Gefühl ritterlicher Naturen, die in Frankreich nie selten sind, ließ es einen Makel auf dem Namen des neuen Königshauses; dem Parteihaß schien es ungenügend, allen Unbefangenen gänzlich nutzlos. Casimir

Perier's Instinct, der ihn meist richtiger leitete, als die staatsrechtlichen Theorien, denen seine berühmtesten Anhänger huldigten, war gegen die gehässige Maßregel gewesen, wie er gegen die Rechtfertigung der Hinrichtung Ludwig's XVI. durch förmliche und ausdrückliche Widerrufung des Trauergesetzes vom 19. Januar 1816 war; aber in beiden Fällen schwieg er, weil die Nothwendigkeiten des Augenblickes das Opfer erheischten. Louis Philipp selber, unbewußt heuchelnd, erschien doppelzüngiger, als er es in Wahrheit war, wenn er gegen seinen Minister ein Bedauern an den Tag legte, das sich den radikalen Freunden, wie Laffitte und Barrot gegenüber, welche noch immer freien Zulaß im Palais Royal hatten, in Beglückwünschungen verwandelte. Der popularitätsbedürftige Sohn jenes Philipp Egalité, der einst am 21. Januar als einer der Ersten für den Tod gestimmt, fühlte sich eben wirklich in Gegenwart der „Volksfreunde" als Revolutionär, den Vertheidigern der Monarchie gegenüber als Royalist. Mehr noch als seine persönliche Natur, brachte die Lage, in der er sich befand, solche Zweideutigkeiten mit sich; daß er das Unmögliche unternommen, als er sich in diese Lage versetzte, scheint er nie klar gefühlt zu haben.

Auch der Umzug des Königs aus dem Hause seiner Väter in den verhängnißvollen Palast, in dem die erste Revolution das Königthum eingerichtet und aus dem in vierzig Jahren schon vier Monarchen auf's Schaffott und in's Exil gewandert, gab Anlaß zu unliebsamen Bemerkungen, ohne der neuen Dynastie irgend einen Zuwachs an Macht oder Glanz zu geben. Wohl war das Palais Royal — damals noch Börse und allgemeines Neuigkeitsbureau, im Mittelpunkte der Stadt gelegen, Tag und Nacht von Dirnen und Müßigen durchschwärmt, im Erdgeschoß und den beiden ausgedehnten Flügeln von Buchhändlern und Zeitungsvermiethern, Kaffeewirthen und Spielbankhaltern eingenommen — keine sehr passende Königswohnung, namentlich seit der König aufgehört, das Geschöpf und das Werkzeug des Volkes zu sein, als welches dieß ihn in den ersten Flitterwochen gerne ansah. Ja, selbst die

Sicherheit der königlichen Familie schien in dem Familienschlosse der d'Orléans bedroht, wo nicht nur Anstand verletzende Schauspiele und Gesänge die Augen und Ohren der königlichen Frauen allstündlich beleidigten, wo auch dem Staatsoberhaupte mehr als einmal erniedrigende Gefälligkeiten zugemuthet wurden. Noch kürzlich, in den Septemberaufständen, waren zerlumpte und trunkene Haufen in den Hof gedrungen, um den Tod der Minister zu verlangen, hatten den Monarchen gezwungen, sich auf dem Balkon zu zeigen, ihn mit Stöcken bedroht, ihm das Zeichen der Guillotine gemacht. Auch erklärten ihm die Generale, der Platz sei militärisch nicht zu vertheidigen [1]). Ein unter Blumen verborgener Wallgraben sollte fortan den neu bezogenen Sitz des Königthums nach dem Volksgarten hin gegen allzuunmittelbare Berührung und im Nothfalle gegen einen etwaigen Angriff schützen; aber der Schutz sollte sich ebenso unwirksam erweisen, als es das hohe Gitter gewesen, welches nach der Stadt zu die Tuilerien von dem Carousselplatz trennte. Wie alle und jede Handlung des Königs, so war auch diese auf Wochen hin das Thema heftigster Angriffe gegen den Monarchen und die Monarchie.

Fast gleichzeitig lenkte der von der Familie Rohan gegen die Erben des letzten Condé, Mme de Feuchères und den jungen Herzog von Aumale, angestrengte Prozeß die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Geldangelegenheiten der neuen Dynastie und veranlaßte die unliebsamsten Commentare und Andeutungen. Noch mehr kam das Königthum, das der Ministerpräsident so gerne außer aller Discussion, wie außer aller Thätigkeit gehalten hätte, durch die Regelung der Civilliste in den Mund des nicht immer ehrerbietigen Publikums und einer rohen Presse. Schon vor Jahresfrist hatte Laffitte (am 15. December 1830) eine Civilliste von achtzehn Millionen in Vorschlag gebracht, eine Summe, die er, noch ehe sein Entwurf vor das Haus kam, dem Drängen der Opposition nach-

1) S. de Sales' Depesche vom 28. September 1831; vgl. die vom 21. September (A. T.).

gebend, bedeutend herabgemindert hatte. Jetzt brachte Casimir Perier einen neuen Gesetzentwurf ein, demzufolge die königliche Domäne die großen historischen Schlösser und Parks, die darin befindlichen Kunst- und Büchersammlungen, die königlichen Kunstgewerbeanstalten umfassen sollte, lauter glänzende Schenkungen, welche aber der Civilliste nicht unbedeutende Lasten aufbürdeten. Die Höhe der Civilliste wurde dem Ermessen der Kammer anheimgegeben. Diese, nach achttägiger, mehr ökonomischer als politischer Debatte, setzte dieselbe am 14. Januar 1832 auf zwölf Millionen fest, um mehr als die Hälfte niedriger als diejenige des Kaiserreichs und der Restauration. Dagegen sicherte das Gesetz dem Könige die Privatgüter, welche er vor seiner Thronbesteigung besessen hatte oder während seiner Regierung erwerben werde, wohingegen wiederum dem Könige die Apanagirung seiner Kinder zur Last fallen sollte, eine allen Traditionen der französischen Monarchie zuwiderlaufende Verfügung, welche man mit dem neu anerkannten Wechsel der Principien entschuldigte; war doch fortan das Königthum nicht mehr souverän, sondern ein Ausfluß der Volkssouveränität. Doch wurde die Apanage der Familie d'Orléans zur Domäne geschlagen, diese, gleich der Civilliste, nur für die Lebenszeit des Monarchen bewilligt, d. h. widerruflich gemacht. Casimir Perier hätte gern mehr erlangt und seine, wenn auch fruchtlosen, Bemühungen in diesem Sinne wandten ihm denn auch vorübergehend die ihm gewöhnlich so karg zugemessene Gunst des Königs und seiner eifersüchtigen Schwester zu [1]).

So ging die heikle Angelegenheit unerwartet schnell ab. Nur ein bedauernswerther Auftritt unterbrach die im Ganzen

1) „Jamais M. C. Perier n'a été mieux en cour qu'il ne l'est actuellement", schreibt Werther unterm 19. Januar. „La direction habile qu'il a donnée à la discussion sur la liste civile lui a valu cette faveur, et même Mme Adélaïde qui lui avait montré jusqu'à présent beaucoup d'humeur et qui ne pouvait lui pardonner d'être nécessaire au Roi, son frère, l'a traité dans cette occasion avec une bonté toute particulière."

nicht unwürdige Kammerberathung. Der Günstling des Königs und Unterrichtsminister, Graf Montalivet, der seinen Herrn nicht selten durch seinen jugendlichen Eifer in Verlegenheit brachte, hatte sich Worte, wie „König von Frankreich", „Unterthanen" entschlüpfen lassen, welche eine kleinliche, sich in Wortkram gefallende Opposition sofort auffing und als Beleidigungen der Nation hinstellte. „Leute, die Könige machen, sind keine Unterthanen", rief der Abgeordnete Marchal. Ein unbeschreiblicher Lärmen füllte den Saal. Fast kam's zu Thätlichkeiten zwischen dem jungen Minister und den Koryphäen der Linken. Der Präsident mußte die Sitzung aufheben; aber dieselben Auftritte erneuerten sich bei Wiederaufnahme derselben: man verlangte den Ordnungsruf, den der Vorsitzende zu ertheilen verweigerte, wie der Redner den Widerruf seiner Worte verweigerte; man sprach von Staatsstreich, Contrerevolution; man erinnerte an die Barrikaden, unter denen der „Unterthan" begraben worden sei; in dem aristokratischen Albion, dem despotischen Spanien, nicht im freien Frankreich gebe es „Unterthanen", und was der Thorheiten mehr waren, welche Worte in Frankreich hervorzurufen vermögen. Erst am folgenden Tage gelang es dem Justizminister Barthe, einem der vorgeschrittensten Regierungsfeinde unter der Restauration, den französischen Hieb mit einer französischen Waffe zu pariren, indem er mit witzigem Apropos den Bericht der radikalen Municipalcommission vom August vorigen Jahres vorlas, worin die in diesem Augenblicke so erhitzten Redner O. Barrot und Audry, Mauguin und Schonen sich „Sr. Majestät sehr demüthige, sehr gehorsame und getreue Unterthanen" gezeichnet hatten. Die Minister hatten die Lacher auf ihrer Seite und somit gewonnenes Spiel. Der geschriebene Protest O. Barrot's und Laffitte's gegen die Anwendung jenes entwürdigenden Ausdruckes machte noch zwei Tage in der Presse von sich reden, dann blieb nur noch für das lachlustige, im Grunde harmlose Volk eine heitere Erinnerung an die heftige Wortschlacht.

Tiefer saß der Stachel, den die Erörterung über die

Civilliste selber in den Gemüthern zurückließ. Selbst diejenigen, welche der Ansicht waren, daß das daraus hervorgegangene Gesetz „genügend für die materiellen Bedürfnisse des Königthums sorgte", waren überzeugt, daß dieses selber geschwächt aus der Debatte hervorging [1]). War diese aber in der Kammer mit ziemlicher Rücksicht, ja mit Takt geführt worden, so hatte die Presse keine Schonung der Art gekannt. Der Ton war ein beleidigender, persönlicher, pöbelhafter, wie immer, wenn der König in's Spiel kam; selbst bei einer weniger für das Lächerliche und Ehrenrührige empfindlichen Nation hätten diese Angriffe hingereicht, das Königthum zu entweihen. Hier ward dasselbe, da es, vom Gesetze unbeschützt, auch nicht die Gewalt zu Hilfe rief, Dank solchen Besprechungen, immer mehr selbst unter seinen sichersten Anhängern, zumal den Kleinbürgern, zum Höchsten ein Gegenstand der Nützlichkeit, und Louis Philipp's Auftreten war nicht dazu angethan, der Krone wenigstens das Ansehen zu verschaffen, welches eine imponirende Persönlichkeit auch dem entwürdigten Amte zu verleihen vermag. Auch war der König nicht der Mann, durch verschwenderischen Glanz des Hofstaates zu ersetzen, was seiner Person abging; und er täuschte sich nicht, daß gerade die bescheidene, aber anständige, äußere Erscheinung seines Haushaltes dem Theile der Nation, auf den er sich am Liebsten stützte, gefallen, ja schmeicheln mußte. Die gehässigen Angriffe gegen diesen wohlfeilsten aller Monarchen gingen von anderer Seite aus. Vor Allem war es ein ehemaliger Diener der älteren Linie, ein zukünftiger des Kaiserreichs, welcher, bei der großen Stellenvertheilung im August 1830 vergessen oder übergangen, sich zum Wortführer republikanischer Strenge und Sparsamkeit machte und sich den wohlverdienten Ruf des gefährlichsten Pamphletärs des Jahrhunderts erwarb. Dieser von Karl X. geadelte Emporkömmling, Vicomte de Cormenin, der noch eben die Competenz des Hauses in Bezug auf Umgestaltung der Pairie auf's Heftigste bekämpft hatte, war Mit-

1) Worte Guizot's. S. Mémoires II, 226.

glied des parlamentarischen Ausschusses, welcher mit der Vorberathung des Gesetzentwurfes beauftragt war und als solcher mit allen Einzelnheiten der Frage vertraut. Nicht zufrieden, im Schoße dieser Commission seine lakedämonischen Anschauungen geltend zu machen, brachte er dieselben in leidenschaftlichen Flug- und Schmähschriften zum Ausdruck. Natürlich leuchteten die einfachen Vorschläge des gräflichen Republikaners dem einfachen Sinne der Pariser Bevölkerung, namentlich der mittellosen, ein: Louis Philipp war ein reicher Mann; er brauchte gar keine Staatsbesoldung; gäbe man ihm vierzehn Millionen, wie's ein Theil des Ausschusses beantragte, so würde er jährlich 12,297,504 Franken von dem Schweiße der Steuerpflichtigen ersparen und bei Seite legen, seine ungeheuern ererbten Reichthümer noch zu vermehren; ein Haus in der Stadt, eins auf dem Lande seien das Höchste, was ihm die Nation zu bewilligen brauche, die übrigen Krondomänen könne man gemeinnütziger verwenden, als sie einem Heere müssiger Diener zur Bewachung anzuvertrauen: warum nicht Schulen und Spitäler in den Palästen Franz' I. und Ludwig's XIV. einrichten? warum nicht den Boden der Parks von Fontainebleau und Versailles verwerthen, anstatt den darin verborgenen Reichthum schlummern zu lassen? Schlimmer als diese kindlichen Vorschläge waren die Anspielungen auf die Habsucht des Königs, der, wohl mehr als an einer solchen Stelle schicklich, den Geldpunkt und die Zukunft seiner Kinder bedachte, der aber, was er bürgerlich und hausväterisch zusammenhielt, nie auf Kosten des Landes vermehrte und auch das eigene Vermögen nicht anzugreifen anstand, wenn es galt, der Ruhmliebe seiner Nation auf Kosten des Geschmackes und höherer Kunstforderung zu gefallen. War er es doch, der auf seine eigenen Kosten die Residenz des glänzendsten Monarchen, der je geherrscht und andern Monarchen als Vorbild gedient, durch theatralische Darstellungen der Nationalgeschichte im Bildercommentar von der Hand patriotischer und liberaler Maler schmückte, um daraus ein „jedwedem Ruhme Frankreichs" geweihtes Nationalmuseum zu machen, als dauerndes Zeugniß

jenes Bürgerkönigthums, das dem idealen Bedürfnisse der Nation genug gethan zu haben glaubte, wenn es ihrer Eitelkeit schmeichelte.

V.

Während so das kaum aufgerichtete Königthum von einer kecken Kritik und keckerem Hohn schon in Frage gestellt wurde, drohte an einem anderen Punkte die gesellschaftliche Ordnung der Jahrhunderte selber in einer ihrer wichtigsten Bestimmungen, dem Verhältnisse des Kapitals zur Arbeit, gewaltsam erschüttert zu werden. Es waren nicht politische Fragen, wie sie die entstehende republikanische Partei wohl schon in der Hauptstadt aufzuwerfen begann, welche die bedenklichen Unruhen des Oktobermonats (1831) in der zweiten Stadt des Königreiches hervorriefen, und auch die socialistische Doctrin war der Arbeiterbewegung damals und dort noch fremd. Es war das planlose Losbrechen des Elends, welches, wie zu den Zeiten Jacques Bonhomme's, das ihm vom Schicksal und Naturgesetz aufgebürdete Loos in einem Augenblicke, wo es nicht länger erträglich erschien, abzuschütteln versuchte, und an die Gesellschaft, an die Natur, an Gott die Forderung einer Gerechtigkeit stellte, die den menschlichen Verstandesbegriffen gemäß sei.

Die allzeit harten Lebensbedingungen der Arbeiterbevölkerung von Lyon waren in den letzten Jahren immer drückender geworden; und mittelbar waren weder die Fabrikherren, welche die Production mehr als nothwendig entwickelt hatten, noch die Regierenden, welche den natürlichen Absatz durch übelverstandene Schutzmaßregeln hemmten, an jener Verschlimmerung der Zustände schuldlos. So lange aber die angehäuften Stoffe in den Lagern schlummerten und das Kapital der Eigenthümer unfruchtbar immobilisirten, mußte die Production vermindert werden, was nur auf Kosten des Arbeiters geschehen konnte, der, als die Erschütterung der Julirevolution den Verbrauch der Luxusartikel noch beschränkte, bald auf einen Verdienst an-

gewiesen war, der nicht hinreichte, ihn und seine Familie zu ernähren. Regierung wie Fabrikherren standen diesem Unglück machtlos gegenüber; selbst die Freigebung des Handels hätte erst nach Jahren ein leidliches Gleichgewicht des Angebots und der Nachfrage herbeiführen können; wer aber hätte damals gewagt, die Aufhebung der Schutzzölle als ein Mittel zu betrachten, geschweige denn zu empfehlen, vermöge dessen die Landesindustrie gehoben werden könnte? War es ja doch gerade die neue fremde Concurrenz, der man die meiste Schuld gab. Den Fabrikherren selber blieb Nichts übrig, wenn sie nicht durch fortgesetzte Production nichtgeforderter Waare, sich selber und zugleich die von ihnen beschäftigten Arbeiter vollständig zu Grunde richten wollten, als bessere Zeiten abzuwarten, indem sie die Entbehrungen und Verluste des Augenblicks mit dem Arbeiter im billigen Verhältnisse theilten. Von diesem aber, der Weib und Kinder hungern sah, während sein Arbeitgeber sichtlich Nichts an seiner gewohnten Lebensweise änderte, hieß es das Uebermenschliche verlangen, daß er sich resigniren solle. Schon seit drei Jahren hatte sich die zahlreiche Arbeiterschaft von Lyon zum Behufe gegenseitiger Hilfleistung organisirt. Die Arbeiterschaft Lyon's zählte ohngefähr 50,000 Männer, die wohl für 150,000 Angehörige zu sorgen hatten, während die ganze Stadt damals nicht mehr als 300,000 Einwohner, darunter etwa 800 Fabrikherren, in sich schloß. Gehörten auch nicht alle jene Arbeiter der „Gegenseitigen" (Mutuelle) an, so leiteten doch die Vorsteher dieser Gesellschaft die ganze Masse der Weber, welche nicht, wie wohl anderswo in großen Fabriken zusammenarbeiten, sondern daheim am Webstuhl sitzen, den ihnen der Werkführer gegen Theilung des Arbeitslohnes leiht. Die Werkführer selber aber, eine zahlreiche Klasse von Mittelspersonen, welche den Verdienst des Arbeiters noch verminderten, indem sie sich ohne Noth zwischen ihn und den Arbeitgeber schoben und diesen ihren unwillkommnen Maklerdienst theuer zahlen ließen, die Werkführer selber, welche ihr bescheidnes Kapital in den ausgeliehnen Webestühlen angelegt hatten, waren durch die Herabminderung

der Arbeitspreise und der Arbeitszeit in ihren Lebensinteressen empfindlich geschädigt. Was Wunder, daß sie sich den Webern selber anschlossen, die Befehle der Führer von Haus zu Haus trugen!

Schon seit September bereitete sich die Bewegung zur Erzwingung höherer Arbeitslöhne vor, und am 11. Oktober beschloß der Rath einen erhöhten Tarif in Vorschlag zu bringen, um die drohende Gefahr beschwören zu können. Der Gemeinderath ging auf den Vorschlag ein, indem er zweiundzwanzig Fabrikherren und eben so viele Werkführer zur Ausarbeitung dieses neuen Tarifs zusammenberief, eine Maßregel, welche der friedliebende billige Präfect des Departements, Dumolard, guthieß und in's Werk setzte, indem er jene Vertreter mit der Handelskammer und dem Rathe der Werkrichter zu einer einzigen Versammlung unter seinem eignen Vorsitze zusammentreten und den neuen Tarif feststellen ließ. Tausende von unbewaffneten Arbeitern umdrängten das Stadthaus; aber ein paar Worte des trefflichen Präfecten genügten, die noch ganz lenksamen Massen zu entfernen, und so jener Berathung ihre Freiheit zu sichern. Der Tarif, welcher daraus hervorging und den der Präfect sofort bekannt machen ließ, befriedigte die Arbeiter vollkommen, obschon er die ersten Vorschläge herabmäßigte; nicht so alle Fabrikherren und die Regierung. Eine ganz geringe Minderheit der ersteren (104 von etwa 800) protestirte vierzehn Tage später gegen denselben, obschon er aus einer, wenn auch unter moralischem Zwange, zu Stande gekommenen Vereinbarung zwischen den Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer hervorgegangen war, und die Regierung, welche die freilich ungerechtfertigte Theilnahme ihres Vertreters an dieser Vereinbarung nicht gutheißen konnte, glaubte diesem anempfehlen zu müssen, den neu festgestellten Tarif thatsächlich als einen todten Buchstaben zu behandeln und die Arbeiter selber durch Ueberredung von den Schwierigkeiten zu überzeugen, welche sich einer absoluten, im Nothfalle zwangsweisen Anwendung des Tarifs entgegenstellten [1]). Die

1) Der Präfect hatte sich übrigens mehr einer Unvorsichtigkeit als

Zeit war noch nicht gekommen, wo die Freiheit der Arbeitseinstellung und der Arbeitscoalitionen durch Hervorrufung von ähnlichen Verbindungen unter den Arbeitgebern eine Sicherheit bieten sollte; ja, so wenig waren damals noch die wirthschaftlichen Theorien von der Freigebung der Arbeit wie des Handels, welche in unsern Tagen die Oberhand gewonnen, Gemeingut der Gebildeten geworden, daß selbst die besten Geister und die aufrichtigsten Volksfreunde, geschweige denn aus dem alten Industrieadel hervorgegangne Staatsmänner, wie Casimir Perier, sie noch als Verirrungen und höchst gefährliche Utopien betrachteten. Wie es nicht anders zu erwarten war, vermerkten die Arbeiter die ausgesprochene Absicht der Regierung, jenen Tarif, welcher nur auf freier Vereinbarung der Theile beruhen durfte, nicht von Staatswegen einzusetzen, höchst übel; und am 30. November beschloß eine Arbeiterversammlung, da viele Fabrikherren thatsächlich den Tarif verletzten, der Rath der Werkrichter aber sie zu strafen sich weigerte, die Arbeit auszusetzen, bis der neue Tarif von der Regierung bestätigt worden. Die Lage ward eine äußerst bedenkliche; nur direkte Unterhandlungen der Fabrikherren mit den Arbeitern auf Grundlage des neuen Tarifs und ohne Einmischung der Staatsbehörden hätten die Gefahr beschwören können, hätten wenigstens Zeit gegönnt die nöthige Waffenmacht heranzuziehen und so die Drohenden, sei's vom Kampfe abzuschrecken, sei's rasch und leicht zu erdrücken. Mit einer Besatzung von 3000 Mann und einer unsichern, ja zum größten Theile feindlichen Nationalgarde den gewaltsamen Zusammenstoß nicht nur nicht zu vermeiden, sondern hervorzurufen, war ein Beginnen, das nur die Rathlosigkeit des Augenblicks erklären kann. Der Präfect wünschte wenigstens durch militärische Vorsichtsmaßregeln, wie Besetzung der Mauerthore,

einer Ueberschreitung seiner Befugnisse schuldig gemacht. Seine Unterschrift sollte keine Bestätigung des Tarifs Seitens der Staatsbehörde bedeuten, sondern nur die Authenticität der andern Unterschriften und der Protokolle bezeugen. Freilich lag die Verwechslung nahe, namentlich Seitens der Unwissenden.

welche aus dem Arbeiterviertel in die Stadt führten, jedem möglichen Blutvergießen vorzubeugen. Der General, Graf Roguet, der mit ihm auf gespanntem Fuße stand, empfing ihn nicht einmal, als er mit diesem Vorschlage zu ihm kam. Die von dem Präfecten und den Munizipalbehörden einseitig ergriffenen Maßregeln wurden von der Militärbehörde nicht ausgeführt.

Als am Morgen des 21. November die vieltausendköpfige Menge sich aus der hochgelegenen Arbeiterstadt der Croix Rousse durch die offengelassenen Thore nach Lyon selber hinunterbewegte, ward ihr ein Bataillon Nationalgarde entgegengeschickt um sie zur Rückkehr in die Citadelle zu bewegen. Nur der geringere reichere Theil der Bevölkerung war im Stande gewesen, die theure Tuchuniform zu kaufen; so war der größere und ärmere Theil der Nationalgarde, meist aus Werkführern bestehend, auch äußerlich sofort erkennbar. Als die wohlgekleidete Grenadierlegion sich die Grand-côte hinaufbewegte und den Rückzug der Arbeiter forderte, ward sie schon als Feind empfangen. Die Weigerung führte zu Drohungen; von der Drohung zur Beleidigung, zur Thätlichkeit ist nur ein Schritt; bald antworten die Bürgersoldaten, meist Fabrikherren, den Steinwürfen der Arbeiter mit Flintenschüssen; das Blut fließt; die unbemittelte Nationalgarde erklärt sich für die Arbeiter und bald sind die Grenadiere in heftigem Kampfe den Hügel hinunter nach dem Stadthause zurückgedrängt. In einem Augenblicke bedeckt sich die ganze obere Stadt mit Barrikaden, auf denen die Fahne mit der düstern Inschrift: „Arbeitend leben oder kämpfend sterben" flatterte. Der kranke Ober-Commandant von Lyon, General Roguet, dessen persönliche Mißhelligkeiten mit dem Präfecten Dumolard alle Bewegungen der Behörden hemmten, organisirte endlich nach heftigem Widerstreben eine neue Angriffscolonne aus Linientruppen und treugebliebenen Nationalgardisten, welche, geführt von dem Präfecten und dem Oberbefehlshaber der Nationalgarde, gegen das aufständische Quartier anrückte. Parlamentäre der Arbeiter begegneten ihnen halbwegs und luden den Präfecten ein,

allein nach der Croix Rousse zu kommen und dort durch seine volksthümliche Gegenwart die Gemüther zu beruhigen. Der ebenso muthige als menschenfreundliche Beamte zögerte keinen Augenblick und der Commandant der Bürgerwehr schloß sich ihm an; bis zu seiner Rückkehr sollten die Feindseligkeiten ruhen.

In der Mitte der Aufständischen angelangt, suchte der Präfect vom Balcon des Stadthauses (der Croix Rousse) die Menge zu beruhigen. Während er noch sprach, ertönte von unten herauf das Knallen der Gewehre; die beiden gegenüberlagernden Heere waren, wie's kaum vermeidlich schien, aneinandergerathen. „Verrath" erscholl es oben; der noch vorhin so populäre Präfect und sein militärischer Begleiter werden als Geiseln ergriffen, beleidigt, mißhandelt; Leichen der gefallenen Brüder werden heraufgeschleppt, den Gefangenen gezeigt, diese mit Repressalien bedroht. Umsonst suchten die Führer der bis zum Wahnwitz aufgeregten Menge den edlen Mann, den sie noch vor Kurzem in den Himmel erhoben, einzuschüchtern, und von ihm Befehle zu erzwingen, welche den Rückzug der bewaffneten Macht und die Auslieferung von Patronen an das Volk angeordnet hätten. Mit einer Festigkeit des Pflichtgefühles, welche im französischen Beamtenstande nicht so selten ist als jene andere Tugend der Menschlichkeit, welche Dumolard im Beginne des Conflictes bewiesen, weigerte er sich angesichts eines fast sicheren Todes ihrem Verlangen und ihren Drohungen nachzugeben. Sein Mitgefangener, General Ordonneau, war weniger fest und befahl den Rückzug eines Bataillons Bürgerwehr von einem äußerst wichtigen Punkte, den es besetzt hielt. Wie es zu gehen pflegt, wenn der erste Wuthausbruch des Volkes glücklich vorüber ist, erzwangen der Muth und die Pflichttreue des Präfecten sich eine Achtung und Bewunderung, welche die Nachgiebigkeit nicht erlangt hätte; unter den Rufen: „Es lebe der Präfect, es lebe der Arbeitervater!" ward Dumolard gegen acht Uhr Abends vom Volke nach der Stadt zurückgeleitet. Noch war das Volk von Lyon das bewegliche, bald grausame, bald rührend gute, jetzt begeisterte, dann verzagende, immer mitleidenswerthe Kind, das nur vom Eindrucke des

Augenblickes geleitet wird: es sollte nicht lange dauern, so kamen die Lehrmeister, welche die Instinkte des Neides und des Hasses in ein System brachten, die Regungen „frommer Denkart" als gefährliche Prellerei der Gutmüthigkeit vorsätzlich zu ersticken suchten und nur allzugut ihren Zweck erreichten durch die Verderbniß der Geister auch die Gemüther zu verderben.

So war am Abend des ersten Tages (Montag, den 21. November) die Stadt Lyon noch in den Händen der Staatsbehörden. Der Commandant der Bürgerwehr ward ebenfalls gegen Morgen freigelassen und nach dem Stadthause gebracht, wo General Roguet und Dumolard sich angesichts der drohenden Gefahr endlich versöhnt hatten. Ueber Nacht aber änderte sich die Lage. War Tags zuvor nur die hochgelegene Arbeiterstadt der Croix Rousse und der Theil der innern Stadt, welcher sich von da bis zum Fuße des Hügels hinab erstreckt, in den Händen der Aufständischen gewesen, so ergriff das Fieber während der Nacht auch die in der Ebene jenseits der beiden Flüsse gelegenen Vorstädte la Guillotière und Vaise, deren Einwohner sich über die Brücken in die innere Stadt drängten. Umsonst wurde die Nationalgarde aufgerufen; sie erschien nicht mehr, oder doch nur um sich dem Aufstande anzuschließen. Von allen Seiten ergoß sich das vielleicht 50,000 Mann zählende Volksheer nach dem im Mittelpunkte der alten Stadt gelegenen Stadthaus — einem Meisterwerke der Renaissance. Umsonst suchte General Roguet durch Aufpflanzungen von Batterien an zwei Brücken und durch Beherrschung derselben von den Häusern der dazwischen liegenden Kais aus, das Hereinströmen zu hindern; seine Truppen reichten nicht hin, alle Uebergänge zu besetzen und am Abend war, trotz der Verstärkung der Besatzung durch ein Regiment aus dem nahe gelegenen Trévoux, die ganze Vertheidigungsmacht auf den Stadthausplatz zurückgedrängt. Der Kriegsrath beschloß den Rückzug aus Lyon und schon um zwei Uhr Nachts zog das ermüdete, stark gelichtete Häuflein von Liniensoldaten, das zwei Tage lang den Kampf gegen die zwanzigmal überlegene Macht des Aufstandes ausgehalten, längs des Kais nach dem

benachbarten Monteſſuy, an ihrer Spitze der ſchwererkrankte General Roguet. Ueberall aber hemmten die mittlerweile aufgerichteten Barrikaden den Schritt der kleinen Armee, welche erſt mit Kanonen aufräumen mußte; aber die Stimme der Geſchütze wirkte wie eine Sturmglocke. Bald waren die Truppen von allen Seiten umringt, eingehemmt, während der Tod in hundertfältiger Geſtalt aus den Fenſtern, unter denen ſie herziehen mußten, herniedertobte. Langſam, aber ſicher ging indeß der Zug vorwärts, die Todten hinter ſich laſſend, die Verwundeten mitſchleppend; wer in die Hand der Aufſtändiſchen fiel, war eines grauſamen Endes ſicher. Um zehn Uhr Morgens war von der Armee gerettet, was noch übrig blieb.

Indeß beharrte der unerſchrockene Präfect auf ſeinem Poſten, und durch das Verſprechen, den Familien der Gefallenen Entſchädigungen zukommen zu laſſen und ſein Möglichſtes zu thun, um die Fabrikherren zur Aufrechthaltung des Tarifs, den Gemeinderath zu einer Unterſtützung der bedürftigen Arbeiter zu bewegen, gelang es ihm, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Unter ſeinem Antrieb bildeten ſich Ausſchüſſe von Fabrikherren und Werkführern, und bald ſollte die Ruhe und Ordnung allenthalben wieder hergeſtellt ſein. Ein Verſuch legitimiſtiſcher, bonapartiſtiſcher und republikaniſcher Agenten, ſich ſofort nach Abzug der Truppen des Stadthauſes zu bemächtigen, das der Präfect verlaſſen hatte, um auf die Präfectur zurückzukehren, gelang zwar, aber nur auf wenige Stunden; die unter des Präfecten Einfluß ſtehenden Arbeiterführer wollten Nichts von ihnen wiſſen und brachten ſie bald zum Schweigen. Ein vom Präfecten ſelber als Gouverneur des Stadthauſes eingeſetzter Arbeiter wurde allgemein anerkannt. Die ganze Bewegung behielt auch jetzt noch ihren durchaus unpolitiſchen Charakter, und ſchon am Mittwoch Abend (23. November) ward der Sicherheitsdienſt in der ganzen Stadt von den Arbeitern ſelber mit der größten Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit verſehen. Vor Ende der Woche waren alle Läden, ja ſelbſt die Theater, wieder eröffnet, jede Spur des Geſchehenen ausgewiſcht.

Mittlerweile hatte die Regierung auf die erste Nachricht von den traurigen Vorfällen energischste Maßregeln ergriffen. Alle Besatzungen der Nachbarstädte erhielten telegraphischen Befehl, sich in Eilmärschen um Lyon zu concentriren. Der Kriegsminister Soult selber, begleitet vom Thronfolger, reiste noch am Tage, an dem die Nachricht in Paris eingetroffen, am 25. November, nach dem Schauplatz der Begebenheiten ab und traf am 28. in Trévoux ein, wo er eine ansehnliche Macht vereinigt fand. Doch verzögerte er, obwohl die Ruhe schon seit fünf Tagen wieder hergestellt war, den Einzug in die Stadt und suchte allem Blutvergießen durch Vorsichtsmaßregeln vorzubeugen. Ein in die Stadt gesandtes Manifest verlangte vorherige Auflösung der Nationalgarde und Entwaffnung des Volkes; die ernüchterten und ermüdeten Arbeiter kamen ohne Zaudern diesen in wohlwollender Form ertheilten Befehlen nach. Kaum war so viel erreicht, als auch der vielberufene Tarif für unverbindlich erklärt wurde; und selbst das ließ das Volk in stumpfer Ruhe über sich ergehen. Der furchtbare Brand schien erloschen, nirgends flackerte die kleinste Flamme noch einmal auf, selbst nicht, als der jugendliche Prinz, auf den der Bürgerstand so große Hoffnungen setzte, begleitet von dem alten ruhmgekrönten Marschall, dem Sieger (?) von Toulouse, in die große Stadt einzog (am 3. Dezember), wo vor kaum zehn Tagen das Blut in Strömen floß. Es sollte keine drei Jahre dauern, so mußte sich zeigen, daß unter der Asche das Feuer wohl noch weiter glimmte.

Der Herzog von Orléans erleichterte sofort aus eigenen Mitteln, aus denen des Vaters, mit freiwilligen Beiträgen der Bürger und Staats- und Gemeindegeldern das Loos der Dürftigen. Der Präfect, dessen seltener Vereinigung von Muth und Menschlichkeit es gelungen war, den Sturm, wenn auch nicht zu beschwören, so doch schnell und wirksam zu beruhigen, ward abberufen, — ein Makel auf Casimir Perier's Regierung, welchen selbst die Nothwendigkeit des Augenblicks, vor Allem Strenge zu zeigen, schnell zu handeln und sich mit unvollständiger Kenntniß der Sachlage zu begnügen, nicht ganz

hat auswischen können. Wie alle Menschen, hatte auch Perier sich allgemeine Grundsätze nach seinem Charakter gebildet: sie waren absolut wie dieser. Dazu gesellten sich bei ihm zwei schlimme Rathgeber: der Zorn und der Argwohn, beide gleich blind und gleich rasch; wo er nicht sofort die Motive eines Betragens erkannte, das ihm tadelnswerth schien, war er stets mit schlimmster Vermuthung und Strafe bei der Hand. Er hatte sich's zur Pflicht gemacht, in Paris den Aufstand nie groß werden zu lassen, ihm zuvorzukommen oder, brach er aus, ihn nicht zu schonen, nicht mit ihm zu unterhandeln, sondern sich ihm schroff entgegenzustellen; daher seine Entrüstung, wenn seine Untergebenen in der Provinz anders handelten, oft ohne den Unterschied der Lage zu bedenken, der in Lyon die Nachgiebigkeit zuließ, in Paris und Grenoble nicht: dort hatte die Noth zum Aufstande getrieben, und indem man sie milderte oder beseitigte, machte man dem Bürgerkrieg ein Ende; hier war die Absicht die Obrigkeit und die Verfassung umzustürzen: und nur Niederlage oder Sieg konnte über das Schicksal der bestehenden Gesetzesordnung entscheiden. Auch die Kammer hatte nur ein höchst unvollkommenes Verständniß der Lage. Schon zeigte sich das erste Symptom jener Trennung der Nation in Volk und Regierungsklasse, welche so verhängnißvoll für das Julikönigthum werden sollte. Die Minister, die Kammermehrheit, die Opposition selber, welche sich auf dem politischen Gebiete befehden mochten, redeten hier dieselbe Sprache, die Sprache der Arbeitgeber gegenüber den Arbeitnehmern. Beinahe einstimmig wandte sich die Volksvertretung an den König, um ihm zu versichern, daß sie zu ihm stehen würde, wenn es gelte, das Eigenthum und die Gewerbefreiheit zu schützen; denn so nannte man damals noch einen Zustand, wo es dem Arbeiter nicht erlaubt war, sich mit einem Kameraden auf eigene Gefahr hin zu verbinden, um womöglich einen höheren Arbeitslohn auf friedliche Weise zu erzwingen. Die heftigen Auftritte, welche jene Debatte begleiteten, in der der Ministerpräsident, wie der Redner der Opposition, Mauguin, sich zu unparlamentarischen Worten

hinreißen ließen, waren nicht dazu angethan, die Würde des Hauses zu erhöhen; und sie sollten sich nur zu bald erneuern.

Am 17. und 19. Dezember entspann sich, bei Gelegenheit der zusammenfassenden Erklärungen des Ministers über die Episode in Lyon, der Kampf von Neuem, und der unermüdliche Wortführer der Opposition, Mauguin, wußte dießmal die Debatte auf ein anderes, günstigeres Gebiet hinüberzuschieben, als das des Lyoner Aufstandes, auf dem Mehrheit und Minderheit im Grunde dieselben Interessen theilten. Der rein politische Charakter der Pariser Bewegungen erlaubte directere Angriffe und, obschon mehr als fünf Monate seit jenen Julireignissen verflossen waren, bei denen von der Polizei besoldete Todtschläger (assommeurs) zur Herstellung der Ordnung beigetragen haben sollten, ward jene Anklage von Neuem und dringender als je erhoben, eine Untersuchungscommission verlangt. „Was thut die Polizei?" wagte Mauguin auszurufen, „sie wirbt Vagabunden, freigelassene Galeerensträflinge, relapse Verbrecher, ... denen man Zahlung verspricht." Hier, wo seine politische Ehrlichkeit angezweifelt wurde, fand Perier die unwiderstehliche Beredsamkeit edler Leidenschaft und Entrüstung. „Ich fahre fort", so schloß er am 21. Dezember seine lange Philippika gegen die radicale Partei, „ich fahre fort, meine, unsere Politik zu vertheidigen, nicht unsere Personen. Aber lassen Sie mich's einmal, nur einmal sagen, meine Herren: ich habe nie die Regierung gewünscht; eingetreten als ein Mann von Gesinnung habe ich keinen andern Ehrgeiz als den wie ein Mann von Ehre abzutreten; ich verlange von meinem Lande Achtung, ich habe ein Recht sie zu verlangen, weil mein Gewissen mir sagt, ich habe sie verdient." Ein nie enden wollender Beifall empfing diese stolzen Worte, die ersten, die der vielangegriffene Mann zur eigenen persönlichen Vertheidigung gesprochen, und als aus den Reihen der Opposition der Ruf ertönte, man wolle ja „Nachsicht" haben mit den Ministern, so brach der Heftige von Neuem los: „Ich nehme keine Nachsicht an, ich verlange nur Gerechtigkeit!" Ein in den Jahrbüchern der parlamen-

tarischen Geschichte fast einziger Triumph krönte den Sieg des erschöpften Athleten.

VI.

Auch der unermüdlichste Streiter ermattet, wenn der Kampf immer wieder von Neuem entbrennt und ihm die gütige Natur nicht eines jener Temperamente gegeben, welche ihm erlauben, mit seinen Kräften hauszuhalten. Ganz in Allem, setzte Perier in jedem Gefechte alle seine Kräfte auf einmal ein; reizbar wie er war, nützte er sie oft auf in überflüssiger Verfolgung des geschlagenen Feindes. Wo bei Andern die Tiefen in unbewegter Ruhe verharren, während der Sturm auf der Oberfläche tobt, bebte bei ihm der unterste Grund des Wesens mit, sobald nur die Kriegstrompete erschallte. Und im Grunde war er allein. Niemand dachte mehr an Sebastiani oder Barthe, Montalivet oder d'Argout, ja Niemand dachte fast mehr des Königs, seit Perier sie alle deckte; ihn allein machte Frankreich, machte Europa verantwortlich und er gefiel sich in solcher Verantwortlichkeit, in solcher Alleinherrschaft: der Diplomatie des Auslandes, den Querzügen des Königs, der Opposition der Kammer, dem Angriffe der Presse, dem Aufstande in der Straße, dem Uebelwollen der Kirche, der geheimen Verschwörung gegenüber hielt er allein den ganzen Anprall der Feinde auf, und er genoß die fieberhafte Erregung, als sei es Lebenskraft, die sich bethätigen wolle. Oft glaubte er dem Ziele nahe zu sein und dachte: „wenn nur erst der Kriegsschaum geschmolzen wäre", die Erhaltung seines Friedens- und Ordnungswerkes frischeren Kräften zu überlassen.

Freilich gab es auch für Perier Augenblicke, wo er fast den Muth sinken ließ. „Es ist etwas Furchtbares", sagte er in einem solchen Momente der Entmuthigung, „unter diesen Verhältnissen regieren zu müssen, Alles um sich her aufgelöst zu finden und auf keinen wirksamen Beistand zählen zu können. Wie wenig helfen uns die Gerichte, die öffentliche Meinung, die Blätter, von denen die meisten uns ohne

Unterlaß angreifen, Alles, was wir thun, entstellen, fortwährend reizen. Es brauchte mehr als menschliche Kräfte, einem solchen Leben, ohne Ruhe, ohne jede Befriedigung, lange widerstehen zu können." [1]) Schon jetzt trat der Krebsschaden zu Tage, der am öffentlichen Leben Frankreichs nagt und die Gründung eines freien Staatswesens so sehr erschwert hat: die Furcht oder die Trägheit der einsichtigen und mäßig gesinnten Bürger selbst miteinzugreifen. „Niemand thut vollständig seine Pflicht, Niemand kommt der Regierung zu Hilfe in den schwierigen Augenblicken. Ich kann doch nicht Alles thun. Ich kann nicht ganz allein aus dem Geleise kommen, in dem das Land festgefahren ist. Und ich bin doch ein tüchtiger Gaul. Ich will mich ja, wenn's sein muß, todtziehen; aber Jeder muß sich ganz mit dran machen und mit mir den Ruck geben. Sonst ist Frankreich verloren." [2])

Unter seinen Gegnern war die Geistlichkeit derjenige, der ihm am Wenigsten zu schaffen gab; denn sie hütete sich wohl, schon jetzt den Kampf aufzunehmen. Man klagte wohl schon hie und da über die Verfolgung der Kirche, weil der Minister alle gottesdienstlichen Handlungen außerhalb der Gotteshäuser untersagt, weil er vom Papste halbwegs moderne Einrichtungen für seine Staaten gefordert; man jammerte über den Voltairianismus des Königs und seiner Minister, welche die Kirche nicht besuchten und die gottlose Gesinnung der Massen durch ihr Beispiel ermuthigten; aber es genügte, daß die Amtszeitung (13. September 1831) zu verstehen gab, daß man sich nicht werde einschüchtern lassen, daß „der Staat der Kirche nicht erlauben werde, in seine Rechte einzugreifen, wie er sich nicht erlaube, ihre Freiheiten zu beschränken", und die bittern Beschwerden des Erzbischofs von Paris verstummten [3]). „Ist

1) S. de Sales' Depesche vom 8. Dezember 1831, welche eine Unterhaltung mit Perier wiedergibt (A. T.).

2) Guizot, Mémoires II, 310.

3) Noch kürzlich hat der College Perier's, Montalivet, diesen berühmten Aufsatz dem Ministerpräsidenten selber zugeschrieben (s. Journal des Débats vom 10. Juni 1876) und zugleich den heftigen Auftritt erzählt,

man unterdrückt, weil man nicht unterdrückt? Ist die Unterwerfung unter die Gesetze eine Verfolgung?" fragte Perier. Die Richtung aber, die er der Kirchenpolitik des Julikönigthums gab, sollte ihn überleben; auch seine Nachfolger verlangten, wie er, „von der Geistlichkeit, der er den ganzen Schutz der Gesetze angedeihen lassen wollte, selber den Gesetzen zu gehorchen, die ihre Stellung in Frankreich bestimmten". Diese Gesetze aber waren „die organischen Bestimmungen der Concordate, welche die Restauration hatte außer Kraft treten lassen und welche die Unterschrift des Papstes wenigstens der Achtung der Bischöfe empfahl". Diese ließen es sich nicht zweimal sagen und, welches auch ihre geheimen Sympathien für das gestürzte Königshaus sein mochten: sie gaben ihnen keinen öffentlichen Ausdruck mehr, denn sie wußten, daß Perier's Handlungen seinen Reden entsprachen.

Harthöriger waren die politischen Parteien, welche den Umsturz der Dynastie bezweckten und die sich jetzt eben zu sammeln und zu organisiren begannen. Die ersten Monate des Jahres 1832 brachten bedenkliche Symptome. Es schien, als näherten sich die Schanzgräber der verschiedenen Heeresabtheilungen, welche bald vereint den Hauptsturm gegen das Julikönigthum laufen sollten. Vier Minen wurden im Laufe weniger Wochen entdeckt, die Lunte den Händen der Verschwörer entrissen in dem Augenblicke, wo sie das Pulver berühren wollte. Republikaner, Legitimisten, Bonapartisten wetteiferten in ihrer unheimlichen Thätigkeit. Den kaum merklichen Bewegungen im Osten und Süden folgten bald gefährlichere in der Hauptstadt selber.

In den ersten Tagen des neuen Jahres erscholl plötzlich um die Dämmerstunde die Sturmglocke von den Thürmen von Notredame; republikanische Manifeste flatterten herunter; bald schlug die helle Flamme zu den obern Fenstern eines der Thürme heraus. Das Feuer war bald gelöscht, die

welchen Mar de Quelen dem Minister d'Argout gemacht hatte, ehe er sein etwas milderes, aber immer noch übertriebenes Rundschreiben erließ.

Thäter gefangen, sieben an der Zahl, meist Arbeiter. Auf die Frage nach Namen und Stand antwortete derjenige, welcher das Feuer angelegt: „Considère Emeutier". Die Untersuchung ergab wenig oder nichts; treu ihrem Eide, läugneten die Angeklagten jedes Complott; treu ihrer Gewohnheit sprachen die Geschwornen die Mehrzahl frei; die drei einzig schuldig Befundenen kamen mit leichter Gefängnißstrafe davon. Der Prozeß, wie der fast gleichzeitige der „Gesellschaft der Volksfreunde", ward eine Gelegenheit, Regierung und Gerichte zu beschimpfen, den Königsmord zu predigen, die Republik zu bekennen. Natürlich ward wieder die Polizei beschuldigt, und nicht allein von den Unwissenden und Bethörten, die ganze Sache angestiftet zu haben; eine Anschuldigung, die um so leichter Glauben fand, als der Prozeß in der That bewiesen hatte, daß die Behörden im Voraus von der Sache unterrichtet waren. Wären sie der Sache durch Festnehmen der Verdächtigen zuvorgekommen, würde man sie zweifelsohne der Willkühr beschuldigt haben.

Die Verhaftung einiger Flüchtlinge führte um dieselbe Zeit zu der Entdeckung von Papieren, welche auf eine bonapartistische Militärverschwörung im Interesse des aus der Romagna entkommenen jungen Prinzen Louis Napoleon hinzudeuten schienen.

Auch die Legitimisten standen nicht an, bei den italienischen Carbonari in die Schule zu gehen. Einen Monat nach der Verschwörung der Thürme von Notredame ward das weitverzweigte, trefflich organisirte Complott der Rue des Prouvaires entdeckt und im Entstehen unterdrückt (3. Februar). Die große Mehrzahl der Verschwornen entkam; doch wurden mehr denn zweihundert, die Waffen in der Hand, ergriffen, im Augenblicke, wo sie sich gegen die Tuilerien bewegten, um, einen Hofball benutzend, den königlichen Palast zu überrumpeln. Drei andre Colonnen, die sich gleichzeitig gegen den Mittelpunkt der Stadt bewegen sollten, zerstreuten sich, sobald sie sich entdeckt sahen, und ließen es nicht bis zu einem Zusammenstoß kommen. Auch hier hatte die Polizei energisch und rasch gehandelt und war mit dem Verlust eines einzigen Lebens der

Verschwörung Meister geworden. Es mochte dem Präfecten Gisquet an Takt gebrechen, an Energie und List fehlte es ihm nie. Die meisten der Ergriffenen wurden bald entlassen und die Geschwornen erkannten nur 40 der 66 Angeschuldigten für schuldig, welche, mit Ausnahme von wenigen zur Deportation Verurtheilten, mit leichten Gefängnißstrafen davonkamen. Die Volksrichter zeigten immer etwas mehr Strenge, wenn es sich um Legitimisten, als wenn es sich um Republikaner handelte. Auch gelang es hier der Untersuchung, werthvolle Aufschlüsse über die Organisation der Verschwörung in die Hände zu bekommen, unter Andern ein Handschreiben der Herzogin von Berry, welche Chateaubriand zum Mitgliede der provisorischen Regierung ernannte. Der berühmte Schriftsteller selber, sowie die andern Führer der Partei, Marschall Victor, der Marquis de Pastoret, Graf Saint Priest, wurden nicht kompromittirt, wenn auch der Verdacht nahe lag, daß sie um die Sache gewußt.

Bedenklicher noch waren die Ereignisse, welche sich Anfangs März in Grenoble abspielten. In vielen Städten des Südens hatte der Fasching dießmal Gelegenheit zu blutigen Auftritten gegeben; aber überall waren die Unruhen im Entstehen unterdrückt worden, wie wenige Monate vorher schon ähnliche Bewegungen in Straßburg, Toulouse, Marseille rasch gehemmt worden waren. In der Hauptstadt des Dauphiné nahmen die Dinge größere Verhältnisse an. Am 11. März hatten sich einige junge Leute, den Verordnungen des Bürgermeisters zuwider, zu einem Maskenzuge vereinigt, in dem der König und seine Minister, das Budget und die zwei Ergänzungsbudgets als lächerliche Figuren aufgeführt wurden. Der Präfect Maurice Duval, ein Mann der kaiserlichen Schule, machte dem Aufzuge ein Ende, indem er das Militär einschreiten ließ, eine Maßregel, die etwas lärmend, aber doch ohne Blutverlust ablief. Zugleich untersagte er einen öffentlichen Ball, auf welchem dieselben politischen Masken erscheinen sollten, und obschon die jungen Leute sich fügten, so sannen sie doch auf ihre Rache und veranstalteten für den nächsten Abend eine

Katzenmusik unter den Fenstern des Präfecten. Dieser ließ den Bürgermeister bitten, die Nationalgarden zur Aufrechthaltung der Ordnung zusammenzuberufen, was jedoch unterblieb, sei's weil der Magistrat, der die Untersagung des Balles nicht gebilligt hatte, dem Präfecten eine kleine Demüthigung gönnte, sei's weil der Befehl nicht zeitig genug auf die Bürgermeisterei gelangte. Die schlimmen Folgen ließen nicht auf sich warten.

Die lärmende und beleidigende Kundgebung ward auf's Wirksamste in Scene gesetzt; es kam, wie immer in solchen Fällen, zu heftigen Auftritten zwischen der Polizei und der Menge, welche nicht nur die ganze Straße vor der Präfectur, sondern auch den Hof derselben überschwemmt hatte. Einige Verhaftungen reizten die Unruhestifter noch mehr; schon blieb man nicht mehr bei den Pereats stehen, und die Polizei — ob mit oder ohne Vorwissen des Präfecten, ist nicht ausgemacht — rief in Abwesenheit der Bürgerwehr die Linie zur Hilfe. Zwei Compagnien erschienen von entgegengesetzten Seiten auf dem Platze, die Menge ohne Ausweg zwischen sich drängend. Ein Hagel von Schimpfworten empfing sie und ging bald in einen Steinhagel über, dem die Truppen mit den Waffen antworteten, ohne vorher die gesetzlichen Aufforderungen, sich zu zerstreuen, an die Menge ergehen zu lassen; das Blut floß, und wenn auch kein Menschenleben zu beklagen war, so genügte es die Stimmung noch immer mehr zu reizen; der Präfect, der commandirende General, das 35. Linienregiment, das gewaltsam eingeschritten war, wurden die Zielscheibe aller Verwünschungen. Die Justizbeamten selber ergriffen Partei gegen die Regierungsbehörde. Die Nationalgarde ward andern Tags endlich unter die Waffen gerufen und die meisten Wachtposten wurden ihr übergeben, während unter der Leitung eines angesehenen Pariser Republikaners sich Freischaaren bildeten, welche die Bürgerwehr zu überwachen unternahmen. Jener hauptstädtische Emissär aber war kein Anderer als derselbe Jules Bastide, der vor kaum zwei Jahren, am 1. August 1830, Namens der bewaffneten Revolution, im Palais Royal mit dem Reichsverweser unterhandelt hatte und der sechzehn Jahre später als

Minister des Aeußern die Besetzung Roms einleiten sollte. Neue Unordnungen fanden vor der Präfectur statt; man brach das Thor ein, welches in den Hof führte, verlangte die Uebergabe aller Posten, ohne Ausnahme, an die Nationalgarde, und während Bastide sich der Citadelle bemächtigte, bewilligte der General Saint-Clair die kecke Forderung.

So entwaffnet, ward er selber die Beute der Menge, welche sich seiner bemächtigte, von ihm den Rückzug des Regiments aus der Stadt forderte. Der schwache Mann ließ sich einschüchtern, sandte seinen Adjutanten, begleitet von Bastide selber, nach Lyon an seinen Vorgesetzten, um ihn zu bitten, den gewünschten Befehl zum Rückzug zu ertheilen. Dieser, General Hulot, willfahrte den Bitten seines Untergebenen, indem er zugleich ein anderes Regiment nebst Cavallerie und Artillerie zum Ersatz des abziehenden schickte. Sie rückten am 15. März in Grenoble ein, während das 35., in seiner Ehre tief verletzt, die Stadt räumte. Die Freischaaren wurden aufgelöst.

Kaum erreichte die Nachricht von diesen Vorgängen die Hauptstadt, als auch die entschiedensten Befehle ergingen, das Geschehene wieder gut zu machen. Die Nationalgarde von Grenoble wurde aufgelöst, General Saint-Clair zur Verfügung gestellt, General Hulot versetzt, das 35. Regiment mit allen militärischen Ehren in die Stadt zurückgesandt, die es in so demüthigenden Verhältnissen verlassen; und eine Proclamation des Kriegsministers belobte das beleidigte Regiment in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für seine Haltung während der Unruhen. Freilich war an ein friedlich-freundliches Zusammenleben desselben mit der Bürgerschaft nicht mehr zu denken und in Folge stets sich wiederholender Duelle und häufiger Reibereien mußte es zwei Monate später doch wieder zurückgezogen werden; die schuldige Genugthuung war ihm nichtsdestoweniger zu Theil geworden. Natürlich ward auch diese Angelegenheit, bei der die Behörden nicht gerade viel Takt bewiesen, der Gegenstand heftigster Erörterungen in der Presse und der Kammer, und die Opposition ließ sich die Ge-

legenheit nicht entgehen, den Minister, der, ritterlicher als nöthig war, die Verantwortlichkeit für seine allzueifrigen Untergebenen übernahm, mit gewohnter Uebertreibung „der Erwürgung friedlicher Bürger" anzuklagen, weil seine Agenten ihre gesetzlichen Befugnisse überschritten hatten. Perier antwortete mit jenem Tone vornehmer Verachtung, der ihm gewöhnlich war, und wie immer verblieb ihm der Sieg, selbst da, wo das Recht nicht auf seiner Seite war.

Es sollte der letzte sein, den er erfocht. Der erschöpfte Körper des rastlosen Ringers ward eine sichere Beute der furchtbaren Seuche, die jetzt zum ersten Male ihren finstern Umzug in Europa hielt und sich langsam von Osten her näherte. Das furchtbare Gespenst erschien zum ersten Male am Abende des 26. März inmitten der Mittfastenlust und forderte seine ersten Opfer unter den fröhlichen Masken, die sich auf dem Opernballe lärmend durcheinanderdrängten. Bald war die ganze Stadt von der unheimlichen Krankheit ergriffen, der alle Aerzte rathlos gegenüberstanden, deren Ursprung ebenso räthselhaft als ihr rascher Verlauf erschreckend, ihre Bekämpfung unsicher erschien. War das launenhafte Uebel ansteckend? Konnte man ihm zuvorkommen? Vor ihm flüchten? Alles war gleich geheimnißvoll; nur die entsetzliche Thatsache des tausendfältigen Todes war sicher. Bald fielen täglich bei 800 Opfer, mehr als 50 Einwohner auf 1000, und die Volksphantasie wurde auf's Heftigste erregt: man sprach von Vergiftung des Wassers, des Fleisches, des Weins; das Gerücht verbreitete sich, Menschen gingen im Auftrage der Regierung um, gössen das Gift in die Brunnen, besprengten damit die Waare der Bäcker- und Fleischerläden. Eine unkluge Proklamation des Polizeipräfecten, welcher diese schnöden Anklagen zu widerlegen unternahm, bestärkte nur die Ueberzeugung, der König und seine Minister wollten durch dieß teuflische Mittel die Aufmerksamkeit von der Politik abwenden, und der Mord in seiner gräulichsten Gestalt gesellte sich zur Wuth der Seuche, um die Stadt mit Schrecken zu erfüllen. Nicht wenig Unglückliche fielen dem grausamen Aberglauben zum Opfer; es

genügte, eine Flasche, eine Schaale in der Hand zu tragen, um als ein Vergifter von der wahnwitzigen Menge zerrissen zu werden.

Daneben freilich traten auch wieder die ächt französischen Tugenden der Hilfsbereitsamkeit, des thätigen Mitleidens, der einsichtigen und anstelligen Begeisterung schön zu Tage. Doch umsonst zeigten die Regierung und die höhere Klasse den edelsten Eifer und todesverachtenden Muth; umsonst blieb der König auf seinem Posten, gingen die königlichen Prinzen, das Beispiel des Czaren in Moskau nachahmend, in Begleitung des Ministerpräsidenten in die Krankenhäuser; umsonst gaben die Reichen ihre Häuser her, um obdachlose Kranke aufzunehmen, erschöpften sich die Aerzte in unermüdlichem Dienste: — der Argwohn des Volkes war nicht zu entwurzeln und die demokratische Presse ließ sich's angelegen sein, ihn noch anzufachen, säte systematisch den Klassenhaß. Furchtbare Brandschriften gingen als fliegende Blätter von Hand zu Hand und predigten: „die Cholera sei eine weniger grausame Geißel als die Regierung Louis Philipp's; die Polizei habe den Befehl, das Volk, von dessen Schweiß die Reichen lebten, zu decimiren". „Nehmt 300 Deputirte", lautete ein gedruckter Maueranschlag, „150 Pairs, Casimir Perier, d'Argout, Sebastiani, Louis Philipp und seinen Sohn, schlagt ihnen die Köpfe auf dem Revolutionsplatz ab, und die Luft wird gereinigt sein in Frankreich und in Belgien." [1]) Am 1. April brach ein Aufstand der politischen Gefangenen innerhalb St. Pélagie aus, während eine Schaar von zweihundert Gesinnungsgenossen von außen das Gefängniß belagerte und durch Waffengewalt vertrieben werden mußte [2]). Ja, die wenigen Vorsichtsmaßregeln, welche die Behörden in ihrer Unkenntniß des Uebels ergreifen konnten, wurden Gelegenheit zu drohenden Volksbewegungen. So die beschleunigte Ab-

1) Werther legt dieses Recept seiner Depesche vom 6. April bei.

2) S. Gisquet a. a. O. II, 132 ff. Siehe ebenda die statistischen Tabellen, sowie viele der regierungsfeindlichen Proklamationen, Zeitungsartikel u. s. w., S. 87—163.

führung des Unraths, welche die zahlreiche und entschlossene Classe der Lumpensammler in ihrem Erwerbe schädigte. Bald rotteten sie sich, 1800 an der Zahl, zusammen, zerbrachen und verbrannten die Karren, welche zur Wegschaffung des Schmutzes dienten, drohten mit Plünderung, ergossen sich drohend in den wohlhabenden Mittelpunkt der Stadt. Doch gelang es, die Wüthenden ohne Blutvergießen zu beruhigen.

Endlich, nach vier gräßlichen Wochen, ließ die Seuche nach (im Ganzen waren über 18,000 Personen gestorben und nahezu an 40,000 von der Krankheit ergriffen worden), um bald wieder heftiger aufzutreten und endlich im Juli ganz zu verschwinden und ihren mörderischen Umzug weiter fortzusetzen. Nicht ohne vorher auch von der Regierung des Landes ihren Tribut gefordert zu haben. Der Handelsminister, Graf d'Argout, Perier's rechte Hand, wurde von der Krankheit ergriffen, doch ohne ihr zu unterliegen. Fast gleichzeitig ward der Ministerpräsident selber auf's Krankenlager geworfen. Schon seit Monaten fühlte er sein Ende herannahen. „Meine Flügel sind mir beschnitten, ich bin schwer krank", pflegte er zu sagen, „aber das Land ist noch kränker als ich." [1]) Das furchtbare Uebel, das meist in achtundvierzig Stunden sein Zerstörungswerk vollbrachte, brauchte Wochen, um den Mann zu besiegen, welcher den Angriffen auf seinen Körper einen ähnlich zähen Widerstand entgegenzusetzen schien, als den, welchen er den Angriffen auf seine Politik und seine Ehre entgegenzusetzen pflegte. Am 6. April hatte Casimir Perier die ersten Symptome der Krankheit gefühlt, am 16. Mai unterlag er ihr, nachdem er zu wiederholten Malen das Uebel überwunden zu haben schien. Er war fünfundfünfzig Jahre alt.

Der Schrecken war ein allgemeiner, tiefer in allen Kreisen des In- und Auslandes, denen Friede und Ordnung am Herzen lag, als die Kunde vom Erkranken des Ministers sich verbreitete; noch tiefer war die Erschütterung, als man sein Ende erfuhr. Alle, außer dem König, der sich beinahe

1) S. Guizot, Mémoires II, 322.

„erleichtert" fühlte, wußten ja, daß „es fast unmöglich war, ihn zu ersetzen"[1]). Denn mit ihm verschwand der einzige Staatsmann des Julikönigthums, der trotz vieler und augenfälliger Charakterfehler, Geisteslücken und thatsächlicher Mißgriffe diejenigen Eigenschaften in sich vereinigte, welche das französische Volk von seinen Leitern fordert, auch die, welche überall und immer die zum Herrschen nothwendigsten sind. Casimir Perier imponirte durch seine gesellschaftliche Stellung wie durch seine Persönlichkeit gleicher Weise. Er hatte einen kalten, praktischen Verstand und war mehr als ein Feind politischer Theorien: er verstand sie nicht. Aller Pedantismus war ihm fremd. Selber fleckenlos, als Mensch wie als Geschäftsmann, stand er nicht an, sich auch solcher Werkzeuge zu bedienen, welche er nicht achten konnte; und da seiner Feldherrnnatur der Sieg vor Allem ging, verschmähte er auch nicht Verbündete, die in andern Lagen seine Gegner sein konnten. Mit ächt französischer Streitlust und ächt französischer Leidenschaft vereinigte er die klarste Einsicht in das Wesen aller Herrschaft und glaubte nicht, wie so viele seiner Landsleute, dasselbe ändere sich je nach der Regierungsform. Er verlangte Herr zu sein, so lange der Souverän ihm die Leitung seiner Geschäfte übertrug; daß dieser Souverän nicht mehr, wie zu Richelieu's Zeiten, der König, sondern die Volksvertretung war, focht ihn nicht an. Und er wollte allein Herr sein, überall und immer; aber er übernahm auch die ganze Verantwortlichkeit und wußte sich zu erobern, was jedem englischen Cabinets- und Parteichef, Dank der angehäuften Weisheit aufeinanderfolgender Geschlechter von Staatsmännern und Politikern, ohne Widerstand zugestanden

1) Worte Ancillon's in seinem Erlaß vom 25. Mai. Er fügt hinzu: „Il emporte avec lui l'estime et les regrets de l'Europe." Vgl. auch den Erlaß desselben vom 13. April und Werther's Depeschen vom 9., 20., 29. April und 4. Mai. „Le Roi ne sent pas très vivement la perte de M. C. Perier qui l'incommodait quelquefois par l'énergie de son caractère", sagt der preußische Gesandte; „... S. M. se sent comme soulagé d'un poids, depuis quelle peut influer plus directement sur le conseil."

wird: die absolute Unterwerfung aller Mitarbeiter, Untergebenen, Parteigenossen, ja der Krone selber, welche die Nation verkörpert. So, und nur so hatte er es unternehmen wollen, das compaßlose Schiff Frankreichs aus den ringsum drohenden Klippen hinauszusteuern. Es war ihm gelungen und, weil er dem Könige Respekt, dem Auslande Vertrauen, den Gebildeten der Nation Stolz, den Feinden der politischen und gesellschaftlichen Ordnung Furcht einzuflößen wußte, hatte er Frankreich den Frieden und die Freiheit erhalten, seine Stellung in Europa zurückerobert, seinen Credit wieder hergestellt. Nur den Kampf gegen die Revolution ließ er unbeendigt. Es brauchte noch Jahre und andere Waffen, als er angewandt, um sie, wenn nicht für immer, so doch für ein Jahrzehnt niederzuwerfen.

Sechstes Kapitel.

Das Julikönigthum zwischen zwei Feuern.

(April 1832 bis Mai 1834.)

(Inhalt: Die legitimistische Partei und ihre Umtriebe. Die Unternehmung der Herzogin von Berry. Die republikanische Partei und ihre Schilderhebung. Das Ministerium vom 11. Oktober und die Opposition. Die Herzogin von Berry in Nantes und Blaye. Republikanische Umtriebe.)

I.

Schon während der Krankheit Perier's hatte man die Lücke, die nicht auszufüllen war, wenigstens zu verdecken gesucht. Graf Montalivet hatte den Muth gehabt, das Portefeuille des Innern aus den Händen des Sterbenden

wieder an sich zu nehmen, während er sein eigenes Departement, den Unterricht, einer bequemen Mittelmäßigkeit, dem Kammerpräsidenten Girod (de l'Ain), überließ. Man wartete das Ende ab (16. Mai 1832), um das verwaiste Cabinet durch einen Namen, der etwas helleren Klang hätte, als die der zurückgebliebenen Minister, zu stärken, ohne den König, der am liebsten wieder, wie in den ersten sieben Monaten seiner Regierung, selber Ministerpräsident gewesen wäre, in den Schatten zu stellen. Man hätte gewünscht, eine parlamentarische Autorität, wie den Oberstaatsanwalt Dupin den Aelteren, oder eine europäische, wie Talleyrand, hereinzuziehen. Allein bei dem vorsichtigen Geschäftsmanne des Hauses Orléans, dem die zweite Stelle keineswegs genügte, war jetzt, wie immer, die kluge Sorge für die eigene Person mächtiger, als die Ergebenheit; und der greise Diplomat kannte sich selber und Frankreich genug, um zu wissen, daß es ihm ein Leichteres war, von London aus Europa, als in Paris sein Vaterland zu regieren. Während aber der schlaue Jurist seine Weigerung, nicht ohne die ihm zur andern Natur gewordene Schaustellung derber Offenheit, in constitutionelle Bedenken gewickelt hatte, wich der Botschafter in London höflichst aus, indem er, statt der verlangten That, seinen nicht erbetenen Rath in demnächstige Aussicht stellte, wenn er auf seiner Sommerbadereise auch Paris berühren würde [1]).

Jetzt erst fühlte man den ganzen Werth des Dahingegangenen, die Bedeutungslosigkeit der Zurückgebliebenen. Kaum war der König seines lästigen Vormundes ledig, ohne daß ein Gefälligerer seine Stelle hätte einnehmen wollen, so suchten auch schon die feindlichen Parteien durch das nunmehr unvertheidigte Thor einzudringen. Denn wie ein gegebenes Losungswort wirkte der Tod des gewaltigen Hüters auf die verbündeten Gegner des Julikönigthums, denen, wie immer, die kurzsichtigste aller Parteien, die parlamentarische Linke, ihre

1) S. Dupin a. a. O. II, 425 ff.; Guizot a. a. O. II, 339 ff. und Depesche de Sales' vom 27. Juni (A. T.).

Waffen lieh, indem sie sich einredete, so, nicht zum Umsturz, sondern zur Befestigung des neuen Thrones beizutragen, dessen Inhaber falsche Wege eingeschlagen, gefährlichen Freunden sein Ohr geliehen habe. Von allen Seiten zugleich begann der Angriff oder erneuerte er sich mit verdoppelter Wucht. Allüberall tauchten, wie durch ein Zauberwort, die geheimen Gesellschaften auf der Oberfläche auf, tobte bald wilder Aufruhr in den Straßen von Paris, drohte im Westen der kleine Krieg in offene Feldschlacht auszuarten. Keiner dieser Kämpfer aber dachte daran, im Falle des Sieges bei einer „Aenderung des Regierungssystems" stehen zu bleiben.

Langsam und mühsam hatten sich die antiorleanistischen Interessen und Leidenschaften zu Gruppen gesammelt; aber noch waren diese Gruppen nicht als organische Mächte an's Licht getreten. Wohl hatten sie sich fühlbar genug geregt, aber ohne bewußtes Ziel und feste Ordnung, planlos und unsicher tastend. Erst nach dem Tode Perier's traten die Parteien, die legitimistische, die republikanische und die kaiserliche, als constituirte Mächte in die Geschichte ein. Für's Kaiserthum freilich hatte die Stunde noch nicht geschlagen, sein Glück zu versuchen. Um so gefährlicher für die Schöpfung der Julitage waren die beiden andern Feinde und, trotz des Anscheines vom Gegentheil, war es die legitimistische Partei noch mehr als die republikanische. Diese hatte nur die Meinung hinter sich — die Meinung der Jugend, der Besitzlosen und der Studirten — die wohl auf Augenblicke wie ein mächtiger Wind die Segel unaufhaltsam schwellen, aber auch jede Minute wieder umschlagen konnte; jene hatte an Kirche und altem Grundbesitz stetige Stützen. Und wie ihr äußerer Anhaltspunkt ein gediegener, so ihr innerer. Auch sie hatte die politische Abstraction nicht fern von sich zu halten gewußt; denn auch sie gehörte der Nation und der Zeit an; aber die legitimistische Theorie war erwärmt, ernährt, gehalten von dem sehr concreten Gefühle ritterlicher Anhänglichkeit an lebendige Menschen, deren Familie mit Frankreichs ganzer Geschichte verwachsen war, sie beruhte auf einer in sich übereinstimmen-

den Gesammtanschauung, in welcher Nation, Monarchie und Religion ein Ganzes bildeten. Neben den unzähligen persönlichen Interessen, die eine fünfzehnjährige Herrschaft nothwendig hatte schaffen, die Julirevolution nothwendig hatte schädigen müssen, lebte in den feinsten Geistern und den edelsten Gemüthern die unerschütterliche Ueberzeugung, daß auch die Freiheit nur dann in Frankreich blühen und den Stürmen trotzen könne, wenn sie aus dem kräftigen Stamm der geschichtlichen Ueberlieferung herauswachse, deren tiefe Wurzeln sich in der Erinnerung der Menschen verloren. Zum Unglück für die Partei war aber auch in ihrem Schoße die Zahl Derer, welche, in ihrem Gesichtskreise befangen, nicht sahen, was jenseits desselben lag und lebte, größer als Derer, die sich bewußt waren, daß die ewig arbeitende Geschichte seit einem halben Jahrhundert neue und andere Interessen erzeugt, als die des Großgrundbesitzes, des alten Adels, der Kirche, ja als die der Männer, welche seit 1815 im Dienste des Staates oder durch die Begünstigung der Umstände heraufgekommen. Würden sie es verstehen, jene sich stets neu gebärenden, in allgemeinem und dauerndem, nicht in begrenztem oder vorübergehendem Sinne conservativen Interessen der Nation für sich zu gewinnen, welche ja heftige Umkehr fast ebenso sehr beunruhigt als heftiges Vorwärtsdrängen?

Die Anhänger des vor zwei Jahren gestürzten Königshauses waren keineswegs einig über die Mittel und Wege, um zu dem erwähnten Ziele zu gelangen. Wenige glaubten an die Befestigung und Dauer des Julikönigthums; aber die Männer, welche in der Hauptstadt des Landes lebendige Fühlung mit der Nation bewahrten, unter ihnen der größte Schriftsteller und der größte Redner der Zeit, Chateaubriand und Berryer, erwarteten Alles von der Zukunft; und die Häupter der großen geschichtlichen Geschlechter, der Noailles, Dreux-Brézés, Fitzjames, welche ausgedehnter Grundbesitz und weitverbreitete Verbindungen daran gewöhnt hatten, die Folgen ihrer Handlungen zu bedenken und sich nicht als Einzelne zu betrachten, die nur ihre Person einsetzen, stimmten ihnen bei. Ebenso die Staats-

männer der Restauration, die Villèle, Martignac, selbst Marschall Victor, welche als Minister die wirklichen Machtverhältnisse des Landes kennen gelernt. Ihnen schien es, die nothwendige Entwicklung der Dinge müsse und werde Heinrich V., ihren König, wieder an die Spitze bringen, wenn das alte Königthum es nur über sich brächte, aufrichtig und ohne Hinterhalt die gesetzgeberischen Ergebnisse der Revolution und des Kaiserreiches, die Erfordernisse modernen Staatslebens anzuerkennen. Und während der in vollster Manneskraft stehende Bürgersohn Berryer thatsächlich im Parlamente zeigte, wie sich Beides, die Treue an das angestammte Königshaus und die Annahme der gegebenen Lebensbedingungen, vereinen ließ, und durch die Macht der Ueberredung herbeizuführen trachtete, was eine gewaltsame Auflehnung gegen das Bestehende nimmer erreichen würde, erklärte sich der bejahrte Dichter der „Märtyrer" als ächter Edelmann, der fest gewillt, „Niemanden zu täuschen, seinem Vaterlande ebensowenig als seinem Eide untreu zu werden", gerne bereit, „sein Leben für das Kind des Unglücks zu opfern", wenn es durch Franzosen heimgeführt würde; aber auch ebenso entschlossen, „seine Landsleute gegen den Fremden aufzurufen, der Heinrich V. in seinen Armen zurückbrächte" [1]).

Nicht alle Getreuen waren so geduldig und so klarsichtig, als die Männer, die im Schoße eines reichen und gesicherten Daseins sich des Rückblickes auf eine ehrenvolle Vergangenheit ruhig erfreuten und von einer gewaltsamen Umwälzung wenig zu gewinnen hatten; oder als die beiden großen Künstler, denen Königthum wie Religion doch immer mehr Gegenstand poetischer Anschauung und poetischen Wohlgefallens als gläubigen Herzensbedürfnisses war, und die, bewundert von den ausgewählten Geistern der Nation, der Menge nicht mißfällig, keine Eile hatten, die beneidenswerthe, ebenso unabhängige als unverantwortliche Existenz ausgesuchtesten Lebensgenusses und beständiger Anregung im Mittelpunkte einer geschmackvollen Civilisation gegen den Besitz der Macht mit ihren Sorgen und

1) Chateaubriand, De la Monarchie élective. Paris 1831.

Kämpfen oder gar gegen die Wechselfälle eines gewaltsamen Spieles um die Macht einzutauschen. Um die Person des alten Königs in Holyrood träumte und plante unterm trüben Himmel Schottlands die Selbsttäuschung des Exils. Die Tage von Coblenz schienen wiedergekehrt, und wenn der vertrauensvolle Leichtsinn des Grafen von Artois gedämpft war, die Emigranten-Unkenntniß Frankreichs und Europa's war dieselbe geblieben. Der Mann, der 1815 an der Spitze feindlicher Regimenter in die Stadt seiner Väter eingezogen, begriff noch immer nicht die Bedingungen einer nationalen Dynastie und meinte für seinen Enkel zu sorgen, wenn er ihn den europäischen Höfen empfahl, sein Schicksal leidenschaftlichen Weibern und gefälligen Höflingen anvertraute. Auch sein alter Vertrauter, Herzog von Blacas, einst der Günstling seines Bruders, hatte die fünfundzwanzig besten Jahre seines Lebens in der Verbannung zugebracht, und begriff die neue Welt nicht viel besser, als sein königlicher Gönner. Junge Edelleute und alte Diener des Hauses Bourbon, entlassene Offiziere und eifrige Geistliche, welche mehr auf die Nation als auf's Ausland rechneten, wurden nicht müde, den willigen Ohren des verbannten Hofes die schmeichelnde Märe von der Ungeduld der treuen Unterthanen zu erzählen, die nur die Rückkehr ihres gesalbten Königs erwarteten, um aufzustehen und den Usurpator zu vertreiben, die Revolution zu ersticken. Niemand lauschte eifriger solchen Erzählungen aus dem schönen Frankreich, als die jugendliche Mutter Heinrich's V., welche nach kurzer Trennung zu ihren Kindern geeilt war. Der ehrgeizigen und lebenslustigen Neapolitanerin ward es bald zu eng im unheimlichen Schlosse Maria Stuart's, wo die alternde Schwägerin, die vielgeprüfte Tochter Ludwig's XVI., entsagend, aber nicht gemildert durch das Unglück, mit dem nüchternen Gatten, dem letzten Dauphin Frankreichs, Gebete murmelte, während der greise Schwiegervater und sein Günstling wie Geister einer längst verschollenen Zeit in den düstern Räumen umgingen. Alles schien ihr willkommen, was das ewige Einerlei dieses Daseins unterbrechen konnte; Intriguen und Complote, Aben-

teuer und Gefahren, Entbehrungen selbst, vor Allem, wenn am Ziele des kurzen, stürmischen Romans der Glanz und die Heiterkeit des Pariser Lebens winkten, die sie vierzehn Jahre lang vollauf genossen und die sie nun als sieggekrönte Herrscherin und Königsmutter berauschender als je zuvor zu kosten hoffte.

Marie Caroline war keine gewöhnliche Frau; aber sie war ganz Frau. In ihrem zarten, anmuthigen Körper lebte eine kräftige, muthige Seele. Sie besaß keine tiefe Bildung, noch ein Interesse an geistigen Dingen, selbst nicht an politischen Fragen, wenn sie diese nicht persönlich angingen: dann freilich erfaßte sie sie mit ihrem ganzen Wesen. Eine äußerst lebhafte Phantasie und eine elastische Lebenskraft waren ihr statt geistiger Begabung geworden. Ganz im Augenblicke lebend, bedachte sie meist nur das Nächste, opferte ihm wohl auch das Wichtigste, wenn es ferne schien. Sie handelte mehr, als sie urtheilte, und sie machte kein Hehl daraus, daß sie nur nach Empfindung, nicht nach Grundsätzen oder Systemen handelte. So auch in der Wahl der Freunde und Vertrauten waren es Sympathie oder Antipathie, welche sie allein bestimmten, und ihre persönlichen Verhältnisse waren fast ausnahmslos rein menschliche, bei denen Rang und die Meinung Dritter nicht in Betracht kamen. Auch der Schmeichelei war sie wenig zugänglich; allein ungeduldig gegen jedes Hinderniß, war sie leicht getäuscht, wenn Einer in ihrem Sinne redete; wer ihr aber nahe trat, verzog die Verzogene gern. Der Zauber ihrer Persönlichkeit hielt die Treuen gefesselt, die ihr kopfschüttelnd folgten und folgten. Selbst die Gegner entwaffnete ihre gutmüthige Heiterkeit und ihr stets bereiter Witz, der sie auch in der Gefahr und Sorge nicht im Stiche ließ. Durch die Leidenschaftlichkeit, mit der sie die Dinge ergriff, riß sie rasch Männer mit sich fort, durch das vertrauliche Sichgehenlassen und die Natürlichkeit ihres südländischen Wesens auch die Bedächtigen; und der Gedanke, ihrem Sohne seinen Thron zu erobern, so abenteuerlich er auch klingen mochte, wenn er von ihr vertheidigt wurde, fand ernste Leute, die ihn billigten. Der alte König selbst fühlte, so

lange sie gegenwärtig war, daß alles Leben der Familie in ihr pulsirte. Schon gleich nach seiner Ankunft auf englischem Boden (den 24. August 1830) hatte er das Dekret von Rambouillet, wodurch er den Herzog von Orléans zum Reichsverweser eingesetzt, widerrufen und sich die Einrichtung einer Regentschaft vorbehalten. Jetzt, früh im Jahre 1831 (27. Januar, erneuert den 8. März) setzte er seine Schwiegertochter als Regentin ein und zeichnete die Befehle, denen zufolge alle Unterthanen sich ihr zu unterwerfen hätten.

Bald darauf verließ sie wieder Holyrood, ihre Kinder der ernsten Schwägerin anvertrauend, und ließ sich in Bath nieder, wo sie dem Schauplatze der Weltereignisse näher war und wo sie in der That die Nachricht von der Demonstration ihrer Getreuen (14. Februar) zu Ehren ihres ermordeten Gemahls und den darauf folgenden, alle frommen Gemüther so tief verletzenden Auftritten von St. Germain l'Auxerois bald erreichte [1]). Hier ward der Plan der Unternehmung in seinen Hauptpunkten festgestellt, und die friedliche Provinzialstadt ward auf Monate lang der Mittelpunkt und der Heerd der sich sammelnden Partei, welche erst jetzt von ihrer ersten Betäubung zurückkam. Hier fanden sich die Häupter und Unterhändler ein, vor Allem die Frauen, welche bei keiner Verwicklung fran-

1) S. Nettement, Mémoires de la Duchesse du Berry (Brüsseler Ausgabe) II, 269. Dieß, im Auftrag der Familie geschriebene Werk des unermüdlichen Publicisten der Legitimität hat keinerlei geschichtlichen Werth; aber wenn es sich um Thatsachen handelt, bei denen das Parteiinteresse nicht in Frage kommt, bleibt es doch immer die Hauptquelle. So meint Capefigue, die Herzogin sei nie in Holyrood gewesen und habe den ganzen Herbst, Winter und Frühling in London zugebracht, während Louis Blanc, de Nouvion u. A. sie die ganze Zeit in Holyrood zubringen und dort Alles vorbereiten lassen. Aus Nettement's Bericht geht hervor, daß die Herzogin nicht mit der Familie nach Holyrood reiste, sondern nach London ging; von dort aus ging sie jedoch im Laufe des Winters wieder zu ihren Kindern und ihrem Schwiegervater in Schottland und zog im Frühjahr nach Bath, wo sie bis Mitte Juni blieb. In Holyrood bewohnte sie eine kleine Villa neben dem Schlosse, das die Familie inne hatte.

zösischer Geschichte fehlen, und die, in der legitimistischen Partei noch treibender und noch mehr angehört als in irgend einer andern, eine hervorragende Rolle in dieser Walther Scott'schen Episode zu spielen berufen waren. Marschall Graf Bourmont, der Sieger von Algier, einst ein Werkzeug Polignacs, von Karl X. selber mit Mißtrauen betrachtet, hatte sich nach kurzem Zaudern ganz der Sache der Legitimität ergeben und fühlte sich weit besser in solch geheimem Intriguenspiel als im offenen politischen Kampfe zu Hause. Der gewandte und geistreiche Mann, der den Abfall der Armee versprach, welche er zum Siege geführt, genoß das größte Ansehen bei der zukünftigen Regentin. Graf Kergorlay, ein rascher Enthusiast und hitziger Parteimann, aber unerfahren in Geschäften, ohne Menschenkenntniß, ganz von seiner Frau beherrscht, stand in London ein für die Vendée, in Paris für König Karl. Gräfin Kergorlay's Haus aber bildete in der Hauptstadt Frankreichs den Vereinigungspunkt aller Exaltirten der Partei, deren kecke Reden die Regierung Louis Philipp's besser von Allem unterrichteten, als die gewandtesten Kundschafter in London es vermocht hätten. Drei andere Frauen wetteiferten im leidenschaftlichen Vorwärtstreiben und Pläneschmieden. Eine zweite Diana Vernon, feuerte die muthige Amazone, Gräfin Augusta de la Rochejacquelin, die Cavaliere, Priester und Bauern in der Bretagne zum bevorstehenden Kampfe an, während die Vertrauten der Herzogin, Mme de Podenas, ungeduldigen Charakters, jetzt doppelt ungeduldig, ihre alte Stellung bei Hofe wiederzuerobern, und die heftige und gebieterische Vicomtesse de Saint-Priest (sprich Pri) in Bath das Feuer unablässig schürten [1]).

Auch der Herzog d'Escars kam nach England, um für den Süden gutzusagen, während Dom Miguel von Lissabon aus zum raschen Handeln trieb und der Vicomte St. Priest, ein ruhiger Kopf, aber kein sehr fester Charakter, den seine

1) Siehe über alle diese Personen und Intriguen die ausführliche Depesche Graf de Sales' vom 3. April 1832 (A. T.), der auf's Genaueste unterrichtet war.

herrische Gemahlin leicht zu unüberlegten Schritten hinzureißen wußte, die Stimmung des spanischen Hofes, an dem er beglaubigt gewesen, als eine äußerst günstige schilderte. Und wie hätte die Herzogin nicht auf ihre jüngere Schwester zählen können? Wich Marie Christine je zurück vor einer kecken That, welche der Familie zu Gute kommen könnte, und beherrschte sie nicht unumschränkt ihren alternden königlichen Gatten, konnte sie ihn nicht durch die Aussicht auf eine Verbindung des französischen Thronerben mit seiner Lieblingstochter ganz für die Sache Heinrich's V. gewinnen? Der Bruder freilich, der vorsichtiger geworden, seit er auf dem Throne saß, Ferdinand II. von Neapel, rieth von unbesonnenen Streichen ab. Dagegen zeigte sich der neue König von Sardinien, der seine frühen Carbonarikünste nun für die Sache der Legitimität zu verwerthen große Lust zu empfinden schien, nicht abgeneigt, die kühnen Pläne der Regentin zu unterstützen, und der Erfolg würde dann wohl auch den furchtsamen Bruder fortreißen. Um die Niederlande könnte jeden Augenblick der europäische Krieg entbrennen, und König Wilhelm von Holland war reich, besaß eine schöne Armee, er war auf's Aeußerste gebracht, und er hatte bei dem Sturz des Usurpators an der Seine Alles zu gewinnen. Czar Nikolaus' Gesinnungen waren für Niemanden ein Geheimniß, und man wußte, daß, sobald er nur frei sein werde, er der legitimen Sache seine Hilfe nicht verweigern würde. Metternich allerdings, der immer befürchtete, „alle Leute, die Nichts könnten als intriguiren" möchten nach Oesterreich kommen [1]), verhielt sich recht kühl, oder zeigte oft sonderbare Anwandlungen von Herzlichkeit für den Enkel seines Kaisers, den Napoleoniden in Wien [2]); doch konnte er, der Doctrinär der Legitimität, offen Partei gegen die Sache Heinrich's V. nehmen? Preußens aber glaubte man entrathen zu können. Seine „feige Friedensliebe", die an die Zeiten des Baseler Friedens erinnerte [3]), und die Sorg-

1) S. Depesche Pralormo's vom 22. Mai 1831 (A. T.).
2) Depesche Pralormo's vom 30. Juni 1831 (A. T.).
3) Depesche Pralormo's vom 13. April 1832 (A. T.).

falt, mit der es jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs vermied, waren Bürgschaft, daß man von ihm Nichts zu befürchten habe. England gar hatte aus dem Nichtinterventionsprincipe noch eben erst den obersten seiner politischen Glaubenssätze gemacht. Und was brauchte es mehr? Wenn nur die beiden Gegner allein mit einander gelassen wurden in den Schranken, so war man des Sieges gewiß. Noch war der mährchenhafte Zug Napoleon's von Fréjus nach Paris in aller Menschen Erinnerung, und warum sollte nicht dem Muthe der schönen Vorkämpferin des Hauses Bourbon gelingen, was der Tollkühnheit des Soldatenkaisers geglückt war? Ja, vielleicht schlössen sich in gemeinsamem Haß, wenn nicht in gemeinsamer Liebe, die Freunde des Hauses Bonaparte dem Sturmlaufe gegen das Julikönigthum an, wie die Republikaner es thatsächlich schon thaten. Meinten doch kältere Köpfe, wie Metternich, im Frühling und Sommer 1831, die Stunden des Julikönigthums seien gezählt und die Wahlen würden das Signal zum Sturze Louis Philipp's geben, wenn der europäische Krieg durch ein Wunder vermieden werden sollte [1]). Jetzt oder nie war der Augenblick, das Aeußerste zu versuchen.

Der Süden aber, wo Napoleon vor sechzehn Jahren gelandet, schien ein vor Allem günstiger Boden. In jedem Schlosse der Provence und des Languedoc lebten noch die legitimistischen Ueberlieferungen, und die Rache, welche die Besiegten und Verfolgten von 1816 gerade jetzt in jenen Provinzen übten oder zu üben versuchten, hatte den Geist des Widerstandes bei den Adeligen und ihren Anhängern mehr als je erregt. Denn gerade, wo 1816 die Fahne der Bourbons den „weißen Schrecken" am nachdrücklichsten verbreitet, pflanzte man jetzt am herausforderndsten die phrygische Mütze auf. Eine Mittelpartei, wie im Centrum, im Norden und Osten des Königreiches, bestand hier nicht: Revolution und Royalis-

1) Pralormo's Depeschen aus Wien vom 26. und 30. Juni 1831 (A. T.).

mus standen sich schroff gegenüber mit der Wuth von 1793. Und wie damals gesellte sich die religiöse Leidenschaft hinzu. Die Kreuze wurden ausgerissen, die Freiheitsbäume aufgerichtet. Hinter den Königlichen stand die gesammte Geistlichkeit, welche sich dort, in täglicher feindlicher Berührung mit den zahlreichen Protestanten, ihren Glaubenseifer noch bewahrt hatte. Selbst die Gotteslängner und Republikaner hielten hier zum Hause Orléans, und hier bediente sich die Regierung gern auch dieser äußersten Bundesgenossen gegen die Feinde der Dynastie. Ueberall und täglich kam's zu Reibereien, bei Processionen, Jahresfeiern revolutionärer oder monarchischer Daten. In Tarascon und Montpellier, in Nimes und Marseille, in Montauban und wiederum in Montpellier brach während des Frühlings und Sommers der helle Aufruhr aus.

Aehnlich, wenn auch weniger leidenschaftlich, war die Stimmung in den südwestlichen Provinzen, der Guyenne und dem Poitou. In Bordeaux selber, wo einst die Herzogin von Angoulême, allein von der Familie, dem wiederkehrenden Usurpator getrotzt und die Stadt hinter sich gehabt in ihrem Widerstand, war noch eine starke Partei, selbst in dem Bürgerthume, das sonst überall der neuen Ordnung zugethan war, den Bourbonen treu geblieben. Ueber Angoulême aber und Poitiers reichte Bordeaux der Saintonges, der Vendée, der Bretagne die Hand, wo der Kampf gegen das Bestehende schon seit Jahresfrist nicht aufgehört hatte, gleich einem niederen Haidebrand am Boden hinzulodern. Noch waren hier die Erinnerungen an den Heldenkampf von 1793 nicht erloschen; noch lebten die Söhne der Charette und Catelineau, und jedes Schloß barg in einem der abgedankten Offiziere des vorigen Jahres den natürlichen Chef für die Abtheilung des Aufstandsheeres, die er jeden Augenblick einberufen konnte.

Auch hier war die neue Regierung ungeschickt gewesen, und beleidigte sie nicht das religiöse Gefühl, wie im Süden, so forderte sie doch unnöthig den Widerstand gegen die Gesetze heraus. Noch war der Herzog von Orléans nicht König der Franzosen, als auch schon der damalige Dictator von Paris

und Frankreich, Lafayette, zwei Parteimänner in die Vendée schickte, um einem Aufstande „zuvorzukommen". Ein junger Dramatiker und Romanschriftsteller, Alexander Dumas, und einer der einflußreichsten Journalisten der Hauptstadt, Armand Carrel, waren mit der Pacification beauftragt, die einer Kriegserklärung so ähnlich sah. Wohl herrschte in den westlichen Provinzen ein Zustand, dem ein Ende gemacht werden mußte; aber man beging den Fehler, der Sache eine politische Farbe zu geben. Die Bretagne war für Frankreich, was die baskischen Provinzen für Spanien. Wenn auch keine Fueros eine Ausnahmestellung anerkannten, so sträubte sich wenigstens der Unabhängigkeitssinn der Bretagner gegen den Militärdienst. Die Refractäre waren hier selbst unter der Restauration zahlreicher gewesen, wie in irgend einer anderen Provinz; und mehr noch als der zerklüftete Boden mit seinen Wäldern, Hecken und Hohlwegen begünstigte die Sympathie der Bevölkerung die kühnen Outlaws, welche sich in Banden gesammelt hatten und das Land durchstreiften. Armand Carrel, der in ihnen die Söhne der „Chouans", freiwillige Kämpfer für das Haus Bourbon, sah, suchte sofort den Widerstand der „Blauen" zu organisiren und führte, statt der Polizei und Gensdarmerie, die Patrioten und Nationalgarden gegen die Widersetzlichen, welche sofort den Charakter royalistischer Banden annahmen. Zugleich begann ein eifrigst betriebenes System lästiger Haussuchungen, welche vornehmlich die Schlösser der Adeligen, die Pfarrhäuser und Pachthöfe trafen und, von der Bürgerwehr der Städte ausgeführt, bald in einen Classenkrieg ausarteten. Die Dinge waren bei Perier's Uebernahme des Ministeriums, im März 1831, schon so weit gediehen, daß die Obrigkeiten mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln nicht fertig werden zu können glaubten. Sie wandten sich wiederholt um Hilfe nach Paris. Perier verweigerte ihnen den Belagerungszustand, aber er schickte doch einen General als außerordentlichen Commissär hin, dem alle Civilbehörden Beistand zu leisten hätten und der auch die Gewaltmittel nicht scheuen sollte, um der Gegend den Frieden wiederzugeben,

wenn er mit Versöhnungsmitteln den Zweck nicht erreichte. „Es besteht kein Kriegszustand im Westen", sagte der Minister in seiner Instruktion an General Bonnet (16. Mai 1831), „folglich auch kein Vorwand zum Belagerungszustand. Das Gesetz wird verletzt; Gerichte und Polizei müssen hinreichen, ihm Achtung zu verschaffen." Aber schon hatte sich allenthalben der Kampf zu sehr erhitzt. Viele unreine Elemente hatten sich zu den Widerspenstigen gesellt: Räubereien und Ausschreitungen aller Art forderten Repressalien heraus, und mehr als ein Chouan ward ein Opfer der Erbitterung der Städter oder der Liberalen unter den Landbewohnern. Mord und Brandstiftung waren die Antwort, und bald war kein Weg mehr sicher in dem aufgeregten Lande.

Nicht alle Schuld an diesem inneren Zwiespalte, an dem mehr oder minder ganz Frankreich litt, war dem demokratischen Neide und der Herrschsucht der Bourgeoisie zuzuschreiben, welche, damals durchgängig antiroyalistisch und antireligiös, die Hauptstütze des neuen Königthums war gegen den Adel und die niedere Bevölkerung der Städte, und von der sich nur allzubald die studirten Kreise und die Jugend, die Verbündeten der ersten Tage, trennten, um sich der republikanischen Strömung anzuschließen. Die Hauptschuld traf den Stand, der von 1815 bis 1830 mehr oder weniger den Staat gelenkt. Der emigrirte Adel hatte sich von Anfang an zu sehr als Adel, nicht genug als Aristokratie gefühlt und betragen. Es brauchte lange Jahre der Prüfung, um die treugebliebenen, alten Familien zur Einsicht zu bringen, daß sich im Laufe eines halben Jahrhunderts in Frankreich eine neue Aristokratie gebildet hatte, zusammengesetzt, wie alle Aristokratien der Geschichte, aus sämmtlichen großen und ererbten Existenzen, welches auch ihr Ursprung sein mochte, hoher Staatsdienst oder Waffendienst, ausgedehntes Grundeigenthum oder Anhäufung beweglicher Reichthümer. In dem Theile des alten Adels, der unter den Fahnen des ersten Kaisers gefochten, besaß man den Kitt, der diese neue Aristokratie zusammengehalten hätte. Indem die rückkehrenden Emigranten diese als

Abtrünnige bekämpften, den napoleonischen Adel sich ferne hielten, die reichen Bürgerfamilien, welche in ihrer Abwesenheit heraufgekommen waren, den Emporkömmling fühlen ließen, gruben sie eine Kluft zwischen sich und der Nation, in der das angestammte Königthum selber, und mit ihm die Hoffnung eines auf geschichtlicher Grundlage aufgerichteten, dauerhaften Staatsgebäudes, auf lange, vielleicht auf immer, verschwinden sollte. Aber noch waren die Augen nicht geöffnet, noch meinte man, ohne, ja gegen die Nation den alten Zustand der Dinge wieder herstellen zu können. Denn mit nichts Geringerem trug man sich an den verbannten Höfen von Holyrood und Bath, wo man schon eine vollständige Verfassung — die von 1788 — mit Generalständen, Intendanturen und Parlamenten bereit hielt und den Connetable von Frankreich schon im Voraus bezeichnet hatte.

II.

Mitte Juni 1831 verließ die Herzogin von Berry, unter dem Namen einer Gräfin von Sagana, und in Begleitung ihrer Vertrauten, darunter Mme de Podenas und zwei ritterlich ergebene Hofleute, die Grafen Mesnard und Brissac, die englische Hauptstadt, um sich nach dem Festlande einzuschiffen. Ueber den Plan war man noch ganz unsicher; nur so viel wußte man, daß Etwas geschehen müsse. Bald wollte man den alten König nach Spanien berufen, dort die Abdankungsacte von Rambouillet erneuern und sich feierlich zur Regentin einsetzen lassen, dann über die Pyrenäen dringen und die Generalstände in Toulouse einberufen, während die französische Armee von den mit Holland verbündeten Mächten am Rhein und in den Niederlanden festgehalten würde; bald dachte man mit Hilfe Karl Albert's Streitkräfte in dessen Stammherzogthume Savoyen zu sammeln, von da in Frankreich einzufallen und das Dauphiné zu den Waffen zu rufen, während sich die Stimme der Nation, welche sich binnen Monatsfrist in den allgemeinen Wahlen vernehmen lassen sollte, wohl einmüthig

und unzweideutig für die Rückkehr des angestammten Fürstenhauses aussprechen würde. Karl X. hatte seine Einwilligung zum Unternehmen gesandt, doch nicht ohne der heißblütigen Schwiegertochter den bedächtigen alten Freund Blacas beizugeben, der sie überwachen und mäßigen sollte, dazu geheime Vollmachten in der Tasche trug, welche die Regentschaft Marie Carolinens zu einem leeren Titel gemacht hätten. Der Zwiespalt zwischen dem lästigen Vormunde und seiner ungeduldigen Schutzempfohlenen, der die trotzigen Ehrenritter und die heftige Freundin stets zur Seite standen, sollte nicht auf sich warten lassen.

Die kleine Reisegesellschaft hielt sich nur gerade lange genug in Rotterdam auf, um den alten Freund, König Wilhelm, der jetzt eben den Bruch des ihm von den Mächten aufgezwungenen Waffenstillstandes plante, von der Inangriffnahme des kühnen Werkes in Kenntniß zu setzen. Dann schiffte man stillschweigend, aber von Tag zu Tag auf's genaueste überwacht von den Kundschaftern Perier's, den Rhein hinauf nach Mainz und Mannheim, wo man fast nahe genug war, um die Reden des Königs der Franzosen zu hören, der gerade jetzt damit beschäftigt war, in den Städten Elsaß-Lothringens in eigener Person für die bevorstehenden Wahlen zu agitiren. In Mannheim trennte man sich in drei Gruppen, um in Genua wieder zusammenzutreffen [1]).

Die Herzogin selbst reiste vorerst über die Schweiz nach Turin. Dort empfing der unklare Schwärmer, welcher damals auf dem Throne der trocknen Savoyer saß, die unternehmende Altersgenossin auf's zuvorkommendste. Die entschiedene Einrede des französischen Botschafters und seines Chefs, General Sebastiani, der sofort, nach seiner Gewohnheit den Kleinen gegenüber, mit Krieg drohte [2]), genügte freilich, um dem Zusammensein ein schnelles Ende zu machen. Doch auch in Sestri bei Genua, wohin sich die Mutter Hein-

1) S. Depesche de Sales' aus Paris vom 18. Juli 1831 (A. T.).
2) S. ebenda und die Depesche desselben vom 19. Juli (A. T.).

rich's V. auf den Wunsch ihres königlichen Wirthes begab, sah dieser sie mehrmals, wenn schon nur heimlich; und als die Vorstellungen Barante's endlich die Entfernung der Herzogin vom letzten Punkte sardinischen Bodens zur Folge hatten, entließ er die Freundin mit einer bedeutenden Geldunterstützung — einer Million —, die er selbst von einem seiner Getreuen entlehnen mußte. Aehnliche Unterstützungen aus dem Haag und Lissabon, sowie der Verkauf aller ihrer Juwelen setzten die Herzogin in Stand, die Pläne ihrer Phantasie auch thatsächlich vorzubereiten: denn schon sah sie ein, daß die Dinge noch nicht so reif waren, wie ihre hoffnungsvollen Anhänger sie dargestellt hatten.

In der That gingen die Wahlen vorüber (Juli), ohne die geringste legitimistische Kundgebung von Belang; König Wilhelm brach los (August), warf die belgischen „Heere" und seinen Brüsseler Gegenkönig, ward selber von den französischen Truppen wieder in seine Grenzen zurückgedrängt, und Niemand rührte sich im Innern Frankreichs, um hinterm Rücken der nationalen Armee Heinrich V. zum Könige auszurufen; Perier aber folgte mit scharfen Augen allen Vorgängen in Italien, wo er, nachdem es ihm gelungen war, die Oesterreicher zum Abzug zu bewegen (Juli), diese, den Papst, den Herzog von Modena und den König von Sardinien argwöhnisch überwachte und trefflichste Grenzpolizei unterhielt. Unterdessen hörte der Letztere, der aus seinen Sympathien für die Herzogin kein Hehl machte, nicht auf, schriftlich mit ihr zu verkehren; seine Vertrauten kamen und gingen, wohnten auch wohl in Nizza, wo die Verschwornen aus der nahen Provence sich, trotz aller Einreden der französischen Regierung, ungestraft versammelten, diesen Besprechungen bei und berichteten darüber nach Turin [1]).

Karl Albert, der vor zehn Jahren die Fahne des nationalen und liberalen Aufstandes erhoben, die er achtzehn Jahre später wieder entfalten sollte, war nicht so sehr im Widerspruch mit sich selbst, als es wohl scheinen möchte, wenn er die legitime

1) S. Depeschen de Sales' vom 12. März und 27. Juli 1831 (A. T.).

Sache in Frankreich auf diese Weise begünstigte. Sein Wille war ein halber, wie sein Geist ein unsicherer. Es fehlte ihm nicht an persönlichem Muthe, wohl aber an moralischer Energie, weil er, ohne rechtes Selbstvertrauen, nie ganz sicher war, das Richtige erwählt zu haben. Er gefiel sich in abenteuerlichen Geheimplänen und in romantischen Träumen, zog sich aber vor der rauhen Wirklichkeit leicht zurück, und seine scheue Schwäche ward ihm dann wohl allzustrenge als Feigheit, sein Spielen mit den Versuchungen seiner Phantasie als Falschheit ausgelegt. Den Grund aller seiner Anschauungen und Gefühle bildete eine Mischung savoyischer Hauspolitik mit italienischen Nationalitätsbestrebungen und dem Hasse Oesterreichs, des zudringlichen Berathers. Ihm schwebte als unbestimmtes Ideal ein Bund der lateinischen Nationen unter den legitimen Herrschern der Häuser Bourbon und Savoyen vor. Der bürgerliche Voltairianer im Palais Royal und seine bürgerliche Regierung waren ihm in der Seele zuwider; die guten Rathschläge Louis Philipp's aber und seines getreuen Dolmetschers Sebastiani, die immer und auch jetzt wieder laut wurden, sich der Schweizer Neutralität anzuschließen, d. h. auf eigene Politik zu verzichten, verletzten sein empfindliches Königsgefühl um so tiefer, als er sich dem mächtigen Nachbar gegenüber entwaffnet fühlte und seinem Groll nur in bitteren Worten Luft machen konnte [1]).

Mittlerweile hatte sich die Herzogin von Berry mit ihrem kleinen Hofe auf das einzige Gebiet Europa's begeben, dessen Herrscher die Regierung des Usurpators nicht anerkannt und dem er folglich keine Vorstellung machen konnte, nach Massa, das dem Herzog von Modena gehörte. Umsonst tobte Sebastiani: mit ein Paar Bataillonen und einigen Fregatten werde er schon den kecken kleinen Fürsten „zur Raison bringen", der nur erst von den Oesterreichern wieder in seine aufständische Residenz heimgeführt worden [2]); umsonst ließ er eine Corvette vor Viareggio kreuzen. Die Herzogin begnügte sich, in die be-

1) S. Depesche de Sales' vom 4. August (A. T.).
2) S. Depesche de Sales' vom 5. August (A. T.).

nachbarten Bäder von Lucca zu ziehen. Hier reiften ihre Pläne. Bald erschienen Bourmont und Kergorlay, d'Escars, ja selbst der bedächtige Präsident des Oberhauses unter Karl X., der einflußreichste Mann der Partei, Marquis de Pastoret, der sich bis dahin mehr zurückgehalten hatte, im versteckten kleinen Thale, dieser vielleicht mehr um zu warnen, als um zu treiben, wie denn das Pariser Comité später auch den Marquis von Podenas zu diesem Zwecke nach Massa schickte [1]). Doch fand der Rath seiner heftig vordrängenden Gattin und ihrer thatendürstigen Bundesgenossen natürlich besseres Gehör. Sie stießen freilich auf entschiedenen Widerspruch von Seiten des Herzogs von Blacas, der, von Metternich auf's Wärmste unterstützt, zur Vorsicht mahnte, ja gegen jeden übereilten Schritt sein Veto einlegte. Als er seine geheimen Vollmachten zeigte, wollten die eifrigen Freunde der Regentin ohne ihn vorgehen. Man war betroffen, sammelte sich indeß zu einer Berathung, in der man beschloß, dem Könige eine ehrerbietige Vorstellung zu übersenden, um die Rechte der Regentin zu wahren. Er habe durch seine Abdankung von Rambouillet auf jede Macht verzichtet; die Mutter des neuen unmündigen Königs trete, nach altem Rechte des Hauses, und ohne daß ihre förmliche Einsetzung durch den abdankenden König nöthig sei, als Regentin ein und habe allein zu entscheiden [2]). Zugleich sandte die Herzogin den Günstling ihres Schwiegervaters selber nach Holyrood mit einem besonderen Auftrage, den er übernahm, ohne sich von dem Vorwande täuschen zu lassen. Ein Schreiben des Königs, worin er der Mutter seines Enkels seine Unzufriedenheit aussprach, sie an der Seite ihrer Kinder, „ihrem natürlichen Platze", zu sehen wünschte, mit der Abberufung von Blacas drohte, kreuzte sich mit diesem (Dez. 1831).

Die Herzogin aber fühlte sich endlich frei, wenigstens nach dieser Seite hin. Denn viel Raum zur Bewegung war ihr

1) S. Depesche Solar's della Margarita aus Madrid vom 20. Dezember 1831 (A. T.).

2) Schreiben Kergorlay's an Karl X. aus Bagni di Lucca vom 29. September 1831.

nicht gelassen. Metternich drängte den Herzog von Modena, sie zu entfernen [1]); der Großherzog von Toscana gestattete ihr nicht, das nahe gelegene Pisa zu besuchen. Der Bruder in Neapel war äußerst ärgerlich, während man in Paris wünschte, die Herzogin, da sie nun doch einmal auf dem Festlande sei, begebe sich nach dem ferneren Neapel, wo ein französischer Gesandte den Neffen des Königs der Franzosen allezeit zur Ordnung rufen könnte [2]). Marie Caroline war dem Gedanken nicht abhold, die Stille der Berge gegen ihre lärmende Vaterstadt zu vertauschen, wo sie durch ihre Gegenwart von dem zögernden Bruder den Beistand zu erlangen hoffte, den er der Entfernten versagte. Sie täuschte sich. Sie fand wohl in Neapel ein höflicheres Entgegenkommen, als ihr die Gesandten der nordischen Höfe auf ihrer Durchreise in Rom erwiesen, aber keine thätige Hilfe, und nach kurzem Aufenthalte kehrte sie in Begleitung Vicomte's de St. Priest nach Massa zurück, und nun sollte nicht länger gezögert werden [3]).

Man war im Beginne des Jahres 1832. Schon am 2. Februar wurde, wahrscheinlich verfrüht, von Paris aus das Zeichen zum Aufstand gegeben. Die trefflich organisirte Verschwörung der Rue des Prouvaires [4]) ward im Entstehen erdrückt. Doch von den Tausenden der Angeworbenen und Kampfbereiten, meist entlassene Diener und Garden des gestürzten Hauses, wurden nur ein Hundert mit den Waffen in der Hand ergriffen. Die Untersuchung ergab Nichts, und die bescheidenen Angeklagten deckten muthig und unerschüttert ihre vornehmen Mitschuldigen. Gegen ihre Gewohnheit er-

1) S. Depesche Pralormo's vom 27. Januar 1832 (A. T.).

2) S. Capefigue a. a. O. VIII, 179 Anm.

3) Auch hier sind die meisten Geschichtsschreiber in Widerspruch mit einander: die Einen lassen die Herzogin direct von Genua nach Rom und Neapel gehen, die Andern lassen sie erst lange in Massa weilen. Das Itinerarium war: Turin, Genua, Sestri, wo längerer Aufenthalt, Massa (acht Tage), Bagni di Lucca (vier Wochen), Rom (drei Wochen), Neapel (ein Monat), Rom (eine Woche) und Rückkehr nach Massa.

4) S. oben Kapitel V.

kannten die Pariser Geschworenen, welche alle republikanischen Verschworenen oder Rebellen unbedingt freizusprechen pflegten, auf schuldig. Wohl waren Bourmont's und Montholon's, ja selbst Marschall Victor's Namen im Prozesse ausgesprochen worden; allein über unbestimmte Anklagen ging es nicht hinaus. Man hatte eine provisorische Regierung bereit gehalten; aber Chateaubriand, dem man den Vorsitz angeboten, hatte ausgeschlagen. Das Decret der Regentin aus Massa, vom 5. Februar, welches den Marquis de Pastoret, den Herzog von Belluno (Marschall Victor), den Vicomte de Chateaubriand und den Grafen von Kergorlay in den Regentschaftsrath berief, kam zu spät. Ehe man den mißlungenen Versuch erneuerte, wollte man sich neuer Verbündeter versichern, und die Unterhandlungen mit der bonapartistischen Partei wurden wieder aufgenommen. Metternich selber hatte der Herzogin geflissentlich kein Hehl aus der Existenz der Partei, ihrer Umtriebe in Wien, ja seiner eigenen Sympathien für den Enkel seines Kaisers, den jugendlichen Herzog von Reichstadt, gemacht; die Sache scheiterte an der heiklen Fahnenfrage, die mehr als einmal der legitimistischen Sache verhängnißvoll werden sollte und in der das Haupt des Hauses doch nicht nachgeben konnte, nachdem Ludwig XVIII. die unwiederbringliche Thorheit begangen, die Tricolore zurückzuweisen, als er es im Jahre 1814 unternahm, den Faden der geschichtlichen Ueberlieferung Frankreichs wieder anzuknüpfen.

Nicht viel glücklicher waren die Unterhandlungen mit dem Auslande: Czar Nikolaus beklagte sich gegen Graf Choulot, den Abgesandten der Regentin, über die Lauheit Preußens und Oesterreichs, versprach aber keine Hilfe. In Berlin stieß man in der That auf taube Ohren, und Metternich, der es für klug hielt, „die royalistische Partei Frankreichs wach zu halten, ohne sich von ihr fortreißen zu lassen“ [1]), entmuthigte die Verschworenen durch seine Kälte. Ferdinand VII. verweigerte seiner Schwägerin den Eintritt in Spanien; er hatte die

1) S. Depesche Pralormo's vom 4. November 1831 (A. T.).

Unternehmung Mina's und Valdes', die im Herbst 1830 unter der Begünstigung Louis Philipp's, der seine Anerkennung erzwingen wollte, organisirt worden war, sowie die Drohungen Sebastiani's noch in zu frischem Gedächtnisse [1]). Doch drückte er ein Auge zu, als verdächtige Franzosen sich in Valladolid sammelten und militärisch einrichteten. Dom Miguel, der die Züchtigung vom vorigen Sommer nicht vergessen hatte, stellte Geld und Truppen in Aussicht. Der Prinz von Oranien beschied zwar Anfangs den jungen Bourmont, den man von Massa aus an ihn geschickt, er wolle sich nicht binden, er werde auf eigene Faust losbrechen; jetzt aber versprach sein Vater, dem die mißglückte Schilderhebung vom vorigen Sommer nicht wenig Groll gegen Louis Philipp und seinen durchgreifenden Minister gelassen, loszuschlagen, wenn die Herzogin nur halben Erfolg habe [2]). Am Weitesten ging der König von Sardinien. Auch er theilte alle die Täuschungen, in welche die hoffnungsvollen Berichte der legitimistischen Agenten die Herzogin gewiegt. Das Erscheinen der Mutter Heinrich's V. auf französischem Boden werde genügen, einen Theil der Nation fortzureißen; viele Generäle seien gewonnen [3]). Und Metternich bestärkte, trotz seines besseren Wissens, den jungen Monarchen in solchen Täuschungen, ohne sich jedoch selber zu irgend etwas verpflichten zu wollen. Umsonst warnten Jenen seine Vertreter in Paris und Wien wieder und wieder vor unbedächtigen Schritten; in seinem Eifer verhieß er „selbst, wenn Oesterreich sich nicht rühren sollte", der guten Sache seine bewaffnete Hilfe [4]). Ja, er half schon jetzt eifrig genug

1) Schon Anfangs 1831, als die Rede von einer Reise der Herzogin nach Spanien war, hatte Sebastiani dem spanischen Gesandten, Ofalia, erklärt, falls das Gerücht sich bestätige, wäre der Krieg mit Spanien unvermeidlich. Depesche Werther's vom 22. Februar 1831 (A. B.).

2) S. Depesche de Sales' vom 16. Mai 1832 (A. T.).

3) S. Nicomede Bianchi a. a. O. IV, 47 ff. S. auch de St. Marsan's Depesche aus Wien vom 5. Mai 1832 (A. T.).

4) Unter andern zahlreichen Depeschen in diesem Sinne s. diejenige Pralormo's vom 4. November 1831, der seiner Regierung räth, jedenfalls sich nur auf mündliche Abmachungen mit den französischen Royalisten

mit: denn seine Behörden ließen, wohl nicht ohne Ermächtigung, die geheimen Zusammenkünfte auf sardinischem Gebiet gewähren, und wenn die Herzogin die sardinische Flagge auf dem nach dem Könige selber benannten Schiffe aufzog, das sie an das französische Ufer tragen sollte, so war's wahrlich nicht ohne seine Zustimmung [1]).

Denn die Stunde der Ausführung war gekommen: Alles schien hinlänglich vorbereitet, um das Signal zum Aufstande zu geben. Schon im Herbste des vergangenen Jahres (1831) hatte sich Baron Charette in die Vendée begeben und mit seinen Freunden den Plan einer allgemeinen Bauernerhebung in allen Einzelnheiten festgestellt, das ganze Land in militärische Bezirke getheilt, an deren Spitze sich die Edelleute selber stellten. Sechsundzwanzig solcher Bezirkscompagnien, deren Durchschnittszahl fünfzig Mann betrug, waren am Anfang des Jahres vollständig bewaffnet und mit Munition versehen. Doch war, gegen Charette's und der Gräfin Larochejacquelin Wunsch, der

einzulassen, wenn der König durchaus nicht von der unglückseligen Idee lasse wolle; und de Sales' ausführliche Depesche vom 3. April 1832, ein Muster von Freimuth, Unabhängigkeitssinn und Patriotismus, gepaart mit klügster Einsicht, worin er den König, seinen Herrn, beschwört, Nichts zu thun, „was seinem Ansehen und den Interessen seines Landes schaden könne". Schon aus allen diesen Depeschen würde die Connivenz Karl Albert's klar hervorgehen, selbst wenn die betreffenden Documente nicht von der Regierung Louis Philipp's entdeckt worden wären. Dieselben fielen theils im „Carlo Alberto", theils in der Vendée, vornehmlich bei der Verhaftung der Herzogin, in die Hände Louis Philipp's. S. Depeschen de Sales' vom 18. und 21. Mai und 26. November 1832 (letztere in Ziffern und im Auftrage des kranken Botschafters von dem ersten Botschaftssecretär, de Blonay, geschrieben); vor Allem aber die vom 4. und 12. März 1833, welche wörtliche Auszüge aus den Berichten der Agenten der Herzogin am Hofe Karl Albert's geben. Der Hauptunterhändler war Mr Pallavicini. Doch sind jene im Text citirten Worte von Karl Albert selber gesprochen worden. Freilich ging die sardinische Regierung viel vorsichtiger zu Wege, als der König. Damit vgl. Nicomede Bianchi a. a. O. IV, 50. 51.

1) Die schon angeführte Depesche de Sales' vom 18. Mai, welche den Antheil der sardinischen Höflinge und Freunde des Königs, Venanson, Maistre und Pallavicini, beim Kauf des Dampfers als unbestritten darstellt.

Aufstand im Westen dem vorherigen Losbruch des Südens untergeordnet worden. Auch hatte sich schon während des Winters in Marseille ein Actionscomité gebildet, das mit dem von Nizza in Verbindung stand. Jetzt bereisten die Freunde des Hauses Bourbon den Süden in allen Richtungen, um unbestimmt auf ein großes Ereigniß vorzubereiten oder gar ausdrücklich die baldige Ankunft der „Heldenmutter des Wunderkindes" anzukündigen. Die Bildnisse der blonden Herzogin und der „Hoffnung Frankreichs", sowie Geldstücke mit Heinrich's V. Effigie wurden zu Hunderten und Tausenden in den Dörfern und Flecken verbreitet, während in den Hütten der Armen Unterstützungen im Namen der Rückkehrenden ausgetheilt wurden. In Paris waren die Bürgermeister ängstlich genug — man sah, Perier war an sein Krankenlager gefesselt —, um das „Schärflein der Wittwe" für die Choleratranken — je 1000 Franken auf den Bezirk, 12,000 Franken für ganz Paris! — von Chateaubriand's Händen auszuschlagen [1]). Zugleich ergingen Aufrufe an die Armee, welche in den Julitagen so tief gedemüthigt worden, um sie an die Triumphe des Trocadero und Algiers zu erinnern, die sie unter der weißen Fahne erfochten. Verschiedene Decrete waren schon bereit und unterschrieben, in denen die Regentin den arbeitenden Classen Erleichterungen versprach, die Soldaten der drei letzten Jahresaushebungen des Dienstes entließ, wohl ebenso sehr, um nur den unter legitimistischen Führern herangebildeten älteren Leuten die Waffen zu lassen, als um sich bei den jüngeren populär zu machen. Aehnliches bezweckten die der algierischen Armee versprochenen Auszeichnungen. Auch ward die Getränkesteuer abgeschafft, die Salzsteuer auf ein Minimum gebracht, ohne daß man sich viel Sorgen darum gemacht hätte, die dadurch ausfallenden 150 Millionen auf anderem Wege zu beschaffen. Die Finanzbeamten wurden angewiesen, keinerlei Steuern im Namen und für Rechnung der bestehenden Regierung aufzunehmen.

So angekündigt, verließ die Herzogin am Abend des

1) Der einzige der zwölf Bürgermeister, der annahm, wurde abgesetzt.

25. April das Schloß von Massa, auf dem Wege nach Genua, wußte an der nächsten Station, unbemerkt vom Postillon, auszusteigen und einer Kammerjungfer ihren Platz im Wagen neben Mme de Podenas einzuräumen, während sie selber, begleitet von einer Dame und ihren Edelleuten, in der entgegengesetzten Richtung nach dem nahegelegenen Viareggio eilte; dort wartete ihrer der „Carlo Alberto", ein kleiner Dampfer, den man für sie in Livorno gekauft und auf dem sie und ihre Getreuen, darunter St. Priest, Bourmont und Kergorlay, um 3 Uhr Morgens der französischen Küste zusteuerten. Achtundvierzig Stunden später legte man bei Nizza an, wo die sardinischen Behörden, trotz der vornehmen Besucher aus der Stadt, nichts Auffallendes an dem Fahrzeug fanden und am 28. April Abends war man in Sicht des Bestimmungsortes. Kaum sah man in Carry die Signale des „Carlo Alberto", als auch ein Nachen vom Ufer stieß und im heftigsten Sturme und finsterster Nacht seine kostbare Ladung aufnahm und zurückbrachte. Die unerschrockene Fürstin und vier ihrer als Fischer verkleideten Edelleute eilten sofort, ungesehen von den Küstenwächtern, auf rauhen Pfaden in eine naheliegende Hütte, wo man die Ereignisse in Marseille abzuwarten gedachte. In der That kam es am übernächsten Tage (30. April) zu einer Schilderhebung in der provençalischen Hauptstadt, und die weiße Fahne flatterte einige Stunden lang auf dem Thurme der Matrosenkirche von Saint Laurent; aber der Versuch, sich des Justizpalastes zu bemächtigen, scheiterte an der Festigkeit der Truppen und an den trefflichen Vorsichtsmaßregeln der schon in Kenntniß gesetzten Militär- und Polizeibehörden: denn die Fischer von Carry hatten von der geheimnißvollen Landung geplaudert. Die Führer, Leute von Ansehen und die hohe Stellungen in der Armee oder der Diplomatie Karl X. begleitet hatten, wurden gefangen genommen. Die paar Hundert Seeleute, die ihnen zögernd gefolgt, waren bald zerstreut, und schon am Nachmittag erhielt die Herzogin in ihrem Verstecke die lakonische Nachricht: „Der Streich ist mißlungen. Verlassen Sie Frankreich."

Aber die Mutter Heinrich's V. gab sich noch keineswegs für besiegt. Schon von Massa aus hatte sie den Getreuen in der Vendée Befehle gegeben, sich für Anfang Mai bereit zu halten. Jetzt galt's, ihr Wort einzulösen. So brach die kleine Gesellschaft auf — Einer, Graf Kergorlay, hatte sich bis nach Marseille gewagt, wo er ergriffen worden war — und trat, Anfangs zu Fuß, die lange und beschwerliche Reise durch ganz Frankreich an. Zwei Tage lang irrte man auf Ungefähr umher, stets der Entdeckung ausgesetzt, von Hütte zu Hütte. Kein Wort der Klage oder der Entmuthigung entschlüpfte der Fürstin, deren zarter Körper fast der Ermüdung erlag. Endlich erreichte man ein befreundetes Schloß, wo man Pferde und Wagen erhielt, und vierzehn Tage später, am 17. Mai, erreichte die Herzogin auf Umwegen, unter Verkleidung, nach allen möglichen Abenteuern das Schloß la Preuille bei Montaigu, wo sie ihren Wagen verließ, der, wie früher in Massa, mit einer andern Inhaberin seinen Weg fortsetzte, während die Herzogin hinter einem alten Edelmanne aufsitzend und gefolgt von ihrem treuen Stallmeister, Graf Mesnard, nach der Meierei Mesliers ritt, wo sie in wenig Tagen eintraf und sich im gefälligen Costüme eines Bretagner Bauernjungen nur wenige Tage von ihren Strapatzen und Gemüthsbewegungen ausruhte.

Mittlerweile jagten die Verfolger eigensinnig auf einer ganz anderen Fährte und erleichterten so die wunderbare Unentdecktheit. Der „Carlo Alberto" war, nachdem er kurz an der spanischen Küste angelegt, wieder in die Gegend östlich von Marseille zurückgekehrt, wo er die Herzogin am 28. April abgesetzt, sei's um sich zu verproviantiren und Nachrichten einzuziehen, sei's um die Fürstin wieder aufzunehmen und zurückzuführen. Hier in der Bucht von la Ciotat, einige Meilen westlich von Toulon, ward der verdächtige kleine Dampfer am 3. Mai signalisirt, von der königlichen Corvette „Sphynx" angehalten und in's Schlepptau genommen. An Bord traf man noch St. Priest, die Söhne Bourmont's und Kergorlay's, sowie eine verschleierte junge Dame, die einer Erkennung aus-

weichen zu wollen schien und der die Edelleute die größte Ehrfurcht erwiesen. Der Capitän der „Sphynx" glaubte seiner kostbaren Beute sicher zu sein und wandte sich nach Corsica, wohin er Befehl hatte, die Herzogin im Betretungsfalle zu bringen. Doch zwang ihn das Wetter, anderen Tages schon in Toulon anzulegen. Dort wurde der „Carlo Alberto" von Neuem besucht und der kommandirende Viceadmiral, sowie der Präfect von Toulon beeilten sich, den glücklichen Fang nach Paris zu telegraphiren. Um indeß die Neugierigen, wie die Patrioten der Stadt zu hindern, den „Carlo Alberto" zu umlagern, wurde derselbe sofort sammt seinen Passagieren nach Ajaccio geführt. Erst einige Tage später erkannte ein Offizier in der geheimnißvollen Unbekannten im Augenblicke, wo sie nach Holyrood abgeführt werden sollte, eine Dame der Herzogin. Diese aber war weit, ihre Spur durchaus verloren. Noch am 28. Mai glaubten Hof und Regierung sie in Spanien [1]). Schon den andern Tag sollte man von ihr hören.

Ein Aufruf an die Häupter der getreuen Vendéer war der Ankunft der Fürstin vorausgegangen: „Haltet Euch bereit. Im Süden war's nur ein Irrthum und ein Mißverständniß; ich bin mit der dort herrschenden Stimmung noch immer sehr zufrieden, und man wird dort sein Wort halten. Meine treuen Provinzen des Westens werden dem ihren nicht untreu werden ... Die näheren Befehle werdet Ihr vor dem 24. erhalten." In der That zeichnete sie schon am 15. Mai und noch ehe sie die Vendée erreicht hatte, den Befehl, am 24. loszubrechen, den sie noch am 18. in einer Antwort auf Marquis de Coislin's und seiner Freunde dringende Bitte, den Ausbruch eines europäischen Krieges abzuwarten, bestätigte [2]). Kaum angekommen, sah sie sich indeß genöthigt, diesen Befehl zu widerrufen. In einer Versammlung aller Häupter der Verschwörung, welche

1) S. Depesche de Sales' vom 28. Mai (A. T.). Dasselbe berichtet Werther nach Berlin unterm 2. Juni (A. B.).

2) S. bei Gisquet, Mémoires III, 171—180 die beiden Schriftstücke.

am Tage ihrer Ankunft auf dem einsamen Meierhofe von les Mesliers stattfand (21. Mai), erklärte sich die Mehrzahl der Stimmen gegen eine Schilderhebung. Es sei äußerst unwahrscheinlich, daß die Bauern, welche 12 Bataillone unter Charette's Oberbefehl bildeten, aufstehen würden, nun, da keins der erwarteten Ereignisse — ein Losbrechen des Südens, ein Aufstand in Paris oder der Krieg am Rhein — eingetroffen sei. Die Häupter der Partei in der Hauptstadt waren noch weniger für das Losschlagen als die der Vendée. Schon hatte man die Heißsporne davon abzuhalten gewußt, am 9. April den am 2. Februar mißglückten Anschlag zu erneuern. Jetzt schickte die geheime Regierung, an deren Spitze Chateaubriand stand, sobald sie die Ankunft der Herzogin in der Vendée erfahren, den beredtesten ihrer Anhänger, Berryer, zu der Mutter ihres Königs, um derselben das gewagte Unternehmen auszureden. Dieser traf in Nantes mit dem Tags vorher dort angelangten Bourmont zusammen, dem künftigen Großconnetable Frankreichs, dem die Oberleitung aller militärischen Operationen anvertraut war. Es gelang ihm, von dem Marschall einen Gegenbefehl zu erlangen, und mit diesem versehen, eilte er nach dem etwa acht Stunden von Nantes entfernten einsamen Pachthofe, wo ihn die Herzogin — sie war schon lange zu Bette gegangen, und auf dem Stuhle lag das Wamms und die Perücke Petit-Pierre's, unter dessen Namen sie ging — in dem ärmlichen Bauerstübchen empfing. Sie hörte die Botschaft mit verhaltenem Unmuthe an; endlich brach sie heftig los in ihrer südlichen Weise gegen den Kleinmuth ihrer Freunde; doch ergab sie sich endlich in ihr Schicksal, unterzeichnete die Gegenbefehle Bourmont's und versprach, Frankreich zu verlassen. Dieß war in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai. Schon am nächsten Tage hatte sie ihren Entschluß geändert, sei's daß ihr Freund Guibourg und der zum Kampfe treibende eifrige Charette, der im Kriegsrathe am 21. überstimmt worden, sie wieder überredet, sei's daß sie Nachrichten aus dem Süden erhalten, welche ihr den verspäteten Aufstand der Provence verkündeten. Nur vertagte sie den Ausbruch vom 24. Mai auf

den 3. Juni. Alle diese Befehle und Gegenbefehle machten ein gemeinsames Handeln unmöglich. Viele, die schon versammelt waren, zerstreuten sich wieder. Andere begannen auf eigene Faust den kleinen Krieg. Die Regierung ward aufmerksam, verdoppelte ihre Vorsichtsmaßregeln, schickte Verstärkungen, spürte eifriger als je und wußte schon am 29. Mai bei einer Haussuchung im Schlosse Chaslières Papiere zu entdecken, die den ganzen Plan enthüllten. Am 1. und 3. Juni wurden die vier Departements, welche nach des eifrigen Montalivet Bericht „das Gehege bildeten, wo die Herzogin eine Zuflucht gesucht zu haben schien und wo man sie einschließen und abfassen müsse", in Belagerungszustand gesetzt. Diese aber hatte schon Tags zuvor les Mesliers verlassen, um unter Verkleidungen, meist zu Fuß, manchmal auf den Schultern getreuer Landleute, öfter zu Pferd, stets in Mannskleidern, die sie zwei, drei Mal des Tages wechselte, durch Sümpfe und Gestrüpp, von Gehöft zu Gehöft zu irren, die überall aufgestellten, stets miteinander in Fühlung stehenden kleinen Abtheilungen der Armee täuschend oder meidend.

Am bezeichneten Tage, in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni, warfen sich die zusammengeschaarten Bauern von fünf Ortschaften, kaum 1000 Mann hoch, auf das Städtchen Aigrefeuille, wurden aber von den dort stehenden regulären Truppen geworfen. Aehnlich ging es Charette selber, der an der Spitze von 500 Mann die Regierungssoldaten beim Chêne angriff und nach heftigem Kampfe und großen Verlusten zum Rückzuge gezwungen wurde. Hier, wie an den beiden folgenden Tagen, schonten die jungen Edelleute ihr Blut nicht, und der Heldenkampf des Schlosses la Penissière ist im Gedächtniß der Vendée geblieben, wie einst die Großthaten Cathelineau's und Cadoudal's, deren Söhne auch jetzt in den ersten Reihen mitfochten. Auch in den mörderischen Kämpfen von Chanay und Riaillé blieb mehr als ein Sprößling altberühmter Familien, und der treue Bauer wetteiferte mit dem Schloßherrn in Muth und Aufopferung für eine im Voraus verlorene Sache. Gleich groß, ja größer noch war die Erbitterung der

Truppen, denen sich die patriotische Bürgerwehr der Städte angeschlossen, und die, durch den nun schon bald in's dritte Jahr dauernden Kampf gereizt und fast verwildert, alles Maß in der Rache verloren. Gefangene wurden niedergemetzelt, selbst Frauen, wie Mlle de la Roberie, erschossen, und obschon die Häupter des Aufstandes ihre Leute sofort heimschickten, fielen doch auch nach dem Siege der Truppen noch viele Opfer. Marie Caroline selber, welche während des Treffens beim Chêne in einem nahen Bauernhause die Verwundeten gepflegt hatte, verließ am 9. ihr letztes Versteck, la Chevrolière, und wanderte zu Fuß, als Bäuerin verkleidet, in Gesellschaft einer Vertrauten, Fräulein Stylita v. Kersabiec, welche alle Gefahren mit ihr getheilt, nach der Hauptstadt des Westens. Noch am selben Abend war sie in dem unscheinbaren Hause getreuer Anhängerinnen aus dem Bürgerstande verborgen und für's Erste auch geborgen.

Gleichzeitig mit ihr traf Berryer in Nantes ein, aber als Gefangener, man hatte ihn in Angoulême ergriffen: denn die Untergebenen Montalivet's zeigten fast ebensoviel Eifer gegen ihren jungen Vorgesetzten, als dieser gegen seinen königlichen Herrn und Gönner. Auch Chateaubriand, der Herzog von Fitzjames und Hyde de Neuville, der seit Kergorlay's Festnahme in Marseille in die geheime Regierung eingetreten, wurden verhaftet, ohne daß man Beweise gegen sie gehabt hätte. Der Anklagesenat mußte sie bald wieder auf freien Fuß setzen: Berryer ward nach mehrmonatlicher Gefangenschaft von den Geschworenen in Blois freigesprochen, nachdem der Staatsanwalt selber die Klage hatte fallen lassen, und der Vertheidiger Ney's feierte wieder einmal einen jener zahlreichen Triumphe, die er sich sein Leben über so trefflich zu veranstalten wußte. Zweiundzwanzig Vendéer begegneten ebenfalls großer Milde vor dem Assisenhofe: alle auf dem „Carlo Alberto" und in Marseille auf frischer That Ergriffenen wurden sogar vollständig freigesprochen (Assisen von Montbrison, März 1833), während sich die unliebsamen diplomatischen Erörterungen mit dem Turiner Hofe noch auf Monate lang

hinauszogen. Auch dem schon so lange dauernden halben Kriegsstande des Westens war mit diesem niedergeworfenen letzten Ausbruche ein Ende gemacht und das Julikönigthum mochte sich Glück wünschen, fast an einem und demselben Tage die Anhänger der Vergangenheit, wie die nicht minder hartnäckigen Apostel der Zukunft, aus dem Felde geschlagen zu haben. Denn an jenem Tage, an dem Charette und seine Nobelgarde beim Chêne ruhmvoll, aber unglücklich fochten, kämpfte ein Häuflein unerschrockener Republikaner nicht weniger heldenmüthig und nicht weniger unglücklich um die Herrschaft in der Hauptstadt.

III.

So heftig war die Leidenschaft der Verneinung bei den allermeisten Gegnern der Regierung Karl's X. gewesen, so wenig hoffte man dabei auf einen baldigen und leichten Umsturz der bestehenden Ordnung, so unbestimmt waren die Bestrebungen und Wünsche der Unzufriedenen, daß man weder ein Programm, noch einen Namen, noch sogar eine Regierungsform bereit hatte, als das unerwartete Gelingen des Juliaufstandes zu einer sofortigen Einrichtung neuer Gewalten zwang. Nur eine Partei, die schweigsamste, dem Volke fremdeste, die wenigst zahlreiche, mehr eine Gruppe bedeutender Persönlichkeiten als eine Partei, nur die Anhänger des Hauses Orléans hielten ein Regierungspersonal fertig, das sogleich eintreten konnte. Das siegreiche Aufstandsheer, verblüfft und berauscht, ließ die Verschwornen gewähren. Als es wieder zu sich kam, fand es das Bürgerkönigthum eingerichtet. Da es von dem neuen Könige weniger wußte, als von der Republik und Napoleon, sagte man ihm, er sei die beste der Republiken und der Napoleon der Freiheit [1]); als vollgültiger Beweis mußte

1) Man wird hoffentlich diese Worte nicht wörtlich nehmen. Ob Lafayette sie gesprochen oder nicht, ist durchaus unmöglich festzustellen. Es kommt auch gar Nichts darauf an, daß die Männer, wie Lafayette, Laffitte, O. Barrot u. A., das von ihnen angenommene und mit-

die dreifache Farbe herhalten. Ein großer Theil der Nation, fast der ganze besitzende Mittelstand, war's zufrieden, obschon er vorher nie an diese Lösung gedacht, und bald bildete sich, wie um alle Inhaber wirklicher Macht, eine zahlreiche Partei, welche dem neuen Throne zujauchzte, ihn stützte, gegen alle Angriffe vertheidigte; die neue Schöpfung entsprach in der That auf's Beste den politischen Anschauungen und Gefühlen dieses Theiles der Nation. Daneben fühlten sich doch auch Manche bald enttäuscht, sei's in ihrem persönlichen Ehrgeiz, sei's in ihren Träumen von Ruhm und idealen Zuständen. Sie besannen sich, was sie wohl im Juli 1830 hätten einrichten können, wenn sie nicht den Kopf verloren, nicht Andre für sich hätten handeln lassen. Und da bedachten dann die Einen, wie viel glorreicher der Name Bonaparte als der Name Orléans gewesen wäre, meinten die Andern, wie viel einfacher und wohlfeiler doch ein Freistaat hätte sein müssen. Je weniger aber die prosaische Wirklichkeit den poetischen Schwärmereien entsprach, desto entschiedener wandten sie sich ab von den neuen Männern und den neuen Einrichtungen. Waren doch viele dieser Männer und dieser Einrichtungen keineswegs so neu, als man erwartet hatte. Nicht um Fürsten und Herzöge, alte Diener der Restauration, wieder an die Regierung zu bringen, hatte man den Thron Karl's X. umgestürzt; und mochte man auch immer die Franzosen an die Stelle Frankreichs setzen, der Königstitel erweckte unangenehme Erinnerungen an eine Vergangenheit, welcher die große Revolution ein Ende gemacht. Die demokratischen und militärischen Erinnerungen aus der Scheide des Jahrhunderts drängten sich lebhafter und mächtiger hervor, und wiederum mengte die alte Unklarheit die imperialistische und republikanische Tradition zu Einem unbestimmten Ideale von Weltbeherrschung, bürgerlicher Gleichheit, unumschränkter Freiheit zusammen. Erst ein halbes Menschen-

begründete neue Königthum als ein nationales darzustellen suchten, welches die Traditionen des Kaiserreiches und der Republik wieder aufnehmen werde, steht ja außer Zweifel.

alter später und nach gemeinschaftlich errungenem Siege sollten auch diese Mitkämpfer sich wieder von einander trennen, um sich gegenseitig auf den Tod zu bekriegen.

Es dauerte einige Zeit, bis man sich wieder gesammelt und geordnet, sich über ein Programm, wär's auch das dürftigste, verständigt hatte. Die geheimen Gesellschaften waren durch den Anschluß vieler einflußreicher Mitglieder an die neue Ordnung der Dinge aus den Fugen gerathen. Die Presse hatte sich noch nicht von der Leitung der Männer befreit, welche sich ihrer bedient, um die Aufrichtung des neuen Thrones möglich zu machen. Im Parlamente hatte man keine Vertreter, welche die Dynastie und die Verfassung selber befehdet hätten. Erst gegen Ende von Perier's Regierungszeit war die Arbeit der Neubildung ihrem Abschlusse nahe. Man hatte die Truppen wieder eingereiht, Offiziere gefunden, die sie führen könnten, die Umrisse eines Programms entworfen, welche für alle Schattirungen Raum ließen; Organe gewonnen, die dieß Evangelium verkünden und zugleich dem Heere die Befehle der Führer übermitteln sollten. Dieses Heer war keineswegs zahlreich, die Führer weder gesellschaftlich angesehen noch von hohem inneren Werthe; aber sie fanden unter den Anhängern der neuen Ordnung selber viele unbewußte Verbündete, die wenigstens eine Strecke — wäre es auch nur bis zum Rhein — ungestraft mitgehen zu können vermeinten. Die letzten Folgerungen aber der politischen Theorien, welche von jenen Feinden des Königthums gepredigt worden, wies man in der Masse des Bürgerstandes, wo das Wort Republik damals noch unfehlbar das grause Bild des Schaffots und des Bürgerkrieges heraufbeschwor, auf's Entschiedenste zurück. Nichts war dagegen natürlicher, als daß jenes einfache Evangelium der Republik, das nothwendige Ergebniß des politischen Rechenexempels — wenn man einmal aus der Staatenbildung ein Rechenexempel machen will — unbiegsamen und beschränkten Geistern von rationalistischer Bildung besonders einleuchten und zusagen mußte. Je ferner aber die Führer dieser damals noch kleinen Armee dem wirklichen Staatsleben standen, desto nahe-

liegender war es, daß sie dieß ihr Luftschloß auf dem Grund abstrakter Theorien, mit den Bausteinen abstrakter Formeln nach dem Plane abstrakter Schemen vor den Augen begeisterter Jünglinge und verblüffter Geistesarmen in tönenden Worten entwarfen und aufführten. Es war eben kein sehr hohes Ideal, dieses der demokratischen Republik — eines Staates ohne Civilliste und Leibgarde, mehr war es damals noch nicht —, aber es war immerhin ein Ideal. Doch begannen auch schon in jenen Tagen einzelne nüchterne Köpfe sich einzureden, daß aus dem gleichgemachten Boden Frankreichs alle Wurzeln des Vergangenen, aus denen neues Leben sprossen könne, ausgerissen seien, daß auf diesem Boden alle staatliche Schöpfung eine bedingungslose sein müsse und daß die von der Regierung ausgeschlossenen monarchischen Parteien lieber noch den Thron unbesetzt, als von einem Nebenbuhler besetzt sähen.

War der ideale Gehalt der Partei ein äußerst dürftiger, so war es der reale nicht minder. Ein volles Menschengeschlecht war hingegangen seit dem Sturze der ersten Republik, und die Interessen, die sich an ihre Erhaltung oder Wiederaufrichtung knüpften, waren längst erloschen, oder hatten auch bei den nachfolgenden Zuständen ihre Rechnung zu finden gewußt. Eine wirthschaftliche Doctrin, welche Handel, Industrie oder Ackerbau für den Freistaat interessirt hätte, war noch nicht mit dem republikanischen Programm verbunden. Es bestanden auch keine Privilegien mehr zu Gunsten eines Standes, dessen Abschaffung die Republik nach sich gezogen hätte, und erst in Folge der Ausschließlichkeit, mit welcher der reiche Bürgerstand sich des Staatswesens bemächtigte, entstand nach und nach eine Classenopposition, deren Anfänge im Jahre 1832 wohl schon da waren, aber ohne sich bewußt als Classenopposition zu fühlen. In der That bildeten die vom Stimmrechte ausgeschlossenen Arbeiter und Jünglinge, denen sich bald die Kleinbürger und studierten Leute von bescheidenen Vermögensverhältnissen anschlossen, die gesellschaftliche Schicht, aus der sich die republikanische Armee rekrutirte. Die Führer — meist Journalisten oder Advokaten — waren jetzt schon

Leute, welche das unklare Bewußtsein ihrer eigenen Unfähigkeit, sich auf dem gegebenen Felde der Wirklichkeit mit geschulten Politikern oder erfahrenen Geschäftsleuten messen zu können, neue und verschiedene Zustände und Staatseinrichtungen wünschen ließ, wo sie ihren Ehrgeiz mit mehr Erfolg befriedigen zu können vermeinten, oder aber Männer, die, aufrichtig entrüstet über die selbstischen Triebfedern und die „feigen" Zugeständnisse des Staatslebens, mit einer neuen Regierungsform paradiesische Zustände der Freiheit und Brüderlichkeit, des Ruhmes und der Tugend hervorzaubern zu können glaubten. Gerade ihnen aber verschaffte die Wärme ihrer Ueberzeugungen, der Muth, die Unbestechbarkeit und die Unwandelbarkeit, mit der sie dieselben bekannten, großes Ansehen in der öffentlichen Meinung. Dazu kamen denn, wie immer, die entschlossenen Abenteurer, die, sei es nun aus rücksichtslosem Thatenbedürfniß oder um ihrem persönlichen Vortheil nachzugehen, im Kampf gegen das Gesetz und die Obrigkeit, im Aufstand um des Aufstandes willen ihren Lebensberuf fanden. Unter ihnen sind die Namen der Verschwörer Blanqui und Barbès, welche ihr Leben im Kerker verbrachten und die kurzen Zwischenräume der Freiheit stets wieder zu Kämpfen gegen die bestehende Ordnung benutzten, mochte diese nun die Form der constitutionellen Monarchie, der Republik oder des Kaiserreichs annehmen, berühmt geblieben; unter Jenen waren die Söhne der Republikaner von 1793, Godefroy Cavaignac und Guinard, welche die Bürgerartillerie und die „Gesellschaft der Menschenrechte" beherrschten, die Aerzte Raspail und Trélat, welche vornehmlich die Verbindung der republikanischen Oligarchie mit dem Volke und der Jugend vermittelten, Buchez und Bastide, deren politischer Glaube sich mit schwärmerischer Religiösität verquickte, die Angesehensten; fast Alle standen im ersten Mannesalter, dem auch die vornehmsten Schriftsteller und Redner der Partei angehörten.

War es gelungen, durch Reorganisation der alten geheimen Gesellschaften und durch Gründung neuer, sowie durch geschickte Benutzung der Bürgerwehr — man denke an die fast

ganz republikanisch zusammengesetzte Artillerie der Nationalgarde —, die Partei in kampfbereite, wohlgeordnete Compagnien und Bataillone einzutheilen, so hatte es ihr bis dahin noch an einem angesehenen Organe in der Presse gefehlt, wenn auch viele Zeitungen zweiten Ranges die republikanische Lehre, freilich mehr in heftigen Schimpfreden gegen die Person des Königs und seine Minister, in Anklagen gegen die Bestechlichkeit der Richter und den Knechtsinn der Beamten, als mit Beweisgründen oder Gefühlsberedsamkeit, predigten. Im Beginne des Jahres 1832 trat der „National", in dem einst Thiers und Mignet ihre Sporen verdient und der so mächtig zum Sturze der Bourbons beigetragen, bis dahin ein Organ der parlamentarischen Linken und nächst dem regierungsfreundlichen „Journal des Débats" und der legitimistischen „Gazette de France" das gebildetste, vornehmste und gewichtigste Blatt der Hauptstadt, offen und ausdrücklich zur Republik über. Mit ihm trat an die Spitze der Partei ein Mann von nicht geringer persönlicher Bedeutung. Hatte Armand Carrel nicht die umfassende Bildung, noch die gesellschaftliche Stellung des Abbé de Genoude und A. Bertin's, noch auch die aristokratische Mitarbeiterschaft von Akademikern und Ministern, welche sich um diese Direktoren der legitimistischen und orleanistischen Organe schaarten, so war er doch keineswegs ein Zigeuner des Journalismus, wie die meisten Schriftsteller seiner Partei. Er war unabhängig in seinen Mitteln, gehörte vornehmen Kreisen an und hatte elegante Lebensgewohnheiten. Offizier unter der Restauration — er war mit dem Jahrhundert geboren —, dann aus der Armee getreten, hatte er in Spanien für die Revolution gefochten und brachte eine gewisse militärische Haltung in sein Schriftstellerthum hinüber, die gemacht war, ihm Achtung zu verschaffen; seine Sprache war eine schroffe, fast derbe, nie eine gemeine; im heftigsten Kampfe beobachtete er die Regeln der Ritterlichkeit; ein befehlerischer Ton ging durch seine Aufsätze und auch in der Partei hielt er — freilich erfolglos — auf Mannszucht. Allen sozialistischen Bestrebungen abgewandt, mehr Republikaner als

Demokrat, den religiös-sentimentalen Neigungen gewisser politischer Gesinnungsgenossen, wie Bastide, abhold, war er bei dem voltairianischen Credo der Gironde stehen geblieben, dem sich auch seine politischen Ueberzeugungen näherten. Entschiedenheit des Willens und der Sprache mußten ihm politische Studien, Erfahrungen, Gedanken ersetzen und ersetzten sie ihm. So gelang es ihm, mit Hilfe bescheidener und wohlunterrichteter Fachschriftsteller sein Blatt zu einer Macht zu erheben, mit der die Regierung zählen mußte.

Auch in der Kammer war die republikanische Partei wohl schon vertreten seit den letzten Wahlen; aber keinem der Redner dieser kleinen Gruppe war es bis jetzt gelungen, sich eine hervorragende Stellung zu erobern. Erst als im Beginne des Jahres 1832 eine Nachwahl Garnier Pagès in's Haus brachte, fand die Partei einen Sprecher in der Volksvertretung. Garnier Pagès gehörte, wie Mignet, Thiers, Méry, Barthélemy, zu jener zahlreichen Schaar begabter Jünglinge, welche die Provence während der zwanziger Jahre zum geistigen Contingent gestellt, den die Hauptstadt alljährlich von den Provinzen fordert. Auch er hatte sich bald durch seine Talente und seine elastische Energie hinaufgearbeitet und stand 1830 auf der Barrikade, während seine Landsleute das Volk in Vers und Prosa zum Sturme aufriefen. Die vertrauliche, anmuthige, schmeichelnd weiche Rede des schmiegsamen Südländers wußte in einem ganz monarchischen Hause den republikanischen Ideen Gehör zu verschaffen, und die gefährliche Spitze seiner Waffe wurde immer erst gefühlt, wenn sie im Fleisch steckte, so geschickt verstand er sie zu umhüllen. Auch wußte er die phrygische Mütze so gewandt und geschmackvoll zu falten, daß man sie zur Noth in guter Gesellschaft durchgehen lassen konnte; Frankreich aber, das dem Allen zusah, gewöhnte sich daran, das republikanische Sinnbild ungestraft im Saale des Palais Bourbon aufgestellt zu sehen.

Noch aber genoß das Palais Bourbon allein, wenn auch nur ein Hundertstel der Nation seine Vertreter hinschickte, selbst in den Augen der äußersten Demokratie, des unbestrittnen An-

sehens und der ungezwungenen Ehrerbietung die man den Tuilerien wie dem Luxemburg weigerte. Es waren Mitglieder des hohen Hauses selber, welche das Signal zur Infragestellung dieser willig anerkannten Autorität gaben und der Tod Perier's schien ihnen der geeignetste Augenblick ihre ersten Angriffe gegen die Herrschaft der parlamentarischen Majorität zu richten.

Der große Minister war am 19. Mai unter offiziellem Prunk und allgemeiner Kälte beerdigt worden. Am 22. versammelte sich die dynastische und republikanische Opposition in demselben Hotel Laffitte, wo zwei Jahre vorher der Widerstand des Parlamentes gegen das Ministerium Polignac organisirt worden war, und das sein zu Grunde gerichteter Eigenthümer bald zum Verkaufe ausbieten sollte. Schon war der Protagonist von 1830 fast nur noch ein stummer Mitspieler; er fühlte sich gebrochen, und die Hilfe der Nation, die für ihn eine Subscription eröffnete, konnte ihn so wenig wieder aufrichten, als die Hilfe des Königs es vermocht hatte. Stillschweigend hatte er die Führerschaft der Partei dem wohlmeinenden, mäßigen und unermüdlichen Redner O. Barrot überlassen, dem alle und jede Eigenschaft des Parteiführers abging: Gewandtheit, Gewissenlosigkeit, Raschheit, Energie, praktischer Sinn, Temperament, Anmuth, Leichtsinn, Fanatismus und welches alle die Tugenden und Laster sein mögen, mit denen man ein Volk, einen König oder eine Versammlung zu verführen pflegt. Der redliche Mann, der einen unerschütterlichen Glauben an die Unfehlbarkeit der öffentlichen Meinung mit einer ebenso festen Zuversicht in die Unwiderstehlichkeit seines eignen Wortes vereinigte, bestimmte die Fraktion zu einem jener anscheinend harmlosen Schritte, welche dem Ansehen des Gesetzes mehr schaden, als die heftigsten Angriffe, weil sie von Denen ausgehen, welchen die Anfertigung der Gesetze anvertraut ist und welchen daran gelegen sein müßte, diese ihre Befugniß über alle Zweifel zu erheben. So beschloß man dem Könige zu Gemüthe zu führen, auf welch schiefem Wege er sich befände, seit er Perier's Politik — die Politik der Mehrheit der Volksvertretung — angenommen, und ihn zu beschwören, umzukehren so lange es noch

Zeit sei. O. Barrot und der leidenschaftliche Pamphletist Cormenin wurden mit der Abfassung des Berichtes der Abgeordneten an ihre Wähler betraut: denn über diese Form, in der die Warnung geschehen sollte, hatte man sich geeinigt. Es gelang der Ueberredungskunst Garnier-Pagès und der Autorität Lafayette's die höfliche Erwähnung des Königthums, „das Nichts mit der Freiheit Unverträgliches habe", auf den bescheidensten Ausdruck herabzumindern, und das so aller mißliebigen Loyalität entkleidete Document erhielt die Unterschrift von 134 Abgeordneten, von denen 130 sich für Anhänger der Monarchie ausgaben und hielten. Die lange Anklageschrift sah in jedem Beschlusse der Mehrheit eine Maßregel der Reaktion, und entwickelte gegen das Programm der „Quasilegitimität" das ständige republikanische Programm in den gewohnten Ausdrücken: Herabsetzung der Civilliste, Wählbarkeit des Oberhauses, Volksbewaffnung, Ersparnisse, massenhafte Absetzung der alten Beamten, Decentralisation, Freiheit des Unterrichts, vor allem aber Unterstützung der unterdrückten Völker Polens und Italiens. So blies die dynastische Opposition zum Sturme gegen das neue Königthum, indem es meinte, nur das verderbliche „System vom 13. März" anzuklagen, das Frankreich an den Abgrund geführt habe. Eine heftige Polemik in der Presse und in den Clubs entspann sich sofort nach Veröffentlichung des unbedachten Schriftstückes (am 28. Mai); denn seit Casimir Perier's Tod tagten auch schon wieder die geheimen Gesellschaften, dem Gesetz zum Trotz, als öffentliche Clubs, und bereiteten eine Schilderhebung vor, welche bei der ersten Gelegenheit ausbrechen sollte.

Der Tod General Lamarque's (2. Juni) sollte früher, als man gehofft, den erwünschten Vorwand geben. Dieser tüchtige Offizier, den die Lorbern General Foy's nicht schlafen ließen, war seit einigen Jahren Politiker und der volksthümlichste Redner des Abgeordnetenhauses geworden. Wohl wetteiferte in seiner bombastischen und leidenschaftlichen Beredtsamkeit die Geschmacklosigkeit der Form mit der Leere des Inhalts; aber wenn die Collegen, auch die der eignen Partei, ironisch lächelten über die

herausfordernde Phrasenhaftigkeit des alten Kriegers, so klatschte die Menge draußen Beifall für ein Spiel, das seinem Bildungsgrad und seiner Gemüthsverfassung angemessen war. Nun bereitete die Hauptstadt, welche vor kaum 14 Tagen den größten Staatsmann und den größten Gelehrten des Landes, Casimir Perier und G. Cuvier, unbetrauert und theilnahmslos zu ihrer letzten Ruhestätte hatte tragen lassen, dem polternden Declamator ein Leichenbegängniß, wie es keinem Perikles zu Theil geworden; und auch dießmal wieder betheiligte sich die dynastische Opposition an der republikanischen Bewegung in der Hoffnung, dadurch den König einzuschüchtern, ihn zur Wahl eines Ministeriums aus ihrem Schoße, der parlamentarischen Minderheit, zu bewegen [1]). Sie erkauften aber die Pariser Popularität um den Preis des Vertrauens der Nation, machten sich selbst als Regierungspartei unmöglich, denn die Wählerschaft der Provinz entzog von da an — wie sie stets vorher und nachher gethan — den Männern, die mit der Pariser Umsturzpartei in ein Bündniß getreten, ihre Gunst. In sechzehn Jahren ward es ihnen nicht mehr möglich, ihre Zahl in der Kammer zu vermehren und der König sah sich mit geheimer Freude gezwungen, das zu thun, wozu ihn die eigene Neigung trieb: mit den Männern zu regieren, die ihn regieren ließen.

Schon am 3. Juni versammelten sich die Delegirten der Hauptgesellschaften, um sich die Rollen für die große Manifestation zu vertheilen. Die Gesellschaft der Volksfreunde, die der Menschenrechte, die der Gallier, das Organisationscomité der Stadtquartiere (municipalités), die Gesellschaft für den unentgeltlichen Volksunterricht, die der Eintracht, die der Julireklamanten erhielten ihre verschiedenen Sammelplätze angewiesen. Einige sprachen schon von der Rathsamkeit loszuschlagen; doch ward im letzten Augenblicke (am Abend des 4. Juni) beschlossen, daß „das Volk" nicht angreifen solle, da ein Zusammenstoß doch unvermeidlich sei. Für diesen freilich solle man die Waffen bereit halten. Den Hochschulen, den Flücht-

1) Nach Lafayette's eigenem Geständniß a. a. O. XII, 222.

lingen, der reorganisirten Bürgerwehrartillerie waren ebenfalls ihre Standquartiere bezeichnet. Doch auch die Regierung war nicht müssig gewesen und hatte ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen. Alle Truppen der Garnison — über 20,000 — waren in den Kasernen consignirt oder auf den Hauptplätzen aufgestellt, alle Garnisonen der umliegenden Ortschaften marschbereit, um sich sofort nach Paris bewegen zu können; zwei Bataillone Infanterie folgten ohnedieß dem Sarge des Generals nach den Regeln militärischer Etikette. Die Aufrechthaltung der Ordnung war der Polizei und der Munizipalgarde überlassen.

Am 5. Juni Morgens bewegte sich der Leichenwagen, von 200 Jünglingen gezogen, unter dreifarbigem Fahnenschmuck von der Straße St. Honoré hinauf, die Boulevarde entlang bis an die dem Bastilleplatz naheliegende Austerlitzbrücke, von wo der Sarg nach der Heimath des Verstorbenen im Süden Frankreichs gebracht werden sollte. Als die ungeheure Menschenmenge, die ihm folgte, eingetheilt in Nationen, Körperschaften, Gesellschaften und Schulen, viele bewaffnet, alle mit ihren Bannern, darunter auch ein rothes, auf der Höhe der Rue de la Paix angelangt war, bog sie ein bis nach dem Vendomeplatz, hielt Umzug um die Napoleonssäule und setzte dann ihren Marsch unter immer lauteren Rufen aller Art fort, ohne daß diese Manifestationen, obschon sehr feindlicher Natur, die Polizei oder Militärbehörden zum Einschreiten vermocht hätten. Bald hörte man nur noch das tausendstimmige: „Es lebe die Republik!" und schon suchte man das Militär zu reizen und aus der Fassung zu bringen. Plötzlich zeigt sich die volksthümliche Uniform der polytechnischen Schüler, dieser Schoßkinder der öffentlichen Meinung jener Jahre. Die jungen Leute hatten sich gegen ihre Offiziere empört, die Thüren der Schule erbrochen und kamen ihren Antheil an der Nationaltrauer zu nehmen. Sie wurden jubelnd empfangen, und der Trauermarsch ging unversehens in die Marsellaise über. Immer heftiger wurde die Stimmung. Der geringste Anlaß genügte einen Ausbruch des Zornes hervorzurufen, der sich bald an

den Fenstern eines aristokratischen Palastes, bald an den verhaßten Personen der Polizeidiener ausließ. Der Abschied von dem Sarge ging indeß noch ziemlich ruhig vorüber; von einer am Eingange der Austerlitzbrücke errichteten Tribüne herab sprachen die Vertreter aller unterdrückten Nationen, darunter für Deutschland der bekannte Kaspar-Hauser-Garnier, sowie die Kameraden und Freunde des Generals, Lafayette vor Allen, zu dem Volke, das sie kaum anhörte, so beschäftigt war es mit dem unausgesetzten Hochrufen auf die Republik. Schon war die lange Ceremonie fast am Ende, als ein Reiter mit rother Fahne, an deren Spitze die phrygische Mütze winkte, sich den Weg bis zur Tribüne bahnt und dort sein Banner mit der Inschrift „Freiheit oder Tod" zum Gruße darbietet. Das Schreckenszeichen wird beklatscht, bekränzt, der kühne Reiter — ein armer Wahnsinniger — im Triumphe umhergetragen. Schon ward's den halbwegs Mäßigen zu heiß. Lafayette und seine Freunde zogen sich zurück, nicht ohne Schwierigkeit. Die Pferde des alten Volksfreundes wurden ausgespannt, er selbst aufgefordert, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, was er mit Entrüstung zurückwies. Endlich gelang es ihm mit Hilfe der Truppen der lästigen Volksgunst zu entkommen [1]).

Mittlerweile hatte sich am Eingange der Brücke eine Schwadron Dragoner aufgestellt, welche die geduldige Zielscheibe der Witzworte, Steine, ja der Kugeln wurde, während das Tags zuvor vorgeschlagene Losungswort „Nach dem Pantheon" erschallte. Umsonst ermahnte der befehlende Rittmeister zum Frieden; ein Schuß auf den allzu menschenfreundlichen Offizier war die Antwort. Eine zweite Schwadron ward mit einem heftigen Kugelregen empfangen: dem an der Spitze herbeieilenden Oberst ward das Pferd unterm Leibe erschossen; ein Dutzend seiner Leute sanken aus dem Sattel. Erst jetzt griff die langmüthige Truppe zum Gewehr und der Kampf entspann

1) Lafayette hat dieß Alles selbst in einem Briefe (vom 9. Juni) an seinen Freund Dupont (de l'Eure) ausführlich erzählt. S. a. a. O. XII, 213 ff.; vgl. ebenda S. 222 u. 224.

sich gleichzeitig an beiden Enden der Brücke; denn auch jenseits war man nach dem Verlust mehrerer Menschenleben, genöthigt gewesen, das Militär einschreiten zu lassen. Das Beispiel des leichten Triumphes der „großen Woche" verführte die Menge; das Andenken an die Feier ihrer Niederlage hielt die Armee zurück. Bald war das Volk, das sich der Waffenläden, einer Gewehrfabrik und des Zeughauses bemächtigt, in Waffen; die Truppen wurden zurückgezogen und concentrirt. Gegen Abend war die halbe Stadt in den Händen der Aufrührer: die ganze östliche Hälfte auf beiden Seiten des Flusses bis zu den Straßen St. Jacques und St. Denis war mit Barrikaden bedeckt und schon bedrohte man die Straße Montmartre, welche die Stadt der Muße und der Eleganz von der bevölkerteren Handels- und Industriestadt trennt und wo jetzt Bank, Börse und Post in gefährlicher Nähe zusammenliegen. Indeß übernahm der Chef der Nationalgarde, General Lobau, den Oberbefehl und die Bürgerwehr eilte von allen Seiten zum Schutze der Ordnung herbei, eifriger, entschlossener als die Truppen. Zugleich bewegten sich die Besatzungen der Umgegend in Eilmärschen gegen Paris. Nach drei Stunden heftigen Kampfes war der Aufstand im Faubourg St. Antoine, dem Marais und um St. Eustache zusammengedrängt. Mehr noch als die Tapferkeit der Kämpfer mochte der Beschluß der Parteiführer, welche sich auf Armand Carrel's Zureden für Einstellung des Kampfes entschieden, zu diesem Ergebnisse beigetragen haben. Nur Jules Bastide stürzte sich von Neuem ins Gefecht. Noch am selben Abend versammelten sich siebenundzwanzig Abgeordnete der Linken bei Laffitte und beschlossen, trotz Lafayette's Einreden, den König zu bitten, dem Blutvergießen Einhalt zu thun.

Louis Philipp war in der That sofort mit seiner ganzen Familie von St. Cloud nach den Tuilerien geeilt und wartete dort den Ausgang des Straßenkampfes ab. Am 6. bei Tagesanbruch ward der Angriff auf die Rue St. Denis und Faubourg St. Antoine erneuert und die meisten Barrikaden nach vorhergehendem heftigen Artilleriefeuer durch gemischte Colonnen von Linien und Bürgerwehr mit dem Bayonett ge-

nommen. Gegen Mittag war die ganze Stadt mit Ausnahme einer kleinen Häusergruppe, des Straßenlabyrinthes dessen Kern das alte Kloster und die Kirche St. Méry bildeten, von Aufständischen gesäubert. Um diese Citadelle, in der sich etwa 200 der entschlossensten Republikaner zusammengefunden, entspann sich nun das erbittertste und mörderischste Gefecht des Tages. Der ungleiche Kampf der hinter Barrikaden und in Häusern verborgenen Belagerten und der ihren Geschossen frei ausgesetzten Belagerer dauerte über fünf Stunden. Die Ueberzahl und die Artillerie siegten endlich über die Verzweifelten, von denen nur Wenige entkamen. Der Gesammtverlust der Armee und der Nationalgarde betrug zwischen 450 und 500 an Todten und Verwundeten, der der Aufständischen, der schwerer festzustellen, wurde beinahe ebenso hoch geschätzt. Bürgerwehr und Aufständische hatten den regelmäßigen Truppen an Tapferkeit Nichts nachgegeben.

Während der Kampf noch um das Kloster St. Méry tobte, hatte der König zu Pferde, begleitet von Marschall Soult und dem Grafen Montalivet, die Tuilerien verlassen und die auf den Champs Elysées und Platz Louis Quinze aufgestellten Truppen gemustert, war dann die Boulevards entlang bis zum Bastille-Platz, von da das Faubourg St. Antoine hinauf geritten und längs der Seine in die Tuilerien zurückgekehrt. Sein Umritt glich einem Triumphzuge: die Bürgerwehr von Paris unter den Waffen, ihre Familien an den Fenstern begrüßten ihren König so freudig und zuversichtlich wie in den goldenen Tagen des August 1830.

Kaum war er in seinem Palaste angelangt, als auch die Deputation der oppositionellen Deputirten, bestehend aus Laffitte, C. Barrot und Arago, sich ihm darbot ihn um Gnade und Milde für die Besiegten zu bitten; zugleich ihm nahe zu legen, daß ein Ministerium der Linken allein die Wiederholung solcher Straßenkämpfe verhindern könne. Der König argumentirte mit mehr Witz und Wärme als Würde: er habe von seiner Unpopularität jetzt eben auf seinem Umritte durch seine Hauptstadt Nichts gemerkt. In allen Nationen seien Keime der Re-

volution; aber nicht alle hätten einen Herzog von Orléans ihnen ein Ziel zu setzen. Nicht die Fehler seiner Regierung, sondern die gegen ihn ausgestreuten Verläumdungen könnten ihm in den Augen der Nation geschadet haben. Uebrigens, soweit vergaß der constitutionelle Monarch die Fiction seiner Unverantwortlichkeit, sei die befolgte Politik, das berufene „System vom 13. März", keineswegs die Politik eines Ministers, sondern seine, des Königs, eigenste, persönliche. Was die Gefangenen anlange — noch war der Kampf nicht beendet —, so überließ er sie den bestehenden Gerichten [1]).

Allein schon am nächsten Tage, als ganz Paris bereits wieder sein gewöhnliches friedliches Aussehen angenommen, ward des Königs Wort Lügen gestraft und auf des stets übereifrigen Montalivet Antrag der Belagerungszustand erklärt, und zugleich die Bürgerwehrartillerie, die polytechnische Schule und die Veterinärschule aufgelöst. Ein Ausbruch des Unwillens antwortete jener freilich unnöthigen Maßnahme, die man indeß in der Vendée ganz gerechtfertigt gefunden hatte und dieser Unwille erhielt in der Presse wie in der Advokatur, die sie für ungesetzlich erklärte, einen fast beleidigenden Ausdruck. Als der Cassationshof ein Todesurtheil, das einzige der äußerst milden Kriegsgerichte, kassirte, weil Kriegsgerichte nur Militär zu richten hätten und eine Ueberschreitung der Befugnisse (excès de pouvoir) stattgefunden, so blieb Nichts übrig, als den Belagerungszustand aufzuheben und die Prozesse gegen die Theilnehmer am Aufstande den gewöhnlichen Gerichten zu überantworten. Dieß geschah noch am selben Tage (29. Juni), an welchem jenes Urtheil des Cassationshofes gefällt worden. Die Regierung hatte ohne Noth den günstigen Eindruck, den der Sieg über den Aufstand hervorgebracht, durch ihre Uebereilung und das gezwungene Bekenntniß dieser Uebereilung wieder verwischt; während eine Bekanntmachung des Polizeipräfecten

1) Das Protokoll dieser merkwürdigen Unterredung ist zum Oeftern und kürzlich wieder veröffentlicht worden im Anhang zu O. Barrot's Mémoires I, 595—612.

Gisquet, welche den Aerzten, Apothekern, Krankenwärtern u. s. w. bei Strafe anempfahl, die von ihnen gepflegten Verwundeten den Behörden anzuzeigen, einen solchen Sturm hervorrief, daß auch sie, obschon auf alte Gesetze des siebzehnten Jahrhunderts begründet, zurückgezogen werden mußte. Die Geschwornen, welche vielleicht unter dem Eindrucke der Gefahr, der man entgangen war, sich zu einer gewissen Festigkeit aufgerafft hätten, wollten sich nicht von den Standrichtern an Milde übertreffen lassen und waren, trotz des Unwillens der Bürgerwehr über die Straflosigkeit der Aufrührer [1]), ebenso nachsichtig, als die Verwaltung unbesonnen streng gewesen: nur Wenige der Schuldigen wurden in den zahlreichen Prozessen verurtheilt [2]), keiner hingerichtet.

Wie alle politischen Prozesse der Zeit ward namentlich der Prozeß der einundzwanzig Helden von St. Méry eine Gelegenheit für theatralisches Märtyrerthum und herausfordernde Gesetzesverachtung. Die Langmuth der Armee, die Milde der Justiz und die Taktlosigkeit der Regierung vereinigten sich, der neuen Ordnung der Dinge, die sich thatsächlich in der Hauptstadt wie in den Provinzen so widerstandsfähig gezeigt, einen Charakter der Schwäche und Unsicherheit zu geben, der seine Wirkung nicht verfehlte. Für den Augenblick freilich schien die Julisonne wieder aufgegangen zu sein, als der König (am 11. Juni) seine begeistert jubelnden Bürgersoldaten musterte. Die Gegner der neuen Dynastie waren vernichtet. Die Mutter Heinrich's V. war von der Bühne verschwunden, ihre Anhänger zerstreut; die gefährlichsten Republikaner saßen unter Schloß und Riegel; der Sohn und Erbe Napoleon's sollte in wenig Tagen die Augen schließen (22. Juli), noch ehe er zum Manne herangereift; aber weder Legitimismus, noch Republikanismus, noch Bonapartismus waren todt, und schon zeigten sich im Herzen des Staates die ersten Symptome einer Auflehnung

1) S. Werther's höchst interessanten Bericht vom 14. Juli.

2) Im Ganzen zweiundachtzig, meist zum einfachen Gefängniß von einem Monat bis zehn Jahren, sieben zum Tode, die aber begnadigt wurden.

gegen den herrschenden Stand und die gesellschaftliche Ordnung, welche ohne Gewaltsamkeit und Blutvergießen verhängnißvoller für die Sache der gesetzlichen Freiheit Frankreichs werden sollte, als alle bewaffneten Angriffe der Feinde des Hauses Orléans. An jenem blutigen 6. Juni, der den Todeskampf des Klosters St. Méry und die letzten Zuckungen der Vendée gesehen hatte, feierte der mystische Orden St. Simon's [1]) in der ländlichen Zurückgezogenheit des nahen Ménilmontant die Ceremonie der Einkleidung und trat in jene letzte Phase seiner Entwicklung, welche drei Monate später mit der Verurtheilung der Religionsstifter wegen Beleidigung der öffentlichen Sittlichkeit enden sollte (Ende August). Es war der erste Zusammenstoß des Socialismus mit dem Staate und als solcher ein Vorbote der heftigen Kämpfe, welche die Gesellschaft Jahre lang gegen die Reformatoren der Familie und des Eigenthums zu liefern hatte, bis endlich als äußerste Schlußfolgerung jener friedlich-schäferlichen Verbrüderungsträume eine erbarmungslos-erbitterte Vernichtungsschlacht zwischen Gesittung und Barbarei entbrannte, in welcher die Vertheidigung selber mit dem Angriffe an verwilderter Leidenschaft wetteiferte.

IV.

Die unbesonnene Verkündigung des Belagerungszustandes in der Hauptstadt und die noch unbesonnenere Verhaftung der angesehenen Männer, wie Chateaubriand und Berryer, Fitzjames und Hyde de Neuville, welche versucht hatten die Herzogin von Berry von ihrem gewagten Unternehmen abzuhalten, hatten das schwache Ministercollegium, das seinen Chef verloren hatte, in den Augen der Nation noch mehr geschwächt, und der König selber sah wohl ein, daß es durch Herzuziehung einer wirklichen Kraft gestärkt werden müsse. Alle seine Versuche, welche am 24. Juni begannen, scheiterten jedoch Monate lang an zwei

1) Ueber den Zusammenhang des St. Simonismus mit der geistigen Bewegung der Zeit siehe das zweite Buch dieses Werkes.

Schwierigkeiten, die der Monarch selber der Neubildung eines kräftigen Cabinettes in den Weg legte. Er wollte sich nicht von Neuem unter Vormundschaft stellen, indem er einen „Vizekönig" ernannte [1]) und er wollte sich nicht von den beiden Männern trennen, welche nicht allein in der öffentlichen Meinung, sondern auch in den Augen der parlamentarischen Mehrheit zugleich als allzu ergebne Diener ihres Herrn und als anspruchsvolle Mittelmäßigkeiten galten. Gesetzgeberische Körperschaften lieben die Staatsmänner nicht, welche, wie Sebastiani und Montalivet, ihre Sporen nicht auf der Tribüne verdient haben. Umsonst bemühte sich der König den trotz seiner Derbheit äußerst geschmeidigen Dupin den Aelteren, einen angesehenen Juristen, der dem Temperamente der Volksvertretung in seltenem Grade zusagte, als Großsiegelbewahrer (Justizminister) in's Cabinet zu ziehen. Der kluge Mann — ein echter Vertreter der durch die große Revolution heraufgekommenen Gesellschaftsclasse und Bildung und, bei aller bäuerlichen Derbheit, auch ein echter Franzose, Gallikaner und Jesuitenfeind, wie seine großen Vorbilder aus der Blüthezeit des Pariser Parlaments, die Harlay, Molé und Pasquier — wußte stets mit der ihm zur Gewohnheit gewordenen Rücksichtslosigkeit des Tones auszuweichen [2]). Nicht als ob der Oberstaatsanwalt am Cassationshofe nicht äußerst ungern die schöne Gelegenheit hätte vorbeigehen lassen, seinen Lebenswunsch zu erfüllen und die Rolle eines Minister-Regisseuren der alten Monarchie zu spielen; allein es war leicht zu sehen — und er machte kein Hehl daraus —, daß er Herr im Hause sein oder doch wenigstens scheinen wolle; mit andern Worten, er bestand — nicht aus persönlichen, nein, nur aus staatsrechtlichen Gründen — auf Herstellung eines Ministerpräsidiums und auf Entfernung seiner Nebenbuhler in des Königs Gunst, General Sebastiani's und Graf Montalivet's, welche sich in der königlichen Livrée offen zu gefallen schienen

1) Des Königs eigene Worte. S. Dupin a. a. O. II, 441; s. ebenda S. 429—455 die Geschichte der betreffenden Unterhandlungen mit Dupin.

2) S. Shakespeare, King Lear II, 2: „This is some fellow" etc.

und nicht wie der biederbe Commoner ihre Gefügigkeit unter der polternden Sprache der Unabhängigkeit zu verbergen wußten. Aber Dupin war kein Casimir Perier, das wußte der König, das wußte die Nation, und der Preis, den er für seine Hilfe forderte, schien zu hoch, zumal jetzt, wo der doppelte Sieg über Royalismus und Republik dem Vertragskönige neue Zuversicht eingeflößt hatte. Auch wußte Fürst Talleyrand, der gerade jetzt auf Urlaub in Frankreich weilte, die Abneigung des Königs gegen einen bestimmenden Conseilspräsidenten zu bestärken; denn auch er hatte gern freie Hand in London. Ein erstes Ministerium, dem nur die Unterschriften des Königs fehlten, ward schon am 28. Juni durch Dupin's Rückzug im letzten Augenblicke wieder unmöglich. Er brauchte noch drei Monate, während welcher die Unterhandlungen mehrere Male von Neuem aufgenommen wurden, und während welcher die Meinung selbst der gemäßigten Partei sich immer entschiedner gegen die Minister des Aeußern und des Innern aussprach, immer lauter eine Neubildung des Cabinettes forderte, ehe der König sich dazu entschließen konnte, in der Frage des Vorsitzes, wenigstens scheinbar, nachzugeben, ehe Sebastiani und Montalivet selber ihre Entlassung einreichten.

Der ganze September ging in erneuten Versuchen bei Dupin und Thiers hin. Am 5. October endlich beauftragte der König den einzigen Mann des Cabinettes, dessen Namen einen lauten, wenn auch nicht gerade einen sehr reinen Klang hatte, Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, mit der Neubildung des Ministeriums unter seinem Vorsitze. Die äußere Lage war soweit geklärt, daß Europa sich nicht mehr, wie zwei Jahre vorher, durch die Feldherrngelüste des Kriegsministers schrecken ließ; der König aber wußte wohl, daß der neue Ministerpräsident ihn nicht wie die vorhergehenden nur herrschen, daß er ihn auch regieren lassen werde, denn der alte Kriegsmann war schon zufrieden, wenn die Ehren und Einkünfte nur recht voll zuströmten, ohne besonders eifersüchtig auf die Macht selber zu sein; auch fühlte er, der nicht gerade Redegewandte noch Belesene, eine höchst aufrichtige Achtung für die Fähigkeiten

und die Gelehrtheit seines Königs. War er, der schon so vielen Herren gedient, gerade keine ritterliche Natur, auf deren Treue man sich hätte verlassen können, so wußte man doch, er war vor Allem Mann der Ordnung und hatte von seinem Kaiser gelernt, die Ordnung nur da zu sehen, wo ihre Wahrung dem Soldaten anvertraut ist. Die Vergangenheit wie die besondern Fähigkeiten des Cabinetschefs aber waren auch nicht der Art, daß sie den Häuptern der politischen Gruppen, welche die Kammermehrheit beherrschten, irgendwie hätten in den Weg kommen können.

Von diesen Gruppen war die der Doctrinärs, so wenig sie auch dem Könige persönlich, ja selbst der Masse der Nation, sympathisch war, doch so hervorragend durch Bildung, Ruhm und Charakter, daß sie nicht umgangen werden konnte; und gerade die beiden ministerfähigen Persönlichkeiten dieser Gruppe, der Herzog von Broglie und Guizot, hatten aus am Meisten mit jenen Antipathien zu kämpfen. Doch siegte die Erwägung des Vortheils, den man sich von ihnen versprach; denn die kleine Fraction der „Doctrine" hatte in der That ein fast unverhältnißmäßiges Gewicht bei der, meist aus reichen Gutsbesitzern und Großindustriellen bestehenden, conservativen Mehrheit des Hauses. Man wußte die hervorragendsten ihrer Mitglieder durchaus uneigennützig, kaum ehrgeizig, allen unberechtigten Einflüssen unzugänglich, ja beinahe unerschütterlicher als nöthig in ihren Ueberzeugungen; und so nahm man auch ihre etwas allzu selbstgefällig zur Schau getragene Verachtung menschlicher Schwäche, wenn schon nicht immer ohne Murren, am Ende doch in Kauf. Mit Recht galten fast Alle für gelehrt, wohlbewandert in der englischen Verfassungsgeschichte und vertraut mit deutscher Philosophie, welche ihnen über Genf vermittelt worden und ihre, von Montesquieu ausgehenden, staatsrechtlichen Anschauungen durchgeistigt haben sollte. Doch blieb noch genug von der mechanischen Auffassung des 18. Jahrhunderts an ihrem Glauben in die Unfehlbarkeit des Repräsentativsystems hängen, der den Eckstein ihrer inneren, wie äußeren Politik bildete; und das Wesen des Staatslebens ging auch ihnen nur

zu oft über dem zähen Festhalten an der Form verloren. Schien ihnen doch alles Ernstes ein mit Cortes gesegnetes Spanien eine höhere politische Entwickelungsstufe einzunehmen, als das bureaukratisch regierte Preußen, und hätten sie doch gerne auf derlei ganz äußerliche Analogieen auch das System der Allianzen Frankreichs gegründet, wie sie sich in Fragen, welche das Verhältniß zwischen Krone und Parlament berührten, der Erinnerung an das englische Vorbild nie recht entschlagen konnten. Denn die Politik, welche einem Perier der klare Einblick in die innere und äußere Lage seines Landes als die gerade jetzt zweckmäßigste erscheinen ließ, die Politik des Juste-Milieu und des herzlichen Einvernehmens mit England, war den Doctrinärs staatsrechtliche Theorie, die unter allen Umständen absolute Geltung haben sollte.

Der Meister der Schule freilich, Royer Collard, hatte schon längst auf thatsächliches Eingreifen in die Politik verzichtet, und Guizot, der Historiker der Gruppe, nahm noch nicht die nöthige Stellung ein um in den Vordergrund zu treten; so wurde dem Praktiker der „Doctrine", Herzog de Broglie, wenn auch nicht ohne Ueberwindung, die hervorragendste Stelle zugedacht. Denn der König sah im Allgemeinen lieber Bürgerliche als Vertreter der alten reichbegüterten Adelsgeschlechter des Landes um sich und ertrug nur mit Ungeduld den vornehmen und etwas pedantischen Ton des Herzogs, der nicht so leicht als der befreundete Professor der Sorbonne von seiner philosophischen und moralischen Höhe herabstieg, um sich der etwas vulgären politischen Weltanschauung anzubequemen, die in den Tuilerien tonangebend war. Auch hatte er nicht gelernt, wie die Männer, welche die Schreckenszeit und das Directorium, das Kaiserthum und die Restauration durchgemacht, Nutzen und Auskunftsmittel über Grundsätze zu stellen und sich den „Dingen anstatt die Dinge sich zu unterwerfen". Der Geschichtschreiber der Civilisation aber, dessen Vergangenheit dem Könige Bürge war, daß er auch in der Zukunft der niedren Wirklichkeit Zugeständnisse zu machen wissen werde, ohne darum seine hohe Sprache geistiger und sittlicher

Aristokratie herabzustimmen, behagte keineswegs der Volksvertretung, welche in dem Zögling Calvins, wie in allen strengen Protestanten, fast einen Nichtfranzosen fühlte. Dazu kam, daß sich beide Freunde nur verbunden hergeben wollten. Allein man brauchte sie, und Thiers, welcher die Kammer, welcher in einem Sinne die Nation und ihre Stimmung vertrat, verstand sich dazu, wußte selber den König von der Nothwendigkeit zu überreden, den beiden Schülern Royer-Collards einen Platz im neuen Cabinet einzuräumen. Denn obschon Marschall Soult den Vorsitz des Ministeriums führte, war der junge Marseiller Schriftsteller doch die Seele desselben, er allein konnte der außergewöhnlichen Unpopularität Guizot's die Wagschale halten. An Dupin war nicht mehr zu denken, man wußte zur Genüge, daß er nicht an zweiter Stelle arbeiten würde; allein er war ein gefährlicher und unzuverlässiger Verbündeter, so lange er unbefriedigt war. Der Kammervorsitz sollte ihn beschwichtigen, ihn mit der Regierung verbinden, ohne sie ihm oder ihn ihr unterzuordnen. Die Gruppe aber, die Talleyrand's und Baron Louis' Winken gehorchte, wie die, welche, ohne Laffitte bis in die Opposition zu folgen, doch noch immer in der patriotisch-liberalen Strömung von 1830 befangen war, sahen gleicher Weise in Thiers den Mann, welcher der „Doctrine" gegenüber die nationalen und revolutionären Anschauungen mit der Sprache des gesunden Menschenverstandes und der Handlungsweise eines praktischen Staatsmannes zu vertheidigen wissen werde.

Am 11. Oktober endlich konnte das neue Cabinet, das Frankreich beinahe vier Jahre lang regieren sollte und welches die hervorragendsten Kräfte beider Häuser vereinigte, in der Amtszeitung angezeigt werden. Der Präsident des Ministerraths, Marschall Soult, behielt den Krieg. An Sebastiani's Stelle im Ministerium des Aeußern trat der besser erzogene, aber weniger bequeme Herzog de Broglie, den man zwar in London gerne in's Palais vom Quai d'Orsay berufen sah, dessen vornehm absprechende Sicherheit aber den Gesandten der europäischen Mächte bald noch weit lästiger wurde als seines Vorgängers ewiges Abwechseln zwischen leidenschaftlicher Declamation und

nachgiebiger Vertraulichkeit. Guizot hatte sich mit dem bescheidenen Portefeuille des öffentlichen Unterrichts begnügt, das weniger mit der Politik in Berührung kam und dem noch die Culte entzogen wurden, um die katholische Kirche in ihren Beziehungen zum Staate keinem Protestanten unterzuordnen. Ein gewiegter Geschäftsmann aus dem Elsaß, Humann, übernahm die Finanzen, welche Baron Louis vor anderthalb Jahren in so bedenklichem Zustande erhalten und mit so viel Geschicklichkeit unter den schwierigsten Umständen wieder geordnet hatte. Der greise Staatsmann war froh, aus einer Regierung zu scheiden, wo er seit Casimir Perier's Tod keine rechte Stütze für seine Finanzpolitik mehr fand und in der er seinem Neffen eine gute Stellung verschafft [1]). Denn Rigny, wie Barthe und d'Argout [2]), behielt sein Portefeuille. Thiers wurde für's Erste Minister des Innern, aber er überließ dem Handels- und Arbeiterminister d'Argout, der schon Perier's rechte Hand in der eigentlichen Verwaltung gewesen war, das gesammte Personal der Präfecturen und Unterpräfecturen, die Beziehungen mit Departemental- und Gemeinderäthen, Bürgermeistereien und Nationalgarden, wie er alle wissenschaftlichen Anstalten dem Unterrichtsminister abtrat, um sich allein der politischen und polizeilichen Thätigkeit widmen zu können.

So verbanden sich zum ersten Male zum Zusammenwirken die zwei Männer, welche sechzehn Jahre lang, bald vereint, bald getrennt, die Geschicke Frankreichs leiten und Europa mit dem Wiederhall ihrer Beredsamkeit erfüllen sollten, einer Beredsamkeit, die so verschieden war, als die Geistesanlagen, der Charakter und die Weltanschauung der beiden Männer [3]).

Guizot (geb. 1787) gehörte einer jener protestantischen Fa-

1) S. Guizot a. a. O. II, 356.

2) Der französische Sprachgebrauch will, daß, wenn der Name ohne Titel oder Vorname genannt wird, das „de" nur dann beigegeben wird, wenn der Name einsilbig ist oder mit einem Vocale (bzw. einem H) beginnt.

3) Ueber Guizot's Stellung zur Julirevolution s. oben Kapitel I, über die Thiers' Kapitel II.

milien des Südens an, die ein Ausland im Vaterland bildeten und deren Glauben im jahrhundertelangen Widerstand gegen die Unduldsamkeit seine Kraft, wenn nicht seine Frische bewahrt hatte. Der Tod des Vaters, der als ein Opfer der Revolution gefallen war, und die Genfer Erziehung mögen bestimmend auf den Knaben gewirkt haben, dem als Manne der Ernst zu einer andern Natur geworden war. Aus der abhängigen Stellung eines Hofmeisters war er noch jung, durch die Heirath mit einer älteren Dame [1]) in die Kreise eingeführt worden, welche nach dem Sturze des Kaiserreiches die maßgebenden wurden, hatte während der ersten Restauration die Funktionen eines Censors versehen, in den hundert Tagen Ludwig XVIII. nach Genf begleitet und bis 1821 hohe politische Stellungen eingenommen. Nach dem Sturze Decazes', war er zur Opposition übergegangen und hatte zuerst als Schriftsteller, dann als Lehrer an der ersten wissenschaftlichen Anstalt Frankreichs, noch später als Geheimbündler gegen die Regierung angekämpft, selbst dann, als die Regierung in den Händen des maßvollen und freisinnigen Martignac lag, zu dessen Sturz er nicht wenig beigetragen. Seine leidenschaftliche Parteinahme gegen Polignac und seine Beredsamkeit bezeichneten ihn als einen der ersten Minister der Julirevolution. Die Entschiedenheit, mit der er die Umsturzpartei bekämpfte und der etwas herausfordernde Ton seiner Reden machten ihn aber bald zum besondern Gegenstande des Hasses der Fortschrittsmänner. Jetzt öffnete ihm seine persönliche Bedeutung von Neuem die Thüren des Ministeriums, wo er als Unterrichtsminister bald die fruchtbarste Thätigkeit seines Lebens zum Wohle Frankreichs und im Sinne wahren Fortschrittes entwickelte.

Guizot hatte viele Eigenschaften des großen Staatsmannes, aber es fehlten ihm auch wesentliche. Er besaß eine umfassende und gediegene Bildung, die er das Unrecht hatte, als eine un-

1) Mlle de Meulan, eine vornehme Schriftstellerin, war geboren 1772, also über vierzig Jahre alt, als der fünfundzwanzigjährige Hauslehrer Herrn Stapfer's sie heirathete.

fehlbare zu betrachten; er hatte politische und sittliche Grundsätze, aber er kehrte sie zu sehr heraus; auch wußte er Menschen und Ereignissen gegenüber nachzugeben, doch ohne es einzugestehen, und nahm so seinen geheimen Zugeständnissen durch seine öffentliche Unnachgiebigkeit viel von ihrem Werthe; denn er zog den Schein der Macht der Ausübung der Macht vor, und da er seinen berechtigten Ehrgeiz läugnete, schrieb man ihm selbst da persönliche Beweggründe zu, wo er nur im allgemeinen Interesse gehandelt oder zu handeln geglaubt hatte. Seine Ansichten waren gemäßigt, aber er vertheidigte und entwickelte sie ohne Maß; denn auch in der Festigkeit giebt es ein Maß, und der Franzose verzeiht lieber absolute Meinungen, welche mit Wärme und mit Gutmüthigkeit, als Ansichten der „rechten Mitte", welche in absprechendem Tone vorgetragen werden. Die Nachwelt begreift die Ungeduld des bedeutenden Mannes, an den man das Verlangen stellte, Gegner von beispielloser Unwissenheit und Seichtheit, deren hohle Declamation doch ebenso gefährlich war wie ihre unerhörte Leichtfertigkeit, als ebenbürtige, ernste Leute zu behandeln; die Zeitgenossen haben weniger Nachsicht für ein berechtigtes, aber allzu ausgesprochenes Selbstgefühl. Als Redner war, nächst Berryer, Guizot ohne Zweifel der erste des Hauses; er hatte die äußeren Erfordernisse wie die innern: das volle, wenn auch nicht sympathische Organ, das tiefe, düsterglühende Auge, die Würde der Haltung; dabei die Kunst, eine Debatte in höhere Regionen zu erheben, oder, wenn er den Kampf auf dem Felde der Partei annahm, die schöne Angewöhnung, das Persönliche fern zu halten und die Waffe wegwerfender Verachtung, die er so meisterhaft handhabte, nur gegen die Genossenschaft und den Standpunkt seiner Gegner, nicht gegen die Einzelnen zu richten. Die Kammer wie die Nation unterwarfen sich der Ueberlegenheit Guizot's, aber ohne Freude; nicht nur weil der Inhalt seiner Rede ihnen eitel Metaphysik, die Form allzu strenge erschien, sondern weil das Bewußtsein jener Ueberlegenheit zu aufdringlich aus seinen Worten sprach.

Ganz anders der kleine, lebhafte Marseiller, in dem sich

die Nation, trotz aller seiner Fehler, sofort wiedererkannte. Die Leichtigkeit, mit welcher das Wort von seinen Lippen floß, ohne je in Rhetorik auszuarten, die Klarheit und Fülle, mit der er seine Gedanken entwickelte, die Verständlichkeit dieser seiner Gedanken, die Kunst, mit der er auch die verwickeltsten Fragen leicht faßlich darlegte, schmeichelten dem Hörer, indem sie ihn belehrten: er vermeinte, das Alles selber so machen und sagen zu können, und kannte in der That fortan die Frage, um die es sich handelte. Wohl war der Flug des Redners kein sehr hoher; wohl war in seinen Erörterungen der Phantasie, wie der Speculation wenig Spielraum gegönnt; wohl war die Sprache meist farblos, oft incorrect, aber die gebildete Mehrheit der Nation hatte weder Geschmack an politischer Philosophie, noch an rednerischer Poesie, und ihre oberste Forderung, daß der Staatsmann wie der Schriftsteller vor dem Verstande bestehe, ward hier im vollsten Maße erfüllt. Die Weltanschauung aber, wie das Temperament des Mannes waren ächt französisch und ächt modern, und dieses corrigirte jene. Thiers war ganz Rationalist. Die demokratische Monarchie des Kaiserthums schien ihm, wie den Meisten jenes Geschlechtes, sehr verträglich mit einer parlamentarischen Verfassung; an den Errungenschaften der Revolution, in Bezug auf bürgerliches Recht, hing er mit Wärme und Ueberzeugung; er war begeistert für nationale Größe. Bei alledem war er, wie Viele seines Volkes, unbewußt ein Freund der Routine und der Convention; argwöhnisch gegen jede Neuerung; ängstlich festhaltend am Bewährten. Durch die Religion trennte er sich nicht von der Gemeinsamkeit der Nation, denn er war als Katholik geboren und erzogen; aber seine Religiosität war weder enthusiastisch, wie die der Neukatholiken, noch fanatisch, wie die der Ultramontanen, noch pedantisch, wie die der Gallikaner: er war katholisch, weil Franzose und weil ein Mann der Mittelpartei, und es machte ihm, wie den Meisten seiner Landsleute, keine Schwierigkeit, den Voltaire'schen Deismus, zu dem er sich im Grunde seines Herzens wohl bekannte, mit der „Religion der Mehrheit der Franzosen" zu vereinigen.

Seine harmlose Eitelkeit artete nie, wie die Guizot's, in Hochmuth aus, und eine gewisse gutmüthige Heiterkeit verhinderte, daß seine Ansichten, wo sie sich von der öffentlichen Meinung trennten, ihn geradezu unpopulär gemacht hätten; ja, viele seiner Feinde waren geneigt, ihm seinen Einfluß zu verzeihen, weil sie die geheime Genugthuung hatten, einen solchen Mann doch in Vielem zu übersehen und über seine schwachen Seiten lächeln zu können. Obschon thatsächlich, wenn nicht grundsätzlich, äußerst antirevolutionär, hatte Thiers zum Glücke für seine Popularität, wenn nicht zum Glücke für sein Vaterland, auch eine andere Seite des französischen Charakters: eine lebhafte Erregbarkeit und einen gewissen Leichtsinn, wenn der Patriotismus in's Spiel kam. Auch seine Vergangenheit und sein Lebensalter waren ihm bei der nationalen Meinung zuträglich; die herrschende Generation fühlte ihn als einen der Ihrigen, der den von den Fremden eingesetzten Bourbonen nicht gedient hatte, und die so mächtige Schriftstellerwelt sah mit Stolz auf den glücklichen Emporkömmling, dessen Treffer ja auch jeder Andere ziehen konnte. Machten ihn seine revolutionären Anfänge den ängstlichen Conservativen verdächtig, so bewahrten sie ihm Sympathien auf der Linken und dem linken Centrum, wo Guizot besonders ungern gesehen war; und, spotteten die vornehmen Kreise, wie einst bei Napoleon, über die schlechte Lebensart des jungen Eindringlings, so sah der durch die Julirevolution zur Herrschaft gelangte Bürgersmann darin fast eine Art Triumph über die hochmüthigen Spötter, die denn doch sich dem Verspotteten fügen mußten.

Als vierundzwanzigjähriger Jüngling war der Sohn des Marseiller Tuchhändlers (1821) nach Paris gekommen, um sein Glück zu machen; mit ihm sein unzertrennlicher Lebensfreund und Studiengenosse Mignet. Als Geschichtsschreiber — seine zehnbändige Geschichte der französischen Revolution, die erste gediegene Rehabilitation der damals vielgeschmähten, erschien von 1823—1827 —, dann als Kunstkritiker, endlich als Journalist eroberte er sich bald einen hervorragenden Platz in der Hauptstadt. Die Freigebigkeit unseres Cotta, die

ihm eine Aktie am „Constitutionnel" schenkte, legte den Grund zu seinem späteren, nicht unbedeutenden Vermögen und verschaffte ihm schon jetzt die Sicherheit des Rückhaltes, deren jeder thätige Politiker bedarf. Er war, mit Armand Carrel und Mignet, Gründer des gegen die Dynastie Bourbon gerichteten „National", Hauptverfasser des Protestes der Presse gegen die Ordonnanzen, der eigentliche Verkünder der neuen Dynastie gewesen, deren eventuelle Nothwendigkeit er schon einige Monate vorher erklärt hatte. So kam es, daß selbst der König, welcher jene seine nationale Fiber etwas fürchtete und in ihm einen Nebenbuhler in der leichten Ueberredungskunst fühlte, sich ihm doch mehr zuwandte, als Guizot, dessen Strenge ihm imponirte, bis er durch die Erfahrung lernte, ein wieviel geschmeidigeres Werkzeug der herbe Puritaner als der heitere Lebemann war, und wieviel leichter im politischen Leben Grundsätze und Theorien als Instincte und Neigungen dem Drucke der Verhältnisse und Personen nachgeben.

Das so hergestellte Cabinet berief die Kammer auf den 19. November und schon jetzt hatte der König Gelegenheit, seine wiedergewonnene Macht zu versuchen. Hatte ihm Perier seine Worte diktirt, so diktirte er jetzt seinen Ministern die Thronrede, für die sie die Verantwortlichkeit zu tragen hatten [1]). Als der König, der die Kammer in Person eröffnen sollte, sich mit stattlichem Gefolge von den Tuilerien nach dem Palais Bourbon bewegte und eben den Pont Royal verließ, fiel ein Schuß. Es war der erste jener zahlreichen Mordversuche, welche die nächsten Jahre über gegen den Monarchen angestellt wurden und den Aufmerksamen die tiefe Zerrüttung der Gemüther verriethen, die eine siegreiche Revolution im Gefolge zu führen pflegt. Der König blieb ruhig, ja heiter. Er hielt die Kronrede, ohne eine Gemüthsbewegung zu verrathen; seine Familie,

1) Guizot selber erzählt (a. a. O. III, 38 u. 39), wie schwer es war, sich mit dem König über die von seinem Unterrichtsminister entworfene Rede zu verständigen. Die Diskussion zwischen ihm und Guizot dauerte vierzehn Tage: er änderte an „jedem Paragraphen, fast an jedem Worte", und schickte ihm täglich ein oder mehrere Billette, um Aenderungen vorzuschlagen.

die vor ihm angekommen, die Abgeordneten, erfuhren erst nachher, welcher Gefahr er entgangen [1]). Die ganze Versammlung eilte in's königliche Palais ihre Glückwünsche darzubringen. Nur Lafayette betheiligte sich nicht bei dieser Demonstration, da er die ganze Sache, wie die rothe Fahne und die gegen die Truppen abgefeuerten Schüsse am Tage des Begräbnisses von General Lamarque, für einen „Polizeikniff" und eine „Taschenspielerei" hielt [2]). Die gerichtliche Untersuchung schien den Faden in der Hand zu halten; der Verdacht, der auf einen jungen Republikaner und Chef einer geheimen Gesellschaft fiel, schien durchaus begründet. „Sagten Sie, der König verdiene erschossen zu werden?" fragte ihn der Untersuchungsrichter. „Ich erinnere mich nicht, es gesagt zu haben, aber ich denke es", war die Antwort. Die Haltung des Angeklagten vor dem Geschwornengericht (11. bis 16. März 1833) war nicht dazu angethan, diesen Verdacht zu entkräften, wennschon der junge Mann jetzt behauptete, er halte den König für zu ungefährlich, um ihn zu tödten. „Nach unserem Siege würden wir ihn mit seinem Vermögen hinschicken, wo es ihm beliebte." Die Furcht vor Verantwortlichkeit, welche die Geschwornen beseelte, kam dem jungen Renommisten zu gut. Er ward freigesprochen, nur um sich Tags darauf seines Verbrechens zu rühmen [3]). Die republikanische Presse aber jubelte über den Triumph des jungen Helden: „Es ist das Ergebniß fast aller politischen Prozesse, welche den republikanischen Ueberzeugungen gemacht werden", schrieb A. Carrel mit berechtigtem Frohlocken in dem „National". „Sie leisten der Regierung nur den Dienst, stahlfeste Charaktere und hoffnungsvolle Talente in ihr rechtes Licht zu stellen. Zu diesen gehört der junge Angeklagte, den die Geschwornen heute freigesprochen."

Der Eindruck, den jener düstere Zwischenfall im No-

1) S. u. A. Werther's Depesche vom 23. November über des Königs seltene Kaltblütigkeit.

2) S. Lafayette's Brief vom selben Tage, 19. November, a. a. O. XII, 246.

3) Rochau a. a. O. I, 355 Anm.

vember 1832 auf die Gemüther machte, war fast ein günstiger zu nennen. Die Redlichen, nicht von Parteileidenschaft ganz Geblendeten, begannen nachzudenken über die furchtbaren Folgen der gewissenlosen Angriffe, welche alle Spalten der Zeitungen, alle Clubreden unablässig gegen Gesetz und Obrigkeit richteten. In der Kammer selber rückten die Freunde der Ordnung, die Anhänger des „Systems vom 13. März", zusammen. Dupin ward mit 236 von 376 Stimmen gegen Laffitte zum Vorsitzenden gewählt, eine Stellung, die ihm zusagte, in der ihm sein gleich dem Eberhauer gefürchteter, trockner Witz tägliche Triumphe der Schadenfreude bereiten und in der er mit kurzen Unterbrechungen bis zum Jahre 1851 beharren sollte. Noch ansehnlicher war die Mehrheit, mit der die im Sinne des neuen Ministeriums abgefaßte Adresse, freilich nach den heftigsten Debatten in beiden Häusern, votirt wurde. Der große Erfolg der äußern Politik, die Einnahme Antwerpens durch ein französisches Heer, kam hinzu, die Stellung des Ministeriums zu befestigen. Wenige Tage darauf (1. Januar 1833) zeigte Thiers der Kammer an, daß er das Portefeuille des Innern nebst den ihm wiedergegebenen administrativen Befugnissen an Graf d'Argout abtrete, während er selbst das Portefeuille des Handels und der Arbeiten übernehme. Der Grund, warum die leitende, oder doch wenigstens handelndste Persönlichkeit das Ministerium des Innern und in diesem ausschließlich die polizeiliche Thätigkeit übernommen hatte, bestand nicht mehr. Es war Thiers gelungen, das Versteck der Herzogin von Berry ausfindig zu machen und sich der Mutter des Prätendenten, deren Gegenwart wie eine immer drohende Wolke über dem Lande schwebte, zu versichern. Während der Herzog von Broglie eben die zweite bewaffnete Intervention Frankreichs in Belgien, dießmal im Einverständniß mit England, in's Werk setzte und ein französisches Heer gegen die Festung Antwerpen heranzog, war Marie Caroline (am 6. November) verhaftet worden und am 17. in der Citadelle von Blaye angekommen.

V.

Vier Monate lang war es der Herzogin von Berry gelungen, allen Nachforschungen der Polizei zu entgehen, ohne ihren Aufenthaltsort zu wechseln, ja ohne auf die Erneuerung ihres fehlgeschlagenen Unternehmens zu verzichten. Umsonst flehten sie ihre Verwandten an, zu ihnen zu kommen; der bloße Gedanke an die Prosa Holyroods genügte, sie in Frankreich zurückzuhalten [1]). Ihre verborgene Thätigkeit war eine rastlose, unablässig schrieb und empfing sie Briefe in geheimnißvoller Zifferschrift; unablässig waren die nächtlichen Zusammenkünfte. Sie gefiel sich darin, tausend Fäden mit unsichtbarer Hand zu lenken, selbst als diese Fäden Nichts mehr in Bewegung setzten, und glaubte zu handeln, weil sie sich bewegte. Treue Freundschaft und die zärtliche Sorge eines lebhafteren Gefühles erwärmten die Atmosphäre ihrer kleinen Traumwelt und verscheuchten die Gedanken an das unausbleibliche Morgen. Umsonst bestürmten sie ihre vorsichtigen Pariser Freunde, den französischen Boden zu verlassen; umsonst hielten selbst die streitbaren Chefs des niedergeschlagenen Vendéeaufstandes ein Schiff bereit, das sie fortführen sollte; umsonst gab der König den Vertrauten der Fürstin das feierlichste Versprechen, ein Auge zuzudrücken, und machte aus ihrer Entfernung von Frankreich eine Bedingung seiner Einwilligung zur Uebersiedlung Karl's X. nach Oesterreich [2]). Marie Caroline hoffte

1) Auch der preußische Gesandte, Freiherr v. Werther, „attribue l'obstination de la Duchesse à rester en France ... à sa répugnance de retourner à Holyrood quoique le Roi Charles X. et Mme la Dsse d'Angoulême l'ont (sic) instamment priée de venir les rejoindre". Depesche Werther's vom 28. Juli (A. B.).

2) S. Depeschen St. Marsan's aus Wien vom 16. und 25. September 1832. Kaiser Franz hätte danach sehr trocken geantwortet, er brauche jene Einwilligung nicht und lasse in seine Staaten ein, wen es ihm gefiele einzulassen (A. T.). Ebenso Werther (Depeschen vom 30. August und 9. Oktober) (A. B.). Freilich hatte, dem preußischen Gesandten zufolge, Metternich auch bei Louis Philipp anfragen lassen, ob er seine Zustimmung zur Uebersiedlung gebe; als aber dieser dieselbe von der Entfernung

noch immer, und der Fall Warschau's, der Czar Nikolaus frei machte, der Eigensinn König Wilhelm's von Holland, der es wiederum auf ein bewaffnetes Einschreiten der Westmächte ankommen ließ, steigerte diese Hoffnung zu einer Art Zuversicht. Um so unabweisbarer ward in diesem Augenblicke, wo der Krieg an der Grenze drohte, die Nothwendigkeit für die Regierung Louis Philipp's, den letzten noch glimmenden Funken des royalistischen Bürgerkrieges zu ersticken, indem sie sich der Person der Fürstin bemächtigte. Doch ließ sich die Sache nicht so leicht an, als man hätte glauben sollen.

Der unerfahrene und ungeschickte junge Günstling des Königs, der seit Perier's Tode das Ministerium des Innern leitete, zeigte wohl Eifer genug, aber seine Bemühungen waren fruchtlos. Er las die Briefe, welche die Herzogin an ihre Vertrauten schrieb; er las sogar diejenigen, welche sie an die Königin, ihre Tante richtete, um ihr das Schicksal derer anzuempfehlen, die für die Sache des legitimen Königs gefochten; aber es gelang ihm nicht, den Ort zu entdecken, von dem diese Briefe abgesandt worden. Der commandirende Obergeneral des Westens war nicht glücklicher als der Minister, und der Präfect der Niederloire schien gar nicht zu ahnen, daß der Gegenstand der Sorgen und der Befürchtungen des Königs und seiner Minister nur durch wenig Straßen von ihm getrennt war. Thiers hatte nicht sobald das Portefeuille des Innern übernommen (11. Oktober), als er auch unter strenger Wahrung des Geheimnisses selbst gegen seine Collegen Maßregeln ergriff, um der leidigen Angelegenheit ein Ende zu machen. Schon am folgenden Tage (12. Oktober) ward der energischste Präfect des Königreiches, Maurice Duval, ein Mann aus des Kaisers Schule, der noch vor wenig Monaten bei dem Aufstand in Grenoble bewiesen hatte, daß er auch nicht vor Gewaltmitteln und Unpopularität zurückscheute, wenn's

der Herzogin von Berry abhängig machte, schrieb Metternich einen ostensiblen Brief an Appony, jene Anfrage sei nur eine Höflichkeitsformel gewesen und der Kaiser empfange, wen er wolle. Sofort gab Louis Philipp nach.

die Lage erheischte, zum Präfecten von Nantes ernannt, während General d'Erlon das Obercommando übernahm. Alle Polizeicommissäre des Westens wurden nach Paris berufen, um neue Verhaltungsbefehle zu empfangen, welche an Entschiedenheit Nichts zu wünschen übrig ließen, aber die äußerste Schonung in der Ausführung anempfohlen. „Wir wollen den Herzog von Enghien fangen", schrieb der neue Minister an seinen Hauptagenten, „aber wir wollen ihn nicht erschießen, dazu haben wir nicht Ruhm genug, und hätten wir ihn, so würden wir ihn nicht beflecken wollen."

Noch war es nicht gelungen, mehr als unbestimmte Anzeichen über den Aufenthaltsort der Fürstin zu erlangen, als freiwilliger Verrath den Faden in die Hände des wachsamen Ministers drückte, der sich hütete, ihn wie sein Vorgänger im Amte unbeachtet fallen zu lassen. In der That hatte schon Montalivet durch den französischen Botschafter in Madrid Briefe erhalten, in denen ihm der Verräther seine Dienste anbot. Ja derselbe war Anfangs Oktober in Person bei dem Minister gewesen, der es nicht einmal für nöthig erachtete, seinen Nachfolger im Amte von diesem Umstande in Kenntniß zu setzen. Jetzt erhielt dieser einen anonymen Brief, worin man ihm wichtige Enthüllungen versprach, wenn er nach Einbruch der Nacht an einen einsamen Punkt der Champs Elysées kommen wollte. Thiers zögerte nicht, auf die Gefahr hin, das Spielzeug eines Witzmachers oder eines Wahnsinnigen zu werden, auf dieß abenteuerliche Anerbieten einzugehen. Polizeidiener folgten in gemessener Entfernung. Ein Unbekannter wartete am angegebenen Orte, gab sich zu erkennen — es war derselbe, der sich an Montalivet gewandt — versprach seine Hülfe bei Aufsuchung der Fürstin. Der Minister beschied ihn in sein Cabinet, wohin er von den herbeieilenden Polizeidienern durch einen geheimen Gang geführt wurde. Der Mann hieß Deutz. Er war von Geburt ein Jude aus Köln, hatte sich aber vor wenig Jahren in Rom nicht ohne Geräusch zum Katholicismus bekehrt. Der Papst hatte ihn der Herzogin von Berry empfohlen, welche an dem geistreichen und gewandten

Manne Gefallen fand. Sie beauftragte ihn mit nicht unwichtigen Sendungen, an ihre Schwester in Madrid, an Dom Miguel in Lissabon, mit Aufnahme von Anleihen; machte ihn zum Baron. Schon in Spanien, wo er sich von der Aussichtslosigkeit des legitimistischen Unternehmens überzeugt hatte, war sein Entschluß gefaßt. Doch hatte er gehofft, ihn ausführen, den Preis für seinen Verrath erlangen zu können, ohne daß die Verrathene oder Dritte seine Hand erkännten. Thiers benahm ihm sofort diese Täuschung, bot einen guten Lohn — eine halbe Million — nöthigte aber den Denuncianten, selbst die Expedition zu leiten, widrigenfalls er ihn als Verschwornen verhaften würde. Deutz fügte sich. Ein gewandter Polizeiofficier ward ihm beigegeben mit der Weisung, ihn nicht aus den Augen zu lassen. Ein Dutzend ausgesuchter Agenten folgten den beiden Emissären, welche allein um den Zweck der Reise wußten. Am 20. Oktober kamen sie in Nantes an, wo Deutz der Herzogin sofort seine Ankunft meldete. Erst am 27. erhielt er eine Karte seiner Gönnerin, die ihn auf den Abend des nächsten Tages zu sich beschied. Der Bruder der Damen, in deren Hause die Fürstin seit fünf Monaten verborgen lebte, kam um die angezeigte Stunde in's Gasthaus und verlangte Herrn Gonzales — Deutz hatte sich unter dem Namen eingeschrieben — zu sprechen. Nachdem sich die beiden Eingeweihten durch Anpassung einer zerschnittenen Karte Einer des Andern versichert hatten, schlugen sie den Weg nach dem Verstecke der Herzogin ein. Die Polizeiagenten folgten in einiger Entfernung, verloren aber bald im Straßenknäuel der alten Stadt die Spur der beiden Vorauseilenden. Deutz selber behauptete, als er zurückkam, er würde den Weg nicht wiederfinden können. Auch habe er keinen Vorwand mehr, um eine zweite Audienz zu bitten, fragte, ob es nicht genüge, wenn er Marschall Bourmont ausliefere, dessen Versteck er kenne. Die telegraphische Antwort Thiers' war: „Ich kaufe keinen Gefangenen, den ich erschießen lassen müßte"; und in der That ließ man den Marschall ungehindert aus der Stadt entkommen. So versprach Deutz endlich, das Begonnene zu

Ende zu führen. Die so mißtrauische Umgebung der Herzogin, welche seiner ersten Zusammenkunft so viel Schwierigkeiten in den Weg gelegt, war noch nicht ganz über ihn beruhigt. Er wußte sie zu umgehen, indem er sich an eine mit der Herzogin vertraute Nonne wandte, die ihm dann auch eine zweite Einladung für den 6. November verschaffte, dießmal mit voller Angabe der Adresse, welche er sich beeilte seinem Wächter einzuhändigen. Jetzt war man seiner Sache sicher. Der Präfect wurde von dem Vorhaben benachrichtigt; die Polizeidiener aufgestellt, ja sogar die Truppen bereitgehalten. Kaum hatte Deutz, nach beendigter Audienz, das Haus verlassen, als es umringt wurde, und da man sich weigerte, es zu öffnen, die Hausthüre unter der Axt der Polizeidiener fiel: aber schon war die Herzogin verschwunden und nur die Hausbesitzerinnen und ihre Freundinnen zeigten sich. Umsonst wurde das Haus unter der persönlichen Leitung des Präfecten Maurice Duval durchsucht, alle Ausgänge besetzt. Man fand zahlreiche und wichtige Documente [1]); aber die Nacht verging, ohne daß man auf die Spur der Flüchtigen gekommen wäre. Schon glaubte man, trotz beweisender Anzeichen der Nähe der Herzogin, ein Spiel des Verräthers gewesen zu sein, als zwei in einem oberen Zimmerchen wachende Gensdarmen, sich gegen die Morgenkälte zu schützen, Feuer im Kamine anzündeten. Verworrene Stimmen geboten halt: das brennende Holz ward zurückgezogen, und die Herzogin kam zum Vorschein, mit ihr die Treuesten der Treuen, ihr alter Ehrenritter Mesnard, der sie seit London nicht verlassen, Fräulein von Kersabiec, die während des Aufstandes an ihrer Seite gestanden, ihre Flucht ermöglicht hatte, und Guibourg, ein Advocat aus Nantes, der im Mai die Befehle der Herzogin an die Häupter der Verschwörung gebracht, nach dem

1) Unter andern sehr compromittirende Briefe aus Turin von Karl Albert's Vertrauten Mr Fabio Pallavicini und den Agenten der Herzogin. S. Depesche de Sales' vom 12. März 1833 (A. T.). Vgl. auch Depesche Werther's vom 17. November 1832, der die Einzelheiten von Thiers hatte. Danach waren auch viele Schreiben des Königs von Holland darunter (A. B.).

unglücklichen Ausgange der Erhebung verhaftet worden war und aus dem Gefängnisse zu entkommen gewußt hatte, der fürstlichen Wittwe vertrautester Freund, wohl mehr als Freund [1]). Sechszehn Stunden waren sie in dem vermauerten Wandschrank, der sich nur gegen das Kamin hin öffnete, und wo sie weder sitzen noch stehen konnten, zusammengedrängt gewesen. Die Herzogin hatte sich bald vom Schrecken erholt; ja sie fand sogar, trotz der unzarten Behandlung des Präfecten, der nicht nur die Fürstin, sondern sogar die Dame vergaß, bald ihren gewohnten Humor wieder. Am folgenden Tage verließ sie, nur von ihrem getreuen Eckart, Graf Mesnard, und Fräulein von Kersabiec begleitet, die Hauptstadt des Westens, um sich nach Blaye einzuschiffen. Am 17. November früh langte die Brig „La Capricieuse" in der Mündung der Gironde an, und am Abend desselben Tages saß die Mutter Heinrich's V. hinter den Wällen der Citadelle von Blaye.

Deutz aber starb bald darauf, nachdem er den Lohn seines Verrathes in ausschweifendstem Genusse verschleudert, wohl um sein Gewissen zu beruhigen; denn Augenzeugen berichten, daß sein Zustand nach der Verhaftung seiner Wohlthäterin ein bemitleidenswerther war, und daß er die qualvollste Reue an den Tag legte, wenn nicht empfand [2]).

1) S. Depesche de Sales' vom 27. Februar 1833 (A. T.). Diese erste Vermuthung ist noch immer die wahrscheinlichste geblieben.

2) Wir schreiben hier Geschichte, nicht Roman. Die Erklärung der Ereignisse, ihres Werdens und ihres Zusammenhanges, nicht die malerische Darstellung oder die dramatische Wirkung sind die Aufgabe, die wir uns stellen. Wir sind zu überzeugt von der Wahrheit des Goethe'schen Wortes, daß „Historiker und Dichter so wenig als der Wettläufer und der Faustkämpfer mit einander concurriren", um uns auf den ungleichen Kampf einzulassen; auch beherzigen wir zu sehr des alten Dichters Rath an die Geschichtsschreiber, „das Publicum nicht in's Geheimniß hineinsehen zu lassen, wie wenig in der Geschichte als entschieden ausgemacht kann angesprochen werden", um ihnen mehr als dieß Wenige zu bieten. Dieß gilt auch von den früheren und späteren romanhaften Scenen dieser abenteuerreichen Episode. Wer die zeugenlosen Gespräche zwischen Deutz und Thiers in den Gebüschen der Champs Elysées, zwischen Deutz und der Herzogin im Wohnzimmer der Fräulein Duguigny kennen will; wer

„Glauben Sie mir, General, man wird verlegener sein als ich", hatte die Herzogin beim Abschiede von Nantes zum dienstthuenden Offizier gesagt, und die Verlegenheiten begannen, schon ehe sie in Blaye gelandet war. Das Appellationsgericht von Poitiers hatte die Herzogin früher schon in Anklagestand versetzt, das von Rennes wollte sich jetzt der Sache bemächtigen, die ergriffenen Papiere in Beschlag nehmen; und Thiers mußte sich fast mit Gewalt in den Besitz dieser wichtigen Documente setzen, fast mit Gewalt den Proceß den Händen der Justiz entwinden. Eine Anzeige im Amtsblatte (9. November), welche ankündigte, daß den Kammern ein Gesetzentwurf, betreffend das gegen die Herzogin einzuhaltende Verfahren, vorgelegt werden würde, erregte einen wahren Sturm. Ganz Frankreich, ohne Ansehen der Partei, erhob Einsprache. Ganz Frankreich war im Unrecht. Der gesetzgebende Körper selber hatte die Herzogin dem gemeinen Recht entzogen, indem Er, nicht die Justiz, aus politischen Rücksichten, nicht wegen Gesetzesverletzung, sie mit der Strafe der Verbannung heimgesucht hatte, ohne doch für den Betretungsfall eine Strafe oder auch nur eine Procedur festzustellen [1]). War sie wegen eines politischen Vergehens, an dem sie keinerlei Antheil hatte, von einer politischen Behörde verurtheilt worden, so mußte sie auch für ein politisches Verbrechen, das sie wirklich begangen, vor einem Ausnahmsgericht Rede stehen. Das Gleichheitsgefühl des Franzosen, welches so oft seit 1789 sein Rechtsgefühl ver-

über das Mienenspiel der Personen und über ihr Costüm Auskunft zu haben wünscht, der findet das Alles auf's genaueste, trotz Walter Scott und Spindler, bei Louis Blanc, Capefigue, Victor de Nouvion, Crétineau-Joly u. A., welche natürlich alle an „den besten Quellen" geschöpft haben, deren Erzählung stets „von der strengsten Genauigkeit" ist, obschon sie in Allem von der der Andern abweichen, welche aber diese Quellen nicht nennen oder als mündliche Mittheilungen bezeichnen. Die amtlichen Berichte wie die Schriften der Betheiligten, als General Dermoncourt's, Guibourg's und Deutz', sind allein zu benutzen, obwohl mit großer Vorsicht, namentlich die der beiden letzteren.

1) Gesetz vom 20. April 1832, das der König lange gezögert hatte zu sanctioniren.

wirrt hat, verlangte einstimmig die Anwendung des gemeinen Rechts. Die Abwesenheit politischen Sinnes kam hinzu. War es dem Minister unmöglich gewesen, sich der Herzogin stillschweigend zu bemächtigen, sie stillschweigend vom Boden Frankreichs zu entfernen, so blieb ihm Nichts übrig, als sie den gewöhnlichen Gerichten zu entziehen; denn jede gerichtliche Entscheidung nach dem gemeinen Rechte konnte nur die vor zwei Jahren gegründete Ordnung erschüttern; eine Freisprechung Seitens der Geschwornen bedeutete Straflosigkeit des offenkundigsten Staatsverbrechens; die Verdammung zog die Todesstrafe nach sich, die der gekrönte Oheim der Schuldigen weder vollziehen, noch kraft seines Begnadigungsrechtes hindern konnte. Zudem enthielten die in Nantes ergriffenen Papiere wichtige Stücke, deren Veröffentlichung durch einen gerichtlichen Proceß internationale Verwicklungen gefährlichster Art nach sich hätte ziehen müssen; denn Frankreich konnte die fremden Souveräne, welche Marie Carolinen in ihrem Unternehmen beigestanden, weder strafen, ohne einen europäischen Krieg heraufzubeschwören, noch straflos ausgehen lassen, ohne seiner Würde zu vergeben [1]). Wohl hätte der König selber, wenn er sich nur schon sicher genug gefühlt hätte, die Nichte seiner Gemahlin, der er selbst einst manche Gnade verdankt, auf eigene Verantwortlichkeit in die Fremde führen lassen können, wie er's vier Jahre später mit Louis Napoleon that; es wäre die einzig würdige und zugleich staatskluge Lösung gewesen, auch, im ersten Augenblicke wenigstens, eine nicht allzu schwierige; aber, wie gewöhnlich, wagte Louis Philipp nicht der öffentlichen Meinung entgegen-

1) Doch war ernstlich die Rede davon, Barante aus Turin abzuberufen. S. Werther's Depesche vom 17. November. Und schon hatte der russische Botschafter Befehl erhalten, seine Pässe zu verlangen, wenn die Herzogin den Gerichten ausgeliefert würde. S. Depesche Werther's vom 17. Dezember (A. B.). Ueber Oesterreichs Stellung zu der Angelegenheit und Appony's schüchterne Vorstellungen in Paris s. Pralormo's Depesche vom 22. Januar 1833. Pozzo's Drohungen waren nicht viel wirksamer: Louis Philipp versprach die sofortige Freilassung, that aber doch was er für gut fand (A. T.).

zutreten und stellte nicht einmal das Verlangen an seine Minister, ihn gewähren zu lassen [1]).

Als zwei Monate nach der Verhaftung der Herzogin (am 5. Januar 1833) ihre Angelegenheit vor das Haus der Abgeordneten kam, das mit Bittschriften aller Art bestürmt, von der Presse laut gedrängt war, machte der Minister des Aeußeren, Herzog von Broglie, mit Offenheit und überzeugender Klarheit jenen Rechtsstandpunkt geltend, nicht ohne zuzugeben, daß nicht nur die Verbannung der Herzogin, daß auch die Thronumwälzung selber eine Ungesetzlichkeit gewesen, daß hier zwei Feinde, nicht Regierung und Unterthan, einander gegenüberständen, daß folglich nur das Kriegsrecht, nicht das bürgerliche Recht Anwendung finde; und forderte für die Regierung die Vollmacht, nach eigenem Gutdünken, aber unter voller Verantwortlichkeit zu handeln, wie es vom parlamentarischen Ausschuß vorgeschlagen worden. Der Redner der royalistischen Partei, Berryer, benutzte diese „Sitzung der Geständnisse" (la séance aux aveux), um dem Vorschlag der Mehrheit, dem Verlangen der Regierung das Wort zu reden, und der Meister der Leidenschaft und der Rührung zeigte sich diesmal als Meister des Spottes. Nie hatte er so sehr mit dem Minister übereingestimmt; wohl war der Sturz des legitimen Königs, wohl war die Wahl des neuen, war die Verbannung Ungesetzlichkeit; aber würde ein Urtheil des Gerichts etwas Anderes sein? Die Herzogin von Berry war nicht die Unterthanin Louis Philipp's; zwei gegnerische Principien, hier das der Revolution und das des Rechtes, konnten einander bekämpfen, nicht einander richten. Die Kammer möchte es dem Sieger überlassen, mit dem Besiegten zu handeln, wie er's für gut fände. Der Eindruck der Rede in einem französischen Hause war ein vernichtender, und Thiers, der jetzt eben das politische Ministerium des Innern niedergelegt hatte, um das unpolitische der öffentlichen Arbeiten zu übernehmen, mußte seinem Collegen beispringen, um den Vorschlag des Ausschusses

1) Guizot a. a. O. III, 49.

„sowohl gegen Die, welche ihn bekämpft, als gegen Den, welcher ihn so geschickt gefährdet, indem er ihn vertheidigte", zu schützen. Er berührte nur mit wenigen Worten die Rechtsfrage: wohl gäbe es eine Ausnahme vom gemeinen Recht — herrschende Familien seien ihm nicht unterworfen. Man richte die Fürsten nicht; man morde sie in gerichtlichen Formen, wie Karl I., Ludwig XVI., der Herzog von Enghien gemordet worden, oder man mache sie unschädlich, ohne sie zu Gegenständen des Mitleids zu machen. Vor Allem suchte er die Gefahr eines politischen Processes, der die Erörterung und Infragestellung des Regierungsprincipes mit sich bringe, in's grellste Licht zu stellen und vor den Augen der ruhedurstigen Abgeordneten das traurige Bild des Bürgerkrieges, dem man kaum in der Hauptstadt wie in der Provinz entronnen war, heraufzubeschwören. Seine Rede wirkte; umsonst suchte die Opposition sich zum Dolmetscher der öffentlichen Meinung zu machen und den Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz anzurufen, die Schwäche einer Regierung darzuthun, welche vor einem regelmäßigen Processe zurückbebe; die noch eben schwankende Mehrheit war gewonnen und die Regierung erhielt die gewünschte Vollmacht, trotz der schwungvollen Proteste Odilon Barrot's und Eugène Salverte's, freilich mit geringer Mehrheit. Das draußen stehende Publicum, das ein Schauspiel und eine Aufregung einbüßte, war so unzufrieden als die dynastische Opposition, welche ihre geliebte Abstraction der Gleichheit auf dem Altar der Opportunität geopfert sah, und als die republikanische Partei, welche eine Gelegenheit verlor, die bestehende Regierung öffentlich in Frage gestellt, vielleicht vielversprechende Unruhen entstehen zu sehen. Nur die legitimistische Partei konnte sich zu dem Ergebnisse Glück wünschen. Für die Regierung selber blieb die Verlegenheit einer unentschiedenen, schwer zu entscheidenden Frage, deren Lösung sie auch nicht der Zeit überlassen konnte. Der böse Stern des Hauses Bourbon wollte, daß die Rollen bald gewechselt wurden.

Die legitimistische Partei hatte Anfangs über die Verlegenheit der Regierung frohlockt, den Anlaß zu ritterlicher Decla-

mation freudig benutzt. Von allen Seiten boten sich Geiseln für die heldenmüthige Fürstin. Chateaubriand zog die Strafe der Gerichte auf sich, indem er der Gefangenen theatralisch zurief: „Madame, Ihr Sohn ist mein König.“ Allein, während noch die Anhänger des gestürzten Königshauses in der Presse, durch Petitionen, wie im Parlamente gegen die Härte protestirten, mit der die „Besiegte der Vendée“ in ihrem Kerker behandelt werde, ja, nicht undeutlich zu verstehen gaben, man suche das Ende der kränkelnden Märtyrerin zu beschleunigen, deren Tod die vortheilhafteste Lösung des verwickelten Knotens sein würde, drang ein Gerücht anderer Natur in die politischen Kreise und brachte in denselben eine nicht geringe Aufregung hervor. Schon vor der Verhaftung der Herzogin hatte der Präfect von Nantes von unbekannter Hand die Mittheilung erhalten, die Wittwe des Herzogs von Berry habe Grund zu glauben, daß sie auf dem Punkte sei ein drittes Mal Mutter zu werden, und Louis Philipp hatte auf die Anfrage Duval's geantwortet (am 2. November, als Deutz schon seinen ersten Besuch abgestattet): „er sei constitutioneller König; der Präfect habe nur den Befehlen der Minister zu gehorchen, die Sache sei unmöglich“ [1]). Die ersten Anspielungen auf die Schwangerschaft der Herzogin, welche gegen Mitte Januar in Paris laut wurden, hatten nur ungläubige Hörer gefunden; man behandelte sie als müßigen Klatsch, wo nicht als böswillige Verläumdung, welche die Regierung in Umlauf bringe, um die Gefangene in der Achtung der Welt zu verderben. Dem König wie seinen Ministern kam freilich der Umstand erwünscht genug, und die kleinen Schwierigkeiten, welche der Ausnutzung dieses Umstandes entgegentraten, waren reichlich aufgewogen durch die Erwägung, daß die Mutter Heinrich's V. moralisch vernichtet war, wenn sich die Thatsache

1) S. den sonst nicht eben glaubwürdigen Crétineau-Joly, Hist. de L. Philippe, Vol. II, p. 180. 2 sqq., der behauptet, die Sache aus Maurice Duval's eigenem Munde zu haben; und der sardinische Botschafter, Graf de Sales, meldet Aehnliches (Depesche vom 27. Februar 1833).

erwahrte; ja, daß sogar ein schiefes Licht auf die Legitimität Heinrich's V. zurückfiel, gegen die der Herzog von Orléans schon vor zwölf Jahren, bei der späten Geburt des Prinzen, protestirt hatte.

Jenen Schwierigkeiten zu begegnen wurde sofort ein Mann gewählt, auf den man zählen konnte. Der Oberst Bugeaud, der während der fünfzehn Jahre der Restauration schmollend seitwärts gestanden, hatte nach der Julirevolution wieder Dienste genommen und war von der neuen Dynastie sofort zum General befördert worden. Seine Vergangenheit wie seine Gesinnungen bürgten für den Mann. Als Adjutant begleitete ihn ein Offizier, der ebenfalls der Julirevolution seine Wiederaufnahme in die Armee verdankte und sich in der Vendée hervorgethan, intelligenter als achtungswerth, und der durch Rücksichtslosigkeit gegen die Gefangene Verzeihung für frühe Sünden zu erkaufen suchte: der zukünftige Marschall Saint Arnaud. Die Herzogin hatte bis jetzt unter der Aufsicht des Festungscommandanten und in Gesellschaft Madame de Hautfort's und Graf Brissac's, welche die vor die Gerichte gerufenen Mitgefangenen von Nantes ersetzt hatten, ihre einförmige aber keineswegs harte Gefangenschaft recht munter ertragen, und die unvermeidliche Katastrophe, die ihrer wartete, zu vergessen gesucht, zu vergessen gewußt. Vielleicht auch hoffte sie, noch vor dem verhängnißvollen Termin die Festung verlassen zu können, ohne daß die Wächter ihren Zustand entdeckt. General Bugeaud war bald trotz, vielleicht auch wegen seiner rauhen Soldatenmanieren ein gern gesehener Besucher in den Gemächern der Herzogin und ihr Begleiter auf ihren Spaziergängen, welche sich fortan nicht mehr auf den Festungsgarten beschränkten. Doch entschlüpfte der Gefangenen, selbst in den Augenblicken größter Vertraulichkeit, keine Anspielung auf das, was ihr bevorstand. Sogar gegen ihre beiden alten Freunde behauptete sie dieselbe Zurückhaltung. Draußen stieg unterdessen die Neugierde und mit ihr die Aufregung. Die Presse bemächtigte sich der heiklen Angelegenheit. Alles Andere schien vergessen. Ganz Frankreich hatte nur Augen und Ohren für

den Roman, der sich in Blaye lösen sollte. Ritterliche Jünglinge nahmen den Handschuh auf für die Sache der Herzogin. Duelle folgten auf Duelle, meist zwischen Journalisten. Selbst Armand Carrel verschmähte nicht, die Vertheidiger der Frauenehre zu verspotten, herauszufordern und, den Degen in der Hand, zu bekämpfen, während ihrerseits die legitimistischen Schriftsteller, keck gemacht durch die Freisprechung Berryer's und der Vendéekämpfer, immer lauter zu ihrer Fahne schwuren. Schon organisirte man Gottesgerichte im mittelalterlichen Styl, wo zwölf Republikaner gegen ebenso viele Legitimisten, ja sogar ganze Compagnien beider Parteien gegen einander fechten sollten. Die Geheimbünde mischten sich in die Sache, verglichen „ihre Dame, die Revolution" mit der Dame der jungen Adligen, verboten ihnen, von ihr „im Guten oder Schlimmen" zu reden; drohten ihre Gegner, wenn sie schamlos genug wären das freie Versammlungsrecht anzurufen, mit Gewalt auseinanderzutreiben. Umsonst schritt die Polizei gegen die Zweikämpfe ein, umsonst mahnten die gemäßigten Häupter beider Parteien zur Schicklichkeit, wenn nicht zur Ruhe. Die gehässige und rohe Polemik ward immer heftiger, bis die Ereignisse eine der beiden Parteien zum Schweigen brachten.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Januar hatte die Herzogin heftiges Erbrechen gehabt. Der Verdacht einer Vergiftung lag nahe für die von Parteileidenschaft Verblendeten: ein Ausbruch der Entrüstung und der furchtbarsten Anklagen machte sich in der legitimistischen Presse Luft. Bis zum Wahnwitz stieg die Verläumdung des Argwohns, als die telegraphische Nachricht nach Paris kam. Unverhohlen versprach man schon jetzt Vergeltung, Auge um Auge, Zahn um Zahn, als ob kein Zweifel an der Blutschuld der Regierung sei. Diese hatte indeß den ehemaligen Leibarzt der Herzogin und den berühmten Toxicologen Orfila nach Blaye geschickt, wo sie in Gemeinschaft mit den beiden Bordeauxer Aerzten, welche die Gefangene seit Monaten zu besuchen pflegten, den Zustand der Kranken prüften. Ihre Consultation (vom 25. Januar) constatirte gewisse Symptome, stellte indeß jede Lebensgefahr in

Abrede, und sprach sich über den Grund der Krankheit nicht aus, da sich die Patientin einer nähern Untersuchung widersetzt hatte. Ein zweites Gutachten (vom 1. Februar) der beiden Pariser Aerzte schilderte den Aufenthaltsort der Herzogin als durchaus gesund. In einem mündlichen Bericht, den Beide dem Ministerium bei ihrer Rückkehr abstatteten, versicherten sie, daß sie die moralische Ueberzeugung von der Schwangerschaft der Herzogin hätten. In Blaye aber dauerte die peinliche Situation noch eine Weile. Erst am 22. Februar und, nachdem General Bugeaud selber den zarten Gegenstand der Gefangenen gegenüber zur Sprache gebracht, ihr das Geheimniß versprochen, ohne ein Geständniß von ihr erlangen zu können, erhielt der „Gefangenwärter", wie ihn die royalistische Presse nannte, ein Billet der Herzogin des Inhalts: „Durch die Umstände und die von der Regierung angeordneten Maßregeln gedrängt, glaube ich es mir selber und meinen Kindern schuldig zu sein, obschon ich die gewichtigsten Beweggründe hatte, meine Ehe geheim zu halten, zu erklären, daß ich mich während meines Aufenthaltes in Italien heimlich verheirathet habe." Vier Tage darauf (am 26. Februar) erschien diese Erklärung in der Amtszeitung. Die Wirkung war vorauszusehen. Allen galt die Heirath als eine Erdichtung, bestimmt, einen schwachen Augenblick der Fürstin und seine Folgen ungeschickt genug zu beschönigen. Die Anhänger der gestürzten Familie aber waren lauter als je in ihren Anklagen gegen eine Regierung, welche das „Unglück zu beflecken" nicht erröthe; die Republikaner verbargen ihre Genugthuung nicht, eine Königsmutter und Königstochter in den Schmutz ziehen, den herrschenden König aber einer Unzartheit gegen die Nichte seiner Gemahlin zeihen zu können. Die Männer aller drei Parteien, deren Geist und Gemüth nicht gleicher Weise durch die Leidenschaft verwildert oder verwirrt waren, schwiegen, wie sich's gegenüber so schwerer Buße des verzeihlichsten aller Fehler gebührt. Der König selber war nur halbzufrieden mit dem Erfolg jener Veröffentlichung. Als man ihm ehrfurchtsvolle Bemerkungen darüber machte, verschanzte er sich hinter seine Minister, sprach

von den Verläumdungen der Presse, denen er hätte begegnen müssen; klagte über den Mangel an Vertrauen, den die Herzogin „ihrer guten Tante" gegenüber an den Tag gelegt; was ihn verhindert habe, Alles zu vertuschen, wie er wohl gewünscht; bedauerte, daß seine Regierung ihm nicht erlaube, die Gefangene zu entlassen, und schwieg, als man ihn frug, ob das Geheimniß versprochen worden [1]).

Die Herzogin hatte gehofft, um den Preis jenes Geständnisses die Freiheit zu erlangen, um so mehr, als die aus Bordeaux herbeigerufenen Aerzte schon am 1. März erklärten, ein Wechsel des Aufenthalts sei zu wünschen, und das italienische Klima anempfahlen. Die Regierung, welche Grund hatte zu befürchten, die Herzogin werde, wenn sie einmal in Freiheit wäre, ihre Niederkunft geheim zu halten wissen und die Schwangerschaft als eine Verläumdung, die Erklärung ihrer Ehe als ein ihr abgezwungenes Document hinstellen, wie es ihre unbesonnenen Freunde schon jetzt thaten — die Regierung versprach der Gefangenen die sofortige Freilassung nur unter der Bedingung, daß vier Frauenärzte, von denen sie selber zwei bezeichnen sollte, ihre Schwangerschaft amtlich feststellten. Man schickte die beiden Pariser Aerzte von Neuem zu ihr, ohne daß sie etwas erreicht hätten. Selbst der alte Geburtshelfer, der ihr früher bei ähnlichen Gelgenheiten beigestanden und ihr jetzt in der Haft Gesellschaft hielt, konnte Nichts von ihr erlangen. Sie weigerte sich, die nothwendige Untersuchung über sich ergehen zu lassen, die ihrem Schamgefühl so empfindlich sein mußte; auch verbarg sie ihre Befürchtung nicht, daß man nach Erlangung des vernichtenden Documentes das Versprochene nicht halten werde. Alle Bemühungen, sie durch Einschüchterung oder Versprechen, ja selbst durch die Vorstellungen ihrer eigenen Freunde umzustimmen, scheiterten an ihrer Hartnäckigkeit. So blieb

1) S. de Sales' ausführlichen Bericht vom 4. März über seine Unterredung mit dem Könige (A. T.). Ebenso bei Werther (Depesche vom 27. Februar [A. B.]). Ob der König die Wahrheit sprach, oder ob die Herzogin wirklich früher an ihre Tante, die Königin, geschrieben, um ihr ihren Zustand mitzutheilen, wie Werther glaubt, ist nicht ausgemacht.

Nichts übrig, als die Niederkunft in der Festung abzuwarten. Ein Versuch Graf Choulot's — desselben, der vor einem Jahre die Hilfe Czar Nikolaus' in St. Petersburg angerufen —, den König persönlich zur Begünstigung einer Flucht seiner Nichte zu bewegen, schlug fehl. Louis Philipp stellte sein Interesse über die Ehre der Familie, mit der er für immer gebrochen: und wer die haarsträubenden Anklagen kannte, welche ungestraft gegen ihn laut wurden, konnte es ihm kaum verdenken. Etwas mehr Vorsicht und Maß Seitens der Anhänger der unglücklichen Fürstin hätten ihr vielleicht die äußerste Schande ersparen können. Unterdessen wurde zwischen der Wöchnerin und dem Regierungsvertreter nicht ohne Mühe das Ceremoniell festgestellt, mit welcher die Niederkunft stattfinden sollte; endlich kam man überein, soweit es die Verhältnisse erlaubten, dieselben Förmlichkeiten zu beobachten, die bei der Geburt der ersten beiden Kinder (Prinzessin Louise und Graf Chambord) beobachtet worden; über die Wahl der Personen, welche diesmal beiwohnen sollten, war man erst einig geworden, nachdem der argwöhnischen Kranken ein von den Ministern unterzeichnetes beglaubigtes Versprechen, sie nach der Genesung in Freiheit zu setzen, eingehändigt worden. In der Nacht vom 9. auf den 10. Mai trat das erwartete Ereigniß ein; der Arzt und Freund der Herzogin erklärte vor den Zeugen, welche sofort aus dem Nebenzimmer eingeführt wurden, er habe soeben „die hier anwesende Herzogin von Berry, die gesetzliche Gemahlin des Grafen Hector Lucchesi-Palli aus der fürstlichen Familie Campo Franco, Kammerjunkers des Königs beider Sicilien, wohnhaft in Palermo", von einer Tochter entbunden. Das Document, welches die Geburt constatirte, erschien wenige Tage darauf in der Amtszeitung. Die letzten, unüberlegten Versuche der Freunde, die Thatsache zu läugnen, die Minister des Verbrechens der Unterschlagung anzuklagen, ja solche Klagen gerichtlich gegen die Unterzeichner jenes Documentes anhängig zu machen, mußten verstummen, als Chateaubriand im Auftrage der Wöchnerin, welche ihn zwei Tage vor der Niederkunft von Allem unterrichtet, nach Prag reiste, um dem König Karl X. das Ge-

ständniß zu überbringen, und seiner Schwiegertochter die Erlaubniß zu erwirken, ihren Titel beizubehalten [1]).

Kaum hergestellt, verließ die Herzogin (am 8. Juni), von ihren eifrigsten Anhängern verlassen, nur von General Bugeaud, dem treuen Mesnard, ihrem Arzte und der Fürstin von Beauffremont begleitet, Blaye, um sich nach Palermo einzuschiffen, wo sie von dem Manne, dessen Namen sie angenommen, verlegen genug empfangen wurde [2]). Es brauchte Monate, ehe es ihren Freunden gelang, nach Einsendung des Heirathsscheines ihren Schwiegervater einigermaßen zu besänftigen [3]); noch länger, ihr die Erlaubniß auszuwirken, ihre Kinder, deren Vormundschaft ihr genommen wurde, wenn auch nur auf wenige Tage wiederzusehen. Ein erster Versuch Chateaubriand's, der sich im September von Neuem nach Prag begab, wo eine Art legitimistischen Congresses die Großjährigkeit Heinrich's V. feierte, war erfolglos [4]). Erst im Oktober fand

1) S. Mémoires d'Outretombe (Vol. V, p. 373 der Brüsseler Ausgabe). Der Brief ist vom 7. Mai. Chateaubriand reiste den 14. Mai ab. S. die Erzählung seiner Reise ebenda p. 379—463. Ein früherer Wunsch, Brissac nach Prag zu schicken (Ende Februar), war von der Regierung verweigert worden. Graf Choulot, der die Herzogin einen Monat vor ihrer Niederkunft in Blaye gesehen, läugnete ihre Schwangerschaft (s. Depesche de Sales' vom 23. April, vgl. die vom 4. März); Leroy de St. Arnaud muthete der Herzogin zu, aufzustehen und vor dem Grafen auf- und abzugehen, damit er enttäuscht werde, was sie sich zu thun weigerte.

2) S. den Brief General Bugeaud's, gefunden 1848 in den Tuilerien, veröffentlicht in der „Revue retrospective", p. 106 u. 107.

3) Saint Priest war es, der diesen Trauungsact (datirt Massa, 26. April 1832, am Vorabend der Abfahrt auf dem „Carlo Alberto") zu Karl X. brachte. Ludwig's XVIII. Freundin, Mme du Cayla, hatte die ganze Angelegenheit in's Reine gebracht.

4) Chateaubriand hat auch über diese seine zweite Sendung, mit der ihn die Herzogin in Ferrara betraute, in seinen Mémoires d'Outretombe (VI, 160 u. 166, und besonders p. 175—186) ausführlich berichtet. Er scheiterte hauptsächlich an dem Widerstande, den Blacas und Damas, die Häupter der absolutistischen Fraction, ihm, als dem Chef der entgegengesetzten liberalen Gruppe und dem Freunde la Ferronnays', entgegensetzten. Metternich, welcher die unruhigen Köpfe in Prag fürchtete,

ein kurzes Zusammentreffen in Leoben statt, wo einst Napoleon die Präliminarien des Friedens von Campo Formio unterzeichnet. Die Rolle der Mutter Heinrich's V. war ausgespielt, und auch die Partei erholte sich nicht von dem Schlage, der sie getroffen. Zwei Tage, nachdem die Herzogin Blaye verlassen, ward der Belagerungszustand im Westen aufgehoben; und an demselben Tage (10. Juni) ertheilte das Haus der Abgeordneten dem Ministerium, das seinem eigenen Geständnisse nach „die Herzogin ungesetzlich ohne die Ermächtigung der Gerichtsbehörden verhaftet, ungesetzlich in Gefangenschaft gehalten, ohne sie den Richtern auszuliefern, ungesetzlich freigelassen, ohne Urtheilsspruch" (Worte Thiers' in der Sitzung am 10. Juni), eine Indemnitätsbill. — Die Republikaner des Hauses verstummten vor diesem Geständniß der Nation durch ihre Vertreter, daß auch das Grunddogma der großen Revolution, die Gleichheit vor dem Gesetze, an der Nothwendigkeit eine Grenze findet.

VI.

Die Heftigkeit der Fehde, welche die republikanische Partei in ihren Blättern wie auf der Mensur mit den Freunden des gestürzten Königshauses führte, lähmte keineswegs ihre gegen die herrschende Dynastie gerichtete Thätigkeit und die Niederlage vom 6. Juni, welche so entscheidend geschienen hatte, war so bald vergessen, daß schon Ende Juli wieder neue Straßenbewegungen unter dem Rufe: „Nieder mit Louis Philipp!" entstanden, bei denen glücklicher Weise Niemand um's Leben kam, wenn auch die Feinde der Regierung noch Jahre lang fortfuhren, das „Mordgemetzel von der Arcolebrücke" im Andenken zu erhalten, das natürlich von der Polizei angestiftet war.

überredete den alten König, Böhmen zu verlassen und nach Laybach zu reisen; unterwegs erkrankte er in Leoben, was den willkommenen Vorwand zum Herbeieilen der Herzogin gab. S. Brockhausens Depesche aus Wien vom 1. und 9. Oktober 1833 (A. B.).

Der ganze Winter von 1832 bis 1833 und der darauf folgende Sommer waren mit dem wüsten Kampfgeschrei der Gegner Louis Philipp's ausgefüllt. Am Willkommensten waren den Angreifern immer die Prozesse, welche der Eifer der Staatsanwälte mehr als nöthig häufte. Wohl mochten die Wächter des Gesetzes denken, wenn der König ungestraft bedroht und verhöhnt, der Umsturz der Verfassung und das Auflehnen gegen die gewählte Volksvertretung ungestraft geplant und vorbereitet werden konnten, wenn alle Staatsbeamten als vogelfreie Opfer der frechsten Verläumdung, die Gesetze als das Thema rohesten Spottes behandelt wurden, — so sei es ihre Pflicht, als Vertreter des Gesetzes und des Staates, der Gesellschaft und des Königs selber einzutreten; aber sie vergaßen, daß, was auch ihre geschriebnen Rechte, Pflichten und Gewalten sein mochten, sie thatsächlich entwaffnet waren und, Dank der Feigheit der keineswegs republikanisch gesinnten Geschwornen, ohnmächtig das Gesetz zu schützen; eine stillschweigende Straflosigkeit aber immer noch weniger unheilvoll ist, als eine ausgesprochene. Wohl suchten die Geschwornen ihre Verantwortlichkeit zu erleichtern, indem sie seit dem Beginne des Jahres 1832 anfingen, geheim abzustimmen, weil die republikanischen Zeitungen nie verfehlten, die Namen Derer, welche einen Angeklagten für schuldig erklärt hatten, Monate lang in ihren Spalten dem Hasse der Partei zu signalisiren; die Presse beeilte sich durch Bekanntmachung aller Namen der Jury's, welche kühn genug gewesen einen Republikaner schuldig zu befinden, auch jenen Ausweg abzuschneiden, und immer seltener wurde der Bürgermuth der Volksrichter.

So erschienen eine große Anzahl Republikaner, unter ihnen Godefroy Cavaignac, Trélat, Raspail und andere Häupter der Partei, gegen Ende 1832, kurz nachdem jener erste Mordversuch gegen den König (vom 19. November) dem Angeklagten zu so herausfordernden Insulten gegen den Monarchen die Gelegenheit geboten, vor dem Geschwornengerichte, beschuldigt an einem Geheimbunde von mehr als 20 Personen, den der § 291 des Strafgesetzbuches verpönte, Theil genommen

zu haben. Die Antworten der Geschwornen auf die Fragen der Richter waren so bündig als möglich: „Bestand ein Verein von mehr als 20 Personen? Ja. War der Verein periodisch? Ja. War er von der Regierung ermächtigt? Nein. Sind die Angeklagten schuldig? Nein.“ Die von den Richtern ausgesprochene Auflösung des Vereins der „Volksfreunde“ aber konnte solche Vernichtung des Gesetzes nicht wieder gut machen. Das Urtheil im Prozeß der „Siebenundzwanzig“ galt nach wie vor als eine Wiederherstellung des Vereinsrechtes. Nicht zufrieden, so das Gesetz wissentlich und willentlich mit Füßen zu treten, lauschte man mit Begeisterung den aufrührerischen Reden der Angeklagten, welche nicht anstanden ihre republikanischen Glaubensbekenntnisse, die sie schon in der Kammer und den Clubs vorgetragen, vor dem Tribunale zu wiederholen, und die gerade in diesem Prozesse von Godefroy Cavaignac gehaltene pomphafte Vertheidigungsrede blieb als das ausführlichste und bestimmteste Manifest der Partei, welches dann von den Blättern in's Unendliche variirt wurde, aber immer auf dasselbe hinauslief. „Auf 32 Millionen Einwohner“, schrieb Armand Marrast's Tribüne, „hat Frankreich 500,000 Sybariten, eine Million glücklicher Sclaven und 31 Millionen Heloten, Parias und große Seelen, welche durch ihre Geburt allen Qualen des Körpers und des Geistes geweiht sind. Die Monarchie aber kann das Glück und die Leiden höchstens verlegen (déplacer); die Republik allein kann die Quelle des Leidens verstopfen und jedem Einzelnen sein Theil Genuß und Glück geben.“ Und solchen Versprechungen eines besseren Zustandes im republikanischen Paradiese folgten dann die Drohungen gegen den Thron, der offene und leidenschaftliche Aufruf zur Erhebung.

Während aber so die Gerichtssäle und die Zeitungen von den Klagen über die Willkührherrschaft des Despoten wiederhallten, unter welchem Frankreich seufze, organisirten sich die geheimen und offenen Vereine immer fester. Vor Allem die nach der Auflösung der Volksfreunde gegründete Gesellschaft der „Menschenrechte“, welche sich herbeiließ, das Gesetz wenigstens dem Wortlaute nach zu achten, indem sie unzählige Sektionen

von je 20 Personen bildete, die alle unter einer Leitung standen. Diese Sektionen, deren revolutionäre Namen, als da waren Robespierre, Marat, 21. Januar, Ça ira u. s. w., sattsam zeigten, wo sie ihre Vorbilder suchten, vereinigten sich allwöchentlich in besonderer Sitzung, angeblich um einen Artikel der berühmten Menschenrechte und der Verfassung von 1793 zu commentiren, in der That um den Umsturz der Verfassung von 1830 vorzubereiten. Sie alle gehorchten einer geheimen Regierung, Männern, deren Namen sie nicht kannten. Jede Section — und es waren deren mehr als 200 — hatte ihren gewählten Chef, der nur den Obmann des Viertels kannte; Paris aber war in 48 solcher Viertel eingetheilt. Je vier dieser Obmänner gehorchten ihrerseits wieder einem der 12 Bezirksvorsteher, welche endlich ihre Befehle von dem geheimnißvollen Ausschuß selber erhielten, der an der Spitze des Ganzen stand, angesehene Männer der Volksvertretung und der Bürgerwehr in sich schloß und von dem das Preßorgan des Vereins, die „Tribüne", geleitet oder doch inspirirt ward. So unbedeutend auch die Zahl der eigentlichen Mitglieder war im Vergleich zur Gesammtbevölkerung der Hauptstadt — man schätzte sie auf allerhöchstens 4000 —, so genügte ein solcher Kern doch, um an einem Schlachttage den unruhigen Elementen der studirenden Jugend, der europäischen Emigration, dem hauptstädtischen Diebsgesindel, das sich immer sofort anzuschließen pflegte, wenn's zum Schlagen kam, als Mittelpunkt und Cadres zu dienen. Auch war es die Gesellschaft, welche die ungeheure Arbeitermasse von Paris beherrschte oder doch beeinflußte, zu Arbeitseinstellungen und damals noch verbotenen Coalitionen trieb, welche eben, weil sie verboten waren, fast immer den verwandten Charakter der Verschwörung annahmen. Namentlich wurde diese gefährliche Wühlerei während des unheimlichen Sommers von 1833 höchst eifrig betrieben. Bald waren auch fast alle andern Gesellschaften, wie die der „wiederauferstandenen Volksfreunde", der „Gallier" u. s. w., in diesem Hauptverein aufgegangen, während sich überall in der Provinz Zweigvereine bildeten [1]).

1) Ueber die Organisation s. Gisquet a. a. O. IV, 78ff.; vgl.

Neben dieser von G. Cavaignac, Boyer d'Argenson, Audry de Puyraveau und Andern geleiteten Gesellschaft blieben indeß noch immer andre weniger revolutionäre Vereine unter der Führung weit angesehenerer Männer bestehen: so der „Juliverein", den Lafayette beschützte und der aus allen Julikämpfern bestand, welche den Eid verweigert; so die „Gesellschaft für den unentgeltlichen Volksunterricht", welche unter Arago's und Dupont de l'Eure's Vorsitz zusammentrat und bald in eine rein republikanische Verbindung ausartete, so wiederum unter Lafayette's Leitung „die Gesellschaft zur Vertheidigung der Preßfreiheit", welche sich die Zahlung der Strafgelder und den Unterhalt der politischen Gefangenen zur Aufgabe machte, damit, wenn ja einmal die Geschwornen einen Zeitungsschreiber oder einen Verschwörer schuldig befanden, derselbe doch so straflos als möglich ausgehe; auch hier waren die Deputirten republikanischer Gesinnung, ja sogar einzelne, welche der dynastischen Opposition angehörten, im leitenden Ausschuß vertreten.

Die außergesetzliche Opposition blieb nicht dabei stehen, das Regierungssystem, die Minister und ihre Beamten zu bekämpfen, wozu sie jedes Recht hatte, sie begnügte sich nicht einmal die Verfassung, die Justiz, den König selber anzugreifen: sie ging weiter und erschütterte den von ihr selbst anerkannten Grundsatz der Volkssouveränetät, indem sie die Volksvertretung selber auf's Heftigste und Unausgesetzteste bekriegte. Noch war es nicht Sitte, das wirkliche Land dem „amtlichen Land" (pays légal) gegenüberzustellen; noch war die Polemik nicht oder doch nur sehr vereinzelt und lau gegen das, neuerdings erweiterte Wahlgesetz gerichtet, nach welchem die Kammer gewählt worden; es war die naive Kindheit der Opposition: man bekämpfte die Kammer als rechtlos, weil sie die Meinungen der Opposition nicht theilte, die Opposition aber sich als Wahrerin der rechtgläubigen Lehren des neuen Evangeliums von 1793,

ebenda S. 139 ff. über die andern Gesellschaften. Das oft angeführte Werk L. de la Hodde's, Histoire des Sociétés secrètes, ist das ganz werthlose Pamphlet eines gemeinen Polizeispions, der von den aufrichtigen Republikanern entlarvt worden war und sich zu rächen suchte.

wirklich ganz unbefangen für unfehlbar hielt. Namentlich waren die Sitzungsperioden von 1832 und 1833, welche ununterbrochen aufeinander folgten [1]), voll der Kämpfe und der Abwehr. Bald war es die große Revolution selber, die man von jenen „Bedienten des Tyrannen" verläugnet und beschimpft sah, weil das Abgeordnetenhaus sich endlich dazu entschloß, die Abschaffung des Trauerfestes der Enthauptung Ludwigs XVI. mit den hinzugefügten Bemerkungen des Oberhauses anzunehmen, welches jenen 21. Januar wohl nicht als einen Bußtag aufrecht erhalten, aber doch als einen „traurigen und für immer beklagenswerthen Tag" bezeichnen zu müssen glaubte; bald klagte man die Volksvertreter geheimer Sympathien für das gestürzte Königshaus an, weil es den Paragraphen der Verfassung achtete, welcher auch den Dienern früherer Regierungen ihre Pension sicherte. Die Regierung aber befestigte keineswegs das Vertrauen in die Unabhängigkeit der Abgeordneten, wenn sie, wie bei diesem Anlaß, gegnerische Deputirten, welche zugleich hohe Staatsämter einnahmen, dieses ihres Amtes entsetzte. Am Lautesten aber wurden die Angriffe bei Gelegenheit der geheimen Fonds, welche ein besonders fruchtbares Thema der Declamation darboten. Ein Freund des Ministeriums hatte die unvorsichtigen Worte gebraucht: „die Gesetzlichkeit tödtet uns" und der Name des Mannes, Viennet, ward sofort gebrandmarkt, nicht nur als eines Anwaltes der Willkühr, sondern auch als eines im geheimen Solde der Regierung stehenden Abgeordneten. Viennet verlas den gegen ihn gerichteten Artikel aus Armand Marrast's „Tribüne" vor dem Hause (2. April 1833) und fügte einen andern bei, in dem die Zeitung gelegentlich der „gegen Paris gerichteten" Befestigungswerke, die Volksvertretung als eine „prostituirte Versammlung" bezeichnete, die bewilligen würde, was man nur von ihr verlange. Die Entrüstung war groß und, wie's in der Natur regierender Versammlungen ist, rügte man auf's

1) Die Sitzungsperiode von 1832 wurde am 25. April 1833 geschlossen, die von 1833 am nächsten Tage (26. April) eröffnet.

Strengste einen Schimpf gegen die Versammlung selber, während man alle Beschimpfungen, welche auf das Haupt des Königs, auf die Justiz, auf die Verfassung des Landes gehäuft wurden, ungerügt vorübergehen ließ. Ja, man suchte nicht einmal die Empfindlichkeit unter einem Mantel angenommener Würde zu verbergen, sondern setzte sich selber zum Richter in der eigenen Sache ein, indem man nach aufregender und gereizter Debatte die Beleidiger, Armand Marrast und Godefroy Cavaignac, vor die Schranken der Kammer rief, ohne zu bedenken, welchen Wiederhall die Reden der beiden Republikaner außerhalb des Hauses finden würden. In der That ließen die Journalisten eine so gute Gelegenheit, sich auch als Redner zu zeigen und zugleich die monarchische Verfassung anzugreifen, die Republik zu preisen, nicht unbenutzt vorübergehen (16. April). Wie immer wurden die Ankläger die Angeklagten, erschienen die Vertheidiger des Gesetzes und der gesetzlichen Obrigkeit als die Schuldigen, wurden die Richter verhöhnt, vor denen man stand, und — die Menge klatschte Beifall. Die Gefängnißstrafe aber wurde von einem Strohmanne abgebüßt, die Geldstrafe von der „Gesellschaft zum Schutze der Preßfreiheit" abgetragen.

Auch in der Festungsfrage war die öffentliche Meinung auf Seiten der antimonarchischen Opposition, der sich hier wie immer, die dynastische der Kammer anschloß; denn sie glaubte ihre Achtung vor der Verfassung und dem Königthum genügend dargethan zu haben, wenn sie ihre anticonstitutionellen Handlungen und Ideen mit einigen constitutionellen und monarchischen Formeln begleitete. Es handelte sich um die Befestigung von Paris, einen Lieblingsgedanken Thiers', dem der König und der Conseilspräsident, Marschall Soult, gern Gehör gegeben hatten. Für den Augenblick begnügte man sich für die Vertheidigungsarbeiten 2 Millionen in's Kriegsbudget einzuschreiben. Sofort sprach die Presse von der Wiederaufrichtung der Bastille: gegen Paris, nicht gegen die Fremden sei der Plan gerichtet. Vergebens sprach Thiers die überlegene Sprache des gesunden Menschenverstandes und des Geschichtsschreibers: „Was

eine Regierung hält, ist die allgemeine Beistimmung. Fehlt die ihr, so hält sie keine Bastille." Die Kammer ließ sich von dem beleidigenden Argwohn der Opposition hinreißen, verweigerte die Ausgabe, und vertagte sich bald darauf (26. Juni). Doch war damit der Zwischenfall keineswegs erledigt. Recht im Gegentheil ward bei dem Schweigen der parlamentarischen Tribüne die Sprache der Presse und der geheimen Gesellschaften immer lauter und herausfordernder; und die thörichte Voraussetzung, irgend eine Regierung des XIX. Jahrhunderts könne daran denken, eine Stadt von 2 Millionen Einwohnern einzuäschern, um Gesetz und Verfassung umzustürzen, die Alleinherrschaft eines Monarchen zu begründen, fand nicht nur unter den Männern, welche in revolutionären Ueberlieferungen befangen waren, sondern auch unter den ruhmvollsten Namen Frankreichs beredte Vertheidiger. Richtete doch Arago selber an seinen Freund Armand Carrel ein öffentliches Sendschreiben, um zu beweisen, daß bei den Fortschritten der Balistik die projektirten Forts leicht das Herz von Paris in einen Aschenhaufen verwandeln könnten.

Weniger naive Volksfreunde als der große Physiker suchten die fortwährend und erfolgreich genährte Mißstimmung der Hauptstadt praktisch zu verwerthen. Die Republikaner der Nationalgarde und der „Gesellschaft der Menschenrechte" bereiteten für die Jahresfeier der Julirevolution einen Ausbruch vor, der, eben wegen jener Mißstimmung der Pariser Kleinbürger, mehr Aussicht auf Erfolg hatte, als die beiden vorjährigen, bei denen die Bürgerwehr so kräftig für die Ordnung Partei ergriffen hatte. Das Losungswort: „Nieder mit den Forts!" sollte während der üblichen Königsparade das Zeichen zum Aufstande geben. Selbst die Armee ward bearbeitet: „Soldaten der Freiheit", so lautete einer jener knabenhaften Aufrufe, „eine heilige Erhebung ist im Werden, um eine feige Regierung zu vernichten, welche getreu dem Beispiele Karl's X. die Verfassung verletzt, Frankreich entehrt. An Euch ist's zu wählen, ob Ihr mit oder gegen uns sein wollt. Mit uns ist die Republik und folglich die Wahl der Offiziere, das militä-

rische Geschwornengericht. Mit der Republik wird Alles Ruhm, wird Alles Ehre sein: fünfundzwanzigjährige Generäle werden die schönen Tage von Marengo und Austerlitz ins Gedächtniß rufen. Eure Offiziere, Carlisten und Justemilieux, werden aus der Armee verschwinden und mit ihnen der Verrath, den sie und ihr Herr organisiren! Vereinigt Euch mit uns, die wir Alle Proletarier, Arbeiter, Alle Unglückliche sind wie Ihr." [1])

Das war denn doch zuviel selbst für gewisse Republikaner. Armand Carrel erinnerte sich seiner militärischen Vergangenheit und protestirte gegen solche Sprache. Ein Versuch beide Fraktionen der Partei, die gemäßigte und die äußerste, „National" und „Tribüne", Armand Carrel und Armand Marrast, zu versöhnen, zu einmüthigem Handeln zu bringen, schlug fehl. „Bürger", sagte ein Tagesbefehl der ‚Gesellschaft der Menschenrechte' zu den Verschwornen, „Bürger, seltsame Gerüchte sind in Umlauf gesetzt worden über eine Art politischer Verständigung mit den Fayettisten, Bonapartisten, den Männern des ‚National' einerseits, den Sectionen andrerseits; ... ein ungeheuerlicher Gedanke, dem selbst die, welche ihn gedacht haben, keinen Namen zu geben wissen." [2]) So beschloß die „Gesellschaft" allein zu handeln: jede Abtheilung erhielt ihre Instructionen; alle befreundeten Vereine wurden in Kenntniß gesetzt und beeiferten sich ihre Hilfe zuzusichern; ebenso die Hochschulen der Hauptstadt. Die Mitglieder der Gesellschaft selber wurden angewiesen, die drei Tage über in Permanenz zu bleiben, sich an den bestimmten Punkten um ihre Führer zu schaaren, sich wohl mit Patronen zu versehen u. s. w. Die Regierung, welche von Allem unterrichtet war, begann sich unsicher zu fühlen: sie wußte den Werth der Nationalgarde für die Sache der Ordnung wohl zu schätzen und sie kannte deren heftige Eingenommenheit gegen die Festungswerke. So ward im letzten Augenblicke angezeigt: die Arbeiten seien eingestellt worden. Zugleich suchte man die nationalen Sympathien anzuregen, in-

1) Citirt von V. de Nouvion a. a. O. III, 278.
2) S. Gisquet a. a. O. IV, 127.

dem man für den großen Tag die Enthüllung der längst hergestellten Napoleonsstatue auf der Vendômesäule anordnete. Ueberdieß versicherte sich die Polizei in der Nacht vom 27. auf den 28. Juli der energischsten Sectionschefs und einer beträchtlichen Quantität Waffen und Munition, welche von dieser bereit gehalten oder gerade in Stand gesetzt wurde. Die Verschwornen waren gelähmt. Der dritte Jahrestag des 28. Juli, welcher den Sturz der Dynastie hätte sehen sollen, war Zeuge einer Erneuerung des 1830er Verbrüderungsfestes der Bürgerwehr mit dem Bürgerkönig. Als aber der Prozeß der Verschwornen vier Monate später vor Gericht kam, wurden Alle freigesprochen, obschon die Beweise niederschmetternd, viele Angeklagte auf frischer That ertappt worden waren. Nur einer wurde — nicht von den Geschwornen, sondern von den Richtern, der Beschimpfung der Justiz schuldig befunden und mit drei Jahren Gefängniß bestraft; er hatte dem Staatsanwalt zugerufen: „Du lügst, Elender", und die Richter einen „Pack Bediente", den König einen „Usurpator" genannt.

Im Grunde hatte die Regierung den Aufstand des 28. Juli nur durch ein Nachgeben vereitelt, welches die Pariser Bürgerschaft beruhigen und gewinnen mochte, die Revolutionspartei dagegen nur ermuthigen konnte. Die Folge ließ nicht lange auf sich warten. Man suchte nach einem Vorwande, jenen Versuch zu erneuern, und man fand ihn bald. Die „Gesellschaft zum Schutze der Preßfreiheit" begnügte sich keineswegs damit, die Geldstrafen der verfolgten Oppositionsblätter zu bezahlen, sie hatte selbst eine äußerst thätige Propaganda eingerichtet, bei der eine ganze Armee von Ausrufern verwandt wurde. Sie ließ unzählige Flugschriften verfassen und drucken, welche dann zu Hunderttausenden in Paris verbreitet wurden. Dem Organe der „Menschenrechtegesellschaft" zufolge betrug die Zahl von August bis Oktober 1833 an 5 Millionen. Die Ausrufer, welche jenem Vereine angehörten, trugen eine eigene Uniform, die sie sofort als Bedienstete der mächtigen Gesellschaft bezeichnete, und

1) S. Gisquet a. a. O. IV, 121.

waren äußerst zahlreich: ihre selbstständigen Kameraden eingerechnet, wurden sie auf 1500 geschätzt. An allen Straßenecken, namentlich in den volkreicheren Quartieren pflegten sie mit Stentor-Stimmen ihre Waare feil zu bieten, deren Titel allein oft schon eine Auflehnung gegen die Obrigkeit war: „Die Verbrechen der Polizei", „An den Galgen die Schutzmänner", „Der republikanische Katechismus". Der Polizeipräfect Gisquet, der, gereizt (wie er war) durch die ausgesuchte Böswilligkeit, mit der er verfolgt wurde, nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen ließ, der Regierung durch seinen Eifer kleine moralische Niederlagen zu bereiten, und sein Chef, Graf d'Argout, der Minister des Innern, der den Ordnungsruf seines Oberen Perier nicht mehr zu fürchten brauchte, unternahmen es, diesen lärmenden und unausgesetzten Manifestationen ein Ende zu machen: aber sie zogen den Kürzeren. Die Tribunale, dießmal nicht die Geschworenen, sondern die Richter, erklärten jede Beschränkung des fliegenden Buchhandels für ungesetzlich. Die Polizei appellirte an das Obertribunal und fuhr fort, die Ausrufer auf jede Weise zu bekriegen. Hatte die Umsturzpartei im Juli an der Mißstimmung des Pariser Bürgerstandes wegen der Befestigungswerke eine willkommene Stütze gehabt, so hatte sie jetzt eine noch erwünschtere an den Gerichten: sie die immer nur das Gesetz angreifen konnte, wenn sie die Regierung bekämpfen wollte, erschien zum ersten Male als Vertheidigerin des Gesetzes. Am 8. Oktober verkündigte Einer der Ihrigen, ein bekannter Journalist, er werde am Sonntag den 13. d. M., um 3 Uhr Nachmittags, auf dem Börsenplatz als öffentlicher Ausrufer verbotene Druckschriften zum Verkauf ausbieten. Die Verlegenheit war groß: die Polizei hatte in der That keinerlei Recht Druckschriften irgend welcher Art eigenmächtig zu verbieten, und wer nur ein Exemplar der zu verkaufenden Schriften im Voraus deponirt hatte, war berechtigt als öffentlicher Verkäufer aufzutreten. Auch erfolgte schon am 11. Oktober das Urtheil des Appellationsgerichtes, welches die Entscheidung des Stadtgerichtes bestätigte. So blieb nichts als ein Rückzug übrig und die Polizei mußte gekreuzten Armes der angekündig-

ten Manifestation vom 13. Oktober zusehen; eine Manifestation, die freilich gerade wegen der Unthätigkeit der Polizei und trotz der ungeheuren Verbreitung der geheimen Gesellschaften, die ganz Paris militärisch besetzt hielten, äußerst harmlos verlief: eine Lehre, welche die Heftigkeit des Kampfes den Machthabern nicht zu beherzigen erlaubte.

Dieser „Sieg der Republik", wie die oppositionellen Zeitungen den errungenen Erfolg keck nannten, ermuthigte natürlich die revolutionäre Partei noch mehr, und schon zehn Tage später veröffentlichte der Ausschuß der „Menschenrechtegesellschaft" in seinem Amtsblatte, der „Tribüne", ein Manifest, das an Kühnheit und Deutlichkeit Nichts zu wünschen übrig ließ. Es war ein Commentar zu Robespierre's Menschen- und Bürgerrechten, erinnerte an das große Werk, welches „das Genie des Convents" unterbrochen gelassen, erklärte „eine gewählte, periodische und verantwortliche Centralgewalt" anzustreben und veröffentlichte die Namen der Mitglieder des bis dahin geheimen Ausschusses, darunter die Helden der Gerichtssäle: G. Cavaignac, Guinard, Bignerte und die Kammermitglieder Boyer d'Argenson und Audry de Puyraveau, letzterer bis dahin ein Mann der Laffitte'schen Gruppe, der noch mehr als der Führer dieser Gruppe dem Könige persönlich verpflichtet war, und dessen Opposition immer rücksichtsloser wurde, je mehr seine Vermögensumstände sich verschlechterten, je weniger König und Minister thaten, um ihm wieder aufzuhelfen. Laffitte, Lafayette, ja Armand Carrel selber waren überholt und fühlten sich höchst unbehaglich. Die republikanischen Zeitungen gemäßigter Farbe, wie der „National" in Paris, der „Précurseur" in Lyon, der „Peuple souverain" in Marseille, welche von Carrel's Freunden und Anhängern geleitet wurden, erklärten das revolutionäre Schriftstück für allzu „autoritär". Lafayette meinte, die „Anrufung Robespierre's, St. Juste's und Marat's würde viele Patrioten, die weniger Vertrauen in's große und hochherzige Julivolk hätten als er, erschrecken" [1]). Doch als es in der Kammer zu

1) Mémoires etc. XII, 322. Brief vom 23. November 1833. Vgl. ebenda den Brief vom 12. November, S. 319.

lebhaften Erörterungen kam, und die republikanischen Deputirten wegen ihrer Unterschrift Rede stehen mußten, wagte er nicht, sich von ihnen zu trennen; er schwieg und seinem Beispiele, das schon vor vierzig Jahren so verhängnißvoll gewirkt, folgte die ganze „dynastische" Opposition, O. Barrot an der Spitze. Man war gerade wieder einmal bei der Adreßberathung, einer jener periodisch wiederkehrenden Feldschlachten des französischen Parlamentarismus, welche keinerlei praktischen Zweck hatten, sondern nur Gelegenheit boten, die „Rauf- und Redelust" des Nationalcharakters zu befriedigen. Die Kammer war am 23. Dezember zusammengetreten, und ein guter Theil des Januar 1834 ging mit dieser jährlichen allgemeinen Revue der gesammten Politik des In- und Auslandes vorüber. Umsonst hatte Thiers die Opposition gedrängt, Farbe zu bekennen: „Wir sagen wenigstens, daß wir unser Leben hingeben würden, um die bestehende Regierungsform aufrecht zu erhalten; sagen Sie es ebenso. Wir sprechen uns offen aus; thun Sie dasselbe." Jetzt forderte General Bugeaud die beiden republikanischen Kammermitglieder, welches jenes Manifest unterzeichnet hatten, auf, zu erklären, ob sie ihrem Eide treu bleiben wollten. Die beiden Republikaner suchten Ausflüchte. Ihr Eid sei, der Volkssouveränität zu gehorchen. Lafayette und Garnier Pagès schwiegen, O. Barrot und Mauguin schwiegen, aber sie stimmten mit der Minderheit und unterstützten Tags darauf mit ihrer Beredsamkeit den Vorschlag, „der Weisheit und Unabhängigkeit der Geschwornengerichte" eine Huldigung darzubringen.

Zur Gesetzgebung blieb wenig Zeit, so erregt waren die Gemüther, so glühend war die Atmosphäre des Palais Bourbon. Selbst das Ende der Adreßdebatte machte dem Kampfe kein Ende, der von der Straße in's Haus verlegt schien. Eine Interpellation zu Gunsten unsubordinirter Offiziere rief am 24. Januar einen wahren Sturm hervor; natürlich nahm die ganze Linke Partei für die Indisciplin, und als General Bugeaud einem Redner der Linken, welcher Vorbehalte zu Gunsten einer vorherigen Prüfung der Befehle Seitens der

Offiziere machte, zurief: „Zuerst gehorcht man", vergaß sich ein Abgeordneter so weit, dem General zu antworten: „Selbst wenn man Einem zumuthet, den Gefangenwärter zu machen?" Zwei Tage darauf fiel der Kammerredner unter der Kugel des Generals, und die Zeitungen verfehlten nicht, den ganzen Zwischenfall als ein zwischen dem König und dem General abgekartetes Complott hinzustellen, das zum Zweck gehabt habe, Louis Philipp von — Herrn Dulong zu befreien [1]).

An eine wirksame Vertheidigung des Königs und der Gesetze war nicht zu denken, so lange die politischen Prozesse in den Händen der Geschwornen waren, die unabhängige Presse aber, mit Ausnahme des einzigen „Journal des Débats", ruhig zuhörte, ja sogar oft Beifall klatschte, wenn die Clowns des radikalen Journalismus den König, die Minister, die Botschafter des Reiches mit Schmutz bewarfen. Niemand regte sich, selbst der Staatsanwalt nicht, als die „Tribüne" mit Anspielung auf den 1830 dem Könige gegebenen Ehrentitel des redlichsten Mannes im Königreiche am 8. Februar die Worte schrieb: „Der redlichste Mann im Königreich! Es ist nicht Talleyrand, beladen mit der Schmach von neun Regierungen, Verräther an Gott und den Menschen, der sein Leben damit hingebracht, mit der Moral Handel zu treiben, die Gewissen Andrer zu verkaufen, da man seines nicht mehr kaufen konnte. Es ist nicht Soult, der erlauchte Eroberer Spaniens, der Kronprätendent Portugals, dessen Truppen Hungers starben, dessen halbnackte Soldaten vergebens um ihren Sold flehten, während der General seine Reichthümer durch alle erlaubten und unerlaubten Erpressungen vermehrte. Es ist nicht Barthe, der Renegat, der wagt vor der Kammer Eide anzurufen, er, der jeder Moral in's Gesicht geschlagen, alle seine Versprechen gebrochen, alle seine Ueberlieferungen aufgegeben hat. Es ist nicht Thiers, dessen ganzes Gewissen in dem Satz zusammen-

1) Eine Carricatur stellte das Duell vor, wobei Louis Philipp General Bugeaud's Arm führt. Die „Tribüne" sagte unverblümt: „die Polizei des Schlosses (so nannte man den Hof) hat Dulong getödtet".

gefaßt ist: ‚Habt viel Geld und laßt Euch nicht hängen; das ist das ganze menschliche Leben.‘ Es ist nicht Persil, der Textverfälscher, der Thatsachenerfinder, der einstimmig als Fälscher Bezeichnete. Der ehrlichste Mann im Königreiche ist nicht Humann, der sich mit dem Schmuggel mästet; d'Argout, der amtliche Verläumder; Rigny, dessen Geschichte den Assisen angehört. . . . Der ehrlichste Mann im Königreich ist besser als Alles das; es ist Er; es ist . . kurz, es ist der ehrlichste Mann im Königreich!“ Der Verfasser dieses und Hunderter gleicher Artikel ward 1848 Präsident der constituirenden Nationalversammlung. Und Marrast stand keineswegs allein. Am selben Tage, wo er diese Anklageakte gegen die Regierung schrieb, brachen wegen ähnlicher Angriffe Seitens eines Deputirten heftige, persönliche Zänkereien in der Kammer aus. Die Staatsanwaltschaft hatte die Ermächtigung zur gerichtlichen Verfolgung eines bekannten Kammermitgliedes, Cabet, verlangt, welcher in zwei Zeitungsartikeln: „Die Republik ist in der Kammer“, und „Verbrechen der Könige gegen die Völker“, den König Louis Philipp auf's Ungebührlichste beleidigt hatte. Die Mehrheit war nicht der Ansicht, daß die Unverletzlichkeit des Abgeordneten sich auch auf den Journalisten ausdehne und erlaubte, daß er gerichtlich belangt werde. Die Beleidigung war in der That so stark gewesen, daß selbst die Geschwornen, zum ersten Male seit langer Zeit, den Angeklagten schuldig fanden [1]).

Ebenso heftig entbrannte der Kampf, als die Regierung einen Gesetzentwurf gegen die öffentlichen Ausrufer einbrachte, demzufolge ein Stempel auf die Flugschriften eingeführt, und die Ausrufer selber der Controle der Polizei unterworfen

1) Am lehrreichsten für die sittlichen und politischen Anschauungen der republikanischen Opposition bleibt immer, hier wie bei Fragen der auswärtigen Politik nächst den Zeitungen selbst, Louis Blanc in seiner Histoire de dix ans (namentlich Vol. IV, ch. 2 u. 4), eben weil er ganz naiv ist und die Ungeheuerlichkeiten der Partei nicht wie Andere um sie ihr vorzuwerfen, sondern um sie zu glorifiziren, mit größter Bewunderung darstellt, folglich ganz unverdächtig ist.

wurden, welche die Ermächtigung zu ertheilen hätte und zurückziehen könnte. Nach dreitägiger lebhafter Debatte, in der das Ministerium einen Theil seiner Forderung aufgab, ward das äußerst abgeschwächte Gesetz angenommen und nach Billigung des Oberhauses am 17. Februar verkündet. Die Ausrufer thaten, als sei Nichts geändert, und fuhren in ihrem lärmenden Handwerke fort; die Polizei suchte es ihnen zu legen, und so entstanden Tag um Tag immer bedenklichere Reibereien, bei denen mehr als einmal Blut floß. In der Nacht vom 20. auf 21. Februar ward eine entstehende Emeute nicht ohne Mühe erstickt. Am 23. kündete die republikanische Geheimregierung für den folgenden Tag eine Wiederholung der Vorstellung vom 13. Oktober des vergangenen Jahres auf dem Börsenplatze an. Wiederum waren alle Sectionen einberufen; alle Befehle ertheilt, alle Stellungen besetzt, das Losungswort gegeben; aber dießmal hatte die Obrigkeit das Gesetz für sich, und es gelang nicht, trotz der heftigsten Brandreden und fortgesetzter Prügeleien zwischen der ihrerseits höchst gereizten Polizei und den Ausrufern den Aufstand in's Werk zu setzen. Das Militär war bereit, die Nationalgarde sicher, und das eigentliche Volk sah zu. Es blieb Nichts übrig, als, wie immer, wenn der Zweck verfehlt war, die Polizei und die Behörden in der Presse und vor der Kammer anzuklagen, sie hätten einen Aufstand herausfordern wollen, um die ruhigen Bürger zu erschrecken, eine Taktik, die selbst heute nach achtzig Jahren noch nicht verbraucht ist.

Doch war die Angelegenheit der öffentlichen Ausrufer nur das Vorspiel zur Hauptschlacht, welche die Regierung selber ihren Feinden anbot, indem sie am 25. Februar ein Gesetz gegen die Vereine einbrachte, welche fortwährend die Ruhe der Hauptstadt und der Provinzen bedrohten. Solche Vereine sollten fortan einer obrigkeitlichen Erlaubniß bedürfen und das Gesetz, welches alle Vereine von mehr als 20 Personen verbot, nicht mehr durch Eintheilung in Sectionen umgehen können, wie sie bis jetzt gethan; auch sollte die unerlaubte Theilnahme an einem solchen Vereine nicht mehr als Ver-

brechen, sondern als einfache Uebertretung angesehen werden, was sie den Geschwornen entzog und dem Zuchtpolizeigerichte unterstellte. Die Umsturzpartei fühlte sofort die Bedeutung der gegen sie gerichteten Bewegung und suchte sie zu vereiteln. Kaum war der Entwurf der Kammer vorgelegt, so begann auch schon die Agitation in der Hauptstadt und der Provinz, der Presse und den Gesellschaften, auf der Straße und in der Kammer, wo ein Ausschußmitglied der „Menschenrechtegesellschaft" nicht anstand zu erklären, „der Verein, den er leite, sei im Stande, der Regierung eine Schlacht zu liefern, wenn man auf der Herausforderung beharrte". Und diese mit wunderbarer Einheit begonnene Bewegung hielt über einen Monat an, ohne einen Augenblick nachzulassen. Zwei volle Wochen dauerte der parlamentarische Kampf um dieß Gesetz, und die Minister hatten einen harten Stand gegen die verbündeten Legitimisten, Republikaner und Radikalen. Doch gelang es den vereinten Kräften Guizot's und Thiers' ihren Entwurf unversehrt durchzubringen (25. März). Ein drittes Gesetz gegen die geheimen Fabrikanten und Hehler von Waffen und Munition (6. Mai) sollte die gesetzlichen Befestigungswerke vervollständigen, hinter denen die Regierung vom 11. Oktober 1832 die Dynastie und die Verfassung zu vertheidigen unternahmen.

Die unbeschränkte Freiheit, welche in sich selbst ihr Heilmittel haben sollte, hatte sich in der That nicht erwiesen. Drei Jahre mochten eine kurze Zeit sein, um erfahrungsmäßig die Wahrheit des Satzes zu widerlegen, daß die Freiheit nur in der Ausübung erlernt werde, daß sie allein die Wunden heile, die sie schlage; drei Jahre schienen eine lange Zeit für die Bürger, welche ruhig ihren Geschäften nachgehen wollten, für die Staatsmänner, die es übernommen hatten, den Frieden, die Gerechtigkeit, die Ordnung und das Gesetz aufrecht zu erhalten und in den 40 Monaten, welche vom September 1830 bis zum Januar 1834 verflossen waren, nicht weniger als 40 bewaffnete Aufstände und Anfänge von Aufständen zu unterdrücken gehabt hatten. Doch hielten sie die neue Stellung keineswegs für unangreifbar, geschweige denn für uneinnehmbar; wohl

fühlten sie, es bedürfe noch weiterer Schutzwehr; vor Allem wußten sie, daß nicht alle Commandeurs ihrer Aufgabe gewachsen waren. So lange d'Argout unter dem Oberbefehl Perier's gedient, hatte er sich als sehr brauchbar erwiesen; selbst zu befehlen war er trotz seiner Talente und seiner Festigkeit nicht gemacht, und er hatte das wichtigste der Ministerien, das Innere. Auch der Justizminister, dem eine bedeutende Rolle im Kampfe gegen die Umsturzpartei zukam, war nicht der rechte Mann, vielleicht weil er selber zu lange in jener Partei gedient, um nicht eine gewisse Schonung gegen seine alten Kameraden zu üben. Ebenso wären die beiden leitenden Minister, Thiers und Guizot, gerne Sebastiani's ledig geworden, dem es schon im März 1833 gelungen war, sich unter des Königs Schutz wieder als Minister ohne Portefeuille in den Platz einzuschleichen, aus dem er sechs Monate vorher wegen seiner Unpopularität, seiner allzugroßen Gefälligkeit gegen seinen königlichen Herrn, seiner taktlosen Redeweise hatte entfernt werden müssen. Eine Verwicklung der äußeren Politik, die gerade als Vorwand hatte dienen müssen, des Königs besondern Günstling wieder einzuführen, gab auch die Gelegenheit, sich seiner und der andern lästig gewordenen Collegen zu entledigen; allerdings nicht ohne einen Verbündeten einzubüßen: denn der Chef der Doctrine mußte zugleich, wenn auch nur zeitweilig, aus dem Ministerium scheiden.

Die Vereinigten Staaten hatten noch von den Zeiten der Continentalsperre her eine Forderung an Frankreich, das verschiedene amerikanische Schiffe widerrechtlich confiszirt hatte. Napoleon und die Restauration hatten, ohne die Berechtigung dieser Entschädigung zu leugnen, die Sache zu verschieben gewußt. Unter Perier's Regierung war ein Abkommen getroffen worden, das die Forderung der Vereinigten Staaten von 70 Millionen auf 25 zurückführte. Der betreffende, in Washington schon vor zwei Jahren ratifizirte Vertrag kam jetzt endlich vor das Haus, wo der Unterhändler und Unterzeichner desselben, Sebastiani, dem jetzigen Minister des Aeußern, Herzog von Broglie, beistehen sollte. In der That unterstützten ihn seine

einflußreicheren Collegen nur lau; und es geschah, was in parlamentarisch regierten Staaten nicht eben unerhört ist: die Legislatur mißbrauchte in einer Anwandlung von Herrscherlaune ihr formelles Recht der Billigung oder Mißbilligung internationaler Verträge, um ihrem Mandatär, der Executive, zu zeigen, daß sie, die Mandantin, doch eigentlich Herrin war. Von Lafayette und den Republikanern vertheidigt, wohl weil es sich um Uebereinkunft mit einer Republik handelte, ward der Vertrag von den Legitimisten und der dynastischen Opposition bekämpft und von dem Hause, obwohl mit geringer Mehrheit, verworfen. Die Folge war de Broglie's Entlassung. Ihm folgten, weniger freiwillig als er, Sebastiani, Barthe und d'Argout. Der Argwohn, der Nichts und Niemanden unberührt ließ, warf sich sofort auf den König, der, um der lästigen Minister los zu werden, seine persönlichen Freunde in der Kammer dazu vermocht habe, gegen die Vorlage zu stimmen. Sicher ist nur, daß Louis Philipp kein Freund des Herzogs und seiner überlegenen Manieren war.

Das Departement des Aeußern, in dem sich gerade jetzt ein Hauptschlag vorbereitete, ward von dem Neffen Baron Louis', Admiral de Rigny, übernommen, dessen politische Berichte von der Levantestation mehr als einen guten Marineoffizier offenbart hatten. Der Oberstaatsanwalt Persil, eine streitbare und streitlustige Natur, eine Art Perier ohne Größe, aber ein fanatischer und unerschrockener Vorkämpfer der Sache der Ordnung, übernahm die Justiz; Thiers selber, dessen Stellung im Ministerium immer hervorragender, gebietender geworden war, das Innere, wo es galt, Perier's Traditionen wieder in's Leben zu rufen. Graf Duchâtel, der sich später in diesem Posten so unliebsam machen sollte, ein junger Mann aus imperialistischer Familie, den seine Verbindungen und der sorgsam zubereitete Ruf volkswirthschaftlicher Kenntnisse so früh hinaufgebracht hatten und der schon jetzt Proben von Entschlossenheit und Festigkeit abgelegt, versuchte sich für dießmal noch in dem Handelsministerium, das Thiers verließ (4. April).

So vorbereitet und vertheidigt, konnte das Königthum den

letzten Kampf, der ihm drohte, festen Fußes erwarten. Denn noch war jenes letzte Gesetz gegen die Waffenhehler, welches das Ganze von schützenden Maßregeln vollenden sollte, nicht von der Kammer gebilligt, so brach schon der Sturm los, der heftiger als alle vorhergehenden an der Verfassung und der Monarchie rüttelte.

Siebentes Kapitel.

Die Revolution wird gebändigt.

(April 1834 bis Februar 1836.)

(Inhalt: Die Flüchtlinge und die Aprilaufstände in Lyon und Paris. Ministerkrisen. Aprilprozeß. Attentat Morey-Fieschi. Die Septembergesetze. Bruch zwischen Thiers und Guizot.)

— —

I.

Der gefährlichste der Vereine, welche die öffentliche Ruhe, den europäischen Frieden, die Verfassung und das Königthum in jenen Jahren unaufhörlich in Frage stellten, bestand nicht aus Franzosen. Seit der französische Staatsschatz angefangen hatte, „allen Revolutionen ein Conto-Current zu eröffnen", wie Casimir Perier treffend sagte, hatte sich die gesammte Emigration Europa's mehr und mehr nach Frankreich gezogen, wo überdieß die meiste Aussicht war Beistand und Gunst zu finden. Von allen Illusionen jener an Illusionen so reichen Zeit war die Begeisterung für die Sache der unterdrückten Völker wohl die rührendste. Die lebhafte Phantasie des Franzosen, sein natürliches Mitgefühl, wohl auch das geheime Bewußtsein, durch Beispiel, Aufmunterung und Versprechen zu den unglücklichen Erhebungen jener Nationen beigetragen zu

haben, erfüllten ihn mit aufrichtiger und großmüthiger Sympathie für die Besiegten, und alle Stände wetteiferten im festlichen Feiern der Opfer des Despotismus. Der Verbrüderungsbankette und Reden war kein Ende. Bald jedoch verquickte sich das rein menschliche Gefühl, das man für die Unglücklichen empfand, mit politischer Leidenschaft.

Der Müßiggang, die Mittellosigkeit, das Leben außerhalb der gewohnten Lebensgleise, das stete und ungeduldige Hoffen und Warten, Alles kam zusammen, um diese meist kriegserfahrenen Leute zu allzeit bereiten Rekruten des Revolutionsheeres zu machen. Ihr Umgang mit den unruhigen Elementen der französischen Bevölkerung, insbesondere mit der enthusiastischen Jugend, trieb sie um so leichter in die Arme der Opposition, als man sie glauben machte und sie gerne glaubten, nur die Regierung verhindre die hochherzige Nation, sie, die Verbannten, siegreich in die Heimath zurückzuführen. So nahmen sie bald offen Partei für die Feinde der bestehenden Regierung, und Perier mußte kurz vor seinem Ende, als er 3½ Millionen Unterstützungsgelder für die Flüchtlinge forderte, zugleich um die Ermächtigung bitten, ihnen gewisse Wohnsitze anzuweisen, ja sie nöthigenfalls des Landes zu verweisen. Auch war ihm diese Ermächtigung mit 198 von 265 Stimmen ertheilt worden, trotz Lafayette's heftiger Einreden, Garnier-Pagès' beleidigender Insinuationen, General Lamarque's Heraufbeschwörung der Kalmuken und Baschkiren und ihrer in adliges Polenblut getauchten Lanzen, trotz O. Barrot's edler Entrüstung über die „Massendeportation" der Gäste Frankreichs. Perier aber hatte die ihm gegebene Vollmacht gleich benutzt, die Flüchtlinge über ganz Frankreich zu verbreiten. Doch selbst in der Provinz wurde das neckische Treiben fortgesetzt, wie denn z. B. in der Dordogne die Polen, welche von den Unterstützungen der Regierung lebten, eine Sammlung veranstalteten, um dem ultrademagogischen Blatt die „Tribüne", als es wegen seiner Beschimpfung, nicht des Königs und der Minister, sondern der Volksvertretung verurtheilt worden (siehe weiter oben S. 422), seine Strafe zu bezahlen. Eine Sistirung der Unterstützungsgelder und sofortige Ausweisung

waren die unausbleiblichen Folgen einer derartigen Verirrung, ja ein Einschreiten des Militärs ward nöthig um die Widerspänstigen zum Gehorsam zu zwingen.

Ueber 2000 Flüchtlinge waren in Paris gelassen worden [1]), und diese, namentlich die Polen, hatten sich bald organisirt und eine Centralregierung begründet, an deren Spitze der ehemalige Chef des Warschauer Republikanismus, der bekannte Professor Lelewel, stand und die unbesonnen genug in hundert Aufrufen Deutsche und Italiener, ja sogar die Russen selber zum Aufstand gegen ihre Tyrannen aufforderte, ihnen den Beistand der Landsleute versprach. Im Augenblicke, wo das Frankfurter Attentat (3. April 1833) den deutschen Bund bedrohte, zogen 400 Polen gleichzeitig aus den östlichen Stationen, Besançon, Vesoul, Dijon in die Schweiz, wo sie jedoch schon die Nachricht des Mißlingens jenes Putsches erreichte und aufhielt. Man war's den fremden Mächten schuldig, diesem Mißbrauch des Asyls ein Ende zu machen. Man suchte, so Viele sich nur willig zeigten, in die algierische Fremdenlegion einzureihen. Wiederholt dachte man daran, die Widerstrebenden nach Amerika zu senden [2]); doch begnügte man sich schließlich den Ausschuß des Landes zu verweisen; auch gegen Lelewel, für den man eine Ausnahme gemacht und der sich auf Lafayette's Landgut hatte zurückziehen dürfen, mußte man nach wenig Wochen in gleicher Weise einschreiten. Weniger bedenklich war man, als die Generale Bem und Ramorino öffentlich für Dom Pedro von Portugal warben, ja man benutzte die Gelegenheit mit Beeiferung, um sich der unbequemen Gäste zu entledigen: allerdings war die Regierung Dom Miguel's, gegen den die Unternehmung gerichtet war, keine „befreundete"; auch waren Dom Pedro so wenig wie die beiden polnischen Generale, die für ihn fechten wollten, Männer der Unordnung: daher kam denn auch der Widerstand, dem sie bei ihren Verbannungsgenossen begegneten, und der Haß, mit dem die polnischen Flüchtlinge ihren Landsmann

1) S. Gisquet a. a. O. IV, 13 ff.

2) S. Depeschen de Sales' vom 27. Juli 1833 und 7. Febr. 1834.

Bem verfolgten, entlud sich nicht nur in einem gegen ihn gerichteten Mordanfall (Juni 1833), sondern auch in lauten Denunziationen. Ein Manifest des republikanischen Polenausschusses untersagte allen Landsleuten für eine monarchische Sache zu fechten: „Mögen die Generale für einen König fechten — das ist ihre Sache. Die Polen kämpfen nur für's Volk und seine Befreiung; in Frankreich erwarten wir unser Schicksal. Die Zeit wird kommen, wo das Volk die Scepter zerbrechen, die Kronen mit Füßen treten wird. . . . Erst in diesem Kampfe der Völker gegen die Könige werden wir den letzten Tropfen Blutes, der uns übrig bleibt, vergießen." Natürlich nahm die oppositionelle Presse heftig Partei für die „Verfolgten" und „Betrogenen" gegen die Verräther, welche ihre Landsleute durch falsche Vorspiegelungen in den Kampf für die Tyrannei Dom Pedro's locken wollten.

Weit bedenklicher als die Entwürfe der Polen waren die der italienischen Emigration. Das Feld ihrer Thätigkeit war näher, ihre Kunst im Geheimbündeln eine überlegene, ihr Haupt ein Mann von Genie und großem Charakter. Giuseppe Mazzini, ein Genueser, der Gründer der weitverzweigten Verschwörung „Jungitaliens", welche an die Stelle des Carbonarismus getreten war, leitete erst in Marseille und, nachdem er aus Frankreich ausgewiesen, von seiner Vaterstadt aus, wo er das Organ der Partei, „La giovine Italia", redigirte, endlich von Genf aus die gesammte italienische Emigration. Sein Einfluß war ein gewaltiger. Nicht nur das litterarische Talent des Mannes, der einer der beredtesten Schriftsteller seiner Nation war, nicht allein seine rastlose Thätigkeit und sein Organisationstalent, nicht einmal seine antike Uneigennützigkeit und Bedürfnißlosigkeit, hatten ihm diese Macht gegeben; es war die Gewalt seiner Apostelnatur, der seine Landsleute nicht zu widerstehen vermochten. Er hatte aus dem Patriotismus eine Religion gemacht, nicht nur für die Andern, sondern für sich selber, und der Priester war das gläubigste Glied der Gemeinde. Den nüchternen Rationalismus der französischen Demokratie hatte er seines rhetorischen Flitters entkleidet und

mit allem Glanz poetischer Phantasie ausgestattet. Er sprach seinen Jüngern nicht nur, wie die französischen Demagogen, von ihren verkannten Rechten, sondern auch von ihren Pflichten. „Gott und das Volk" war die Devise des Mannes, dessen zauberhafte Persönlichkeit nur auf Wenige ihre Wirkung verfehlte. Sein Haß des Papstthums, der allen italienischen Patrioten seit Machiavelli im Blute liegt, machte ihn nicht irreligiös und seine katholische Mystik erlaubte ihm im Zusammenhang mit dem innersten Leben der Nation zu bleiben, wie er denn stets die geträumte Zukunft seines Vaterlandes an die hehre Vergangenheit desselben knüpfte und sich wohl hütete, wie die französischen Demokraten, die Weltgeschichte von 1789 zu datiren. Das Italien, das der Welt die römische Republik, den Katholizismus und die Renaissance gegeben, sollte nun auch der Verkündiger des neuen Evangeliums der Nationalität werden.

Mazzini's Fanatismus hatte nichts Düsteres, aber er war darum nicht minder gefährlich, denn bewußt, nicht seinem eigenen Nutzen nachzugehen, bebte er vor keinem Verbrechen zurück, um sein hohes Ideal zu verwirklichen. Er plante den Königsmord und leitete eine geheime Vehme, der mehr als ein „Verräther" zum blutigen Opfer fiel. Noch vor Kurzem (31. Mai 1833) war ein Flüchtling unter dem Messer eines Landsmannes gefallen, und trotz des Protestes Mazzini's zweifelte Niemand, daß das Todesurtheil der geheimen Justiz, das er abläugnete, von ihm ausging [1]). Eine erste Verschwörung war im Keime erstickt worden. Jetzt gegen Ende des Jahres glaubte der Agitator, der Augenblick zu handeln sei gekommen, obschon sein Rival Buonarotti es mißbilligte. Die Leiter der Demokratie versprachen in Paris und Lyon zugleich loszubrechen, während er über Savoyen in Italien einfalle. Seine kleine Armee, an 800 Mann stark [2]), deren Kern jene im vorigen

1) Dasselbe ist abgedruckt bei Gisquet a. a. O. IV, 26 u. 27.

2) S. Simoni, Hist. des conspirations mazziniennes, p. 53. Danach waren unter den 783 Mann Ramorino's nur 70 Italiener.

April aus Frankreich ausgewanderten Polen waren, stand marschbereit in der französischen Schweiz unter den Befehlen Ramorino's, der in Polen gefochten und noch kürzlich Dom Pedro von Portugal als Werbeoffizier gedient; während die in dem Dauphiné einquartierten Flüchtlinge sich vorbereiteten, von Süden her in Savoyen einzufallen. Die Regierung, die von Allem unterrichtet war, ließ gewähren; sie war nicht unzufrieden, die unruhigen Köpfe jenseits der Grenzen ihr Handwerk treiben zu sehen, und Louis Philipp hatte seine kleine Schadenfreude daran, den Freund der Herzogin von Berry, den König Karl Albert, in Verlegenheit zu lassen, ja vielleicht auch eine geheime Hoffnung auf eine Abtrennung der durch Sprache und natürliche Grenzen zu Frankreich gehörigen Provinz. Schon seit mehr als einem Jahr dauerten die unliebsamen Erörterungen zwischen Turin und Paris [1]). Louis Philipp und der Herzog von Broglie hörten nicht auf, jeder in seiner Weise, dem Könige von Sardinien ihre üble Laune zu zeigen, seit die in Nantes ergriffenen Documente ihnen keinen Zweifel mehr über dessen Gesinnung ließen. Er seinerseits klagte über die französischen Agenten, verlangte — umsonst — die Abberufung des Consuls in Genua, der aus seinen feindseligen Gefühlen kein Hehl machte, empfing die französischen Legitimisten mit offenen Armen, verbot den regierungsfreundlichen Pariser Zeitungen den Eingang in's Königreich, den er den feindlichen weit öffnete. Jetzt hatte man denn auch in den Tuilerien taube Ohren, als man den bevorstehenden Einfall der Mazzinianer meldete. Indeß die Unternehmung (1. bis 3. Februar 1834) scheiterte an der Wachsamkeit der sardinischen Behörden, der Planlosigkeit der Führer, vor Allem an der Gleichgiltigkeit der Savoyer Bevölkerung. Die Eroberer wurden von den Gendarmen Karl Albert's ohne Blutvergießen leicht zerstreut und zogen sich in ungeordneter Flucht in die Schweiz

1) Am Gereiztesten war das Verhältniß im Sommer 1833. S. die Depeschen de Sales' vom Mai bis August. Die auf die savoyische Unternehmung bezüglichen sind vom 5. November 1833, dem 10. und 27. Januar 1834.

und nach Frankreich zurück, wo sie bald bessere Verwendung finden sollten.

Wenig Tage darauf mißlang der gleichzeitig auszuführende Streich auch in Lyon, wo eine allgemeine Arbeitseinstellung das Signal hatte geben sollen. In einem Conflikte zwischen den nicht eben zahlreichen Arbeitern einer gewissen Spezialität und ihren Fabrikherren wegen einer Lohnherabsetzung wandten sich die Ersteren an die Häupter der geheimen Werkführergesellschaft „die Gegenseitige" (la Mutuelle), welche damals noch keinen republikanischen, wie überhaupt durchaus keinen politischen Charakter hatte [1]). Die Generalversammlung dieser Hilfsgenossenschaft, welche übrigens nur etwa 2,500 von 50,000 Arbeitern in sich schloß, entschied sich mit unbedeutender Mehrheit für ihre beeinträchtigten Kameraden Partei zu ergreifen, und am 14. Februar begann die große Arbeitseinstellung, nicht ohne Zwang und Drohung gegen die friedlicher gestimmten Arbeiter. Ihre Bitten um Vermittlung der Behörden bei den Fabrikherren wurden von dem Präfecten — es war nicht mehr Dumolard, der „Arbeitervater" —, als in die Freiheit der Verträge eingreifend, zurückgewiesen. Doch widerstanden die Arbeiter noch immer den unaufhörlichen Verführungsversuchen der Republikaner und blieben bei ihrem leidenden Widerstande stehen. „Die Arbeiter wollen nicht anfangen, sie meinen, das wäre Sache der Republikaner", klagte Einer dieser, indem er den Mißerfolg seiner Anstrengungen nach Paris meldete. „Doch wird sie die Noth bald zu dem bringen, wozu sie Patriotismus und Pflicht schon hätte bringen müssen." [2]) Indeß begannen viele Arbeiter schon zu verzagen, wünschten die Arbeit wieder aufzunehmen, Zwietracht entstand, und schon traten die industriellen Gesellschaften vor den politischen zurück. Ein Chef des Lyoner Zweigvereins der „Menschenrechte-

1) Artikel 14 der Verfassung: „Il est expressément défendu de s'occuper, même de s'entretenir d'affaires politiques ou religieuses." S. Louis Blanc a. a. O., Bd. IV, wo in dem Anhang S. 516—523 das ganze Reglement steht.

2) S. Gisquet a. a. O. IV, 308.

gesellschaft" Albert ging nach Paris, um sich mit dem Centralcomité zu verständigen, Cavaignac und Guinard, auf deren Beredsamkeit und Verführungskunst man rechnete, herüberzuholen; aber in Paris war man weder einig noch bereit und rieth daher zur Mäßigung, zum Abwarten, doch kam es bald zu einer Versöhnung Carrel's und Cavaignac's und Beide versprachen nach Lyon zu kommen, mehr um zurückzuhalten, als zu treiben. Albert schrieb, sie wollten im Grunde Nichts thun. Paris habe nicht nöthig, wie Lyon, zurückgehalten, sondern getrieben zu werden; doch würde im Falle eines Angriffes Paris Lyon nicht im Stiche lassen [1]). Noch ehe dieser Brief nach Lyon kam, war dort (22. Februar) die Arbeit schon wieder aufgenommen worden, und die Umsturzpartei mußte sich noch einmal gedulden, denn ähnliche Versuche in dem nahen Saint Etienne scheiterten auf ähnliche Weise, obschon sie dort zu Prügeleien führten und einem Schutzmanne das Leben kosteten. Doch gab man darum die Hoffnung noch nicht auf, die Auftritte vom November 1831 wiederholen zu können, und dießmal war man entschlossen den Sieg besser auszunützen, als es jene thörichten Sieger, welche so gar Nichts von hoher Politik verstanden, in ihrer Einfalt gethan hatten. Was damals ein freiwilliger Ausbruch der Noth gewesen, wurde jetzt künstlich und umsichtig in's Werk gesetzt.

Das neue Vereinsgesetz, welches am 25. März nach vierzehntägiger Debatte angenommen worden, war von der Umsturzpartei als ein Todesstoß empfunden worden, den man gegen sie richte. Ehe es durch die Abstimmung des Oberhauses und die Zustimmung des Königs perfect wurde, mußte das Aeußerste versucht werden. Viele Redliche und Freisinnige mißbilligten ein Gesetz, welches in der That das Vereinsrecht durchaus illusorisch machte, und Lafayette protestirte schon am folgenden Tage gegen „diese antisociale Folge eines längst von ihm angeklagten Systems", als „einen neuen und fortschreitenden Angriff gegen die Julirevolution" [2]). Die

1) Louis Blanc a. a. O. IV, 261.

2) S. die gleichzeitigen Zeitungen und Rouvion a. a. O. III, 626

offenen Republikaner gingen weiter, erklärten sich nicht unterwerfen zu wollen, organisirten einen Massenprotest der Provinzen, d. h. zahlreiche Briefe aller Zweiggesellschaften der Departements, welche dann täglich mit viel Wichtigkeit in dem Organ der „Menschenrechtegesellschaft" abgedruckt wurden. Am 31. März veröffentlichte die „Tribüne" gar eine Proklamation der in Paris versammelten Abgeordneten jenes Zweigvereines, in welcher alle Vereine aufgefordert wurden, sich dem „Attentat gegen die Freiheit" zu widersetzen und, „anstatt sich aufzulösen, sich zu vereinigen, zu vervielfältigen, auszudehnen", und am 3. April empfahl ihnen dasselbe Blatt, „alle Mittel, welche ihnen die Umstände und ihr Muth eingäben, gegen die Usurpationsregierung in's Werk zu setzen".

Vor Allem rechnete man auf Lyon, wo noch immer eine äußerst schwüle Stimmung herrschte und die aus Savoyen zurückgedrängten Flüchtlinge mit den im Februar um den Erfolg ihrer Entbehrungen betrogenen Arbeitern Schlimmes brüteten. Zwei entschlossene Demagogen, jener Albert und Lagrange, der vierzehn Jahre später einen so hervorragenden Antheil an dem Sturze der Dynastie Orleans haben sollte, hatten die kleine aber verwegene republikanische Partei Lyons auf's Trefflichste als „Fortschrittsgesellschaft" und als Zweigverein der „Menschenrechtegesellschaft" organisirt. Pariser Sendlinge, darunter Männer wie Cavaignac, Garnier-Pagès, Trelat, Ramorino, waren im Laufe des Jahres 1833 herübergekommen und hatten ihnen ihre Gesellschaften einzurichten geholfen. Lyon hatte seine Bankette, seine Preßprozesse, seine Ausruferbewegung gehabt, wie Paris; selbst der eintönige Chor der Polizeiankläger fehlte nicht, und die Armee ward mit gewohnter Unermüdlichkeit bearbeitet. Seit dem Februar war auch die „Gegenseitige", bis dahin eine ganz unpolitische Gesellschaft, zum großen Theil angesteckt. Jetzt betheiligte sie sich mit 2500 Unterschriften an dem Protest gegen das „freiheitsmörderische Vereinsgesetz", indem sie erklärte, „nie ihr Haupt

den Anhang; denn der Protest findet sich nicht in den Memoiren Lafayette's.

unter ein verthierendes Joch beugen zu wollen!" Bald verschmolz sie sich ganz mit der „Menschenrechtegesellschaft". Der Fortschritt in politischer Bildung war unverkennbar. Es war gelungen, den armen Enterbten der Gesellschaft die Ueberzeugung beizubringen, daß eine Aenderung in der politischen Regierungsform ihr hartes Loos erleichtern werde; weiter wollte der politische Fanatismus Nichts, dem die Leiden der arbeitenden Klasse als Vorwand und Gelegenheit dienen mußten, den ungeduldig erwarteten Kampf zu beginnen. Am 20. März schreibt das Centralcomité von Paris an das Zweigcomité von Lyon, sich von der Gesellschaft dictatorische Befugnisse ertheilen zu lassen, um im Augenblicke des Kampfes, der sehr nahe scheine, mit mehr Einheit und Schnelligkeit handeln zu können [1]). Der Kampf war in der That nahe.

Die Behörden hatten zwar die Häupter der „Gegenseitigen", welche die Arbeitseinstellung vom Februar organisirt hatten, auf Grund der damals geltenden Gesetze verhaftet, und ihr Prozeß sollte am 5. April stattfinden. Allein schon Tags zuvor hatte man die ganze Leitung der verbündeten Gesellschaften durch Neuwahlen gestärkt. Bis dahin verschob man auch den Aufstand in der Hauptstadt, der gleichzeitig ausbrechen sollte. Doch auch die Obrigkeiten waren vorbereitet. Seit 1831 hatten sich rings um die Stadt Befestigungswerke erhoben, war die Nationalgarde aufgelöst, die Besatzung verstärkt worden; eine Garnison von 10,000 Mann, welche beim ersten Zeichen durch Zuziehung der in den nahen Ortschaften liegenden Truppen auf 15,000 gebracht werden konnte, war bereit. Doch that man Alles, um den Kampf zu vermeiden, und alle bewaffnete Macht war auf Verlangen des Tribunals selber von dem Gerichtssaale ferngehalten worden. Die Ruhe konnte demungeachtet nicht aufrecht erhalten werden; es erfolgten gewaltthätige Auftritte, und das Gericht sah sich genöthigt, die Sitzung aufzuheben, auf den 9. April zu vertagen. Man gewann Nichts beim Warten. Die republikanischen Führer, welche aus ihren Absich-

1) S. Gisquet a. a. O. IV, 314.

ten kaum mehr ein Hehl machten, veranstalteten schon am 6. ein Monstrebegräbniß für einen Tags zuvor gefallenen Mutuellisten; und die Nachricht von der Kräftigung des Ministeriums durch die Personalveränderungen vom 4. April, namentlich durch die Zuziehung des „Schaffotlieferanten" Persil, schien ihnen ein hingeworfener Handschuh, den sie sich beeilten aufzunehmen; doch war des neuen Ministers des Innern, Thiers', gemessener Befehl, den Kampf so lang als möglich zu vermeiden: „Wartet, bis man auf euch schießt; thut man's aber, so handelt ohne Schonung."

Am Morgen des 9. war ganz Lyon militärisch besetzt. Den Oberbefehl führte General Aymar. Gegen 7 Uhr früh begann die Bewegung der Arbeiter aus den Vorstädten [1]) in die innere Stadt und wurden von jeder Abtheilung die ihr angewiesenen Stellungen eingenommen. Kaum war das Gericht versammelt, kaum hatte der junge Redner der republikanischen Partei, Jules Favre, ein Lyoner Kind, seine Vertheidigungsrede begonnen, als schon in den engen und krummen Straßen um das Gerichtsgebäude herum die Barrikaden errichtet wurden. Der Versuch der Truppen sich dem zu widersetzen, führte den gewünschten Zusammenstoß herbei und bald stand halb Lyon in hellem Aufruhr. Er war ganz militärisch organisirt und geschickt geleitet. Die Stadt war in sechs Operationsquartiere eingetheilt und jedem Quartier entsprach eine der sechs Abtheilungen des Aufstandsheeres. General Aymar seinerseits ging vorsichtig und methodisch vor, um nicht wie sein Vorgänger im Jahre 1831 zum Rückzug genöthigt zu werden. Er bemächtigte sich der Brücken, welche die Stadt mit den Vorstädten, den eigentlichen Lagern der Arbeiter verbanden, und suchte vom Mittelpunkte der Stadt aus, wo er sein Hauptquartier hatte, überall seine Verbindungen mit den Flüssen aufrecht zu halten, doch brauchte es ein energisches Artilleriefeuer, um sich dieser Mittelpunkte, vor und hinter der Präfectur, zu versichern. Am folgenden Tag begann der eigentliche Angriff auf die Barri-

1) S. oben Kapitel V, 5 die Topographie der Stadt.

laden und die neben den Barrikaden stehenden Häuser, von denen das Feuer der Aufständischen hauptsächlich ausging. Wer sich an einem Fenster zeigte und nicht sobald nach der ersten Aufforderung zurückzog, auf den sollte geschossen werden; und die erbitterten Soldaten, welche sich eine fast wehrlose Zielscheibe wohlgeborgener Schützen sahen, führten den immer schrecklichen Straßenkrieg mit einer Zorneswuth, die dem ganzen Kampfe das Gepräge grimmer Grausamkeit gab. Die gleichzeitigen Berichte erzählen von beispiellosen Gräuelthaten.

Während indeß so der Aufstand langsam aber sicher im Innern der Stadt zusammengedrängt ward, verbreitete er sich immer mehr in den Vorstädten, wo er die Truppen von jeder Verbindung mit der Umgegend abschloß, so daß sich zwei concentrische Kreise gebildet hatten, deren äußerer von Aufständischen, der innere von den Truppen besetzt war, die ihrerseits wieder den Heerd des Aufstandes umschlossen. Am vierten Tage endlich (12. April) begann der General der inneren Stadt Meister zu werden und richtete sofort seinen Angriff auf die Vorstädte jenseits der Flüsse. Die Guillotière und die Brotteaux auf dem linken Rhoneufer fielen bald in die Hände der Truppen. Heftiger war der Widerstand auf dem linken Saoneufer, wo die Pariser Straße durch die Vorstadt Vaise in's innere Lyon führt; doch wurde auch diese nach heftigem Häuserkampfe genommen. Es blieben nur noch der kleine Punkt im Innern der Stadt, wo sich in und um die Kirche St. Bonaventura und St. Nizier die Scenen des Klosters St. Méry wiederholten, und die hochgelegene Croix Rousse. Erstere fiel nach muthiger Gegenwehr am Abend des 12., letztere übergab sich trotz eines Aufrufes des Centralausschusses zum Aushalten, datirt vom 22. Germinal XLII der republikanischen Zeitrechnung, noch am selben Tage (13. April), als man mit Bombardirung des ganzen vereinzelten Quartiers drohte. Am Abend dieses, des fünften Tages, war die Armee überall Herr. Sie hatte über 300 Mann verloren. Die Zahl der Todten und Verwundeten auf Seiten der Aufständischen ist nicht mit Genauigkeit zu ermitteln; nur sechs Siebentel Derer, welche in

die Hände der Truppen fielen, waren Lyoneser; nur ein Zehntel Seidearbeiter [1]). Auch bekannte Legitimisten, wie zwei Gefährten der Herzogin von Berry auf dem „Carlo Alberto", Sala und der Sohn Marschall Bourmonts, wurden ergriffen.

In den benachbarten Städten hatten die wirren Nachrichten aus Lyon ihre Wirkung nicht verfehlt; in St. Etienne, Vienne, Grenoble, Clermont, Auxerre kam's am 11. und 12. zu blutigen Zusammenstößen. Selbst in entfernteren Städten, wie Poitiers und Lunéville, versuchten die Verschwornen den Kampf zu entfachen. An letzterem Orte begann Clément Thomas, damals Unteroffizier, mit einem Versuch zur Meuterei gegen die Offiziere, seine militärische Laufbahn, welche mit der Erschießung durch seine meuternden Untergebenen enden sollte (März 1871). In Marseille gediehen die Dinge nicht einmal bis zu einem Anfang der Ausführung. Nur in Paris, wo man die Lyoner siegreich wähnte, wie man in Lyon von dem Triumphe der Pariser überzeugt war, nahm der Aufstand größere Verhältnisse an. Am 10. waren die telegraphischen Nachrichten aus Lyon in der Hauptstadt eingetroffen und sofort veröffentlicht worden. An den folgenden Tagen verbreiteten die Zeitungen das Gerücht vom vollständigen Siege der Emeute. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo man den Verpflichtungen gemäß hätte losbrechen müssen; allein es war Zwietracht in der Gesellschaft: Eifersucht und Meinungsverschiedenheit machten sich geltend. Doch versöhnte man sich bald angesichts der dringenden Lage, und Jedermann gewärtigte sich einer Schilderhebung für den 13. Da, in der Nacht vom 12. auf den 13., wurden 150 Häupter der „Menschenrechtegesellschaft" verhaftet; nur Cavaignac und Kersausie, die Häupter der beiden gestern noch feindlichen Fraktionen, wußten zu entkommen, und mit ihnen die gefährlichsten Führer. Denn Kersausie hatte, um einem solchen Streiche zuvorzukommen, im

1) Guizot, Mémoires III, 243. S. ebenda im Anhang S. 424 bis 499 den interessanten und ausführlichen Bericht eines Augenzeugen. Die Armee hatte 269,000 Flinten- und 1729 Kanonenschüsse gefeuert. S. ebenda S. 467.

Schoße der Gesellschaft, welche zu offen und zu lärmend zu Werke ging, einen Verein des „Handelns" begründet, welcher, in Quinturien, Decurien und Centurien eingetheilt, nur von ihm Befehle erhielt, auch diese nur mündlich. Dieses Heer im Heere zählte an 1200 Mann; jeder Abtheilung war ein bestimmtes Quartier angewiesen, wo sich die Mitglieder derselben vereinzelt aufzuhalten hatten. Kersausie gab im Vorübergehen den Centurionen die Befehle, welche sie ebenso den Decurionen und Quinturionen mittheilten, die sie weiter an die Einzelnen brachten. Schon im Januar hatte er eine dieser unsichtbaren Revuen gehalten, und Alles hatte seinen Wünschen entsprochen [1]). Heute war er gerade wieder mit der Musterung beschäftigt, als es endlich (3 Uhr Nachmittags) den Agenten der Polizei gelang, sich seiner zu bemächtigen. Zugleich ward gegen das Organ der Umsturzpartei eingeschritten. Die „Tribüne" hatte am Morgen die Ausrufung der Republik in Lyon, den Sieg des Aufstandes, die Weigerung der Soldaten gegen das Volk zu kämpfen, ja den Aufstand eines Regimentes in Belfort (sprich Béfort) unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" gemeldet, und diesem hochherzigen Betragen der Truppen die grausamen Worte des Generals Bugeaud gegenübergestellt, der seinen Leuten gesagt haben sollte: „Wenn die Republikaner sich hier rühren, so tödtet Alles ohne Unterschied. Keine Gefangenen, kein Quartier!"

Zugleich verkündete die Amtszeitung, alle Vorsichtsmaßregeln seien getroffen; dieß sei die letzte Warnung: „Bei der Lage des Landes wäre jede Schonung nur eine schuldvolle Schwäche." Man wollte nicht hören. Bei Anbruch der Dämmerung erhoben sich wie durch ein Zauberwort Hunderte von Barrikaden, meist im Marais und im Quartier Latin, dem Studentenviertel. Hier ward man des Aufstandes in wenigen Stunden Herr, dort, um die Straße St. Méry, wo der Kampf vor zwei Jahren am Erbittertsten getobt und wo er sich auch dießmal concentrirte, brauchte es größere Anstren-

1) S. Gisquet a. a. O. IV, 270—278.

gungen. Die Nationalgarde, welche sofort herbeigeeilt war, die Ordnung zu schützen, verlor mehrere ihrer Offiziere, und man sah sich genöthigt, auch hier wie in Lyon methodisch zu verfahren. General Lobau, der über 40,000 Mann Truppen und ebensoviel Nationalgardisten verfügte, verschob den Angriff auf den nächsten Tag und ließ während der Nacht alle Stellungen von seinen besten Truppen und bewährtesten Offizieren einnehmen. General Bugeaud konnte nur mit Mühe bis zu dem ihm angewiesenen Posten vordringen. Er sowohl, wie Thiers, der ihn begleitete, mußten vom Pferde steigen, um an der Spitze der Truppen vorzurücken, nicht ohne äußerste Lebensgefahr. Des Generals Adjutant und ein Beamter des Ministeriums des Innern, welche ihren Chefs Mittheilungen machten, wurden an ihrer Seite getödtet; mehr als zwanzig Leute des Bataillons fielen, Alle unter den Kugeln, welche aus den umgebenden Häusern auf sie regneten. Erst um 6 Uhr Morgens (14. April) begann der allgemeine Angriff, den General Lobau, begleitet von den beiden ältesten Söhnen des Königs, in Person leitete. Auch hier ward mit wahrem Ingrimme gefochten, und das gräuelhafte „Blutbad der Rue Transnonain" lebt noch heute im Andenken der Pariser. In einem einzigen Hause wurden neunzehn Personen, darunter Weiber und Kinder, von den auf's Aeußerste gereizten Soldaten niedergemetzelt. „Der Nationalgardist, der Soldat, der sich den Kugeln in der Straße aussetzte, und sich erinnerte, wie alle die Aufrührer, die er früher verhaftet, von den Gerichten und Geschwornen freigesprochen worden, fürchtete neue Beispiele der Strafloſigkeit und übte jetzt eigenhändige Gerechtigkeit." [1]) Doch waren im Ganzen weniger Menschenleben geopfert worden, als zwei Jahre vorher an derselben Stelle: die Soldaten machten 400 Gefangene und nach einer Stunde war der grause Kampf beendigt. Am Nachmittage konnte dem Parlamente verkündet werden, daß die Ordnung wiederhergestellt sei. „Man hatte

1) Worte des sardinischen Botschafters. Depesche vom 20. April 1834 (A. T.).

uns eine Schlacht versprochen und man hat uns nur Meuchelmord geboten", sagte Admiral de Rigny zum Oberhaus; und Guizot zu den Abgeordneten: „Wir erwarteten den Bürgerkrieg; wir haben nur Mörder gefunden."

Dieß harte Urtheil war das der Nation, soweit sie in beiden Häusern des Parlamentes, in der Armee, in der Bürgerwehr, in dem Beamtenstand, in den Gemeinderäthen vertreten war. Die beiden Kammern brachten sofort in ihrer Gesammtheit ihre Glückwünsche und ihre Anerbietungen zu dem König; die Bürgerwehr, die sich trefflich gehalten hatte [1]), und die Armee, die er an demselben Nachmittage musterte, jubelte ihm mit stürmischer Begeisterung zu; von allen Seiten strömten die Adressen ein mit Versicherungen der Treue und Versprechen der Unterstützung. Man fühlte, welcher Gefahr man entkommen war; und man war überzeugt, daß das Experiment der unbeschränkten Freiheit gemacht sei. Von diesem Augenblicke an, ward der Regierung die Vollendung und Ausnutzung des Sieges leicht: noch waren allerdings die Feinde der Ordnung und des Gesetzes am Leben, mächtig und zuversichtlich; aber man war wenigstens der Freunde sicher. Der Augenblick schien gekommen, die Offensive zu ergreifen, und schon am folgenden Tage (15. April) ward der Gesetzentwurf gegen die Waffenhehler eingebracht, und beschloß man die günstige Stimmung zu benutzen, um die Volksvertretung durch Neuwahlen zu verjüngen und zu kräftigen. Die Kammer C. Perier's, welche seit dem Tode des gefürchteten Ministers schwierig und eigenwillig geworden war, wurde nach dreijähriger Existenz am 25. Mai 1834 aufgelöst und die Wähler auf den 21. Juni einberufen.

Wenig Tage vorher hatte auch ein Mann, welcher der

1) „Mettez bien en avant dans votre esprit", sagte Fürst Metternich zum sardinischen Botschafter (s. dessen Depesche vom 14. August 1835), „que la base sur laquelle est assis aujourd'hui le pouvoir en France est la garde nationale; c'est elle qui est furieuse contre les anarchistes; sans son appui Louis Philippe serait renversé dans un quart d'heure."

Gründung der gesetzlichen Freiheit in seinem Vaterlande seit vier Jahren wie vor einem halben Jahrhundert, beharrlich im Wege gestanden, während er sie zu fördern glaubte, seine lange, an Triumphen reiche, an Erfolgen arme Laufbahn beschlossen. Am 20. Mai war Lafayette in seinem 78. Jahre gestorben. Mit ihm verlor die Umsturzpartei ihren mächtigsten, wenn auch unfreiwilligen Verbündeten; das Julikönigthum aber ward eines unbequemen Gegners entledigt, der ihm nicht verzeihen konnte, seinen Händen entwachsen zu sein. Durfte jene doch nur so lange hoffen sich der Staatsmittel zu bemächtigen, als sie auf die Schwäche und die Furcht vor Verantwortlichkeit, Strenge und Unpopularität der aufrichtigen und ehrlichen Freunde der Freiheit rechnen konnte, welche durch Stellung oder Vergangenheit gesellschaftliche Achtung genossen. Dieses aber war fast entwaffnet gegenüber dem Manne, der vor wenig Jahren Pathenstelle bei ihm vertreten und besser als Laffitte verstanden hatte, mit seinem Ansehen wie mit seinem Vermögen Haus zu halten, der aber am Ende doch mit aller seiner Klugheit auch das Ziel seiner Wünsche verfehlt hatte. Lafayette hatte die Lage, den König, sich selbst falsch beurtheilt, als er glaubte, die Ordnung der Dinge, die er geholfen hatte zu begründen, auch beherrschen zu können. Zu eitel, um es sich zu gestehen, zu klug, um es nicht zu fühlen, sah er sich am Schlusse seines Lebens, wie am Beginne seiner politischen Laufbahn von der Leitung der Geschäfte seines Vaterlandes ausgeschlossen, und anstatt seinem Sterne zu danken, daß ihm nicht die Gelegenheit geboten wurde, die ihm so theure Volksgunst durch die Ausübung der Gewalt und der damit verbundenen Pflichten zu verscherzen, schmollte er mit dem Geschick, mit den Feinden, mit den Freunden, mit Allen außer mit sich selbst, — daß er wiederum, wie vierzig Jahre vorher, um die höchste Ehre betrogen war, ohne doch die Genugthuung zu haben, wie Berryer oder Béranger durch die so lange und so sicher durchgeführte Rolle den Beifall und die Bewunderung der Besten der Nation errungen zu haben [1]). Das Volk freilich, das mit der Phan-

1) Als Lafayette sich einst gegen den Chef der Doctrine, Royer Col-

tasie urtheilt, so lange die rauhe Wirklichkeit seine Phantasiegebilde nicht zertrümmert, bewunderte den „Helden zweier Welten", den „Patriarchen der Freiheit", den immer seiner Ueberzeugung treu gebliebenen Volksfreund, wie in unsern Tagen ein andres Volk einen andren Helden nicht aufhören sollte, zu bewundern und zu lieben, nachdem er selber Alles gethan hatte der Welt zu beweisen, daß er nur ein Held war. Mit Lafayette aber schwand das letzte Glied der Kette, welches die Freunde der gesetzlichen Freiheit an die Umsturzpartei gebunden. Wer ferner am politischen Kampfe Theil nehmen wollte, fand keine zweideutige Fahne mit glänzendem Namen mehr, unter die er sich und seine Halbheit flüchten konnte; es hieß: „hie Welf, hie Waiblingen!" Erst nachdem der Kampf ausgefochten, konnte sich wieder langsam aber sicher eine Mittelpartei bilden, welche wiederum ebenso sicher die Revolution entfesseln sollte.

II.

Die Regierung hatte gesiegt; aber sie war erschöpft von der Anstrengung. Das Land war getheilt. Während die Einen dem Ministerium dankbar waren, daß es die Feinde der Ordnung bezwungen, warfen ihm die Andern vor, daß es der Schilderhebung nicht zuvorgekommen; und unter diesen wieder trennten sich diejenigen, welche eine größere Nachgiebigkeit und eine größere Nachsicht für das geeignetere Mittel hielten, den innern Frieden aufrecht zu erhalten, von denen, welche meinten, strengeres und rascheres Handeln hätte den Ausbruch verhindern können. Die allgemeinen Wahlen gaben dieser getheilten Stimmung einen nur allzu getreuen Ausdruck und die Regierung, die auf eine feste Stütze gehofft, und sie im ersten Augenblicke erhalten zu haben vermeinte, sah sich bald von einer unsichern Mehrheit umgeben. Wohl bewies der Mißer-

lard, gerühmt hatte, nie seine Meinungen geändert zu haben, antwortete dieser: „Das kann ich nicht sagen. Ich habe was im Leben gelernt."

folg der Republikaner auf's Unzweideutigste, daß die Wähler jene Partei und ihre Unternehmungen verdammte; dagegen erschien zum ersten Male seit vier Jahren die legitimistische Partei, für welche die aussichtslosen Republikaner eifrigst agitirt hatten; mit einem nicht verächtlichen Fähnlein von dreißig Abgeordneten im Hause, ward die dynastische Opposition fast vollzählig nach Paris geschickt, erhielt namentlich die Mittelpartei so ansehnliche Verstärkungen, daß ihre Zahl über 100 betrug [1]). Sie aber war recht eigentlich die entscheidende Macht in der Versammlung: je nachdem sie sich rechts oder links wandte, gab sie den Ausschlag. Ihr Haupt, Dupin der Aeltere, war und blieb Vorsitzender des Hauses: sie zählte viele angesehene Männer und einflußreiche Redner, die nicht für unpraktische Enthusiasten galten, wie so Viele der eigentlichen Linken; sie übte, unter'm Beifall der Zuschauer, die leichte und verführerische Kunst der Verneinung und wußte ihre Impotenz unter dem Mantel ehrgeizloser Uneigennützigkeit klug zu verbergen. Sie bildeten jedoch keineswegs einen linken Flügel der konservativen Mehrheit, noch einen rechten der fortschrittlichen Minderheit. Kein gemeinsames Princip, keine bestimmte Weise die allgemeinen Interessen aufzufassen, nicht einmal persönliche Verbindungen alten Datums hielten die erst seit zwei Jahren entstandne, aber stätig wachsende Partei zusammen. Mißvergnügen und Unsicherheit, Selbständigkeitssucht und Furcht vor Verantwortlichkeit, kritischer Sinn und Neigung zur Halbheit, bewegten sich bunt durcheinander, einten sich zum Hindern, lähmten sich gegenseitig im Handeln.

Selbst in der verminderten ministeriellen Mehrheit, welche aus den Wahlen hervorgegangen war, herrschten, wenn auch in schwächerem Maße, diese und ähnliche Stimmungen, welche den Werth ihrer Treue und ihres Beistandes verringerten. So ließen sich selbst unter den ausgesprochenen Anhängern der

1) Nach Capefigue (a. a. O. XII, 69) nur 44; aber die von ihm als „zweifelhaft" angegebenen 36, sowie einige 20 der 243 Ministeriellen erwiesen sich bald thatsächlich als Anhänger der Mittelpartei.

Regierung angesehene Stimmen vernehmen, darunter gewiegte Juristen wie Graf Molé und Baron Pasquier, welche eine Amnestie der Aufständischen verlangten und sich aus Opportunitätsgründen oder juristischen Bedenken der Mittelpartei und der dynastischen Opposition in ihren Bestrebungen, der Gnade den Sieg über's Recht zu verschaffen, anschlossen. Ja es gelang ihnen, einen Fürsprecher der Milde bis in den Rath der Krone vorzuschieben.

Schon seit dem Austritte des Herzogs von Broglie (1. April 1834) war das Ministerium nicht mehr, was es gewesen war. Die nunmehrigen eigentlichen Leiter des Cabinettes, Guizot und Thiers, ertrugen schon lange nur mit Ungeduld die hemmende Autorität des Ministerpräsidenten, Marschall Soult, der seine Stellung ernstlicher nahm, als er es zu thun im Stande war und als man es gemeint hatte, da man sie ihm übertrug, der nicht nur mitsprach, sondern auch mit entscheiden wollte, was sein soldatischer Kopf und seine soldatische Erfahrung nicht verstanden, und der diesen seinen Willen mit soldatischer Derbheit zu äußern pflegte. Die beiden Minister benutzten die erste, wenn nicht die beste, Gelegenheit sich seiner zu entledigen, indem sie eine Civilregierung für das noch nicht völlig unterworfene Algerien verlangten, während Soult, sicherlich nicht mit Unrecht, in der unruhigen Colonie allein die Militärgewalt aufrecht erhalten wissen wollte. Guizot suchte einen kurzen Aufenthalt in Eu, wo er den König allein hatte, zu benutzen, um von ihm die Entfernung des Marschalls zu erlangen, und bot sogar seine Entlassung an, der Thiers sich anschließen würde. Auf Befragen erklärte dieser, er würde in der That nicht verbleiben, wenn sein College ausscheide, obschon er sich weniger unversöhnlich als dieser gegen den Marschall zeigte. Der König gab ihrem Wunsche nach: wenn nur der Ministerpräsident ein „berühmter Degen" war, der ihm selber das Regieren nicht allzu schroff verwehrte, so war er's zufrieden, daß man wechselte. So bot man den Vorsitz dem Sieger von Antwerpen, Marschall Gérard, an, der schon im ersten Ministerium des neuen Königthums gesessen und

gleich hoch in der Gunst des Monarchen wie der Menge stand, freilich auch, um sich diese Gunst zu erhalten, die wichtigsten Stellungen politischer Strategie aufzugeben im Stande war und dessen sprüchwörtlich gewordene Arbeitsscheu jetzt gerade in einer chronischen Kränklichkeit eine nur allzu bequeme Entschuldigung fand. Dupin versprach seine Unterstützung [1]).

So umgestaltet eröffnete das Ministerium die kurze Sommersitzung am 31. Juli mit einer Thronrede, welche der unsicheren Stimmung des Augenblicks entsprach und welcher der Kammerpräsident Dupin, trotz seines eben erst gegebenen Versprechens, mit einigen Klagen über die Unordnung der Finanzverwaltung und einer etwas scharfen Betonung der Rechte des Hauses gegenüber den Ministern, die Kammer selber mit einer Adresse antwortete, die ebenso gut als eine Mißbilligung, wie als eine Billigung der ministeriellen Politik aufgefaßt werden konnte. Sie war ein Werk der durch der Eintritt Marschall Gérard's ermuthigten Mittelpartei, und der Linken, die denn auch dafür stimmte, war sie natürlich äußerst willkommen. Dann vertagte sich das Haus (am 16. August) und überließ dem Ministerium und seinem neuen Premier die Sorge, die heikle Liquidation der Aprilaufstände zu Ende zu führen. Gerade in dieser Angelegenheit aber war auf einen Mann wie Marschall Gérard, der sich nicht so leicht entschloß, der öffentlichen Meinung zu widersprechen, am Wenigsten zu zählen. Die öffentliche Meinung aber sprach sich theils aus Gründen der Klugheit, theils aus solchen des Gefühls ziemlich einstimmig und entschieden für einen Generalpardon aus. Im Schoße der Kammer selbst sah nicht nur die Mittelpartei, sondern auch ein Theil der Mehrheit schon die endlosen Schwierigkeiten und Aergernisse voraus, die der Monstreproceß bereiten mußte, meinte die Linke, wie immer, Großmuth und Milde würden die Feinde der Ordnung am Sichersten entwaffnen. Der Ministerpräsident war bald, ohne sich dessen recht bewußt zu sein, das Werkzeug dieser Parteien, mit denen er überdieß mehr Fühlung hatte als mit der

1) S. Dupin a. a. O. III, 107.

eigentlichen Regierungspartei. Die Entscheidung aber ließ sich nicht lange mehr aufschieben, und da der Marschall vielleicht den König, der stets zur Milde neigte, aber keinen seiner Collegen zu seiner Ansicht zu bekehren vermochte, nahm er (am 29. Oktober) seine Entlassung, nachdem er wenig mehr als drei Monate die hohe Stellung eingenommen. So stellte sich denn die Schwierigkeit von Neuem und in noch höherem Grade ein. Die Gleichheit des politischen Ansehens und des Einflusses, deren Guizot und Thiers genossen, erlaubte nicht Einen dem Andern unterzuordnen, und doch wollte es jetzt noch keiner von Beiden unternehmen, ohne die Hilfe des Andern zu regieren. Noch konnte der König sich nicht entschließen, den äußerst unzugänglichen, ihm persönlich nicht angenehmen Herzog von Broglie an die Spitze des Kabinettes zu berufen: er fühlte zu wohl, daß ein Mann von dem Charakter und der Autorität des Herzogs, unterstützt von zwei Kräften wie Thiers und Guizot, die Krone vollständig in den Schatten gestellt hätte. Auch war ihm, dem Manne der Expedientien, das gelehrte und principienfeste Haupt der Doctrinäre, das stets Alles von allgemeinen Standpunkten aus ansah und es kaum über sich vermochte, mit ihm so wenig als mit den fremden Diplomaten, auch nur in den Formen nachgiebig zu sein, höchst unbehaglich [1]). Der gerade auf Urlaub in Frankreich weilende Fürst Talleyrand aber, der des Königs Antipathie für den „sittlichen Ernst" des herzoglichen Theoretikers theilte und den der Monarch immer gern anhörte, bestärkte diesen in seinem Wunsche, es erst mit der vielleicht bequemeren Mittelpartei zu versuchen.

Am Liebsten wäre ihm freilich, jetzt wie immer, Graf Molé gewesen, dessen er sicher war und der ihm seine königliche Prärogative nicht verkümmerte. Allein Molé war nicht der Mann, der Majorität des Hauses zu imponieren:

1) Noch am 25. Oktober schreibt Werther, der König habe erklärt, er werde unter keiner Bedingung in den Wiedereintritt Broglie's in die Geschäfte willigen.

auch er mußte sich der Mittelpartei versichern, wenn er Herr in der Kammer sein sollte; das Haupt dieser Partei aber, der stets unbequeme Dupin, hatte durchaus keine Lust, sich irgend Jemandem, geschweige denn Molé, den er ganz zu übersehen glaubte, zu unterwerfen. So scheiterte der Versuch ein erstes Mal [1]). Thiers, dem nach diesem Mißerfolg von Neuem der Vorsitz angeboten wurde, versuchte nicht einmal sein Glück bei dem unwirschen Polterer, der die Partei leitete: er schlug die Ehre aus, die ihm ein Aufgeben des Bündnisses mit den Doctrinärs zur Pflicht gemacht hätte.

Dagegen schlugen die Minister vor, den Marschall Gérard durch ein weitgehendes Zugeständniß zur Zurücknahme seiner Entlassung zu bestimmen: die Concession bestand in Nichts weniger als einer Amnestie, welche auf dem Wege der Gesetzgebung durch die Kammern, anstatt auf dem des Dekretes durch die Krone erlassen würde. Der König, der mit Recht in einer solchen Maßregel eine gefährliche Beeinträchtigung seiner Rechte und ein Preisgeben der Justiz sah, schlug rund ab; Gérard selbst war wenig geneigt, die neu erworbene Popularität wieder auf's Spiel zu setzen. Die Krise dauerte schon vierzehn Tage. Die Zeitungen hatten sich der Sache bemächtigt und commentirten mit gewohnter Gehässigkeit alle die Schachzüge dieses Spieles, bei dem rein persönliche Beweggründe aller Art — eingegangene Verpflichtungen, Freundschaften, Neid, Antipathien, Interessen — mehr als politische Rücksichten eingriffen. Auch konnte es nicht fehlen, daß bei der langen Dauer dieser Verhandlungen und den zahlreichen Personen, die dabei betheiligt waren, gar Manches in's Publikum drang, was hinter den Coulissen hätte bleiben sollen; das Publikum aber ergriff nach seiner Gewohnheit derlei Indiscretionen mit besondrer Begierde. Da plötzlich erschien am 10. November in der Amtszeitung die Liste des neuen Ministeriums: ein Ausbruch der

1) Capefigue hat über den Antheil Molé's an der Krise ausführlich und unter Molé's Dictat berichtet in der „Revue des Deux Mondes" vom 15. November und 1. Dezember 1834.

Heiterkeit folgte dem sprachlosen Erstaunen, mit dem sie aufgenommen ward.

Der König hatte sich in seiner Verlegenheit seinem Freunde Dupin und der Mittelpartei direct in die Arme geworfen: Dupin, zu klug, selbst seine sichere Stellung an der Spitze der Staatsanwaltschaft und die unabhängige Ehre eines Kammerpräsidenten aufzugeben, hatte an allen Thüren angeklopft und, so gut es gehen wollte, ein Ministerium zusammengesetzt, das ihm unschädlich genug dünkte: es ging unter dem Namen des Herzogs von Bassano (Maret), der gerade keine sehr angesehene Stellung im Oberhaus oder überhaupt in der Gesellschaft einnahm und, um nur seinen Gläubigern zu entgehen, gerne auf den glänzenden Freihof des Ministeriums flüchtete [1]). Er sollte nicht lange der Athmensfrist genießen. Schon am 13. November mußte das „dreitägige Ministerium" seine Entlassung einreichen, nachdem es in der ersten Sitzung seine Unfähigkeit erkannt hatte, sich über einen Regierungsplan zu verständigen. Doch hatte dieser Mißerfolg, der die Mittelpartei nur noch mehr verstimmte, wenigstens den Vortheil, die Ohnmacht dieser Partei — der „Eunuchenpartei", wie sie der Volkswitz nannte — dargethan und ihrem Ansehen bei der öffentlichen Meinung einen Stoß versetzt zu haben, von dem sie sich nicht wieder erholte. Das Publikum mochte ahnen, allein es wußte nicht, daß dieser Mißerfolg zugleich ein Sieg der Minister vom 11. Oktober über den König war [2]). Dieser aber machte gute Miene zum bösen Spiel und ließ nun Thiers allein gewähren. Der junge Minister begnügte

1) S. Doudan, Mélanges et lettres I, 174. Doudan war bekanntlich Cabinetschef des Herzogs von Broglie und sehr eingeweiht. Ihm zufolge ward Bassano's Ministergehalt sofort von seinen Gläubigern mit Beschlag belegt.

2) Die Depeschen de Sales' (vom 7., 11. und 14. November 1834) geben sehr interessante Aufschlüsse über diesen verdeckten Kampf des Königs gegen seine Minister und die Anstrengungen, sich Broglie's zu erwehren; ebenso die Werther's vom 14. und 15. November. Thiers erklärte dem König geradezu, es möge hart sein; aber man müsse die Gelegenheit benutzen, Dupin ein- für allemal unmöglich zu machen (user).

sich das frühere Ministerium wiederherzustellen, indem er den greisen Herzog von Treviso (Mortier), den vierten Ministerpräsidenten napoleonischen Adels in vier Monaten, an die Spitze desselben berief.

So stellte sich denn das Cabinet am 1. Dezember der wiederzusammentretenden Kammer fast in derselben Zusammensetzung wieder vor, wie am 31. Juli; nur mit dem Unterschiede, daß inzwischen die Mittelpartei ihre Unfähigkeit bewiesen, die Männer des Ministeriums aber sich als nothwendige gezeigt hatten. Und Thiers, der nun der thatsächliche Chef desselben war, ließ die Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen. Waren die Thronrede und die Kammeradresse im Sommer farblos und zweideutig gewesen, so redete jetzt der Minister eine entschiedenere Sprache und forderte eine solche von der Volksvertretung. „Wir sind die Minister des Widerstandes", erklärte er wiederholt und bestimmt. „Man ahme meine Offenheit nach und sage, ob wir nicht der Revolution widerstehen sollen." Die Kammer ließ sich nicht durch die Einwendungen beirren, welche die unwirsche Schlauheit ihres Vorsitzenden erhob, und ertheilte (am 6. Dezember) dem Ministerium ein ausdrückliches und unbedingtes Vertrauensvotum. Umsonst suchte die Opposition, welche sich bei dieser Debatte still verhalten hatte, wenige Tage nachher bei Gelegenheit der Bewilligung einer Summe von 360,000 Franken zu Herstellung eines Gerichtssaales, in welchem der Pairshof die 121 Angeklagten der Aprilaufstände aburtheilen sollte, dem reconstituirten Ministerium eine Niederlage beizubringen, die Angeklagten ihren Richtern zu entziehen. Nach fünftägiger aber kühler Debatte wurde der Angriff mit einer bedeutenden Mehrheit zurückgeschlagen.

Allein man war noch nicht am Ende aller Schwierigkeiten. Marschall Mortier zeigte sich bald noch weniger als die vorhergehenden Marschallpräsidenten der politischen Rolle gewachsen, die man ihm anvertraut; doch war er klug und bescheiden genug es selber einzugestehen. Schon am 20. Februar reichte er seine Entlassung ein, und die heikle Frage des Ministervor-

sitzes bot sich von Neuem dar, um so heikler, als auch die übrigen Minister es müde waren, mit einer unzuverlässigen Mehrheit, auf jedem Schritte durch die kaum verhaltene Feindschaft des Kammerpräsidenten gehemmt, in sich selbst über wichtige Fragen getheilt, das schwere Geschäft der Regierung fortzutreiben. Wiederum begann die Penelopearbeit. Wohl meinte der König, man brauche ja gar keinen Präsidenten, die Minister sollten nur fortfahren, er sei ganz zufrieden mit ihnen [1]); sie bestanden auf ihrem Verlangen, und die von der Tuilerien inspirirte Flugschrift Röderer's, welche gerade jetzt die Maxime: „Der König herrscht, er regiert nicht", mit besonderer Heftigkeit zu widerlegen suchte, bestärkte sie nur in ihrem Sinne. Umsonst bemühte sich der König, die fictive Präsidentschaft, die nun schon fast drei Jahre dauerte, noch länger fortzusetzen, und wandte sich von Neuem an Soult, Sebastiani, Gérard, Molé, kurz an Alle, von denen er hoffen konnte, daß sie seiner Leitung keine Hindernisse in den Weg legen würden; erst nachdem Alle diese Versuche gescheitert waren, resignirte er sich die Hilfe des einzigen Mannes anzurufen, der durch seine gesellschaftliche Stellung, seinen Charakter, seine Fähigkeiten und Kenntnisse, durch seinen Ruf vor Allem im Stande war, der Kammer wie dem Lande zu imponiren, der aber freilich die Einmischung des Königs nicht zu dulden gewillt war, des Herzogs von Broglie. In der That war Soult fern auf seinen Gütern an der Pyrenäengrenze, als ihm der Antrag kam und beeilte sich nicht allzu sehr zurückzukommen. Auch Sebastiani, der seit zwei Monaten den greisen Talleyrand auf dem Botschafterposten in London abgelöst, auch Molé, der immer bereit war, scheiterten an dem Eigensinne Dupin's, mit dessen großem Einflusse gerechnet werden mußte, obschon er stets das Unmög-

1) Guizot a. a. O. III, 275. Seit dem Tode Casimir Perier's hatte sich der Ministerrath immer bei dem Könige versammelt, der die Forderung Broglie's, ihn im eigenen Hause zu halten, sehr ungern sah. S. Depesche Werther's vom 18. März 1835. Vgl. auch dessen Depesche vom 25. März über die bei dieser Gelegenheit so recht hervortretende Antipathie Louis Philipp's gegen Broglie.

liche wollte, indem er einen Ministerpräsidenten verlangte, der wirklich präsidire, anstatt dem König zu Willen zu sein, diese Rolle aber und ihre Verantwortlichkeit weder selber zu übernehmen, noch dem einzig dazu Befähigten zu gönnen über sich vermochte. Indeß, um eine Antwort gedrängt, mußte selbst er, dessen Gereiztheit gegen die Doctrinärs der König heimlich zu schüren nicht unter sich fand [1]), endlich zugeben, daß Nichts übrig bleibe, als die jetzigen Minister unter ihren Bedingungen zu behalten. Der König selber begriff nachgerade, daß seine Stunde noch nicht gekommen war, und entschloß sich endlich, sich unter „das Joch" zu bequemen [2]) und noch einmal auf ein paar Jahre einen „Casimir Perier in drei Personen" über sich ergehen zu lassen; ja, er nahm sogar die ihm unerträgliche Bedingung an, daß der Ministerrath sich außer seiner Gegenwart versammeln dürfe. Der Kammer in der That hatte das Interregnum, das nun schon beinahe drei Wochen währte, zu lange gedauert, und sie verlangte Aufschluß, nöthigen Falls das Recht, dem Könige selber seine Minister zu bezeichnen. Zugleich sandte die Mehrheit eine Deputation an Thiers, der noch zauderte, und versprach bedingungslose Unterstützung eines Ministerium's Guizot-Thiers, das Broglie präsidire. Das wirkte; am 12. März erschien die endgiltige Ministerliste, in der Marschall Maison das Kriegsdepartement erhielt, der Herzog von Broglie mit dem Vorsitze zugleich die äußeren Angelegenheiten wieder übernahm, in der Amtszeitung.

1) „Ils veulent vous déloger de la Présidence et comme ministre vous user", sagte er ihm; sie hätten's ihm selber gesagt. S. Dupin a. a. O. III. 148. Daß aber Dupin die Wahrheit berichtet, geht aus der oben angeführten Depesche Werther's, vom 15. November, hervor.

2) S. Guizot a. a. O. III. 289. Vgl. Depeschen de Sales' vom 27. Februar und 2. März. Auch zum österreichischen Botschafter, Graf Appony, sagte er: „Que M. de Broglie était une nécessité qu'il avait dû avaler pour ne pas tomber dans le radicalisme" (s. Depesche Pralormo's vom 10. April 1835), und zu Barrot (a. a. O. I, 284): „Quand ces trois Messieurs sont d'accord, je me trouve neutralisé, je ne puis plus faire prévaloir mon avis. C'est Casimir Perier en trois personnes."

Er hatte sich nur dazu verstanden, weil Thiers, dessen Einfluß immer bedeutender geworden, und den Talleyrand, als den einzigen Zuverlässigen wirksamst unterstützte, nach langem Widerstande versprochen hatte im Kabinette zu verbleiben, obschon das Gleichgewicht desselben durch den Wiedereintritt Broglie's in einer so vorwiegenden Rolle merklich zu Gunsten seines, bis jetzt noch friedlichen Nebenbuhlers Guizot verrückt war, mit dem der Herzog in engster persönlicher Freundschaft und engster Gemeinsamkeit der Ansichten verbunden war. Doch gelang es Thiers, „der stets die Decke an sich zu ziehen wußte“ [1]), bald wieder thatsächlich der Erste zu sein.

Die Krise hatte elf Monate gedauert (1. April 1834 bis 12. März 1835), denn das Land sah nicht ohne Unrecht alle jene Versuche einer Neuzusammensetzung des Ministeriums, welche seit dem Ausscheiden des Herzogs von Broglie bis zu seinem Wiedereintritt aufeinandergefolgt waren, als Eine große Ministerkrise an, und Nichts that der parlamentarischen Regierung Frankreichs größeren und nachhaltigeren Eintrag, als diese halb verborgenen, halb stadtkundigen Kämpfe der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Empfindlichkeit und des Neides, zwischen dem Fürsten und der Volksvertretung, den Coterien und leitenden Persönlichkeiten im Schoße dieser Volksvertretung: Kämpfe, die nicht nur den Prestige verminderten, sondern auch viel zu oft den Gang der Geschäfte hemmten, die Einwirkung des Landes auf die auswärtige Politik lähmten.

In beider Hinsicht ließ die Wirkung der Gegenwart eines „wirklichen“ Premierministers nicht auf sich warten. Die noch vor wenig Wochen so unsichere, launische, ja oft widerspenstige Kammermehrheit zeigte bald durch die That, daß sie von nun an entschlossen sei, auf eine unfruchtbare Opposition zu verzichten, und nahm (am 18. April) nach neuntägiger, glänzender Debatte jenen Vertrag mit der nordamerikanischen

1) Worte des Königs über ihn. S. O. Barrot a. a. O. I, 285.

Republik unverändert an, durch dessen Verwerfung ihre Vorgängerin vor einem Jahre den Austritt des Herzogs aus der Regierung herbeigeführt hatte; die Zustimmung gewann aber noch an Werth durch die Höhe der Mehrheit, welche sie gab (289 gegen 137 Stimmen) und durch die seit jenem ersten Votum eingetretenen Zwischenfälle.

Der Präsident der Vereinigten Staaten, General Jackson, hatte sich nicht gescheut, in seiner Botschaft an den Congreß (1. Dezember 1834) drohende Worte gegen Frankreich auszusprechen, das seinen Verpflichtungen nicht nachkomme, und der Minister des Aeußern, Admiral de Rigny, hatte sofort des Königs Gesandten aus Washington abberufen, dem amerikanischen Gesandten in Paris seine Pässe einhändigen lassen, obschon Senat wie Repräsentantenhaus den beleidigenden Vorschlag des Präsidenten, die schuldige Entschädigungssumme durch Confiscation französischer Kauffartheischiffe aufzubringen, verworfen hatten. War die Spannung in ganz Europa, wo man sich schon ernstlich eines Krieges zwischen den beiden alten Verbündeten gewärtigte, groß, so war sie fieberhaft in Frankreich selber. Die Presse hatte sich, wie zu erwarten war, der Sache bemächtigt und sie ausgebeutet. Ein willkommeneres Thema, um gegen die Unterwürfigkeit und Feigheit einer Regierung zu deklamiren, welche die Nation unbestraft beschimpfen lasse, war nicht leicht zu finden, und die wunderlichsten Ausgeburten, welche der Haß mit der Phantasie erzeugen kann, waren in Umlauf gesetzt worden. „Nie vielleicht", sagt ein Mitlebender, „war ein Gesetzentwurf von gleicher Unpopularität den Kammern unterbreitet worden." Nichtsdestoweniger, und obschon die vereinte Opposition der Legitimisten, der Linken und der Mittelpartei ihre ersten Redner in's Feld führten und auf einem so überaus günstigen Terrain kämpften, trug die Regierung einen vollständigen Sieg davon. Sie bedurfte desselben, um dem bevorstehenden Zusammenstoß mit der entwaffneten, aber darum nicht minder herausfordernden Revolutionspartei zuversichtlich entgegengehen zu können.

III.

Ein ganzes Jahr war seit den Kämpfen verflossen, welche im April 1834 Lyon, Paris und so viele andere Städte des Königreiches mit Blut befleckt hatten. Im Ganzen waren etwa zweitausend Personen verhaftet, viertausend Zeugen verhört, 17,000 Aktenstücke durchgelesen worden. Der Berichterstatter des Untersuchungsausschusses schlug nach fünf Monaten eifrigsten Studiums in einem Berichte, dessen Vorlesung zwanzig fünfstündige Sitzungen einnahm, vor, nur die Rädelsführer, 440 an der Zahl, vor Gericht zu stellen, und der Staatsanwalt hielt sogar die Anklage nur gegen 318 Personen aufrecht. Der Pairshof, nach einer eingehenden Prüfung, der er einunddreißig Sitzungen widmete, führte die Zahl der Angeklagten auf 164 zurück, von denen 43 in Contumaz. Auch so verdiente der Prozeß noch immer den Namen des Monstreprozesses, unter dem er in der Geschichte geht: denn nicht allein die Zahl der Angeklagten, auch die Ausdehnung der verbrecherischen Bewegung, welche fast alle Provinzen Frankreichs berührt hatte, die Vielfältigkeit der den Angeklagten zur Last gelegten Verbrechen — des bewaffneten Aufstandes, der Verschwörung, geheimer Gesellschaften u. s. w. — gaben ihm ungeheuerliche Verhältnisse. Dazu die Natur des Gerichtshofes, einer politischen Versammlung, in der die Sieger und die Besiegten von 1815 einander gegenüberstanden, die Träger der ältesten Namen Frankreichs neben den napoleonischen Marschällen, die Nachkommen der Parlamentsräthe der alten Monarchie neben den Gesetzgebern des Kaiserreiches saßen und in welcher der leitende Minister Ludwig's XVIII., Herzog Decazes, als Großreferendär, dessen einstiger Gegner und Nachfolger, der Abkömmling Etienne Pasquier's, als Vorsitzender fungirte. Kam es doch schon im Voraus zu heftigen und beleidigenden Erörterungen, in denen ein Mitglied des hohen Hauses, unter lauter Zustimmung des Thronfolgers selber, das einst von demselben Hause über Marschall Ney ausgesprochene

Todesurtheil als einen „abscheulichen Mord" zu bezeichnen wagte [1]).

Man hatte gezaudert, ob man der regelmäßigen Gerichtsbarkeit ihren Lauf lassen, ob man die Sache dem Oberhaus als oberstem Gerichtshof übergeben sollte; ob demzufolge die verschiedenen Sachen zu theilen oder zu vereinigen wären. Nicht als ob an der Competenz des Oberhauses hätte gezweifelt werden können: die Verfassung hatte es zum Richter des Hochverrathes bestimmt, und obschon das Gesetz über die einzuhaltende Prozedur noch nicht erlassen war, so hatte die hohe Versammlung doch schon im Ministerprozesse, unbeanstandet von der Opposition, als Richterin fungirt. Es war also ein Präcedens da. Die nur allzubegründete Besorgniß, welche die Schwäche der Geschwornen einflößte und der Wunsch dem Lande den Zusammenhang aller jener Bewegungen untereinander und mit den republikanischen Geheimbünden aufzudecken, ihm zu zeigen, daß hier ein weitverzweigter, aber einheitlicher Kriegsplan gegen die bestehende Ordnung vorgelegen habe, gab den Ausschlag. Man übersah, oder wollte übersehen, daß die leidenschaftliche laute Auseinandersetzung vor dem hohen Ausnahmegericht in eine, freilich unblutige, aber vielleicht noch gefährlichere Erneuerung jenes furchtbaren Krieges ausarten würde. Da man sich nicht zum Muthe der Verantwortlichkeit aufzuraffen vermochte, die Angeklagten kurzer Hand den Kriegsgerichten zu überweisen, welche den Strömungen der öffentlichen Meinung weniger zugänglich, die Bürgschaft einer rascheren, wirksameren und billigeren Rechtspflege gewährt hätten, so blieb nur die Amnestie übrig, welche nach dem vollständigen Siege nicht als ein Akt der Schwäche hätte ausgelegt werden können. Kam in der That ja doch die Reduction der Angeklagten von 2000 auf 120 einer Amnestie gleich, ohne daß man den Vortheil

1) Es führte zu lebhaften Auftritten zwischen dem König und seinem Sohne, der erst nachgab, als vierzig Pairs mit ihrer Entlassung drohten. S. Depesche Werther's vom 26. Dezember.

davon gehabt hätte, den ein solcher Akt der Milde und Großmuth zu bringen pflegt.

Die angeklagten Republikaner ihrerseits zeigten wenig Würde in der Weise, wie sie die Folgen ihrer Handlungen während der Untersuchungshaft ertrugen. Sie bettelten um das Mitleiden der Nation, indem sie ihren sehr behaglichen Zustand in den Gefängnissen als einen unerträglichen schilderten; widersetzten sich der Hausordnung; feierten lärmende Feste oder machten Versuche gewaltsamer Selbstbefreiung, die in Rebellionen ausarteten. Draußen suchte man die Zeugen einzuschüchtern, die Competenz und Unbescholtenheit der Richter in Frage zu ziehen, durch allerhand Listen den Prozeß unmöglich zu machen. Die republikanische Presse, der die Organe der dynastischen Opposition und der Mittelpartei in gedämpfterem Tone secundirten, überbot alle ihre früheren Keckheiten durch die grenzenlose Heftigkeit ihrer Polemik, und die Behörden waren ihnen gegenüber entwaffnet.

Die märchenhaftesten Verläumdungen über die Qualen, denen die bekanntlich nur allzu zuchtlos gehaltenen Gefangenen von Sainte Pélagie ausgesetzt seien [1]), wurden verbreitet, die Berichtigungen der betreffenden Behörden aber zurückgewiesen, und wurden sie endlich durch die Gerichte erzwungen, so hatte die Verläumdung ihre Wirkung schon gethan. Armand Carrel selbst verschmähte es nicht, erst den Pairshof in seinem Blatte auf's Niedrigste zu schmähen, dann, vor seine Schranken gefordert, ihm den „Mord" Marschall Ney's vorzuwerfen und

1) Die Gefangenen von Sainte Pélagie, vierundvierzig an der Zahl, gehörten alle der Kategorie Paris an. Im Luxembourg saßen neunundneunzig, in der Abbaye acht, meist der Kategorie Lyon angehörig; in der Conciergerie siebenundzwanzig. Die Freiheit ging so weit, daß die Gefangenen am Todestage Lafayette's, „des Volksfeindes, des Vertreters der Bourgoisie und Aristokratie" (Brief der beiden Vignerte vom 25. Mai bei Gisquet a. a. O. V, 75), illuminirten. Erst später, als die revolutionären Gesänge und Trinkgelage allzu lärmend wurden, ward die Gefängnißordnung verschärft, was nicht verhinderte, daß am 21. Januar 1835 eine ähnliche Illumination des Gefängnisses, zur Feier von Ludwig's XVI. Enthauptung, stattfinden konnte.

endlich die Strafe für seine Kühnheit von einem armen Teufel, hinter den als den verantwortlichen Redacteur er sich barg, absitzen zu lassen! Die künstliche Aufregung dauerte ein ganzes Jahr lang; sie erreichte ihren Gipfelpunkt, als die Angeklagten, sei's um den Prozeß unmöglich zu machen, sei's um die Gelegenheit zu regierungsfeindlichen Reden und Demonstrationen besser auszunutzen, ihre Vertheidiger zum größten Theil unter bekannten politischen Persönlichkeiten, wie A. Carrel, Lammenais, Bastide, Raspail u. A. wählten, welche nicht dem Advokatenstande angehörten, überhaupt nicht Rechte studirt hatten.

Der Präsident des als Gerichtshof fungirenden Oberhauses, Baron Pasquier, verweigerte seine Zustimmung, die das Gesetz ihm nach Gutdünken zu ertheilen oder zu versagen freistellte. Doch erlaubte er den Angeklagten, ihre Vertheidiger aus allen Gerichtssprengeln des Königreiches zu wählen; denen, welche in Folge jener Weigerung keine Anwälte mehr hätten, bezeichnete er amtliche Vertheidiger. Die Angeklagten aber wiesen diese zurück. Eine Entscheidung des Staatsrathes erklärte diese Zurückweisung für null und nichtig, während die Pariser Advokatenbank sie für berechtigt erklärte, eine Erklärung, die ihrerseits wieder vom Pariser Appellationsgerichte annullirt wurde, obschon selbst Juristen von Dupin's Bedeutung zu verstehen gaben, daß sie die Freiheit der Vertheidigung für beeinträchtigt hielten. Baron Pasquier hielt seine erste Bestimmung aufrecht; doch stellte er ausnahmsweise den amtlichen Vertheidigern frei, den Auftrag abzulehnen. Die zu einem „Vertheidigungsausschusse" zusammengetretenen Anwälte der Angeklagten — Advokaten wie Laien — beschlossen, die Debatte nicht anzunehmen, gegen die Meinung Jules Favre's, der trotz aller Einschüchterungen und Drohungen der Ansicht treu blieb: man müsse sich unterwerfen, sei's um der Monarchie rednerische Schlachten zu liefern, sei's weil es leicht sein würde durch Anrufen von allerlei Förmlichkeiten die Urtheilsfällung unmöglich zu machen [1]).

1) Er rechnete namentlich auf die Bestimmungen der Verfassung welche die Gegenwart von mindestens einem Drittel der Pairs erforderten

Unter solchen Umständen wurden am 5. Mai 1835 die Verhandlungen in dem eigens dazu errichteten Gebäude eröffnet. Die 121 Angeklagten, — unter denen die Namen der Cavaignac und Guinard, der Kersausie und Marrast natürlich nicht fehlten, — Alle mit der republikanischen Cocarde geschmückt, traten, nach dem Schauplatz ihrer Thaten geordnet, in den Saal: voran Lyon, dann Saint Etienne, Grenoble, Besançon, Epinal, Marseille, Lunéville und endlich Paris; die Angeklagten von Châlons, Clermont und vielen kleineren Orten waren schon vorher der Haft entlassen worden. Die überfüllten Zeugensitze — es waren ihrer mehr als achthundert erschienen — bildete einen grellen Gegensatz mit der leeren Advokatenbank, auf der kaum ein Dutzend Vertheidiger Platz nahmen. Von den 240 Mitgliedern des Oberhauses waren nur 164 erschienen. Als die üblichen Fragen nach Namen und Alter gestellt wurden, verweigerten die meisten Angeklagten die Antwort, und als der Staatsanwalt Martin (du Nord) beantragte weiter zu gehen, verlangten sie lärmend nach ihren Vertheidigern. Andre erhoben Einspruch gegen den Ausschluß ihrer „Weiber und Schwestern" aus dem Sitzungssaale, welchen der Präsident der Hausordnung gemäß angeordnet hatte. Der Hof zog sich zurück über beide Gesuche zu berathen und bestätigte die Entscheidungen seines Präsidenten, indem er beide verwarf. Neuer Tumult empfing diese Entscheidung am folgenden Tage. Alle Angeklagten standen von ihren Sitzen auf, protestirten lärmend, verhinderten die Vorlesung der Anklageschrift. Umsonst ersuchte sie der Präsident ihre Sitze wieder einzunehmen, sich ruhig zu verhalten, umsonst drohte er mit der Anrufung der Gewalt, umsonst verlangte der Staatsanwalt ein Einschreiten des Gerichtshofes gegen die Widerspenstigen. Das Lärmen, die Heftigkeit der Gestikulationen wurden nur noch

und alle Die, welche nur einmal gefehlt, was bei dem Alter der Pairs und der wahrscheinlichen Dauer des Prozesses sehr oft eintreten mußte, von dem Urtheilssprechen ausschlossen. Ueber jene Auftritte bei Blanqui, um Jules Favre einzuschüchtern, s. den hier wohl aus erster Quelle unterrichteten Louis Blanc a. a. O. IV, 401.

größer und wieder mußte sich der Hof zurückziehen, dießmal um zu berathen, ob man die Angeklagten in ihrer Abwesenheit und nur auf schriftliche Akten hin verurtheilen solle. Noch konnte man sich zu diesem Aeußersten nicht entschließen und dekretirte die Fortsetzung der Verhandlungen. Nichts destoweniger wiederholten sich am dritten Tage dieselben Auftritte. Heute ist Lagrange, wie gestern Godefroy Cavaignac, der Held des Tages, und er überbietet an wahnwitziger Heftigkeit alles je Erhörte. Auf ihn folgen Andre. Die Drohung des Präsidenten, gegen die Lärmenden vorzugehen, reizt sie noch mehr. Endlich verliest Einer von ihnen in einer Stimme, die den Tumult übertönt, eine Erklärung, derzufolge „die Angeklagten nicht mehr vor dem Hofe erscheinen würden, wenn sie nicht mit Gewalt hingeschleppt würden". Jetzt erst schlug der Staatsanwalt vor, den Präsidenten zu ermächtigen, jeden Angeklagten, der die Ordnung störe, in's Gefängniß zurückführen zu lassen und ihm nach der Sitzung das Protokoll des Gerichtsschreibers mitzutheilen. Ein wilder Wuthausbruch war die Antwort; fast schien es, als wollten die Angeklagten mit den Richtern handgemein werden. Da entschloß sich Baron Pasquier endlich die Lärmenden mit Gewalt abführen zu lassen und die Sitzung zu schließen. Nach zweitägiger Berathung wie man dem Gesetze den Sieg verschaffen könne, wurden am 9. Mai die Angeklagten wieder eingeführt. Die Beschlüsse des Hauses waren übereinstimmend mit den Vorschlägen des Staatsanwaltes, welche am 7. jenen letzten und wildesten Ausbruch verursacht; aber freilich waren sie nicht ohne Widerstand gefaßt worden: zogen sich doch zwei der angesehensten Mitglieder des Hauses, der Herzog von Noailles und der Marquis von Talhouet, in Folge derselben von den Verhandlungen zurück. Indeß war doch etwas gewonnen. Wohl versuchte man noch eine Weile mit kindischen Protestationen gegen die Härte der Bänke, während die Richter auf gepolsterten Sesseln säßen, gegen den Ausschluß der „theuren Frauen" aus dem Sitzungssaal, dann durch laute Schimpfworte, durch Aufbehaltung der Mützen u. s. w. gegen das Unvermeidliche anzukämpfen; nach und nach

aber wurden Alle, freilich oft unter Widerstand, der in Balgerei ausartete, entfernt. Jetzt baten Einige, unter dem Versprechen sich ruhig verhalten zu wollen, wieder um Einlaß, und 29 Angeklagte, alle aus Lyon, wurden von Neuem eingeführt, unter ihnen auch jener Lagrange, der sofort wieder seine wilde Sprache anschlug. Aufgefordert sich zu entfernen, widersetzt er sich; es entspinnt sich ein Kampf im Gerichtssaal und der Wahnsinnige wird endlich schreiend hinausgetragen. Noch mehrere Male wiederholte sich dieser Auftritt, ehe der Prozeß mit den 23 Uebriggebliebenen — Alle der Kategorie Lyon angehörig, nicht Verschwörer und Politiker von Beruf —, welche dem Rathe ihres jungen Vertheidigers, Jules Favre, folgten, regelmäßig eingeleitet, die Anklageschrift verlesen werden konnte.

Das durfte nicht geduldet werden. Die Unterwürfigen wurden öffentlich der Bestechung angeklagt, des Ehrentitels „der Kameradschaft und republikanischen Brüderlichkeit" verlustig erklärt [1]); Denen, welche ihr Beispiel nachzuahmen Miene machten, eine Summe versprochen, wenn sie aushielten, und der „Vertheidigungsausschuß" belobte sie „der heiligen Sache" treu geblieben zu sein: wohl würden sie verurtheilt werden, ohne Vertheidigung, wohl würde auch diese Ungerechtigkeit zu so viel anderen Ungerechtigkeiten gefügt werden: doch „mache die Niederträchtigkeit des Richters den Ruhm des Angeklagten aus". Man hatte sich nicht verrechnet. Das Oberhaus unterbrach die Prozedur, um die 110 Unterzeichner des Manifestes vor seine Schranken zu rufen. Da zwei derselben, Cormenin und Audry, dem Unterhaus angehörten, mußte dessen Genehmigung eingeholt werden. Auch diese gab Gelegenheit zu heftigen Scenen inner- und außerhalb des Hauses. Die Journalistentribüne mußte geräumt werden und die Reporters rächten sich durch thätliche Mißhandlung des Abgeordneten, der die Räumung beantragt, und durch roheste journalistische Ausfälle.

1) Protestation vom 24. Mai von fünfundneunzig Gefangenen der Conciergerie, Sainte Pélagie und der Abbaye gegen die Gefangenen des Luxembourg bei Gisquet a. a. O. V, 114.

Die Kammer forderte den Hauptschuldigen vor ihre Schranken und verurtheilte ihn zu 10,000 Franken Strafe. Mittlerweile wurde die Principienfrage, ob die gerichtliche Verfolgung eines Abgeordneten Seitens des Oberhauses zu erlauben sei, im Schoße der Versammlung auf's Leidenschaftlichste erörtert. Trotz des Einspruches der Linken und der Mittelpartei, vor Allem des Präsidenten, dessen Meinung als die einer angesehnen juristischen Autorität von Gewicht war, wurde die Erlaubniß betreffs Audry's zugestanden. Ein Aufgeben der Prärogative des Hauses, eine Unterordnung unter das Oberhaus finde damit nicht statt; denn dem Oberhaus, als oberstem Gerichtshof, nicht als gesetzgebendem Körper, würde ein Mitglied des Unterhauses überantwortet. Der angeschuldigte Abgeordnete Cormenin hatte die Authenticität seiner Unterschrift geläugnet. Seinem Beispiele folgte Lammenais, und bald stellte sich heraus, daß die große Mehrheit der Unterschriften gefälscht waren [1]). Das Oberhaus hielt demnach die Anklage nur gegen die Wenigen aufrecht, welche sich zu ihrer Unterschrift bekannten und die Gelegenheit zu langen republikanischen Glaubensbekenntnissen und heftigen Anklagen gegen die Monarchie benutzten: es verurtheilte neun derselben, meist zu hohen Geldstrafen.

Nun konnte eigentlich der Prozeß gegen die Aufrührer, wenigstens gegen die von Lyon, wiederaufgenommen und trotz vieler Unterbrechungen und Störungen [2]) nach zwei Monaten (am 10. Juli) zu Ende gebracht werden. Doch entstand jetzt die Frage, ob das Urtheil für diese gesprochen werden dürfe, ehe man zum Verhör der übrigen Angeklagten und zur Vernehmung der betreffenden Zeugen schreite. Der Rechtspunkt schien klar, er war der Forderung der Angeklagten günstig:

1) Louis Blanc (a. a. O. IV, 425—430) sucht die Sache so darzustellen, als haben die Unterzeichner nur darum ihre Unterschrift zu läugnen beschlossen, damit man Cormenin und Lammenais nicht zu verläugnen brauche und eine Spaltung in der Partei vermeide.

2) Am 10., 16., 19., 23. Juni fanden ähnliche Auftritte, wie im Mai, statt, unter dem Vorwand, daß man ohne die Gegenwart der Pariser Mitangeklagten nicht verhört werden dürfe.

man hatte selber alle jene Unternehmungen vom April 1834 in einem einzigen Prozesse vereinigt und sie nach begonnener öffentlicher Prozedur wieder von einander zu trennen, war unstatthaft. Dagegen war es thatsächlich so gut wie unmöglich, den gesetzlichen Weg einzuhalten: alles, was in den zwei Monaten gewonnen worden, wäre durch die Wiederholung der Scenen von Anfang Mai wieder in Frage gestellt, die Präventivhaft der Lyoner Angeklagten, darunter vieler als unschuldig Erkannter, noch um Monate verlängert worden. So wurde denn die Trennung der Prozesse angeordnet, nicht ohne den lauten oder stillschweigenden Einspruch angesehener Pairs hervorzurufen, darunter Graf Molé's selber, der nicht wieder im Saale erschien [1]).

Natürlich protestirten auch die Angeklagten, und man erlaubte Einem derselben, den Protest in langer Rede zu begründen, indem er in herausfordernder Sprache die ganze Verfolgung als einen Tendenzprozeß darstellte. Würdevoll und mäßig antwortete ihm der Vorsitzende, Baron Pasquier: „Sie scheinen zu glauben, daß man hier Ihren Meinungen den Prozeß machen wolle. Keineswegs. Der Prozeß gilt Handlungen, die angeschuldigt wurden und werden mußten, welche Meinungen sie auch eingegeben haben mögen und die, wenn sie schuldig sind, durch keine Meinung gerechtfertigt werden können." Nichtsdestoweniger weigerten sich die Gefangenen andern Tages vor Gericht zu erscheinen; es mußte wiederum Gewalt angewandt werden. Die Meisten hatten sich vollständig entkleidet, andere legten sich auf die Erde und verlangten fortgetragen zu werden, noch Andere widersetzten sich thätlich. Man begnügte sich, den gewaltsamen Widerstand zu constatiren und ließ sie im Gefängniß. Der Gerichtshof aber entschied, daß, im Falle sich dieser Widerstand erneuern sollte, das Urtheil über die Lyoner Angeklagten ohne Weiteres in Abwesenheit der Gefangenen gefällt werden sollte (15. Juli). Noch ehe aber

1) Im Ganzen verließen zweiunddreißig Pairs von hundertvierundsechzig ihren Posten während des Prozesses.

dieser Beschluß gefaßt worden, war ein Umstand eingetreten, der die Arbeit des hohen Hauses einigermaßen erleichterte, dem Prozesse aber einen großen Theil seines Interesses für das Publikum benahm. Am 12. Juli Abends hatten sich 28 der 44 Gefangenen von Saint Pélagie (Kategorie Paris) durch die Flucht gerettet. Nur die große Freiheit, deren sie im Innern des Gefängnisses genossen, der fortwährende ungestörte Verkehr mit ihren Freunden draußen, die Ungeschicklichkeit der Polizei, hatten die so großartig angelegte Flucht möglich gemacht. Unter den Flüchtigen befanden sich die Chefs G. Cavaignac, A. Marrast und Guinard; nur Kersausie wollte bis zum Ende das Schicksal der Mitangeklagten theilen, welche von den Führern in's Verderben gebracht worden und welche noch in diesem wie in den andern Gefängnissen des Ausgangs harrten. Sie gehörten meist dem niederen Stande an. Das unvortheilhafte Licht, das dadurch auf die Flüchtigen fiel, that mehr sie in der öffentlichen Meinung zu diskreditiren, als Alles Uebrige. Das sichtbare Haupt der Partei, G. Cavaignac, erholte sich wenigstens nicht von dem Schlage und erlangte weder in der Partei noch außerhalb je das Ansehen wieder, dessen er vorher genossen.

Die Regierung aber konnte sich fast Glück dazu wünschen, daß der ungeheuerliche Prozeß nicht schlimmer ausgefallen war. Jeden Falls hatte sich die Aufregung hiermit erschöpft und der Prozeß konnte mit verhältnißmäßiger Ruhe im Saale, fast unter der Gleichgiltigkeit der Außenstehenden zu Ende geführt werden. Die 59 Angeklagten von Lyon erfuhren am 13. August ihr Schicksal: über keinen wurde die Todesstrafe verhängt, welche in den Reden der republikanischen Märtyrer eine so große Rolle gespielt; nur sieben wurden zur Deportation, die Uebrigen zu Gefängnißstrafen von 2—20 Jahren verurtheilt, neune freigesprochen. Am 5. Dezember wurde das Urtheil über die Unteroffiziere von Lunéville und erst am 22. und 23. Januar 1836 das über die Pariser Angeklagten — 23 Anwesende und 29 Flüchtige — gefällt; auch für sie fiel die Buße äußerst milde aus. Daß eine Amnestie auch diese Strafe

demnächst aufheben würde, war von vornherein stillschweigend ausgemacht. Zu spät sah man ein, daß man besser damit begonnen hätte. Der ganze Prozeß hatte acht und einen halben Monat gedauert. Schon seit sechs Monaten hatten andre und nicht minder aufregende Ereignisse die Aufmerksamkeit der Nation, ja der Hauptstadt selber davon abgelenkt.

IV.

Nicht nur der Mißerfolg der Aufstände und Verschwörungen, auch die fieberhafte Aufregung, welche die Redner und Schriftsteller der antimonarchischen Partei seit fünf Jahren künstlich unterhielten, hatte mehr als einen Soldaten der Aufruhrsarmee, bei dem weder Bildung noch Besitz, noch gesellschaftliche Disciplin der Leidenschaft das Gleichgewicht hielten, zu dem Gedanken verleitet, auf eigene Faust und als Freischütz den Krieg gegen die bestehenden Gewalten fortzusetzen. Die Majestät des Gesetzes war längst zerstört, die des Königthums hatte nie existirt für Leute, denen das Gesetz aufhörte einen Anspruch auf Unverletzlichkeit zu haben, sobald es mißfiel, denen das Königthum, welcher Art es sein mochte, gleichbedeutend mit Tyrannei war, für welche die Gewalt verbrecherisch schien, wenn sie von der Obrigkeit ausging, heilig, wenn die Regierten sie übten. Wie sich eine solche Weltanschauung in den Köpfen unwissender Schwärmer und eitler Herostrate der Schenke spiegeln mußte, lag nahe, und es war kaum zu verwundern, wenn dieß Zerrbild verderbten Raisonnements und irregeleiteter Phantasie sich in Handlungen versichtbarlichte, welche dann selbst Jene mit Grauen erfüllten, die am Meisten beigetragen hatten, die furchtbare geistige und sittliche Krankheit zu verbreiten.

Die Jahre, während welcher Frankreich der ausgedehntesten Freiheit der Rede und der Schrift genoß, die es je besitzen sollte, wo einem Jeden die friedlichen und gesetzlichen Waffen in Fülle zu Gebote standen, seinen persönlichen Ansichten durch Ueberredung an hellem Tage den Sieg zu verschaffen, waren gerade diejenigen, wo eine kleine Minderheit der Nation aufrichtig von

ihrem Rechte überzeugt war, jenen ihren Ansichten von der besten Regierungsform durch geheime Gewaltmittel einen plötzlichen Triumph zu bereiten. Zu den zahllosen Aufständen und Verschwörungen, welche diesen Zweck verfolgten, gesellten sich in den vier Jahren von 1832—1836 nicht weniger als vierzehn Angriffe auf das Leben des Monarchen, von denen vier zur Ausführung kamen. Jener Mordversuch vom 19. November 1832, dem schon vielleicht (im Februar desselben Jahres) ein ähnlicher Anschlag vorausgegangen war — beides natürlich Erfindungen der Polizei in den Augen der Opposition — blieb in der That nicht vereinzelt. Doch gelang es fast immer, dem Verbrechen zuvorzukommen. Nicht weniger als sechs solcher Mordpläne wurden in ebensoviel Monaten (Dezember 1834 bis Juni 1835) durch die Wachsamkeit der Polizei vereitelt, wenn auch öfters die Schuldigen wegen mangelnder materieller Beweise wieder freigegeben werden mußten [1]). Der letzte dieser Versuche ging nur wenige Wochen jenem Verbrechen der Höllenmaschine voraus, das als die greuelhafteste solcher Greuelthaten des Fanatismus im Gedächtniß der Menschen geblieben ist. Schon seit dem Mißlingen dieses Anschlages, des „Complottes von Neuilly" das erst am 26. Juni, dann am 10. Juli, in's Werk gesetzt werden sollte und das von den regierungsfeindlichen Parteien in gewohnter Weise als eine Polizeiliſt dargestellt wurde, verbreitete sich das Gerücht, daß ein ähnliches Vorhaben am 28. Juli, dem Gedenktage der Revolution von 1830, ausgeführt werden sollte. „Man fährt fort zu sagen, man wolle Louis Philipp bei der Revue vom 28. ermorden", schrieb ein republikanischer Correspondent an eine Provinzialzeitung; „natürlich nur um seine getreue Bürgerwehr recht zahlreich um sich zu versammeln." Ein legitimistisches Blatt meldete am 21. Juli: „Die Regierung verbreitet ein tiefes Dunkel über das sogenannte Complott gegen das Leben Louis

1) S. bei Gisquet a. a. O. V, 262—290 die Aufzählung dieser Mordversuche und die Namen der Schuldigen mit genauer Angabe der Umstände.

Philipp's. Reine Komödie (fantasmagorie)! Man will eben gerne eine Leibgarde errichten und meint die Geister mit solchen Erfindungen von Gefahren dafür vorzubereiten." Am 24. brachte der „Corsaire" die Nachricht: „König Leopold hat bei seinem Schwiegervater um seine politischen Mordrezepte gebeten, weil die Begeisterung in Brüssel auf die Neige geht. Auf der Polizeipräfectur ist eine Compagnie für die monatlichen Mordversuche errichtet worden." Am 26. hieß es in einem illustrirten Witzblatte republikanischer Färbung: „Der Bürgerkönig ist gestern mit seiner herrlichen Familie nach Paris gekommen, ohne in irgend einer Weise ermordet worden zu sein"; und am nächsten Tage brachte es gar in rothem Drucke die Carricatur des Königs, Leichen tragend, auf Leichen tretend. Am 27. und 28. wurden diese düstern Prophezeiungen, die selbst vom Auslande kamen, noch ausdrücklicher und zugleich beleidigender für den König [1]). Auch die Polizei ward in der Nacht auf's Bestimmteste von einem geplanten Attentate in Kenntniß gesetzt, und obschon die angestellten Nachforschungen und Haussuchungen an dem angegebnen Platze — dem Boulevard du Temple — zu keinen Ergebnissen geführt, waren doch König und Minister davon in Kenntniß gesetzt worden und das Gerücht davon war in's Publikum gedrungen.

Kein Wunder, wenn eine schwüle Stimmung über der Hauptstadt lag, als sich am Morgen des 28. Juli bei drückender Hitze die Armee und Bürgerwehr, letztere nur zögernd, an ihre Posten begaben; die Minister und Würdenträger des Reiches sich in den Tuilerien einfanden, wo die königlichen Frauen nur weinend und widerstrebend den Gemahl und Bruder, dessen festen Vorsatz der Parade beizuwohnen sie nicht hatten erschüttern können, ziehen ließen. „Nichtwahr, Sie bringen ihn lebend zurück?" wandte sich Madame Adelaide, die

1) S. bei Victor de Nouvion a. a. O. III, 501 u. 502 eine lange Zusammenstellung aller dieser Ankündigungen. Wie allgemein die Voraussicht eines Attentates oder einer Emeute war, sieht man auch aus Brassier de St. Simon's Bericht vom 25. Juli — man beachte das Datum.

nur wo sie der Gefahr ferne bleiben mußte, den Muth verlor, an Thiers. Er beruhigte sie, wie er sie wenige Tage vorher beruhigt, als er sich angeboten in des Königs Wagen von Neuilly nach Paris zu fahren, um die Kugeln der Mörder auf sich zu lenken. So verließ der König, hinter ihm seine drei ältesten Söhne, die Tuilerien [1]). Ihnen folgte ein zahlreicher Generalstab, die Marschälle Mortier (Treviso) und Mouton (Lobau), die Minister in Uniform, viele Generale. Die Truppen waren 40,000 Mann hoch längs des Boulevards links von der Madeleinekirche bis zum Bastillenplatze aufgestellt; ihnen gegenüber ebensoviele Nationalgarden. Der König und sein Gefolge ritten langsam die stummen Reihen hinunter, ohne den gedrohten Ruf um Amnestie zu hören, der dieß Jahr auf der Tagesordnung war. Schon waren sie am Ambigutheater vorüber, als der König sich plötzlich zu seinem dritten Sohne Joinville umwendend ausrief: „Das gilt mir!" Im selben Augenblicke erschüttert ein hundertfaches Geknatter die Luft, stürzen Pferde und Reiter rings um den unversehrten König in blutigem Knäuel. Louis Philipp mit jenem anspruchslosen Muthe, der zu seinen liebenswürdigsten Tugenden gehörte, vergaß sich selbst, dachte nur an die Gefallenen und an die Daheimgebliebenen. Ein Adjutant brachte sofort die Nachricht seiner wunderbaren Rettung in die Tuilerien; Hunderte von Armen regten sich die Todten und Verwundeten wegzutragen. Wie der König, so waren seine drei Söhne und alle Minister unverletzt und setzten, wenn auch mit blutbespritzten und durchlöcherten Gewändern, ihren Weg fort, der von nun an einem Triumphzuge glich. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht verbreitet, und tausendfältige Rufe erfüllten die Luft, wie in jenen Augusttagen, in denen der Bürgerkönig einst alle

1) Der Herzog von Orléans erzählte dem preußischen Geschäftsträger (s. dessen Depeschen vom 30. Juli und 2. August), sie hätten vorausgewußt, daß Etwas kommen würde, und sich alle drei so placirt, daß sie vorkommenden Falles ihren Vater deckten, — eine jener Renommistereien, die dieser Prinz liebte. War es ihm doch unmöglich, zu wissen, woher der Schuß kommen würde.

Süßigkeit der Volksgunst im Voraus erschöpft. In den Tuilerien empfingen ihn weinend und betend die Gemahlin, bleich und bebend vor Zorn und Erbitterung die Schwester. Von allen Seiten kamen Deputationen, Adressen, Besucher, darunter nicht als die letzten, die besten unter den Vertretern der gegnerischen Parteien, der Herzog von Fitzjames und Laffitte. Eine Proklamation des Königs verkündete, Angesichts der Trauer so vieler Familien die Abbestellung der üblichen Volksbelustigungen und Freudenfeier, und gab zugleich zu verstehen, daß das Verbrechen nicht ungerächt bleiben würde: „Meine Regierung kennt ihre Pflichten und wird sie erfüllen."

Mehr als vierzig Opfer waren gefallen, darunter achtzehn Todte [1]): ein Marschall von Frankreich, ein General, drei Obersten, ein Hauptmann, fünf Nationalgardisten, acht Zuschauer. Ein großartiges Leichenbegängniß, das der Sarg eines jungen Mädchens eröffnete, der des greisen Herzog von Treviso beschloß, ward den Unglücklichen zu Theil, und nicht nur die königliche Familie, die man sonst nicht oft in der Kirche sah, auch der Erzbischof von Paris, der kein Freund des Hauses Orléans war, fanden sich im Invalidendome ein, den Opfern des Verbrechens die letzten Ehren zu erweisen, stimmten dann, zum ersten Male seit den Julitagen vereint, in der Kirche von Notredame das Danktedeum an [2]).

Der Verbrecher selber war schon seit dem Tage seiner Greuelthat in den Händen der Gerechtigkeit. Ein dichter Rauch hatte das Haus und das Fenster bezeichnet, aus dem das mörderische Feuer auf den königlichen Zug gerichtet worden. Man drang sogleich ein und fand die furchtbare Maschine in einem Zimmer des dritten Stockes: ein vollständiges Holzgerüste, auf dessen beweglicher Oberfläche vierundzwanzig Flintenröhre lagen, welche durch eine einzige Pulvermine

1) Im Augenblicke nur eilf; aber ein General und ein Oberst starben am 29. Juli, fünf andere Personen Anfangs August an den Folgen ihrer Wunden.

2) Der König hatte den Erzbischof nicht darum bitten wollen. Dieser hatte es freiwillig angeboten. S. Depesche Brassier's vom 10. August.

angezündet worden. Vier waren gesprungen, drei, in denen man vierfache Ladung vorfand, waren nicht losgegangen, wodurch des Königs und seiner Söhne Leben gerettet worden. Den Thäter glaubte man schon entronnen, als man seiner an einem Seile schwebend im Hof gewahr wurde. Ehe man herabkam, war er schon in's anstoßende Haus entkommen; eine Blutspur zeigte seinen Weg und in wenig Augenblicken war der Blutübergoßne, durch entsetzliche Wunden an Gesicht und Gliedern Entstellte, gräulich Anzusehende in den Händen der Polizei, die ihn nur mit Mühe gegen die Volkswuth schützte.

Jos. Fieschi — dieß war, wie man bald erfuhr, der eigentliche Name des Thäters — war ein Mann in den Vierzigen, Corse von Geburt und Sohn eines armen Schäfers, der im Gefängnisse gestorben. Seine Laufbahn war die eines ganz gemeinen Verbrechers vom Handwerk gewesen. Kaum den Knabenjahren entwachsen, duldete es ihn nicht länger in der einsamen Langeweile seiner Inselberge und er nahm Freiwilligendienste in einem Bataillon, das ausgehoben wurde um nach Italien zu gehen, wo er Abenteuer, Genüsse, Auszeichnung zu finden hoffte. Er hatte den russischen Feldzug und Murat's calabresische Unternehmung als Unteroffizier mitgemacht und durch seinen unerschrocknen Muth sich einen neapolitanischen Orden zu verdienen gewußt; dann vielerlei mit Geschick aber ohne Ausdauer versucht und sich in vielen Städten Frankreichs unter allen möglichen Gestalten umhergetrieben. Unter der Restauration wegen Diebstahls zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt, wußte der Abenteurer sich nach 1830 für einen politischen Gefangenen auszugeben, erhielt als solcher ein Gnadengehalt, ward auch als Polizeispion verwandt. Kurz darauf machte er sich eines andern Diebstahles schuldig, wußte sich aber seit mehr als einem Jahre durch Annahme der verschiedensten Namen und fortwährenden Wohnungswechsel den Nachforschungen der Polizei zu entziehen. Eitelkeit und Genußsucht schienen die Haupttriebfedern seines Lebens gewesen zu sein. Als Soldat hatte er lesen und schreiben gelernt und er gefiel sich im

theatralischen Wiederholen von Roman- und Zeitungsphrasen. „Als Talleyrand meine Stimme hörte", so lautete eine seiner Rodomontaden, „verfärbte er sich, denn er glaubte die Stimme Napoleon's zu hören, den er verrathen." Gerade jetzt besaß der Wüstling vier Geliebten zugleich, deren eine die Tochter der Anderen war. Jene hatte er im Gefängnisse kennen gelernt, diese hatte er in's Lasterspital der Salpétrière gebracht. Seine Großmannssucht trieb ihn zum Verbrechen; seine Dirnen führten zur Enthüllung des Geheimnisses, das im ersten Augenblicke undurchdringlich schien. Bei einer derselben, Nina Lassave, gerade jener Nebenbuhlerin ihrer eigenen Mutter, fand man den Koffer des Verbrechers und erfuhr man, wer ihn dahin gebracht.

Es war ein alter Arbeiter, Namens Morey, auch ein ausgedienter Soldat, aber von unbescholtnem Charakter, ein hervorragendes Mitglied der „Gesellschaft der Menschenrechte" und ein decorirter Julikämpfer. Verschlossen, voll verhaltner Leidenschaft, aufgewachsen in den Ueberlieferungen des Jacobinerclubs, hatte er dem Königthum mehr als dem König unauslöschbaren Haß geschworen: denn ungleich dem Fanatismus, dem Heinrich IV. und Wilhelm der Schweiger zum Opfer fielen, war dieser Eifer nicht gegen den Tyrannen oder den Glaubensfeind gerichtet, sondern ganz unpersönlich gegen das Wort „König", das hinreichte, einen Menschen zum todeswürdigen Feinde der Menschheit zu stempeln. Der Alte war die Seele des Complotts. Als ihm einst Fieschi, der in seiner Eigenschaft eines Polizeispions derselben politischen Gesellschaft angehört hatte, ihm von seiner Erfindung sprach, die man auf den Barrikaden verwenden könne, meinte der düstre Verrina, noch besser passe sie für Louis Philipp. Es war nicht schwer, den eitlen und immer geldbedürftigen Fieschi durch Versprechen einer großen Summe und Aussicht auf unsterblichen Ruhm zur That zu bestimmen. Zwei Sectionschefs der „Menschenrechtegesellschaft" hatten ihm im Voraus einen Paß und ein Handwerksbüchel verschafft, mit dem er sicher entkommen würde. Nun galt's das nöthige Geld aufzutreiben. Morey wußte Rath: er wandte sich an den Chef seiner Section in der

„Menschenrechte-Gesellschaft", einen Gewürzkrämer Namens Pepin, der in dem Juliaufstand den Waffenhehler gemacht. Er war einer jener leichtsinnigen Frondeurs, wie sie nicht selten sind im Pariser Kleinbürgerstand, ohne den Muth des Verbrechers oder die Energie des Fanatikers, aber unfähig dem Kitzel des Politikspielens zu widerstehen. Er gab das Geld zur Hausmiethe, zur Beschaffung des Holzes, der Flintenläufe u. s. w. Ein Bronzearbeiter, Namens Boireau, ebenfalls ein Republikaner, der ächte leichtsinnige, schadenfrohe Pariser Gassenjunge, bohrte die Zündlöcher in die Läufe.

Trotz, vielleicht auch wegen der zahlreichen Verhaftungen ganz Unverdächtiger, war man nicht sogleich auf die Spur der Mitschuldigen gekommen. Es hatte Mühe gekostet, Pepins habhaft zu werden, der sich in die Provinz geflüchtet hatte und nach einer ersten Verhaftung von Neuem entronnen war; es war schwer gewesen, die Beweise gegen Morey zu sammeln, der allen Fragen nur trockne, einsilbige Verneinungen entgegensetzte und der ein erstes Mal wieder entlassen wurde. Fieschi hatte die Mitschuld Morey's erst bekannt, als man ihm zu verstehen gegeben, der alte Artillerist habe jene gesprungenen Flintenläufe nur darum so überladen, damit er, Fieschi, selber auf dem Platze bliebe und mit ihm das Geheimniß seines Mitschuldigen (11. September). Der Untersuchungsrichter hatte vielleicht mehr, als nöthig und der Gerechtigkeit würdig war, die Mittel der Schonung, der Schmeichelei, der Hoffnung in's Werk gesetzt, um diese Geständnisse und weitere Enthüllungen zu erlangen. In der That belastete der Elende auch die Häupter der republikanischen Partei, zumal Cavaignac, aber ohne Beweise beizubringen, wie denn auch aus dem Prozesse bald hervorging, daß, wenn Jene mit Pepin häufige Beziehungen hatten, derselbe sie doch nicht in seine Pläne eingeweiht hatte [1]). Pepin selber zeigte sich schwach, verzweifelnd,

1) Nichts, durchaus Nichts rechtfertigt die Vermuthung des Polizeipräfecten Gisquet (a. a. O. V, 225), daß die Flucht aus Sainte Pélagie vom 12. Juli und das einstweilige Verweilen der Flüchtigen in

ohne doch seine Mitschuld bekennen zu wollen. Boireau läugnete mit Erfolg. Erst bei den öffentlichen Verhandlungen vor dem Pairshof, welche am 30. Januar 1836 eröffnet wurden, ließ er sich durch die Thränen seiner Mutter erweichen und gestand Alles. Der Eindruck war ein tiefer und contrastirte mit der schweigsamen Verstocktheit des Anstifters, der winselnden Feigheit des Geldvorstreckens der That, der clownartigen Eitelkeit des Thäters, der, frech und stolz sich den Gegenstand des allgemeinen Interesses zu sehen, das widrige Schauspiel eines bald empfindsamen, bald cynischen Gecken gab, dem selbst die Aussicht auf's Schaffot keinen Ernst eingab. Die hohen Richter aber, die sich äußerst zahlreich eingefunden hatten, thaten ihm die Ehre an, die widerliche Komödie wie eine ergreifende Tragödie zu behandeln. „Nehmen wir an", sagte er zum würdevollen Vorsitzenden des Hauses, „Sie wären eine Ente", und legte mit beiden Armen wie mit einer Flinte an. „Niederkommen mußt Du doch", rief er Pepin zu, der noch immer mit seinem Geständnisse zögerte, „hast ja schon sieben von den neun Monaten hinter Dir." Auf der Zeugenbank saß seine scrophulöse Geliebte, mit der er ungestraft liebäugelte. Niemand wehrte dem Treiben. Nicht viel erbaulicher war das Schauspiel, das die ungesunde Neugier- und Aufregungssucht des vornehmen Publikums gab, das sich um das Scheusal drängte, in ihm eine großartig angelegte verirrte Natur sehen wollte, sich um sein Bild, seine Autographen, eine Borste seines Haares stritt, wie es sich nachher in das Kaffeehaus drängte, wo die einäugige fette Geliebte des Verbrechers, Nina Lassave, sich für zwei Franken dem Publikum zeigte.

Dem jungen Boireau hatte sein Geständniß das Leben gerettet; auch Pepin hätte so das seine retten können; aber Nichts, selbst nicht die am Fuße des Schaffots angebotene Frist, konnte ihn dazu bewegen. Morey verschmähte das Gift, das ihm Gesinnungsgenossen zukommen ließen: „Ich

Paris in Zusammenhang mit Morey's Attentat gestanden, oder auch nur durch eine, wenn auch unklare, Mitwissenschaft zu erklären sei.

will, daß mein Blut über ihr Haupt komme", sagte er zu den Freunden. Am 19. Februar fiel der Kopf Fieschi's, der bis zum letzten Augenblicke auf Gnade gerechnet hatte; er starb, wie er gelebt hatte, ein niederer Histrione. Pepin, der seine Würde wiedergefunden, Morey, der sie nie verloren hatte, endeten mit dem ruhigen Muthe der Märtyrer. Und als solche wurden sie von der republikanischen Partei angesehen, die nach ihrem Triumphe (1848) den „Kindern Pepin's" ein Ehrengehalt ausgesetzt wissen wollte und schon jetzt den „heiligen Tod des heldenmüthigen Greises Morey" pries, der „so erhaben in der That gewesen, die er geplant, so erhaben in den Verhandlungen des Prozesses; den braven, guten, hochherzigen Greis, der gestorben, ohne daß die dumme Menge ihm ein Wort des Trostes oder vielmehr der Bewunderung gesagt, ohne daß eine Zeitung die Leichenrede gehalten hätte, die dieser schöne Charakter verdiente" [1]). Seinem Grabe wenigstens sollte die Ehre nicht fehlen: Tag um Tag pilgerten die Rechtgläubigen an die heilige Stelle, um es mit Immortellen-Kränzen zu schmücken, bis die Polizei der frommen Wallfahrtsschwärmerei ein Ende machte.

Auch die Urheber des „Complottes von Neuilly" mußten wenige Tage darauf (28. März) vor den Geschwornen Rede stehen für ihren mörderischen Anschlag. Acht der Angeklagten wurden freigesprochen; fünf zu drei- bis zehnjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Alle, wie auch Boireau, wurden bald, Dank der Amnestie von 1837, wieder in Freiheit gesetzt. Einer von ihnen, Hubert, benutzte sie, um sofort einen neuen Mordanschlag auf den König zu veranstalten.

Die republikanische Partei verläugnete die Greuelthat Fieschi's und sie hatte ein Recht dazu, wenn sie nur die gebildeten Führer als Partei gelten ließ. Männer, wie G. Cavaignac und J. Bastide, Guinard und Garnier-Pagès, waren über den Ver-

1) Aus einem Schreiben, welches im Jahre 1836 bei einem Mitglied einer geheimen Gesellschaft mit Beschlag belegt wurde, der es von Marc Dufraisse, dem bekannten Republikaner, erhalten zu haben behauptete. Das Schreiben steht in extenso bei Gisquet a. a. O. V, 244—247.

dacht einer Mitschuld, oder auch nur einer Billigung erhaben: aber es trifft sie die Verantwortlichkeit, Gedanken und Gefühle erweckt und großgezogen zu haben, die, wenn sie auf das Erdreich der Unwissenheit, Beschränktheit und Leidenschaft fielen, in solchen Thaten ihren Ausdruck finden konnten. Und waren es nicht die Führer, welche jene Gedanken und Gefühle angeregt? Hatten sie etwa ihre Anhänger gelehrt, das Wesen von der Form zu unterscheiden! Hatten sie ihnen begeisterte Sehnsucht nach Freiheit, Selbstregierung, redlicher, billiger und gemeinnütziger Verwaltung, berechtigtem Ansehen im Auslande, oder hatten sie ihnen nur blinden Aberglauben an die magische Gewalt eines Namens, eines Wortes einzuflößen gewußt? Hatten sie ihnen nicht gesagt, daß die Republik, und wäre sie so despotisch und gewaltsam als die von 1793, besser sei als die freisinnigste, mildeste und gerechteste Monarchie? Was Wunder, wenn die Einfältigen im Geiste und Blinden in der Leidenschaft diese hohle Lehre buchstäblich nahmen und auf eigene Faust das heilige Werk übernahmen, mit einem Stoß das lebendige Hinderniß aus dem Weg zu räumen, welches den Eingang zu jenem Zauberlande versperrte?

Die Monarchisten, sagte ein republikanisches Blatt, „sind keineswegs berechtigt, dem individuellen Versuche, der gemacht worden, den Namen einer feigen Mordthat zu geben. Wenn es wahr ist, daß ohne Louis Philipp und seine drei Söhne die Monarchie in Frankreich unmöglich geworden wäre, so muß zugegeben werden, daß dießmal die Republik ihren Sieg nur um eine halbe Sekunde verfehlt hat.... Die Republik ist eine so wohlthuende und heilige Sache, daß sie ihren Triumph von jedem Ereigniß, welches es auch sei, annehmen kann“ [1]).

V.

Man glaubte nicht genug gethan zu haben, indem man die ekeln Auswüchse des kranken Volkskörpers dem Messer des

1) Artikel des „Patriote du Puy de Dôme“, citirt bei Nouvion a. a. O. III, 517.

Chirurgen überlieferte; man wollte das Uebel bis in seine Quellen verfolgen und meinte, es werde genügen, sie zu verstopfen, um den Organismus vor der Wiederkehr jener Krankheitserscheinungen zu bewahren. Man vergaß wieder einmal, daß der gehemmte, nicht vernichtete Virus sich stets tausend neue Canäle zu bohren weiß, bis er nach langer Pause giftiger als zuvor wieder zum Ausbruch gelangt.

Am 28. Juli 1835 hatte der Mordversuch Morey's und Fieschi's stattgefunden; am 4. August war das Abgeordnetenhaus zu einer außerordentlichen Sitzung einberufen und betrat der stets etwas feierliche Ministerpräsident, Herzog von Broglie, mit mehr als gewöhnlicher Feierlichkeit die Rednerbühne, um drei umfassende Gesetzesentwürfe gegen die Feinde der Ordnung, des Königs und der Verfassung vorzulegen. Obschon in der Eile und unter dem Eindrucke der schrecklichen That aufgesetzt, waren sie, so behaupteten die Urheber derselben, doch schon lange vorbereitet und sollten offenbar dem durch C. Perier im April 1831 begonnenen Ganzen von Repressivmaßregeln, durch welche die im August 1830 eilig und unvorsichtig bewilligten Zugeständnisse nach und nach wieder gut gemacht werden sollten, den Schlußstein aufsetzen [1]).

Der erste enthielt eine Reform des Geschwornenverfahrens. Bis jetzt war deren Abstimmung öffentlich gewesen, was der Einschüchterung und Schmeichelei Thür und Thor geöffnet hatte. Sie sollte fortan geheim sein. Zur Verurtheilung sollten nicht mehr zwei Drittel der Stimmen erfordert werden, sondern die einfache Mehrheit hinreichen (7 anstatt 8 von 12). Der zweite Gesetzesvorschlag, den die Erfahrungen des großen Aprilprozesses eingegeben, erleichterte die Theilung ausgedehnter

1) Man könnte sogar schon das Gesetz Montalivet's, vom 10. Dezember 1830, gegen die öffentlichen Anschläge hinzurechnen. Die übrigen, oben angedeuteten Gesetze waren: die vom 8. und 10. April 1831 über Zeitungscaution, Reform der Prozedur in Preßangelegenheiten und gegen die Zusammenrottungen; vom 16. Februar, 10. April und 24. Mai 1834 gegen die öffentlichen Ausrufer, gegen die Verbindungen und gegen die Waffen- und Munitionsfabrikanten oder Hehler.

Aufstandsangelegenheiten durch Einrichtung verschiedener Assisensectionen, entband den Staatsanwalt gewisser Förmlichkeiten der Prozedur und gab dem Gerichte die Befugniß, die Angeklagten im Weigerungsfalle mit Gewalt vor sich zu berufen, und sei's in diesem Falle, sei's wenn ihr Betragen ihre Ausweisung aus dem Gerichtssale nöthig machte, auch in ihrer Abwesenheit gegen sie vorzugehen.

Die dritte und wichtigste Vorlage betraf die Presse, gegen deren Ausschreitungen es galt den König, die Verfassung und die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung zu vertheidigen. Obgleich auch dieser Entwurf die Arbeit der ausgezeichnetsten Staatsrechtslehrer des Jahrhunderts war, enthielt er, wie es bei einem so ganz extemporirten Werke wohl nicht gut anders sein konnte, die widersprechendsten Einzelbestimmungen, wie die bestreitbarsten Grundsätze. Man setzte schwere Geldstrafen — bis zu 50,000 Franken — auf die Aufforderung zum bewaffneten Aufstand, selbst wenn dieser nicht zur Ausführung gekommen, auf die Angriffe gegen den König, ja bloße Anspielungen auf seine Person; gar Zerrbilder derselben, mit denen in der That ein unerhört frecher Mißbrauch getrieben worden war, sollten streng geahndet werden; ebenso die Vertheidigung der Rechte andrer Kronprätendenten, die Veröffentlichung der Geschwornenlisten, die Sammlungen zu Deckung der verhängten Geldbußen; auch verdoppelte man die Strafen für böswillige Verläumdung: — Alles Bestimmungen, die sich thatsächlich wohl rechtfertigen ließen. Aber man blieb dabei nicht stehen, sondern bedrohte mit denselben Strafen das unveräußerliche Recht, andre als die bestehenden Staatsformen zu vertheidigen, sich öffentlich als Anhänger einer solchen Staatsform oder eines gestürzten Herrschergeschlechtes zu bekennen, das Princip des Eigenthums in Frage zu stellen, und man beschränkte auf's Bedenklichste die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, soweit die Presse zu dieser Oeffentlichkeit durch Wiedergabe der Verhandlungen beiträgt; mehr als das: man entzog eine ganze Klasse von Bürgern thatsächlich ihren natürlichen Richtern, indem man gewisse Aufreizungen der Presse thät-

lichen Angriffen auf die Ordnung assimilirte und als solche dem Ausnahmegericht des Pairshofes unterstellte. Ebenso vermehrte man nicht mit Unrecht die Caution der Zeitungen auf 100,000 Franken; verlangte, daß der verantwortliche Herausgeber (Gérant) mindestens ein Drittel dieser Caution aus eigenem Vermögen erlege, im Falle der Gefangenschaft aber von einem Andern ersetzt werde; zwang die Zeitungen, in ihre Spalten jede Berichtigung einer angegriffenen Person aufzunehmen; zugleich aber ging man soweit, vom Herausgeber die Namensangabe des Verfassers jedes gerichtlich verfolgten Artikels zu verlangen; ja man machte das Recht Zeichnungen auszustellen oder Theaterstücke aufzuführen, von einer vorherigen obrigkeitlichen Ermächtigung abhängig, d. h. man stellte für diese Art von Werken die Censur wieder her.

Kein Wunder, wenn von allen Seiten tadelnde Stimmen gegen diese Gesetzesvorschläge laut wurden; wenn die Opposition höhnisch den Bericht Chantelauze's in Erinnerung brachte, worin er Karl X. die Nothwendigkeit der Ordonnanzen auseinandersetzte und der bedenklich den Motiven glich, welche Broglie, Guizot, Thiers, die so lange und so warm die unbeschränkte Preßfreiheit vertheidigt hatten, jetzt geltend machten, um diese Freiheit zu bekämpfen [1]). Und nicht nur die Opposition bekämpfte die Vorlagen auf's Heftigste in der Presse und dem Abgeordnetenhause; auch die Mittelpartei, welche seit ihrem Mißerfolge vom November 1834 etwas kleinlaut geworden, fand theilweise ihre Stimme wieder, und selbst die conservative Presse machte ihre Vorbehalte. Mochte man bei ihr diese schüchterne Kritik als die Sprache des eigenen Interesses betrachten — die Presse, selbst die unfreisinnigste, sieht nicht gerne ihre eigene Freiheit beschränkt —; mochte man in Dupin nur den pedantischen Juristen und den unverbesserlichen Widersprecher sehen; mochte

1) Metternich freilich tadelte demungeachtet den König laut, das Attentat vom 28. Juli nicht genugsam ausgebeutet zu haben. S. Depesche Pralormo's vom 14. August 1835.

man bei Lamartine, der das Haus durch eine hinreißende Rede fesselte, voraussetzen, er geize wie gewöhnlich nach wohlfeiler Volksgunst: — so konnte Niemand dem greisen Chef der Doctrinärs derlei Beweggründe unterschieben, als er nach jahrelangem Schweigen aufstand, um seine zwei angesehensten Schüler, die jetzt auf der Ministerbank saßen, zu bekämpfen. Royer Collard bestieg zum letzten Male [1]) die Rednerbühne, die er unter der Restauration so oft mit seiner männlich-weisen Beredsamkeit erfüllt, und er bestieg sie wie damals, um die Grundsätze des öffentlichen Rechtes, die er ein ganzes Geschlecht gelehrt, und die er bedroht glaubte, gegen die zwei Männer zu vertheidigen, die gewohnt waren, zu ihm nicht nur als zur höchsten Autorität in Verfassungsfragen, sondern als dem Muster öffentlicher Tugend aufzublicken. Beide, der Herzog von Broglie wie Guizot, mußten sich bequemen, ihre Zuflucht zu Sophismen zu nehmen und die Opportunität anzurufen, sie, die so gerne auf ihre unwandelbaren Grundsätze zu pochen pflegten, und wäre ihnen nicht die Strömung blinder Angst in der conservativen Mehrheit, wäre ihnen nicht Thiers zu Hilfe gekommen, dessen Persönlichkeit wie Antecedentien das linke Centrum des Hauses fast unwiderstehlich beeinflußten, selbst da, wo er sich wie dießmal in den schroffsten Gegensatz zu seiner Vergangenheit setzte, so wäre ihnen kaum der Sieg zugefallen, den sie nach vierzehn bewegten Sitzungen endlich am 29. August errangen [2]). Das Oberhaus, wo der gerade von seinem Botschafterposten in Turin abberufene und nach Petersburg versetzte Barante die Vorschläge seiner Freunde und Gesinnungsgenossen befürwortete, zeigte sich weniger widerspenstig, obschon auch hier die gewichtige Stimme des ständigen Secretärs der

1) Im Jahre 1838 sprach er noch einmal, aber nur ganz kurz und in der nicht eben wichtigen Frage über das Costüm der Abgeordneten.

2) Die zweite Kammer votirte das erste Gesetz am 13. August mit 212 gegen 72; das zweite am 20. August mit 224 gegen 149; das dritte am 29. August mit 226 gegen 153 Stimmen. Wie man sieht, war die Opposition gegen das Preßgesetz viel allgemeiner, als die gegen die Geschwornenreform und selbst als die gegen die Abkürzung der Prozedur.

französischen Akademie, Villemain, die beredtere des jugendlichen Grafen Montalembert, dessen erste Rede als erblicher Gesetzgeber des Königreiches diese warme Vertheidigung der bedrohten Freiheit war, sich gegen die Vorschläge des Ministeriums erhoben. Das Haus votirte Ende August und Anfang September die unter dem Namen der Septembergesetze im Volksmunde gebliebenen Entwürfe.

Nicht Alles war unberechtigt an diesen berüchtigten Gesetzen: der Gemüthszustand Derer, die sie entworfen, war nur zu erklärlich und entschuldbar; die Hauptgrundsätze, auf denen sie beruhten, — der Schutz des Königs, der Verfassung und der Unabhängigkeit der Rechtspflege — waren unbestreitbar. Eine fünfjährige Erfahrung hatte bewiesen, wie ungerne eine Nation „den gemeinen Nutzen würdiget, den sie aus der Freiheit zieht, so lange sie dieselbe besitzt“ [1]); wie wenig hier das Gesetz geachtet, wie schwach es vertheidigt wurde. Hohn, Verläumdung, Haß füllten die Presse, wurden in System gebracht, schonten Nichts und Niemanden. Nicht nur die Minister und die Beamten, auch die Volksvertretung, das Oberhaus, der König waren vogelfrei; selbst das Privatleben war Gegenstand niedrigster Verdächtigung. Und Niemand wagte, dem Uebel entgegenzutreten. Die regierungsfeindlichen Blätter hatten dreimal so viel Leser als die, welche zu König und Verfassung standen, und die ungeheure Mehrzahl dieser Leser waren Freunde des Königs und der Verfassung, bei denen die Lust an der Satire und am Skandal stärker war als der Abscheu vor der Unredlichkeit und Heftigkeit, mit welcher diese Waffen gehandhabt wurden. Die Person des Königs vor Allem war es gelungen Vielen verhaßt, den Meisten lächerlich zu machen. Außer Paris, wo die Bürgerwehr und der Handel sich der Julimonarchie ziemlich ergeben zeigten, begegnete dieß Königthum sonst im Allgemeinen nur Gleichgiltigkeit und Uebelwollen [2]). Und was vom Könige, galt in noch höherem Grade

1) Machiavelli, Discorsi sopra la prima Deca di T. Livio I, 16.

2) Worte des sardinischen Botschafters. S. Depesche vom 27. September 1835.

vom Staatsgrundgesetz und der Justiz, die nur noch ein todter Buchstabe und eine ohnmächtige Förmlichkeit waren. So war es denn wohl natürlich, wenn Männer, die sich bewußt waren, nur das Rechte zu wollen, die sich ernstlich bemühten, die Freiheit in ihrem Vaterlande zu gründen, und sie nur auf dem Boden des Gesetzes für möglich hielten, die sich wohl sagen durften, daß sie die Feinde, denen sie sich sittlich so unendlich überlegen wußten, auch an Einsicht, Wissen und Erfahrung weit übersahen, es war nur natürlich, wenn sie der Versuchung nicht zu widerstehen vermochten, die Fesseln abzuschütteln, die ihre Hände banden, und, da die Nation der Sache der Gerechtigkeit, der Freiheit, des gesunden Menschenverstandes, da sie ihren eigenen Interessen nicht zu Hilfe kam, diese selbst mit Hintansetzung des absoluten Rechtes zu vertheidigen? Und wer hätte es ihnen verdacht, wenn das Heil des Vaterlandes es wirklich verlangt hätte? Wer gar hätte ihnen ein Verbrechen daraus gemacht, wenn sie sich nicht selber diese Fesseln auferlegt hätten?

Wohl war es schwer, wenn auch möglich, im August 1830, die keineswegs drakonische, aber immerhin wirksame Preßgesetzgebung der Restauration beizubehalten und unter ihrem Schutze die zarte Pflanze des neuen Thrones Wurzel fassen zu lassen: wie ja einst Wilhelm III. ungleich strengere Preßgesetze zu ähnlichem Zwecke aufrecht erhielt; freilich hätte man dann auch Wilhelm's III. Rolle eines Schützers und Wahrers der Landesgesetze gegen die Angriffe eines Despoten bis zu Ende beibehalten müssen und nicht die Landesgesetze verändern dürfen, um einer Partei zu gefallen. Jetzt, nachdem man fünf Jahre der unbeschränktesten Preßfreiheit genossen, schien auch die halbe Umkehr gehässiger, als damals das Verharren auf dem alten Punkte erschienen wäre. Doch da man nun einmal im Jahre 1830 nicht den Muth oder die Macht gehabt hatte, zugleich die Regierung und die Waffen zu ihrer Vertheidigung zu ergreifen, so wäre es wenigstens klug gewesen, die stumpfen Wehren, die man statt der scharfen empfing, nicht zu gebrauchen. Man reizte und neckte den Feind nur, ohne ihn unschädlich machen zu können. Vielleicht, wenn man entschlossen und sorg-

los zugleich den ganzen Körper den Nadelstichen preisgegeben und nur den edelsten Theil, den sie allein tödtlich verletzen konnten, beschützt hätte, wäre man besser gefahren. In andern Worten: wenn nur die Majestätsbeleidigung vor die Gerichte gerufen worden wäre, so hätten sich wohl auch schon Geschworne gefunden, sie zu schützen. Anstatt dessen brachte man jede theoretische Verherrlichung des politischen Verbrechens, wie sie damals Mode war: der Septembermorde, der Enthauptung Ludwigs XVI. u. s. w., jede allgemeine Erörterung über Monarchie und Republik, Legitimität und Usurpation vor die Richter, vor Allem aber jede Verläumdung der Minister, oder irgendwelcher Beamten, jede Beleidigung der gesetzgebenden Versammlungen und der Gerichte. Und wären es noch die Angegriffenen gewesen, welche Privatklagen erhoben hätten: selbst wenn die Geschwornen im Civilprozesse fungirt hätten, wie in England, würden sie dann vielleicht eher den Muth gefunden haben, die Privatehre ihrer Mitbürger, auch derer, welche das Unglück hatten in einem Amte zu sein, gegen die lügen- und pöbelhaften Verläumdungen der Federbanditen zu schützen, aber nein, es war der Staat — die Staatsanwaltschaft — welche Klage erhob, um die Gesellschaft zu schützen, und dieser Abstraktion gegenüber fehlte es den Geschwornen natürlich an Energie: die Nachsicht, das Mitleid, die Furcht überwogen. Dazu die Leidenschaft in der Verfolgung, der der Taktlosigkeit die Wage hielt; der Eifer aber eines Oberstaatsanwaltes und Justizministers wie Persil, eines Polizeipräfecten wie Gisquet, theilten sich bald dem kleinsten Hilfsbeamten des Parquets und dem niedersten Sicherheitsdiener mit, die sofort in jedem Republikaner und Carlisten einen Täter feindlicher Handlungen sahen, weil sie wußten, daß er feindliche Gesinnungen hegte. Die gerichtliche Verfolgung aber zog meist die Untersuchungshaft nach sich, und die Gefängnisse waren nie gefüllter als in jenen Tagen der Freiheit. Selbst die erklärtesten Feinde der Umsturzpartei fanden, es sei zu viel. „Die individuelle Freiheit wird bald nur noch ein leeres Wort sein; der leiseste Verdacht genügt, um eine Verhaftung zu begründen. Die Gefängnisse sind

voller Leute, die von den Gerichten freigesprochen werden würden und unter dem Vorwande der Untersuchung unter Schloß und Riegel gehalten werden" [1]).

Daß solch unterschiedsloses und blindes Vorgehen nur Erbitterung erzeugen konnte und das Ziel verfehlen mußte, liegt auf der Hand. Jene Erbitterung sprach sich dann in heftigen Worten aus, die wiederum unnütze Verfolgungen nach sich zogen. „Bürger, hört, was die Regierung wieder gethan, rief eine Proklamation der Menschenrechte-Gesellschaft. Sie hat mehrere Höflinge und Volksfeinde zu einträglichen Aemtern berufen. Wieder neue Blutigel, die sich vollsaugen werden mit unsern hart zusammengescharrten Steuern.... Ja, man hat Persil zum Minister ernannt, der die Köpfe der patriotischsten Männer Frankreichs hat abschlagen wollen!... Armes Frankreich, wirst du wirklich bis zu dem Grade der Knechtschaft und Schande herabsteigen, zu dem man dich führt!" Und wen derlei Koth traf, glaubte sich zur Wehre setzen, den Kampf gegen solche Geschosse aufnehmen zu müssen, welche doch nur Verachtung und Stillschweigen erfolgreich niederschlägt. Daß die öffentliche Meinung dem sich des Rechten Bewußten am Ende immer auch Recht gibt, daß zeitweilige Unpopularität, ja Verkennung die nothwendige Bedingung des öffentlichen Lebens ist,

1) Worte des sardinischen Botschafters (Depesche vom 28. Juli 1835). Dieser überzeugte Absolutist meint bei dieser Gelegenheit: „En effet il est peu de pays où le pouvoir soit plus arbitraire qu'il ne l'est en France aujourd'hui, les milliers de lois enfantées par les divers gouvernements qui se sont succédés depuis la révolution de 1789 jusqu'à nos jours en fournissant toujours une sur laquelle un ministre peut au besoin appuyer l'acte le plus irrégulier." Auch Capefigue, der Alles beschönigt, meint, nie wäre man weiter gegangen im Mißbrauch der Verhaftungen, und stellt höhnisch den 17 politischen Gefangenen Oesterreichs, im Jahre 1835, die 1300 französischen Gefangenen gegenüber (a. a. O. XII, 149). Billault de Gérainville, dessen Zahlen ich übrigens nicht controllirt habe, berechnet die Verurtheilungen in Preßprozessen von August 1830 bis Januar 1834 auf 65¾ Jahre Gefängniß und 331,505 Franks Strafgelder, was freilich bei ein Paar tausend Prozessen nicht viel auf den einzelnen Fall ausmacht (a. a. O. III, 36 Anm.). Der Mißbrauch bestand in der Untersuchungshaft.

daß der bessere Theil der Nation auf die Dauer unfehlbar jener gewissenlosen und bubenhaften Lektüre müde wird und sich mit Ekel von ihr wendet, daß eine gemeine und unwählerische Presse so, wenn auch spät und nach harter Geduldprobe der Redlichen und Gesitteten eines natürlichen Todes sterben muß: das konnte die Empfindlichkeit der französischen Staatsmänner, das konnte selbst der freie Blick Thiers' noch nicht einsehen; und so häufte man unnützer Weise Preßprozesse auf Preßprozesse. Die „Tribüne", vielleicht das roheste und unredlichste Blatt, das je veröffentlicht worden, wurde in den vier Jahren seiner Existenz nicht weniger als 111mal vor Gericht gezogen, um nur zwanzigmal verurtheilt zu werden, — meist nur eben in Klagen auf Majestätsbeleidigung oder wo die angegriffene Kammer sich selbst Recht verschaffte, und die über sie verhängten Strafen beliefen sich auf 49 Jahre Gefängniß und 157,630 Frcs. Geldbuße! Die ersteren wurden meist von eigenen dafür bezahlten Strohmännern abgesessen; die zweiten wurden von der Partei aufgebracht.

Trotz alledem war es besser geworden nicht wegen, sondern trotz jener gehäuften, unwirksamen Verfolgungen. Die „Tribüne" selber war eingegangen, weil sie keine Abonnenten und Kapitalisten mehr fand: die ewigen Aufstände, vor Allem die große Gefahr vom April 1834, als ganz Frankreich auf einmal die Beute der Unruhestifter zu werden drohte, das Benehmen der Angeklagten in jenem Monstreprozeß, vor Allem das Attentat Morey's und Fieschi's hatten das Maß voll gemacht. Eine Art antirepublikanischer, fast wüthender Reaktion war nach der Greuelthat in der öffentlichen Meinung an die Stelle der Nachsicht und der Sympathie mit den Straßenhelden getreten. Nur mit Mühe wurde die Redaktion des vergleichsweise gemäßigten „National", sowie das Hauptquartier der Republikaner, das Gefängniß von St. Pélagie, gegen den Zorn des Volkes geschützt. Für das Leichenbegängniß der Opfer Fieschi's hatte man einen neuen Wuthausbruch gegen die Republikaner gefürchtet: jedenfalls hatte die Bürgerwehr sich entschlossen gezeigt, fortan alle Regungen des Aufstandes schonungs-

los in der Geburt zu ersticken. Die Geschwornen begannen einzusehen, wie nothwendig eine größere Festigkeit sei, und hatten schon Beweise dieses ihres neuen Muthes gegeben. Der König wurde wieder populärer [1]).

So waren jene Repressivgesetze wirklich kaum nothwendig. Nicht als ob die Gegner, welche sich nicht begnügt hatten mit den gesetzlichen Waffen, die ihnen in solcher Fülle zu Gebote standen, für den Sieg ihrer Meinungen zu kämpfen, irgend ein Recht gehabt hätten zu klagen, als man ihnen auch jene gesetzlichen Waffen zu entwenden oder abzustumpfen suchte; aber die Zeit und der Mißbrauch hatten schon von selbst diese Wirkung gehabt. Alles, was an Verläumdung, Verhöhnung, Aufstand, Verschwörung, Mordanschlag geleistet werden konnte, war erschöpft. Und gerade diesen Moment, wo man die Früchte der Verirrung der Gegner hätte ernten können, wählte man, um ihnen neue Sympathien zu erwecken, um sich selbst unnöthiger Weise in den Ruf rückschrittlicher und willkührlicher Strebungen zu bringen. Viele, die schon ausgesöhnt waren, wandten sich von Neuem ab; frische Kräfte, die man hätte gewinnen können, wurden abgeschreckt; alte Freunde der Regierung folgten dem Beispiele Royer Collard's und Villemain's, und die an sich keineswegs unerhörten „Septembergesetze" blieben Jahre lang, sind noch heute, im Munde des Volkes als eine Art Codex der Tyrannei, ein Zeughaus voll gefährlicher Waffen zur Verfügung der Willkühr.

VI.

Die drei Urheber der „Septembergesetze" genossen nicht lange in Eintracht des errungenen Vortheils. Schon ehe jene Entwürfe dem Parlamente unterbreitet wurden, hatten sich die in den inneren Angelegenheiten ziemlich einigen Minister in wichtigen Fragen äußerer Politik von einander getrennt, und der Monarch hatte es trefflich verstanden, diese ihre Meinungsverschiedenheiten noch zu schärfen und wo möglich eine Spal-

1) S. Depesche de Sales' vom 19. August 1835.

tung in das ihm am 12. März 1835 wieder aufgezwungene Triumvirat vom 11. Oktober 1832 zu bringen. Die spanischen Angelegenheiten boten dazu eine treffliche Gelegenheit.

Die Regierung der Königin-Regentin verlangte im Laufe des Sommers jene „Cooperation" einer französischen Armee gegen ihre inneren Feinde, Carlisten und Demokraten, welche ihr bei dem Tode Ferdinand's VII. (1833) und wiederholt im Quadrupelallianzvertrage vom vorigen Jahre (1834) in Aussicht gestellt worden. Die Minister des Innern und des Aeußern, — ersterer Thiers, stets bereit, die militärischen Ueberlieferungen Frankreichs wach zu halten, der zweite Broglie, der es nicht liebte, am gegebenen Worte „zu drehen und zu deuteln" — meinten, der Augenblick sei gekommen, jenem Wunsche Marie Christinens und den gegen ihre Regierung eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. Der König, friedlich gesinnt wie immer und wie immer ängstlich besorgt, den europäischen Höfen keinen Grund zum Mißtrauen in diese seine Gesinnung zu geben, widersetzte sich dem Vorhaben Broglie's und Thiers', ungeachtet der drängenden Depeschen seines Gesandten in Madrid, welche das Anliegen der spanischen Regierung lebhaft unterstützten. Es ward ihm nicht schwer, Guizot trotz seiner engen Verbindung mit Broglie zu sich herüberzuziehen. Die geheime Eifersucht gegen Thiers, der Wunsch seinem Könige zu gefallen, die Ueberzeugung auch, daß eine französische Intervention weder vertragsgemäß erfordert noch ungefährlich sei, wogen mehr bei ihm als das Gefühl ministerieller Solidarität, und die Entscheidung der englischen Regierung, welche sich nicht durch den Quadrupelvertrag für gebunden erklärte, zu interveniren, Frankreich aber freie Hand ließ, gab den Ausschlag zu Gunsten der Deutung Louis Philipp's und Guizot's. Broglie und Thiers gaben nach; aber eine leise Mißstimmung blieb doch zurück [1]).

Ebensowenig als am Könige hatte das Ministerium vom 11. Oktober einen festen Rückhalt an der Volksvertretung, welche von Anfang an (Juli 1834) in sich getheilt, unsicher,

1) S. über diese ganze Episode Kapitel VIII. 5.

trotz der Abwesenheit der republikanischen Fraction weniger zuverlässig war, als ihre Vorgängerinnen, in denen die Minderheit lauter und heftiger gewesen. Schon bei Eröffnung der Wintersession (29. Dezember 1835—1836) hatte sie ihr Präsidialbureau fast ganz aus Männern der Mittelpartei zusammengesetzt und in der Adresse eine Lücke der Thronrede, unpassend genug, auszufüllen gesucht, indem sie des dießmal von den Ministern mit Stillschweigen übergangnen Polens Erwähnung that, obschon der Minister des Aeußern diese zwecklose und ganz unberechtigte Einmischung in die innern Angelegenheiten eines befreundeten Staates auf's Entschiedenste bekämpft hatte. Und dieser ersten feindseligen Demonstration folgte bald eine entschiednere, folgenschwerere Seitens des Hauses, in dem die Dupin'sche Stimmung vorherrschte und das den Doctrinärs nie recht gewogen gewesen, insbesondere aber recht müde geworden war, Aristides-Broglie „den Gerechten" nennen zu hören.

Am 14. Januar 1836 legte der Finanzminister Humann seinen Etatsbericht für 1837 vor. Man hörte ihm aufmerksam aber ruhig zu, wie der Gegenstand es erheischte, als der Redner unerwarteter Weise die baldige Conversion der Renten anzeigte, welche schon früher in Aussicht genommen worden. Seine Collegen blickten sich staunend an. Keiner von ihnen hatte etwas von diesem wichtigen Plane gehört; weder einzeln noch im Ministerrathe war ihre Einstimmung eingeholt worden [1]). Heftige Auseinandersetzungen folgten nach beendeter Sitzung und Humann reichte seine Entlassung ein. Seine Stelle wurde von d'Argout besetzt. War es der König, war es Thiers, welche den Finanzminister als Brander vorgeschoben? War es Humann's eigener Leichtsinn und Uebermuth, der ihn zu dem unerwarteten Schritte getrieben [2]).

1) So offiziell. De Sales (Depesche vom 27. Januar 1836 — das Datum ist wichtig) sagt dagegen: Humann behaupte, de Broglie habe sein Project gekannt und mehrere Tage in Händen gehabt.

2) Das erste ist die Meinung L. Blanc's (a. a. O. IV, 491), das zweite die Capefigue's (a. a. O. XIII, 147), das dritte Guizot's (a. a. O. III, 325).

Aber der König wie der Minister des Innern waren entschiedene Gegner der Conversion und würden wohl eine andre Handhabe gewählt haben, um den Bund der Doctrinäre zu erschüttern, und Humann war ein zu gewiegter Finanzmann und Politiker, um nicht die Tragweite der vorgeschlagnen Maßregeln in der Weise, in welcher er sie vorschlug, zu berechnen. Wahrscheinlich ist, daß der schlaue Finanzminister, welcher zahlreiche Verbindungen in der Mittelpartei hatte und die Majorität der Kammer jener Maßregel geneigt wußte, übrigens der untergeordneten Rolle im Ministerrathe müde war und „auch seinen Ruhm haben wollte“ [1]), durch diesen kleinen Staatsstreich Herr der Lage, vielleicht mit der Neubildung des Ministeriums beauftragt zu werden hoffte. Und so ganz irrig wäre eine solche Berechnung nicht gewesen.

Schon am 18. Januar kam es zu einer Auseinandersetzung vor dem Hause, in welcher die Minister die ganze Erörterung auf den Zwischenfall mit ihrem Collegen zu beschränken suchten. Allein die Kammer drängte, sie wollte die von Humann angeregte Frage selber beantwortet wissen, wollte die Meinung des Ministeriums kennen. Dieß suchte auszuweichen, wollte sich über die Sache selbst nicht aussprechen, seine Freiheit behalten, jedenfalls sich nicht für eine bestimmte Zeit verpflichten. Immer heftiger gedrängt, antwortete endlich der Ministerpräsident in der schroffen Weise, durch welche er schon so oft die Vertreter der fremden Mächte verletzt, nun den Vertretern der Nation: „Man fragt uns, ob die Maßregel opportun ist. Wir antworten: nein. — Ist das klar? Man fragt uns, ob wir die Absicht haben, die Maßregel in dieser Sitzungsperiode vorzuschlagen. Ich antworte: nein. — Ist das klar genug?“ Die Kammer fühlte sich beleidigt und gereizt, mehr durch den Ton und die Form noch, als durch den Inhalt der Antwort. Ein Abgeordneter

1) Worte Royer Collard's bei Guizot (a. a. O. III, 325). „Jusqu'à Humann qui veut avoir sa petite part d'immortalité“, sagte der caustische alte Herr zu Andern. S. Dupin a. a. O. III, 193.

der Mittelpartei schlug sofort aus eigener Initiative die Maßregel vor und am 5. Februar begann die Debatte. Das Ministerium beging den taktischen Fehler, aus dieser rein finanziellen Frage, bei der nur über die Opportunität, nicht über den Werth der Maßregel selber Meinungsverschiedenheiten obwalten konnten, eine Cabinetsfrage zu machen. Sofort stimmte die ganze Linke und die ganze Mittelpartei aus politischen Gründen mit den Dissidenten der Mehrheit, und die von der Regierung beantragte Vertagung ward mit 194 gegen 192 Stimmen verworfen [1]). Die Entlassung des Ministeriums war die Folge.

Der König war von einem Alpdrucke befreit, als er sich endlich des verhaßten herzoglichen Berathers entledigt sah, und entschlossen, sich „diesen Patriarchen der Doctrinärs" nie wieder aufzwingen zu lassen [2]). Aber nun war guter Rath theuer. Humann war vielleicht in seinen eigenen Augen, aber keines Falls in denen des Königs und der Versammlung, der Mann, ein starkes und einflußreiches Ministerium zu bilden und zu leiten; auch hatte er sich in keiner politischen Frage von seinen Collegen getrennt. Konnte ein Punkt der Finanzpolitik als Grundlage einer politischen Parteibildung dienen? Im Grunde war das Votum gegen die Doctrinärs allein gerichtet gewesen: ein gar kleines aber mächtiges Häuflein, das der Kammer eben äußerst unbehaglich war. Wie, wenn nach Ausscheiden der beiden Führer der Doctrin, Broglie und Guizot, das Ministerium bliebe wie es eben war, den bedeutendsten zurückbleibenden Minister an die Spitze stellte, sich mit Elementen der Mittelpartei verjüngte? Unter allen Ministern war Thiers den Centren der Angenehmste: und obschon der König den Vielredenden, Beweglichen, der über Alles eine Meinung hatte und nicht so leicht

1) Ueber die finanzielle Seite der Frage vgl. unten Buch II. Hier kommt nur die politische Seite in Betracht.

2) Er hatte dieser Antipathie durchaus kein Hehl. Er klagte unaufhörlich über Broglie. S. unter hundert Andern die Depeschen Werther's vom 14. Januar und 26. Februar 1836.

aufgab, nur mit Mißtrauen und einem Anflug von Neid betrachtete, war er ihm noch weniger lästig als der absprechende, kalte Stoiker, der bis jetzt die Regierung geleitet. Auch außerhalb des Hauses sprachen sich gewichtige Stimmen, wie die Talleyrand's, dem von jeher die Doctrinärs ein Dorn im Auge waren, für Thiers aus, welchem auch die einflußreiche Nichte des Fürsten, die Herzogin von Dino, das Wort redete. Auch Molé, an den der König sich gewandt, empfahl Thiers, der aber noch immer zauderte, die hohe Stellung einzunehmen und die sichere Stütze der kleinen Gruppe der Doctrinäre gegen die unsichere Hilfe der launischen Mittelpartei auszutauschen. Noch einmal rief Louis Philipp die Spitzen dieser Partei, den Vorsitzenden und die beiden Vizepräsidenten des Hauses, Dupin, Sauzet und Passy, zu sich [1]). Sie zeigten sich geneigt, mit und unter Molé und Marschall Gérard in ein Ministerium zu treten; aber Molé wie Gérard weigerten sich. Nur Ein Pair zeigte sich geneigt, die Verantwortlichkeit zu theilen und gerade derjenige, welcher dem König am Liebsten war; doch war Graf Montalivet zu jung und hatte zu wenig Ansehen in den beiden Häusern, um an die Spitze der Regierung treten zu können [2]).

So übernahm denn endlich Thiers, von den Freunden gedrängt, von den Feinden herausgefordert, die Neubildung des Cabinets. Am 22. Februar konnte die Amtszeitung die Ministerliste veröffentlichen: Thiers, Vorsitzender und Minister des Aeußern; Graf Montalivet, Minister des Innern; Sauzet, Passy, Pelet — drei Vizepräsidenten des Unterhauses, die alle drei zur Mittelpartei übergegangen waren — traten an Guizot's, Duchatel's und Persil's Stelle.

Der Bruch der Doctrinärs mit den Liberalen war eine

1) S. die betreffenden Unterhandlungen bei Dupin a. a. O. III, 193 ff.

2) Gérard zog den sicheren, arbeitslosen und einträglichen Posten eines Großkanzlers der Ehrenlegion vor, und Louis Philipp suchte glauben zu machen, auch Montalivet wolle lieber Intendant der Civilliste bleiben. Wenn dem so war, so opferte er sehr schnell seine Wünsche den Wünschen seines Herrn.

vollendete Thatsache. Zwar war man in Frieden, ja in Freundschaft von einander geschieden [1]), aber man war geschieden und sollte nicht wieder zusammenkommen.

Der Herzog von Broglie entsagte fortan den eigentlichen politischen Geschäften, froh, einen Vorwand gefunden zu haben, aus einer Stellung geschieden zu sein, wo Compromisse, Schonungen, Rücksichten, Nachgeben, zu denen seine Natur sich nicht biegen wollte, unvermeidlich waren. Er nahm auch noch ferner lebhaften Antheil an der Thätigkeit des Oberhauses; aber Nichts konnte ihn dazu bestimmen, wieder in eine leitende Stellung zu treten, und als bald nachher (1838) seine Gemahlin, die einzige Tochter Mme de Staël's, eine hochbegabte und innig-geliebte Frau, die das ganze Leben des Mannes theilte, ihm durch den Tod entrissen wurde, schloß er sich noch mehr von der Oeffentlichkeit ab. Vielleicht fühlte er, daß die unschätzbare Hilfe, welche sein Name und seine Stellung, sein unbestrittner Ruf der Gelehrsamkeit, der Sittenstrenge, der Freiheitsliebe, der Errichtung des neuen Thrones gebracht, sich in ihr Gegentheil verkehrt, seit die neue Ordnung regelmäßig fungirte und mehr geschmeidiger als spröder Werkzeuge bedurfte, um ohne allzu harte Stöße zu arbeiten. Anders war es mit seinem Freunde Guizot, der weniger als je gewillt war, auf eine hohe politische Thätigkeit zu verzichten, und weit geneigter, sich, um diesen Zweck zu erreichen, auch einmal den Launen des Königs oder der Volksvertretung zu fügen. Ihm fiel naturgemäß von nun an die Führung der treugebliebenen conservativen Mehrheit zu, während der Umstand, daß Thiers mit Hilfe der Mittelpartei und des linken Centrums regierte, diesen ebenso naturgemäß zum Führer dieser Gruppen machte, sobald er wieder aus der Regierung schied. Das Bündniß aller gemäßigten Staatsmänner, welches im März 1831 dem gefährlichen Spielen Laffitte's mit der Revolution ein Ende gemacht, war aufgelöst, wie die Kammermehrheit Casimir Perier's auf-

1) S. bei Guizot (a. a. O. III, 336) die Briefe Guizot's und Thiers'.

gehört hatte zu existiren. Das Gefühl der Sicherheit, das die Niederlage des gemeinsamen Feindes gab, erlaubte dem persönlichen Interesse und den persönlichen Empfindungen der leitenden Staatsmänner und der parlamentarischen Gruppen sich ungestraft geltend zu machen und ihre Waffen gegen einander zu kehren. Sie vergaßen, daß über ihnen ein kluger und herrschsüchtiger Fürst stand, der vortrefflich verstand und gewillt war, diese Nebenbuhlereien und Privatinteressen in seinem eigenen Interesse auszubeuten, wie er die Verwicklungen der auswärtigen Politik zu seinem eigenen Vortheil auszunutzen verstanden hatte.

Achtes Kapitel.

Die auswärtige Politik der Doctrine und des Königs.

(Oktober 1832 bis Ende 1837.)

(Inhalt: Der Herzog von Broglie und die Lage. Der Abschluß in Belgien. Die Westmächte im Orient. Die Westmächte und die drei nordischen Höfe. Die Westmächte in Portugal und Spanien. Die Händel mit Nordamerika und der Schweiz.)

I.

Als sich im Ministerium vom 11. Oktober 1832, das sich nach vierthalbjähriger Wirksamkeit im Februar 1836 auflöste, die hervorragendsten Führer der gemäßigten Gruppen des Parlaments geeint hatten, um Casimir Perier's Politik des Widerstandes gegen die Revolution und die Reaction fortzusetzen, war dem Herzog von Broglie die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zugefallen, die er denn auch, mit kurzer Unterbrechung, bis zum 22. Februar 1836 in Händen behielt.

Er fand das Verhältniß Frankreichs zu Europa wesentlich gebessert, seit der Zeit, wo das Ministerium vom 13. März 1831 die Verwaltung angetreten. Der unvermeidlich scheinende Krieg war beschworen, ohne daß das Ansehen Frankreichs dadurch vermindert worden wäre: recht im Gegentheil war die Regierung im Vertrauen der Freunde, wie in der Furcht der Feinde gleicher Weise gestiegen. Die Aufgabe, welche sich Talleyrand gestellt, und deren Lösung ihm die Leidenschaftlichkeit oder die Schwäche seiner Gegner so sehr erleichterte — die letzten Bande der europäischen Allianz von 1815 zu sprengen und durch eine engere Verbindung Großbritanniens und Frankreichs die Macht der drei legitimistischen Höfe des Nordens zu brechen —, war so gut wie gelöst; und als der Herzog nach seinem Eintritt in die Geschäfte mit Englands Zustimmung und unter dem ohnmächtigen Murren der festländischen Cabinette die belgischen Angelegenheiten durch ein französisches Heer im Sinne der Westmächte entschied, pflückte er nur die reife Frucht des Baumes, den der Botschafter in London gepflanzt, dessen Wachsthum der Minister vom 13. März in Paris mit energischer Mühwaltung geschützt hatte. Es war sein Wunsch, wie seine Collegen Guizot und Thiers in der innern Politik, so auch in der äußeren auf dem von Casimir Perier eingeschlagenen Weg zu beharren. Im Ganzen gelang es ihm auch, wennschon ihm die Umstände und die Mitarbeiter sowohl als die eigene Natur die Verfolgung des Weges nicht wenig erschwerten; doch blieb sein Gelingen ohne die Freude des Triumphes: er erndtete weder bei dem Könige noch bei der Nation, weder bei den Verbündeten noch bei den Gegnern, ja nicht einmal im Schoße der eigenen Partei jene unfreiwillige Anerkennung, die Casimir Perier's Lohn für so harte Kämpfe gewesen war.

Noch immer lärmte, wenn auch in gedämpfterem Tone, die alte leichtsinnige Kriegs- und Eroberungsluft der Opposition; noch loderte der stupide Nationalhaß gegen das nahe Inselvolk, mit dessen Beistand es doch allein möglich war, die gewünschten Erfolge auf ehrliche Weise zu erringen; noch immer

trieb der unzuverlässige Monarch sein zweideutiges Spiel, das Talleyrand und Perier so viel zu schaffen gemacht, kokettirte mit den absoluten Herrschern des Festlandes, während sein Minister Stellung gegen sie nahm, und verrieth nur zu deutlich seinen Entschluß, den Frieden um jeden Preis zu wahren, in dem Augenblick, wo Jener, um diesen Frieden ehrenvoll zu wahren, mit dem Kriege zu drohen Miene machte. Dazu saßen an fast allen Höfen zweiten Ranges und auf einigen von erster Bedeutung junge heißblütige oder leichtsinnige Diplomaten, welche es der Würde ihres Vaterlandes schuldig zu sein glaubten, in dem Tone napoleonischer Marschälle zu reden, manchmal sogar in solchem Sinne zu handeln. Die Kammern endlich mischten sich, öfter und vordringlicher als gut war, in schon eingeleitete Negotiationen zartester Natur, oder verkannten die Verbindlichkeiten, die ihnen die Handlungen einer aus ihrer Mitte hervorgegangenen Regierung auferlegten. Der Herzog selber hatte ein Wesen, das nicht angethan war, ihm Freunde zu erwerben. Der König gab sich kaum die Mühe, die Antipathie zu verbergen, welche ihm sein Minister einflößte. Kein Redner reizte die Opposition mehr als er; und auch bei der Mehrheit, die ihn stützte, war er unbeliebt. Die auswärtigen Gesandten verletzte er ohn' Unterlaß; sogar Talleyrand und die englischen Minister, welche dasselbe wollten wie er, klagten über seinen anmaßlichen Ton: „er unterhalte sich nicht, er rede nur in Sentenzen" [1]). Er selbst war sich dieses Fehlers nicht bewußt, wie er sich auch in gutem Glauben für wahrhaftig hielt, wenn er sich einredete und Andren einzureden bemüht war, die Dinge seien gewesen, wie er wünschte, daß sie gewesen seien.

Der Herzog verfolgte dasselbe Ziel, das Talleyrand, Perier, Thiers mit weniger Schautragung von Folgerichtigkeit folge-

1) Worte des Grafen de Sales (Depesche vom 8. August 1833), der nie genug über den „ton sec" des Herzogs klagen kann und der meint, seine Frau, „une méthodiste exaltée", bestärke ihn in diesem Wesen. Uebrigens ist de Sales nicht der Einzige, und alle fremden Gesandten, ohne Ausnahme, klagen über de Broglie's Hoffahrt.

richtiger als er anstrebten; aber er hatte Nichts von der Urbanität und Feinheit des Mannes, der noch den Hof von Versailles gesehen, Nichts von dem Temperamente des reizbaren Commoners, dem man schon eine kleine Heftigkeit nachsah, weil man fühlte, sie war nicht vorbereitet, Nichts von der heitren Liebenswürdigkeit des ehemaligen Journalisten, über der man gerne die unschuldigen Bravaden des Emporkömmlings vergaß; bei Allem diesem war concretes Wollen, der Herzog war ein abstracter Rechthaber, der nie lernen wollte, daß Niemand gegen die Ereignisse Recht behält. Jene wollten das herzliche Einvernehmen mit England, weil es den Forderungen der Lage entsprach, und waren bereit es aufzugeben, sobald die Lage sich ändern würde; ihm war es ein Glaubenssatz der ganzen Doctrin, an dem Nichts zu biegen und zu beugen war, und da er nicht Wort haben wollte, daß er vor irgend einer Schwierigkeit zurückweichen müsse, griff er in fast allen schwierigen Lagen zu dem einfachen Auskunftsmittel, für die Vertreter der Mächte nicht zu Hause zu sein, seine eigenen Vertreter im Auslande ohne Verhaltungsbefehle zu lassen. Eine gewisse üble Laune, die der Franzose nicht verzeiht, war über sein ganzes Wesen ausgegossen; er trat auf mit jenem sittlichen Ernst des Menschen, der da meint, „es solle keinen Kuchen und Sect mehr geben, weil er tugendhaft ist“ [1]). Der Einfluß der Genfer Atmosphäre auf den Schwiegersohn Mme de Staël's hatte sich nie ganz verwischt; selbst die Vaterlandsliebe und der Liberalismus äußerten sich bei ihm, wie die Religion beim Calvinisten, als Bewußtsein der Ueberlegenheit über Fremde und Andersdenkende. Zu jenem Bewußtsein aber der geistigen und sittlichen Ueberlegenheit gesellte sich noch das Bewußtsein der hohen Geburt und der großen gesellschaftlichen Stellung. Dadurch und durch die Unbiegsamkeit des Geistes und Charakters unterschied er sich auf's Tiefste von dem Freunde Guizot, der in den Augen der Fernerstehenden eine gewisse oberflächliche Aehnlichkeit mit ihm hatte, den vornehmen Freund

1) Shakespeare's „Was Ihr wollt“ II, 3.

aber, den er stets als einen Höheren behandelte, in Wirklichkeit weit übersah. Hatte der Plebejer nur im Aeußeren die geistige und sittliche Steifheit, an welcher der Patrizier in Wirklichkeit litt, so hatte dieser wiederum nur den Schein der Tiefe, die Jener thatsächlich besaß. Kein Wunder, wenn der Herzog weniger Herr in seinem Departement war, als der ehemalige Professor in dem seinigen, und daß des Königs Eingreifen, der Gesandten Vorgehen, der Kammer Einmischung jeden Augenblick die Politik des Ministers des Aeußern durchkreuzte, bald die gewonnenen Vortheile bedrohend, bald die begangenen Fehler wieder gut machend. Ebenso widerspruchsvoll als die Haltung der Gewalten im Innern, war die der europäischen Mächte.

Wie verschieden an Charakter und Temperament, Anschauung und Gewohnheit auch die Leiter der verschiedenen Staaten waren, wie augenfällig auch in der Leitung jeder dieser Staaten die Persönlichkeit des entscheidenden Fürsten oder Ministers hervortrat, Alle, außer Rußland, hatten das Eine mit einander gemein, daß sie schwankten zwischen Tendenz- und Interessenpolitik, zwischen alten Freundschaften und neuen Verbindungen. England wünschte auf dem Boden der Verträge von 1815, des europäischen Gleichgewichtes, des gemeinsamen europäischen Interesses zu bleiben, und Lord Palmerston scheute sich keineswegs, den neuen Freund, dem er noch immer nicht ganz traute, bei jedem verdächtigem Schritte zur Ordnung zu rufen; aber man gefiel sich doch auch gar sehr in dem Gedanken, daß England mit Frankreich zusammen eine höhere Cultur, eine vorgeschrittenere politische Entwicklung, den constitutionellen Westen gegenüber dem zurückgebliebnen, absolutistischen Norden vertrete. Der König von Preußen strebte aufrichtig und gewissenhaft nach Erhaltung des Friedens und Herstellung eines guten Einvernehmens zwischen allen Mächten; er fand auch Entschiedenheit genug in sich, die österreichischen und russischen Zumuthungen zurückzuweisen, wenn es galt, irgend welche Initiative gegen Frankreich und die Revolution zu ergreifen; aber er wagte doch auch nicht, seine alten Legitimitätsbedenken aufzugeben und sich in irgend einer Frage entschieden auf Seiten des

Westens oder auch nur der protestantischen Seemacht zu stellen, welche Geschichte und Interesse als einzig zuverlässigen Freund bezeichneten. In Oesterreich drängte die Furcht vor liberalen Neuerungen jede andre Rücksicht in den Hintergrund. Der Staatskanzler sprach wohl viel von Principien; aber entkleidete man dieselben ihres prunkhaften Gewandes, so blieb im Grunde Nichts, als die nackte Thatsache der Gewalt. Nur in der Unterdrückung jeder Lebensregung sah er das Heil für Fürsten und Völker, und es war ihm höchst einerlei, ob ein angestammter Herrscher, ein pseudolegitimer Monarch oder ein Emporkömmling diese Gewalt ausübte; dabei war er aber doch ein zu tiefblickender und erfahrener Staatsmann, um in den Stunden, wo ihn jene fixe Idee frei ließ, nicht einzusehen, daß Oesterreich in dem obersten Repräsentanten der Gewalt in Europa, daß es in Rußland einen gefährlichen Nebenbuhler hatte, während der ehemalige Erbfeind, Frankreich, welches auch seine Regierungsform sein möge, fortan stets sein natürlicher Verbündeter gegen das protestantische Norddeutschland sein mußte. Nur der stolze Alleinherrscher aller Reußen, der einem Louis Philipp und seinen Ministern geistig ebenso untergeordnet war, als einem Friedrich Wilhelm III., einem Palmerston und Metternich, befolgte mit der Sicherheit der Beschränktheit eine folgerichtige Politik, in welcher das Staatsinteresse und die Grundsätze, so wie sein enger Geist sie begriff, vollständig übereinstimmten.

Rußlands Hegemonie in Osteuropa vertrug sich in der That vortrefflich mit dem Grundsatze der Einmischung, das gegebene Recht mit dem „moralischen Einflusse", die Theorie der Legitimität mit der Bequemlichkeit des Absolutismus, und das schwerbewegliche Nordreich war zu weit, um sich je genöthigt zu sehen, jenen Principien und Theorien im fernen Westen durch Waffengewalt zum Siege zu verhelfen, oder um zu fürchten, daß dieser Westen die russischen Interessen je wirksam schädigen könne. Man durfte ungestraft die Gegensätze schärfen, denn man hatte das Bollwerk eines halben Welttheiles zwischen sich und dem Gegner. Dem junkerhaft hochfahrenden Czaren kömmt denn auch mehr als irgend einem

Staatsmanne der Zeit der zweifelhafte Ruhm zu, Europa in zwei Lager getheilt zu haben, ein legitimistisch-absolutistisches und ein liberal-constitutionelles. Der Zauber aber, der die beiden vorsichtigen und einsichtigen Verbündeten immer wieder in die Heerfolge des ihnen geistig so Untergeordneten zurückbannte, war kein andrer als der, welcher nie seine Macht verläugnet: der Zauber des starken Willens über den schwachen.

II.

In Belgien hatte Casimir Perier in Uebereinstimmung mit Lord Palmerston und Ancillon die Dinge so geordnet, daß das mühsam errichtete Gebäude auch nach seinem Tode den Stürmen zu widerstehen vermochte, die sich bald erhoben und glücklicher Weise schnell vorüberzogen. Als Perier die Augen schloß, hatte der König von Holland den von allen Mächten ratificirten Frieden vom 15. November 1831 noch immer nicht angenommen, und die Vorbehalte, mit welchen Czar Nikolaus am 4. Mai seine endliche Einwilligung ertheilte, wie die Niederlage des Whigministeriums am 7. Mai, welche ein Ministerium Wellington im Gefolge zu haben versprach, nährten in ihm die Hoffnung, daß nicht Alles für ihn verloren sei, so lange er die Frage seinerseits offen hielte. Wohl mit in dieser Hoffnung ließ er seine Truppen in der Citadelle von Antwerpen, welche früher oder später als ein Ausgangspunkt militärischer Bewegungen hätte dienen können. Umsonst suchte die Londoner Conferenz, suchte insbesondere der König von Preußen, ihn zu jenem „gütlichen Einverständniß" mit dem neuen König der Belgier zu bestimmen, welches Rußland vorbehalten hatte, umsonst die Räumung der durch den Friedensvertrag Belgien zugesprochenen Citadelle von Antwerpen zu erlangen. Der König war keineswegs so „durchaus im Unrecht" und so „toll", wie sein gekrönter Namensvetter von England meinte [1]);

1) In einer Unterhaltung mit Stockmar am 3. April 1832. S. Stockmar a. a. O. I, 249.

denn er zeigte sich willig, in Unterhandlungen über die vorbehaltenen Punkte zu treten; aber Belgien erklärte, sich nur dann auf solche Unterhandlungen einlassen zu wollen, wenn die Grundbedingungen des Vertrages vom 15. November 1831 erfüllt wären, wozu denn auch die Räumung des fortan belgischen Gebietes gehörte. Mittlerweile hielt es die Holland zugesprochenen Limburger Bezirke besetzt und verlangte überdieß eine Entschädigung für die ihm auferlegte Nothwendigkeit, eine ansehnliche Armee für den möglichen Fall einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zu unterhalten. König Louis Philipp aber ermuthigte den König der Belgier, der jetzt ja sein Schwiegersohn war, in dieser drohenden Haltung, ohne Talleyrand's warnende Stimme hören zu wollen [1]). Die Dinge blieben den ganzen Sommer über in dieser gefährlichen Lage, bis endlich am 1. Oktober der französische Bevollmächtigte, unterstützt von Lord Palmerston, der Conferenz erklärte, der Augenblick scheine gekommen, den König von Holland zur Erfüllung der Friedensbedingungen vom 15. November 1831 mit Waffengewalt zu zwingen. Die Vertreter der drei Nordostmächte wollten davon natürlich Nichts wissen, höchstens an pecuniären Maßregeln könnten sie sich betheiligen. Die Conferenz, welche sich über diese wichtige Frage nicht zu einigen vermochte, wußte keinen besseren Rath, als sich aufzulösen und so die beiden Westmächte frei zu lassen, ohne die Zustimmung Europa's zu handeln, wie es ihr Interesse erheische. „Die Gemeinschaft und Solidarität

1) „J'apprends avec regret", dictirte Talleyrand an Sebastiani, „que le Roi croit devoir appuyer les prétentions du gouvernement belge. Il a tort. ... Le Roi sait que je ne suis pas dynastique. J'ai servi depuis Louis XVI. tous les gouvernements par attachement à mon pays. Je les ai abandonnés aussitôt qu'ils sacrifiaient les intérêts de la France à des intérêts individuels. Si le Roi veut écouter des velléités de famille, il ne doit pas compter sur moi." S. Depesche Werther's vom 20. August. Darauf gab denn Louis Philipp, wenigstens in Worten, nach; aber, fügte Werther hinzu: „Le Roi use souvent de dissimulation et les intérêts de famille l'emportent chez lui sur les intérêts généraux." Depesche vom 30. August. Vgl. auch Werther's Depesche vom 14. August.

der fünf Großmächte, wie sie die Londoner Conferenz hatte erhalten wollen, war dahin." [1])

Schon am 5. Oktober ergriff König Leopold, der inzwischen durch seine Vermählung mit Louis Philipp's Tochter Louise sich noch enger mit Frankreich verbunden hatte, die Gelegenheit jener Auflösung, um den Schutz der Pariser und Londoner Cabinette anzurufen. Ja, vierzehn Tage später drohte er, sich selbst durch Waffengewalt der ihm zukommenden Gebietstheile bemächtigen zu wollen, wenn König Wilhelm nicht bis zum 3. November die Citadelle von Antwerpen geräumt habe. Die Antwort der Westmächte ließ nicht lange auf sich warten. In Paris hatte jetzt eben Thiers das Innere, das Haupt der Doctrine, Herzog von Broglie das Aeußere übernommen, und mit ihnen schien etwas vom Geist der Perier'schen Zeit, dessen Abwesenheit sich seit fünf Monaten so lebhaft fühlbar machte, wieder in die französische Regierung eingekehrt zu sein; Louis Philipp war von Neuem beaufsichtigt. Sofort faßten die Engländer wieder Zutrauen, ja, sie suchten den neuen Ministern ihre schwere Stellung, so viel sie konnten, zu erleichtern [2]). Selbst der König, der sich lange gesträubt hatte, gab endlich seine Zustimmung, und am 22. Oktober unterzeichneten Talleyrand und Palmerston die Abmachung, vermöge welcher sie es übernahmen, gemeinschaftlich den König von Holland zur Erfüllung der Friedensbedingungen zu zwingen. Die letzte Frist, welche den beiden Parteien gegeben wurde sich jenen Bedingungen zu unterwerfen, war der 12. November. Die Mittheilung dieser Uebereinkunft erregte wie immer einen heftigen Ausbruch übler Laune

1) S. Droysen a. a. O. S. 696.

2) Doch ist es übertrieben, wenn König Leopold an Goblet schreibt (s. Th. Juste II, 36): „Le ministère Broglie était mort sans Anvers et le ministère anglais a jugé plus sage de laisser faire que d'avoir un ministère de l'extrême gauche qui menait à la guerre générale." Im Oktober 1832 war keine Gefahr mehr da, ein Ministerium der äußersten Linken an's Ruder kommen zu sehen. Auch war nach einer Aufzeichnung Stockmar's (a. a. O. S. 276) Palmerston schon im Juli entschlossen, mit Frankreich zu interveniren.

in St. Petersburg, Wien und Berlin, eine Haltung, die Nichts besser machte, und die im eigenen Interesse der Mächte besser unterblieben wäre [1]). Weigerte sich doch die preußische Regierung, damit sie auch nicht einmal der Schein träfe, an den Zwangsmaßregeln Theil zu nehmen, die Limburger und Luxemburger Bezirke, welche Holland zugesprochen worden, für dasselbe zu besetzen, wie es die Westmächte ihr vorgeschlagen [2]), und ließ dieselben so noch auf Jahre hin in den Händen der Belgier, welche sie noch besetzt hielten. Doch zog sie ihr rheinisches Beobachtungscorps immer näher, und obschon sie sich sorgsam hütete, die belgische Grenze überschreiten zu lassen, erweckte diese Bewegung doch wieder die alte Kriegslust in Frankreich, um so mehr, da die friedliche Erklärung seines Schrittes, welche Preußen sofort dem Bundestag gab, erst nach dem Falle Antwerpens veröffentlicht wurde [3]).

Die Einwilligung Belgiens, den Forderungen der Westmächte nachzukommen, ward schon am 2. November den Vertretern derselben in Brüssel eingehändigt. König Wilhelm blieb stumm. Alle holländischen Schiffe in französischen und englischen Häfen wurden sofort mit Embargo belegt, und eine verbündete Flotte kreuzte vor der holländischen Küste, um dieselbe zu blockiren. Zugleich verlangte König Leopold noch einmal förmlichst die Hilfe französischer Truppen und ward ein Separatvertrag zwischen Belgien und Frankreich abgeschlossen, welcher die Bedingungen des Einmarsches regelte. Fast zur elften Stunde reichte König Wilhelm, unterstützt von Preußen, einen Entwurf zu einem neuen Friedensvertrag ein, den er anzunehmen gewillt sei, und ließ ihn

1) S. Ancillon's Erlaß vom 9. November. Schon am 14. Oktober hatte er gegen Bresson und Lord Minto gepoltert, „Preußen werde jeden Falls das rechte Maasufer besetzen".

2) S. Depeschen Werther's vom 8. und 9. Oktober. Talleyrand meinte: „Le Roi de Prusse est dans ce moment l'arbitre des destinées de l'Europe. S'il le veut, il nous donnera la paix." Und Broglie: „Jamais puissance n'a eu un plus beau rôle à jouer que celui qui est assigné aujourd'hui à la Prusse. . . ." Depesche Werther's vom 13. Oktober.

3) S. Nothomb a. a. O. I, 325 Anm.

(am 12. November) der englischen Regierung überreichen. Indeß wartete man in Paris auf die Zustimmung Englands zum Einmarsch. Stunden und Tage vergingen, ohne daß das Cabinet von St. James sich zu einem Entschlusse aufraffte. So beschloß die französische Regierung nicht ohne große Besorgniß einseitig vorzugehen. Am Abend des 14. November erhielt Marschall Gérard Befehl, in Belgien einzurücken; doch verweigerte ihm natürlich Broglie die erbetene Erlaubniß, vor Angriff der Citadelle von Antwerpen das preußische Beobachtungscorps auf dem rechten Maasufer zurückzuwerfen, welches schon am 9. November bis an die Grenze vorgerückt war. Zugleich lief auch die endliche Einwilligung Englands ein. Der Eindruck in Europa war ein ungeheuerer, obschon gleichzeitig dem Vertreter Preußens in London die Zusicherung gegeben worden war, daß die französischen Truppen sich sofort nach Einnahme der Citadelle von Antwerpen wieder vom belgischen Gebiet zurückziehen würden. Am 17. November rückte die französische Vorhut unter den beiden ältesten Söhnen Louis Philipp's in Brüssel ein, und am 19. stand die ganze Armee von 70,000 Mann vor Antwerpen. Die Mitwirkung der belgischen Truppen war ausgeschlossen, damit die Rolle der französischen Armee als europäischer Executionstruppen nicht durch die Verbindung mit einer der streitigen Parteien verwirrt werde, und Palmerston selber rieth dringend in Brüssel, den Franzosen Antwerpen zu übergeben. Natürlich ward diese Ausschließung von den Belgiern, welche die Scharte vom vorigen Jahr auszuwetzen hatten, lebhaft empfunden, und in dieser Empfindlichkeit vergaß man, wie es zu gehen pflegt, den großen Dienst, den Frankreich leistete, indem es die reiche Stadt Antwerpen vor einem Bombardement schützte, dem dieselbe sicher nicht entgangen wäre, wenn die darin garnisonirenden belgischen Truppen am Kampfe Theil genommen hätten. Auch wurden, gerade um dieß zu vermeiden, die belgischen Wachtposten in der Stadt von französischen abgelöst, und fast wäre es darüber zum Blutvergießen zwischen Schützern und Beschützten gekommen. Die Stimme des belgischen Volkes, der Presse, des Parlaments ward immer gehässiger gegen Frankreich, und

nur mit Mühe konnte Marschall Gérard sich die Auslieferung einer Lünette erzwingen, deren Besetzung zur wirksamen Belagerung der Citadelle durchaus nothwendig war.

Endlich am Abend des 29. Novembers wurden die Laufgräben 300 Schritte von der Citadelle eröffnet. Am nächsten Morgen ward die erste Aufforderung zur Uebergabe an den holländischen Commandirenden, General Chassé, erlassen, der mit einer Weigerung antwortete. Doch verstand er sich nach wiederholten Unterhandlungen dazu, die Stadt zu schonen, wie Marschall Gérard sich verpflichtete, nicht von der Stadtseite her anzugreifen. Trotz des strömenden Regens gingen die Erdarbeiten munter vorwärts, und am 3. Dezember konnte das Feuer aus 104 Geschützen eröffnet werden; am 5. stand man nur noch 120 Schritte von der Bastei Toledo, um welche sich der Hauptkampf entspann. Zugleich bemächtigten sich die Belagerer zweier Forts auf der Stromseite der Citadelle. Der Widerstand der Holländer war energisch, aber fruchtlos; am 13. war eine Bresche in der Lünette St. Laurent eröffnet, und bald darauf waren die Franzosen Herren dieses Werkes und frei auf ihrer linken Flanke. Am 22. war auch die Bastei Toledo, welche den Schlüssel der ganzen Festung bildete, ihrem Falle nahe, und da jeder weitere Widerstand unnütz gewesen wäre, die Besatzung erschöpft war, das Wasser fehlte, übrigens der Ehre genug gethan schien, so capitulirte General Chassé am 23. Dezember und übergab die Festung mit Ausnahme der unter Wasser gesetzten Forts Lille und Lieftenshoek. Er erhielt die kriegerischen Ehren, aber die Garnison wurde kriegsgefangen; erst wenn der König sich entschlösse, die beiden obengenannten Forts zu räumen, sollte sie unter Wiedererhaltung ihrer Waffen an die holländische Grenze zurückgeführt werden. König Wilhelm weigerte sich, diese Bedingung zu erfüllen, und seine Truppen zogen als kriegsgefangen nach Frankreich, während die französische Armee sich wiederum über die Grenze zurückzog, „ohne den Löwen von Waterloo zerstört zu haben", und die Citadelle den belgischen Truppen überließ (1. Januar 1833). Der europäische Krieg, der Allen unvermeidlich schien, war da-

mit noch einmal beschworen. Das belgische Parlament, das noch vor Kurzem so bitter gegen die französischen Helfer gewesen, votirte ihnen jetzt den feierlichen Dank der Nation. Belgien aber behielt als Bürgschaft jener beiden Forts die Limburger und Luxemburger Bezirke, welche Holland durch den Frieden vom 15. November zugesprochen worden, und welche Preußen, trotz der Aufforderung der Westmächte, nicht zu besetzen geruht hatte. Am 21. Mai 1833 verstand sich denn auch Holland den Westmächten gegenüber diesen status quo anzuerkennen, wogegen diese den Embargo aufhoben und die Kriegsgefangenen heimschickten.

Indeß sollte eine Revision der „Vierundzwanzig Artikel" des Friedens vom 15. November, vor Allem eine endgiltige Regelung der Luxemburger Angelegenheit, stattfinden. Da man sich aber in London auch hierüber nicht zu verständigen wußte, obschon alle Großmächte, außer Frankreich, das vertragsmäßige Recht des Deutschen Bundes auf die Festung Luxemburg anerkannten und Belgien als neutraler Staat offenbar nicht in den Deutschen Bund treten konnte, begannen directe Verhandlungen zwischen Belgien und Holland. Doch auch diese scheiterten an der unnachgiebigen Stimmung beider Länder, welche durch die oranistischen Umtriebe in Belgien und die als Repressalien von den Brüsseler Kammern votirten, für Holland beleidigenden Maßregeln immer noch angefacht und genährt wurde. Auch die Vorstellungen der Nordostmächte, welche Ende des Jahres einen gemeinsamen Vertreter, Fürst Felix Schwarzenberg, nach dem Haag sandten, blieben fruchtlos, und die Dinge blieben Jahre lang, wie sie im Mai 1833 vorläufig geregelt worden, wenn auch die gegenseitige Mißstimmung sich durchaus nicht legen wollte. Einmal kam es fast zum Zusammenstoße, als Holland sein Hoheitsrecht in Luxemburg ausüben wollte und Belgien sofort die Besatzung der Provinz um 3000 Mann verstärkte (Februar 1838). Bald darauf (14. März) erklärte sich jedoch König Wilhelm, von den Generalstaaten gedrängt, endlich bereit, die „Vierundzwanzig Artikel" anzunehmen, und jetzt war es an Belgien, das sich an den Besitz des Limburger Pfandes gewöhnt hatte, den Widerspenstigen zu spielen.

In Kammern und Presse ward ein höchst kriegerischer Ton angeschlagen, General Skrzynecki mit Ostentation zum Oberbefehlshaber der belgischen Armee ernannt. Indeß genügte es, daß Frankreich Truppen zusammenzog, Preußen und Oesterreich ihre Unzufriedenheit zeigten, und England drohte die Nordmächte gewähren zu lassen, um die Belgier zur Vernunft zu bringen. Zugleich erhielten sie durch Vermittelung der Westmächte neue Zugeständnisse bezüglich der Schuldfrage, und am 16. Februar 1839 gab die belgische Kammer auch ihre Zustimmung zu dem am 4. des Monats von Holland unterzeichneten Vertrag. Am 19. April 1839 ward endlich der Friede allseitig ratificirt, und am 22. Juni desselben Jahres erfolgte dann auch der noch zu vollziehende Gebietsaustausch. Nur der russische Gesandte, welcher umsonst die Ausweisung Skrzynecki's und seiner Genossen aus dem belgischen Heere verlangt hatte, kam nicht vor 1849 nach Brüssel.

III.

Hatte der Gegensatz zwischen Ost- und Westeuropa in Belgien zu keinem Zusammenstoße geführt, so lag doch immer die Gefahr nahe, daß man anderswo aufeinanderpralle und so die Kriegsflamme entzündet werde, welche den ganzen Welttheil in Brand gesteckt hätte. Denn es gab keinen Punkt mehr auf dem Schachbrette der europäischen Politik, wo sich dieser Gegensatz nicht fühlbar machte; am Empfindlichsten natürlich da, wo der Vortheil Rußlands, der Großmacht des absolutistischen Ostens, am Unmittelbarsten in Frage kam: im Orient. Nur dem Kaiser Nikolaus war es zu danken, wenn hier, wo doch die Interessen Frankreichs und Englands am Wenigsten auseinandergingen, gleich nach dem Amtsantritte de Broglie's, wenig Tage nach der Eroberung und Einnahme Antwerpens, ein erster Zusammenstoß der beiden Westmächte, deren herzliches Einvernehmen zu erhalten so recht eigentlich die Mission des neuen Ministers des Aeußern war, noch vorüberging, ohne einen Riß in die junge Freundschaft zu bringen, die sieben

Jahre später an eben dieser Stelle wirklich zum vollen Bruche kommen sollte.

Seit den Reformen Sultan Mahmud's II. und dem griechischen Aufstande war die Stellung Frankreichs zur Pforte wesentlich verändert, die dreihundertjährige Freundschaft tief erschüttert worden. Die Tripelallianz, welche es im Jahre 1827 mit England und Rußland einging, war thatsächlich, wenn nicht der Form nach, gegen seinen traditionellen Verbündeten, den Großherrn, gerichtet, wie es das „fatale Ereigniß" von Navarino nur zu unwiderleglich darthat. Während sich aber Großbritannien bei Zeiten zurückzog, vermochte die Hoffnung durch eine Connivenz mit Rußland nicht nur freie Hand in Algier, sondern auch die Rheingrenze zu erlangen, d. h. den Traum aller Parteien des Landes zu verwirklichen, Karl den X. und seine Minister mit dem Czaren gemeinschaftliche Sache zu machen und in Konstantinopel jene Friedensforderungen zu befürworten, welche im Vertrag von Adrianopel das russische Uebergewicht im Orient besiegelten [1]).

Mehr noch als der griechische Aufstand und der europäische

1) Auch die republikanische Partei neigte, wie die legitimistische, zu diesem Wege, das von allen Franzosen jener Zeit, ohne Unterschied des Alters, Standes, oder der Partei so heiß erwünschte Ziel, die Erwerbung der Rheingrenze, zu erreichen. S. u. A. Louis Blanc a. a. O. IV, 145: „L'alliance franco-russe appelait l'accession de la Prusse; et en abandonnant à la Prusse une part des dépouilles de l'Autriche, nous étions autorisés à revendiquer la ligne du Rhin en même temps que nous secondions le mouvement qui pousse l'Allemagne vers l'unité et tend a lui donner Berlin pour capitale" (geschrieben 1842). Natürlich „ce n'eût pas été trop de l'Egypte, de la Syrie, et de la ligne du Rhin en échange de Constantinople". Gegenüber dieser legitimistischen und republikanischen Schulknabenpolitik, lebte freilich noch immer die alte traditionelle Politik Frankreichs, in der nur seit dem siebenjährigen Kriege Oesterreich und Preußen die Rollen zu wechseln angefangen hatten, und welche darin bestand, alle Mittelstaaten Europa's unter dem Protektorate Frankreichs gegen die Großmächte zu führen. Der Unterschied war nur, daß man seit 1830 gerne auch England als einen verbündeten Mittelstaat, wie die Türkei, Spanien, die skandinavischen, deutschen und italienischen Staaten behandelt hätte.

Philhellenismus hatten die Neuerungen Mahmud's diesem nordischen Einflusse den Weg gebahnt, den französischen verdrängt. Der alte türkische Feudalstaat, in welchem eine Art Selbstverwaltung den unterworfenen Christen vor fast jedem Zusammenstoße mit dem herrschenden Muhamedaner bewahrt hatte, machte einem Beamtenstaat nach europäischem Muster Platz, worin sich die politischen Herrscher nun auch als administrative fühlbar machten, gegen deren Härte der unterdrückte Giaur nur bei seinem mächtigen Glaubensgenossen des Nordens Hilfe zu finden hoffen konnte. Dieser aber war nur allzugeneigt, ihm solche Hilfe zu gewähren, ja sie ihm nöthigenfalls aufzudrängen, und dem Könige von Frankreich, als dem ältesten Sohne der Kirche, ward es schwer gegen das Kreuz, selbst gegen das griechische, für den Halbmond Partei zu ergreifen.

Auch waren die Muhamedaner selber keineswegs mit jenen Reformen zufrieden, welche ihre Religion zu erschüttern drohten; denn ihnen war Religion und Staat Eines, wie Koran und Gesetzbuch. So bildete sich eine mächtige islamitische Opposition, welche in Mahmud nur den Ketzer sah und ihre Blicke zu dem gläubigen Pascha von Aegypten, dem klugen und kräftigen Mehemet Ali, wandte, dessen überwiegend wirthschaftliche Reformen die religiösen Satzungen nicht berührten und bei einer fast ausschließlich muhamedanischen Bevölkerung keine Einmischung der christlichen Staaten herausforderten. Schon die Regierung Polignac's hatte den vom Philhellenismus eingegebenen Abfall von der traditionellen Orientpolitik Frankreichs als einen Fehler empfunden, und um denselben wieder gut zu machen, sich jenem Vertreter des Islams zugewandt, dessen Reich seit Bonaparte's abenteuerlichem Zuge stets im Gedächtniß und der Phantasie der Franzosen als eine Art militärischer und wissenschaftlicher Provinz Frankreichs fortlebte. Mehemet Ali sollte die Züchtigung Algiers übernehmen, vielleicht es seinem Reiche einverleiben und so dem von russischem Einflusse beherrschten europäischen Islamstaate einen in französischem Interesse stehenden afrikanischen Islamstaat entgegen-

stellen. Die Einsprache Englands und die religiösen Scrupel Karl's X. wie die Mehemet Ali's selber verhinderten die Ausführung des Planes. Doch fuhr auch die Juliregierung fort, den ehrgeizigen Vasallen Mahmud's und seine Pläne auf das nahe Syrien zu begünstigen. Daß sie die traditionelle Politik Franz' I. und Napoleon's mit den Erfordernissen der neugeschaffenen Lage hätte vereinigen können, indem sie dem Vizekönig half, sein höchstes Ziel, das Großwessieramt in Stambul, zu erhalten und durch seine einsichtige Energie, wenn es anders möglich war, das ottomannische Reich im Sinne der religiösen und nationalen Ueberlieferungen zu regeneriren: das schien weder Sebastiani noch auch de Broglie nur zu ahnen. Ja, auch in London und Wien wollte man in diesem Ziele seines Ehrgeizes nur das Vorspiel eines Dynastienwechsels sehen. Man verstand so wenig den launischen Tyrannen in Stambul, als den ehrgeizigen Vasallen in Alexandria, und noch weniger als Beide verstand man ihr gegenseitiges Verhältniß. Mahmud, der übersättigte, zwischen wahnwitzigem Schreck und toller Willkühr taumelnde Despot, und sein kluger, unerschrockner Pascha waren beide Orientalen, beide Muselmänner. Von einer Infragestellung der Souveränetät des Blutes Osman's konnte bei Beiden keine Rede sein; wohl aber hätte der geniale Wiederhersteller Aegyptens gerne, wie ein karolingischer Hausmeier des türkischen Merovingers, es unternommen, das Reich und die Religion durch seine starke Hand zu retten; denn er war ein „Reformator", kein „Revolutionär" wie sein Lehensherr [1]). Er kannte die Ueberlegenheit der Europäer, aber er war sich auch voll bewußt, worin der Morgenländer jedem Abendländer überlegen ist, und richtete darnach sein Betragen ein: bald geduldig abwartend, bald kühn zugreifend, heute nachgiebig, morgen unerbittlich, ehrfurchtsvoll in den Formen, rücksichtslos im Thun, wußte er, stets mit Ruhe und Würde, nicht ohne einen Anflug von Ironie, den Drohungen trotzend, den Versprechungen mißtrauend, fast immer sein Ziel zu erreichen.

1) Worte Prokesch's zu Bois le Comte bei Guizot a. a. O. IV, 42.

Es wäre dem lauernden Pascha, der seit der Besitzergreifung seiner Statthalterschaft deren Grenzen so sehr erweitert, seinen eigenen Namen so groß gemacht, ein Leichtes gewesen, mit seinem wohlgefüllten Schatze und seinem zahlreichen, kriegstüchtigen Heere, das er während der klug bewahrten Neutralität der letzten Jahre neugeordnet, sich dem abtrünnigen Sultan aufzuzwingen, dessen Finanz- und Militärmacht durch den russischen Krieg ganz erschöpft war und der bei der Nation keinerlei moralische Stütze mehr fand, wenn er nur hätte hoffen können, daß man ihn mit Jenem allein lasse oder, im Falle Rußland ihm beispringen sollte, er seinerseits an Frankreich und England einen festen Anhalt finden würde. In richtiger Erwägung der Lage und der Unwahrscheinlichkeit, diese Vorbedingungen erfüllt zu sehen, vielleicht auch, weil er wirklich eine religiöse Scheu vor diesem Aeußersten hegte, beschied sich der Pascha beim Möglichen, indem er die thatsächliche Unabhängigkeit seines Reiches unter Beibehaltung der nominellen Oberhoheit des Sultans anstrebte. Dazu bedurfte er vor Allem Südsyriens (Palästina), das ihm die Handelsverbindung mit den Ländern des Euphrat sicherte und das ihm auch schon für die dem Sultan in Griechenland geleisteten militärischen Dienste versprochen worden war. Da aber Mahmud, geleitet von Mehemets Feinde Khosrew, dem Seraskier, ermuthigt und unterstützt von Rußland, sich beharrlich weigerte sein gegebenes Versprechen zu lösen und ihn endlich mit der Statthalterschaft von Kandia (Kreta) abzufinden meinte, so suchte der Pascha schließlich sich selber bezahlt zu machen, indem er seine Zwistigkeiten mit dem Pascha von Akka (St. Jean d'Acre) benutzte, um sich thatsächlich in Besitz des begehrten und versprochenen Nachbarlandes zu setzen.

Syrien war von jeher kein allzu gefügiger Bestandtheil des ottomanischen Reiches gewesen. Die drei mächtigsten Paschas des Landes (Akka, Damaskus und Aleppo) betrachteten und betrugen sich als unabhängige Vasallen, die knapp ihren Tributverpflichtungen nachkamen, im Uebrigen aber schalteten und walteten, als ob keine Hand über ihnen wäre; Abdallah, der

jetzige Pascha von Akka, hatte sogar gesucht, dem Beispiele Mehemet Ali's in Aegypten nacheifernd, sich zum Alleinherrscher von ganz Syrien zu machen und dasselbe gänzlich von der Pforte loszulösen. Die von ihm bedrohten Nachbarpaschas von Aleppo, Damaskus und dem, Syrien von Kleinasien trennenden, Adana waren schon 1822 und 1823 beauftragt worden ihn zur Botmäßigkeit zurückzuführen, und nur auf Mehemet Ali's Fürsprache war er damals im Besitze seines wichtigen Paschaliks belassen worden. Jetzt bediente man sich seiner in Konstantinopel gegen den mächtigen Vizekönig von Aegypten; man dehnte seine Statthalterschaft gerade über die palästinischen Südgebiete Syriens aus, die Jener beanspruchte. Kein Wunder, wenn Mehemet Ali nicht länger zögerte, sich mit Gewalt in Besitz der ihm 1827 versprochenen Länder zu setzen. Der Vorwand war bald gefunden. Nicht nur die seinem Schwerte entronnenen Mamluken, auch zahlreiche Fellahs hatten sich unter den Schutz des Pascha's von Akka geflüchtet, der ihre Ansiedelung in Syrien auf jede Weise begünstigte. Jetzt verlangte man ägyptischerseits ihre Auslieferung, die verweigert wurde. Die Berufung Mehemet Ali's an die Pforte hatte kein besseres Schicksal. So erschien denn der sieggewohnte Sohn des Vizekönigs, der sich im Feldzuge gegen die Wahabiten, wie in dem gegen die griechischen Rebellen mit Ruhm bedeckt, im November 1831 mit seiner Flotte vor Akka, während sich ein Heer von 30,000 Mann durch Palästina heranbewegte.

In Konstantinopel war man rathlos und hilflos. Man begnügte sich dem rebellischen Pascha seine Pflichten ins Gedächtniß zu rufen, ihm den Rückzug zu befehlen, endlich ihn aller seiner Aemter und Würden zu entsetzen. Als Nichts von Alledem fruchtete, folgte dem ohnmächtigen Befehle des Souveräns der ebenso ohnmächtige Bannstrahl des Hauptes der Gläubigen: er fiel unschädlich zu den Füßen des Pascha, den die muhamedanische Welt als den Befreier der heiligen Stätten aus den Händen der wilden Wahabiten ehrte. Auch hatte sich Mehemet schon klüglich des Scheriffs von Mekka versichert und

wurde von diesem als der Vertheidiger des Islam gegen den gottlosen Ketzer Khosrew dargestellt, in dessen Händen der Nachfolger des Propheten sei, während in Stambul selber die geheimen Verbündeten und Spione Mehemet's unter den Ulemas und überlebenden Janitscharen auf Schritt und Tritt die Bewegungen des Großherrn durchkreuzten und lähmten. Erst als der Widerstand Akka's sich über den Winter hinauszog, sandte der Sultan den Janitscharenhenker Hussein Pascha an der Spitze eines eilig zusammengerafften Heeres von 60,000 Mann und 160 Kanonen gegen Ibrahim Pascha. Zu spät. Als der am 12. April 1832 von Scutari aufgebrochene Hussein den Taurus erreichte, war Akka, das einst Bonaparte's Waffen erfolgreich getrotzt, Ende Mai in die Hände Ibrahim's gefallen. Noch einmal bot Mehemet Ali den Frieden zu den alten Bedingungen an: Mahmud und Khosrew, im Vertrauen auf ihr Heer und auf die Loyalitätsbedenken des Rebellen selber, wiesen sie zurück. So zog denn die siegreiche Armee Ibrahim's über Damaskus, das ihm fast ohne Gegenwehr die Thore öffnete, gegen Antiochia, warf am 6. Juli bei Homs die überlegene türkische Vorhut, bemächtigte sich Aleppo's und stand am 30. Juli dem türkischen Generalissimus und seinem zahlreichen, aber entmuthigten Heere am Engpasse von Beylan, der den Eintritt in das Paschalik von Adana vertheidigt, schlagbereit gegenüber. Ein vollständiger Sieg machte den ägyptischen Feldherrn und seinen Vater zu Herren der Lage. An der Schwelle Kleinasiens erwartete nun Ibrahim in Adana, der Hauptstadt Ciliciens, dessen Bevölkerung ihm zujauchzte, wie die Syriens ihm zugejauchzt hatte, die Verstärkungen aus Aegypten und die Friedensanträge der Pforte. Die ersteren waren bald zur Stelle, die letzteren ließen auf sich warten.

Kaum war die Nachricht der Niederlage von Beylan zugleich mit den immer noch gemäßigten Friedensvorschlägen Mehemet Ali's in Constantinopel angelangt, als auch Hussein Pascha abberufen und der Großwessier, Reschid Mehemet Pascha, selber mit der Bildung und dem Oberbefehl eines neuen, größeren Heeres beauftragt wurde (29. August). Zugleich

wandte man schon flehende Blicke nach dem Norden, und sie wurden beachtet. Der russische Konsul in Alexandrien ward abberufen, und in Sebastopol rüstete man eifriger als je. Der französische Geschäftsträger, Baron de Varennes, verlangte sofort Aufklärung von der Pforte, und die Antwort ließ Nichts zu wünschen übrig: man wisse von gar Nichts, sagte der Seraskier, nie würde man, welches auch der Ausgang des Kampfes in Kleinasien sein möge, russische Hilfe annehmen. Doch wies man in höflich dankbarer Weise die Vermittlungsversuche des französischen Vertreters ab, den man, wohl nicht ganz mit Unrecht, in ägyptischem Interesse glaubte. Seine Bemühungen bei Mehemet Ali waren indeß nicht viel erfolgreicher. Der Vizekönig versprach sich zu unterwerfen, wenn man ihm seine Bedingungen erfüllte. Die Vertreter der vier andern Mächte, weit entfernt die Friedensversuche ihres französischen Collegen zu unterstützen, drängten zum Krieg, und am 3. November setzte der neue Oberfeldherr Reschid Pascha über den Bosporus, um sich an die Spitze des dort gesammelten neuen Heeres zu stellen, indessen fast gleichzeitig die ausgeruhte, neuversehene und verstärkte Armee Ibrahim's nach drei Monaten Halt von Adana aufbrach und den Taurus überstieg, der sie noch vom eigentlichen Kleinasien trennte. Schon am 18. November lagerte er in der Ebene von Konieh (Ikonion). Während sich beide Heere gegeneinander bewegten, ging ein Gesandter des Sultans nach London, um den Beistand einiger Kriegsschiffe zu erbitten, traf General Muravief von Sebastopol ein, um die Hilfe freiwillig anzubieten, die man in London — wie sich bald zeigen sollte, vergebens — erbettelte. Ein zweites Mal, doch schon weniger entschieden, schlug die Pforte das verdächtige Anerbieten aus: noch immer mißtraute sie dem nordischen Beschützer, noch immer rechnete sie mit der Sicherheit des Selbsterhaltungstriebes auf den uneigennützigen Inselfreund im Westen. Da (am 27. Dezember) erfuhr man in Konstantinopel zugleich die Niederlage der letzten türkischen Armee bei Konieh (21. Dezember) und die Gefangennehmung des höchstkommandirenden Großwessiers, den Marsch des sieg-

reichen Ibrahim gegen Bruſſa, Scutari, vielleicht die Hauptſtadt ſelber, den Jubel der Bevölkerungen, die er mit ſeiner Befreiungsarmee durchzog. Stambul war niedergeſchmettert. Europa ward aufmerkſam und ſeine Blicke wandten ſich endlich von Liſſabon, Ancona und Antwerpen, das eben gefallen war, nach dem Bosporus.

Der Augenblick war gekommen für die Mächte, der drohenden Entſcheidung gegenüber Stellung zu nehmen. England kam vor Mißtrauen gegen Rußland und Frankreich nicht zu einer klaren Anſchauung der Lage, noch zu entſchiedenem Handeln, Oeſterreich zögerte wie immer, und Frankreich ſchwankte zwiſchen ſeiner traditionellen Politik und ſeinen ägyptiſchen Sympathien; nur Rußland wußte, was es wollte, und Preußen, deſſen Intereſſen durch die Frage nicht berührt waren, ſtand hinter ihm, wie 1829. Während man in Petersburg entſchloſſen war, eine ſo gute Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu laſſen und ſich die Pforte zu unterwerfen, indem man ſie rettete, wagte Oeſterreichs Miniſter, dem zeitweilig die Furcht vor dem europäiſchen Liberalismus gänzlich das Gefühl für die Intereſſen des ihm anvertrauten Reiches raubte, ſich nicht von dem mächtigen Verbündeten im Norden zu trennen, der das Fundament und den Eckſtein im Gebäude des europäiſchen Abſolutismus bildete. Umſonſt hatte man ihn vor der Macht Mehemet Ali's gewarnt, er hörte in ſolchen Warnungen nur die Stimme Frankreichs, das im Orient wie im Occident auf Nichts als auf Umſturz des Beſtehenden, Aufſtachelung der Unterthanen gegen die anerkannten Herrſcher ausgehe, und that Nichts, um dem Kriege zwiſchen dem Sultan und dem Paſcha vorzubeugen, noch um ihn durch ſeine Dazwiſchenkunft raſch zu beendigen [1]). Die leitenden Miniſter Englands und Frank-

1) S. eine höchſt intereſſante Depeſche Pralormo's vom 28. Januar 1833, welche Prokeſch-Oſten's neueſte Schrift (Mehmed Ali, Vizekönig von Aegypten, S. 22 u. 25) ganz beſtätigt. Wahrſcheinlich war Prokeſch ſelbſt Pralormo's „homme de beaucoup d'esprit qui ayant été sur les lieux possède une connaissance approfondie des hommes et des choses

reichs waren zu sehr mit den abendländischen Verwicklungen beschäftigt, um dem Morgenlande viel Aufmerksamkeit schenken zu können, und überließen ihre Vertreter in Konstantinopel und Alexandria fast ganz ihrem eigenen Ermessen, woraus denn keineswegs eine Uebereinstimmung und Folgerichtigkeit der Haltung und der Handlungen entstand, welche den kriegführenden Theilen hätte imponiren können. Anfangs entschlossen ganz mit Frankreich zu gehen, ließ sich Lord Palmerston, der die orientalischen Verhältnisse nur unvollkommen kannte, bald durch Metternich's Einflüsterungen irre machen [1]) und überwachte argwöhnisch das unklare Spiel Frankreichs in Aegypten, ohne zu sehen, daß es weit mehr das Ergebniß des Leichtsinnes und der Eitelkeit als der Unredlichkeit war.

War man doch in Paris selber mit sich nicht einig, ob man entschieden gegen den rebellischen Pascha Partei nehmen sollte, um dem Sultan die russische Rettung zu ersparen, oder ob man sich ein- für allemal für das lebenskräftigere und jüngere Reich Mehemet's entscheiden solle, und verlor so, indem man sich zwei Rückhalte zu wahren suchte, beide. Die Unwissenheit spielte dabei allerdings eine noch größere Rolle als die Unentschiedenheit. Den Herzog von Broglie langweilte die orientalische Frage, wie sie seinen Vorgänger gelangweilt hatte, und er konnte sich doch nicht dazu entschließen, auf diesem ihm unbekannten Boden sich der Führung der wirklichen Orientkenner, seines Collegen Rigny in Paris, seines Geschäftsträgers Varennes in Constantinopel, anzuvertrauen. So ließ er Tage und Wochen vergehen, ohne den morgenländischen Wirren seine Aufmerksamkeit zu schenken, und seine instructionslosen Agenten, welche aus Erfahrung wußten, wie leicht man sie in Paris den

de l'Orient", und der sich umsonst bemühte, Fürst Metternich über die drohende Gefahr aufzuklären (A. T.).

1) S. Depeschen Pralormo's vom 12. Februar und Werther's vom 17. März. Das harte Wort über Palmerston's Unwissenheit in orientalischen Dingen scheint mir hinreichend gerechtfertigt, schon allein durch den Brief, den er am 21. März 1831 seinem Bruder schrieb. (S. Bulwer a. a. O. II, 125.)

unbedeutendsten Bedenken innerer Politik opferte, wagten nur halb vorzugehen. Das Schicksal, das den letzten französischen Botschafter, General Guilleminot, getroffen, den Sebastiani ohne Weiteres verläugnet und abberufen hatte, als er im Frühjahr 1831 jenen Kriegsplan gegen Rußland entworfen, in welchem der Türkei und Polen so große Rollen zugedacht waren, stand noch lebhaft in ihrer Erinnerung (s. oben Kap. III, 6). Hatte man damals den alten Bundesgenossen, der sich schon zu einmüthigem Handeln bereit gezeigt, preisgegeben und Rußland in die Arme getrieben, so wagte man jetzt nicht, den neuen Schützling gegen den von Rußland unterstützten Lehnsherrn zu vertheidigen und es auf einen Krieg ankommen zu lassen. Beide Anschauungen aber waren im Orient von diplomatischen Agenten ohne Rang vertreten, und während Baron de Varennes, treu den französischen Traditionen einer andern Zeit, in Constantinopel den russischen Einfluß durch der Pforte erzeigte Freundschaftsbeweise zu bekämpfen suchte, war der Generalconsul Mimaut in Alexandrien bemüht, den Vizekönig von Aegypten über Frankreich zu beruhigen, das ihn gewiß nicht im Stiche lassen werde. Kam aber je einmal eine Instruction aus Paris oder London, so war sie meist im Sinne der „Nichtintervention": man sollte nur die beiden Kämpfer allein lassen. In diesem Sinne ward denn auch englischerseits die vom Sultan erbetene Hilfe ausgeschlagen, und diese abschlägige Antwort kam fast gleichzeitig mit der Nachricht der Niederlage von Konieh in Constantinopel an (1. Januar 1833).

Stand man in Wien, London und Paris rathlos da und vermeinten Fürst Metternich, Lord Palmerston und Herzog de Broglie, wie alle, die den Orient nicht kannten oder nicht verstanden, die letzte Stunde habe für die Türkei geschlagen, sie müsse durch den Aufstand der Gläubigen oder den Einfall der Rebellen zu Grunde gehen, so war auch in Constantinopel selber guter Rath theuer, bei dem österreichischen Internuntius, Graf Ottenfels, und den Geschäftsträgern Englands und Frankreichs, Mr Mandeville und M. de Varennes; denn die West-

mächte hatten nicht einmal ihre Botschafter auf dem Platze. Während die Drei aber ihre Instructionen erwarteten, handelte Rußland. General Muravief erklärte dem Divan, er habe Auftrag nach Alexandrien zu gehen, um dem rebellischen Vasallen zu erklären, daß Rußland, falls er sich nicht unterwürfe, thatsächlich für den Sultan Partei ergreifen werde; zugleich bot er der Pforte an, einen seiner Offiziere in's Lager von Konieh zu senden, um Ibrahim zur Einstellung der Feindseligkeiten aufzufordern. Der Sultan, der persönlich stets zu Rußland neigte, war bereit darauf einzugehen; der mehr französisch gesinnte Divan und der Seraskier Khosrew zögerten noch. Da nahm der Vertreter Frankreichs mit gewohnter Zuversicht in die Macht des französischen Namens es auf sich, dieselben Resultate, d. h. die Unterwerfung Mehemet Ali's zu mäßigen Bedingungen und den Stillstand Ibrahim's, zu verbürgen, wenn man ihn allein handeln lasse. Natürlich zog der Divan den fernen Beschützer dem nahen vor. Er schlug Muravief's Anerbieten aus, und Halil Pascha, ein verdächtiger Freund des Vizekönigs, ward beauftragt, den Widerruf der Acht, sowie weitgehende Friedensbedingungen — außer Jerusalem und Akka auch Damaskus — nach Alexandrien zu bringen, wo ein Schreiben Varennes' die Annahme warm empfehlen sollte. Ein französischer Gesandschaftssecretär begab sich in ähnlichem Auftrage in Ibrahim's Lager. Muravief hielt sich keineswegs für geschlagen; auch er sandte einen Offizier nach Konieh, der freilich nach dem Franzosen anlangte, und er selber segelte am 4. Januar, noch vor dem türkischen Unterhändler, nach Alexandrien ab. Allein man hatte sich getäuscht, wenn man glaubte, die Bitten des französischen Freundes oder die Drohungen des russischen Feindes würden ohne Weiteres die Unterwerfung des Vizekönigs zur Folge haben. Dieser war keineswegs gewillt, sich um die Früchte seiner Siege betrügen zu lassen. Die Hälfte von Syrien mit Damaskus, welche er nach Beylan angenommen hatte, genügte ihm nicht mehr: er verlangte das ganze Land, sowie das Paschalik von Adana (Cilicien), d. h. das Thor, das Syrien verschloß, Kleinasien öffnete.

Alle Ueberredungskünste Halil's scheiterten an der Festigkeit Mehemet Ali's, und er mußte sich endlich entschließen, nach Constantinopel zu berichten und die Vollmacht zu erbitten, den Frieden auf des Vizekönigs Bedingungen hin zu unterzeichnen. Muravief, mit dem Mehemet bei aller Höflichkeit sich geweigert hatte, auf irgend welche Verhandlungen einzugehen [1]), hatte Alexandria noch vor Halil's Boten verlassen und traf nach einmonatlicher Abwesenheit am 6. Februar in Constantinopel ein. Hier stellte er den Frieden als schon abgeschlossen, als durch seinen Einfluß abgeschlossen dar und wirkte bei der Pforte dahin, daß Ibrahim nach diesen Zugeständnissen durch eine Art Ultimatum zu sofortigem Rückzuge aufgefordert werde, widrigenfalls die herannahende russische Streitmacht ihn dazu zwingen werde; denn sie nahte jetzt wirklich.

Während man nämlich in Aegypten unterhandelte, hatte Ibrahim gedroht, den Rath der französischen wie der russischen Abgesandten verachtend, gegen Brussa vorzurücken, und wiederum hatte sich Sultan Mahmud, dießmal ohne Mitwissen des Divans, in die Arme Rußlands geworfen. Wohl war es Varennes noch einmal gelungen, durch erneuerte Uebernahme der Bürgschaft, daß Ibrahim sich nicht rühren werde, den Divan, der natürlich bald von dem gefährlichen Hilfegesuche des Sultans unterrichtet worden, zur Zurücknahme desselben zu bestimmen; als aber, noch vor Muravief's Rückkehr, die Nachricht eintraf, Ibrahim sei vorgerückt, ja habe schon am 2. Februar in Kutahyeh — 48 Stunden von Constantinopel — gestanden, hielt Nichts mehr den erschrocknen Mahmud. Er rief den russischen Botschafter, Butenief, der seit der Abreise General Muravief's ruhig abwartend auf seinem Posten geblieben war, zu sich und bat um sofortige

1) So die wohlunterrichteten Verfasser der „Histoire de la guerre de Méhémed Ali contre la Porte Ottomane 1831—1833", de Cadalvène und Barrault, S. 358 ff. Prokesch im Gegentheil, in seiner schon angeführten neuesten Schrift (Mehmed Ali u. s. w., S. 31), stellt die Beziehungen Muravief's und des Vizekönigs als äußerst freundschaftliche dar. Allein er war gerade damals nicht selber in Aegypten.

Sendung einer Flotte mit 5000 Mann Landungstruppen und um ein Armeecorps von 25,000 Mann, das über die Donau ihm zu Hilfe eilen möge. Die Bitte war nicht sobald ausgesprochen, als ihr auch schon gewillfahrt war und die nöthigen Befehle nach Odessa und Sebastopol abgingen. Noch einmal wendet Varennes alle seine Beredsamkeit auf, um einen Aufschubsbefehl zu erlangen, droht mit einer Vereinigung der französischen und ägyptischen Flotte gegen das russische Geschwader, verspricht von Neuem, Ibrahim werde nicht weiter gehen, Kutahyeh sei sicher seine letzte Etappe; er erlangte erst am 16. Februar den gewünschten Gegenbefehl, den der russische Botschafter unter kluger Benutzung der Umstände und durch alle möglichen Weiterungen zu verzögern gewußt hatte. Andern Tages endlich (17. Februar), als die russischen Kriegsschiffe schon herbeieilten, erschien auch der französische Botschafter, Admiral Roussin, auf seinem Posten, den der thätige und gewandte Varennes zwei Jahre über in untergeordneter Stellung eingenommen hatte. Sofort war die ganze Lage verändert.

Allerdings brachte auch der Botschafter nicht viel mehr Instructionen mit sich, als der Geschäftsträger gehabt hatte [1]); aber der Züchtiger Dom Miguels kannte und theilte doch die Pariser Stimmung; er wußte, was man im auswärtigen Amte, wenn nicht in den Tuilerien, wünschte. Es galt weniger bestimmte Interessen und Zwecke im Orient zu verfolgen, als durch eine frappante That, wie die von Lissabon und Ancona, lieber noch wie die von Antwerpen, wo England zugestimmt, daheim die öffentliche Meinung zu befriedigen, draußen den legitimistischen Höfen zu imponiren. Am Liebsten hätte Broglie eine kriegerische Demonstration der vereinigten Geschwader beider Seemächte in den türkischen Gewässern gesehen, ja es wäre ihm einerlei gewesen, wenn auch dadurch Nichts an der Lage der Dinge im Orient geändert worden wäre, und Talleyrand wirkte in diesem Sinne in London. England wünschte, wie immer wenn es möglich war, Frankreichs zu entrathen

1) S. Depesche Werther's aus Paris vom 17. März (A. B.).

und, ohne seine eigenen Interessen zu opfern, gemeinsam mit Europa vorzugehen. Es schlug vor, die drei andern Mächte einzuladen, an den Schritten zur Herbeiführung des Friedens zwischen dem Sultan und dem Vizekönig Theil zu nehmen. Der Herzog von Broglie verstand sich nur ungern dazu, denn er wußte, daß er dadurch die öffentliche Meinung des Landes verstimmte, welche ja der Regierung stets jede „Uebereinstimmung mit der Politik des übrigen Europa zum Verbrechen machte“ [1]). Die Nordmächte rissen ihn bald aus der Verlegenheit, indem sie, unter Rußlands Vorgang, ihre Theilnahme verweigerten. Dießmal hatte die hochmüthige Ausschließlichkeit des Czaren und die kurzsichtige Nachahmung seiner Freunde nicht die natürliche, und nun schon gewohnte Folge den Knoten des westmächtlichen Bündnisses enger zu schürzen; denn England trat freiwillig zurück, als die türkischen Bevollmächtigten in London Lord Palmerston erklärten, der Sultan werde die angebotene Hilfe der Westmächte nicht annehmen. Das war freilich keine Bestätigung des „Nichtinterventionsprincipes“, sondern des alten völkerrechtlichen Grundsatzes, daß jede unabhängige Regierung nicht nur das Recht habe, gegen innere Feinde den Schutz auswärtiger Freunde anzurufen, sondern auch das den Beschützer nach eigenem Gutdünken zu wählen.

Indeß konnte der lebhafte und stets thatenbereite Marineoffizier, der als Botschafter Frankreichs erschien, den Augenblick nicht abwarten, wo er der Pforte und den Vertretern der Mächte seine Gegenwart fühlbar machen könnte. Schon am Tage seiner Ankunft (17. Februar) verlangte er, trotz des Festes, das gerade in der Hauptstadt gefeiert wurde, trotz der Ueberlieferung, die ihm nicht erlaubte, die Geschäfte in die Hand zu nehmen, ehe er dem Sultan seine Beglaubigungsschreiben überreicht, eine Unterhaltung mit dem Reis Effendi, die ihm, wenn auch mit einigem Widerstreben, bewilligt ward.

1) Worte Niebuhr's vom November 1830. S. Lebensnachrichten III, 269.

Der Zweck dieſes ungeduldig erzwungenen Geſpräches war ſelbſtverſtändlich die Abſendung des am 16. verſprochnen Gegenbefehles, indem er ſelber für die Herſtellung des Friedens ohne die Zugeſtändniſſe, zu denen die Pforte ſchon ihren Unterhändler Halil Paſcha ermächtigt hatte, gutſagte. Ebenſo ſelbſtverſtändlich verſprach man ihm Alles. Es war am 18. Februar; am 20. erſchienen die ruſſiſchen Schiffe im Bosporus, die ſich natürlich mit dem abgeſchickten Gegenbefehle gekreuzt hatten. Ungeſtüm erklärte der neue Botſchafter, er werde ſein Gepäck nicht abladen laſſen, ſo lange der ruſſiſche Pavillon noch innerhalb der Dardanellen, wehe und verſprach wiederum — war's Selbſtüberſchätzung, war's Unkenntniß der Verhältniſſe? — das Unmögliche: er verbürge die Unterwerfung Mehemet Ali's, nöthigenfalls mit franzöſiſchen Waffen, und zwar zu den erſten, ſchon wiederholt zurückgewieſenen Bedingungen. Der engliſche Geſchäftsträger Mr Mandeville, ſeit mehr als einem Jahre ohne alle Inſtructionen [1]), ſchloß ſich den Drohungen, wenn nicht den Verſprechungen des franzöſiſchen Botſchafters an, und ſchon am 21. unterzeichnete dieſer, freilich ohne Mr Mandeville, die betreffende Uebereinkunft [2]). Am 22. gingen ſeine Abgeſandten mit befehleriſchen Inſtructionen nach Alexandrien und Kutahyeh ab, und am 24. bat der Divan, der ſeinen Ohren kaum glaubte, als man ihm ſo unerhoffte Vortheile und ſogar die bewaffnete Hilfe Frankreichs in Ausſicht ſtellte, den Vertreter Rußlands die Flotte zurückzuziehen, „um den franzöſiſchen Botſchafter zufrieden zu ſtellen".

Die Entrüſtung war unbeſchreiblich im ruſſiſchen Botſchaftshôtel. Man empfand den Schlag als eine Beleidigung und eine Niederlage. Das ſetze Ancona und Antwerpen die Krone auf, meinte man; es ſei der dritte Aufzug des Stückes, ſagte man in Petersburg wie in Wien, wo man die Sache faſt noch mehr zu

1) S. Depeſche Pralormo's vom 9. März (A. T.).

2) Dieſelbe, wie faſt alle hier angezogenen Documente, ſind zu finden im ſiebenten Bande von Prokeſch-Oſten's „Kleinen Schriften" als Beilage zu dem „Krieg des Vizekönigs von Aegypten gegen den Sultan in den Jahren 1831—1833".

Herzen nahm. Der Czar freilich wußte seinen Zorn unter vornehmem Spotte zu verbergen, begnügte sich über „die lächerlichen Drohungen Frankreichs" zu lachen, ließ die Sache seinem Volke darstellen, als ob der Rückzugsbefehl keineswegs auf Verlangen Frankreichs stattgefunden, im Gegentheile schon neun Tage vor der Ankunft Rouſſin's beſchloſſen geweſen; auch werde die Flotte im Marmorameer bleiben, bis Ibrahim Kleinaſien geräumt. Zugleich gab er Befehle, eine neue Flottendiviſion von Odeſſa, ſowie die 40,000 Mann Kiſſelef's in den Donaufürſtenthümern aufbrechen zu laſſen, und plante ſchon eine noch empfindlichere Rache [1]). Sein Vertreter in Conſtantinopel aber zeigte ſich wie immer durchaus willfährig und ehrerbietig; doch bat er um gefällige Wiederholung der Bitte in achtungsvollerer Form. Damit gingen einige Tage verloren, während welcher der Aufſtand Smyrna's, das ſich (28. Februar) von der Pforte losſagte und die ägyptiſche Oberherrſchaft ausrief, wieder die ganze Lage änderte. Die im Tone des Beſchützers gehaltene Rede Rouſſin's in der Empfangsaudienz beim Sultan, vor Allem die wenig monarchiſchen Geſinnungen, die er darin zur Schau trug, vermehrten noch die unbehagliche Stimmung im Serail, und Mahmud bereute ſchon, den rückſichtsvollen nordiſchen Freund ſo raſch verabſchiedet zu haben, ja er bat ihn heimlich zu bleiben.

Auch zeigte ſich gar bald, daß der Franzoſe die Macht ſeines Einfluſſes überſchätzt hatte; ſein Adjutant kam unverrichteter Sache aus Kutahyeh zurück: Ibrahim hätte nur von ſeinem Vater Befehle zu empfangen; die Ereigniſſe von Smyrna gingen ihn Nichts an. In der That genügte es, daß der franzöſiſche Conſul in Smyrna ſeine Flagge ſtrich und eine franzöſiſche Fregatte im Hafen erſchien, um die Stadt wieder unter die Botmäßigkeit des Sultans zu bringen. Nicht beſſer erging's dem Unterhändler des franzöſiſchen Botſchafters in

1) S. Pralormo's Depeſche vom 12. März, derzufolge Marſchall Maiſon in St. Petersburg ſeine Mißbilligung des „procédé déplaisant et inutile de son collègue (Rouſſin) envers la Russie" ausſprach. Vgl. Depeſchen deſſelben vom 24., 29. März und 7. April (A. T.).

Alexandrien, wo die Aegypten günstige, volksthümlichere Strömung der französischen Politik, im Generalconsul Mimaut einen gerne angehörten Vertreter hatte, der seinerseits am einflußreichen Marineminister, Admiral de Rigny, einen festen Rückhalt besaß [1]), denn seine Stimme, als die eines Kenners der orientalischen Dinge, ward, trotz Broglie's Widerspruch, stets im Cabinet mit Aufmerksamkeit angehört. Mehemet Ali antwortete in seiner ironisch-ehrfurchtsvollen Weise (8. März) auf das herrische Schreiben Admiral Roussin's: er möge einsehen, wie unmöglich seine Zumuthungen seien, und er hoffe noch, daß der Admiral ihn in den von ihm gemachten Forderungen, die er Halil Pascha längst mitgetheilt, unterstützen werde [2]). Zugleich ließ er die Pforte bedeuten, daß, wenn diese seine Bedingungen in fünf Tagen nicht bewilligt wären, Ibrahim Befehl erhalten werde, nach Constantinopel zu marschiren. Auch die bald darauf in Alexandrien eingetroffene Note Broglie's, welche das Vorgehen des Botschafters billigte und noch durch Drohungen verschärfte, machte nicht mehr Eindruck auf den Vizekönig [3]). Kläglicher konnte der so lärmend und so siegesgewiß angekündigte Vermittlungsversuch des französischen Botschafters nicht scheitern. Der reizbare Mann fuhr indeß dießmal nicht auf, als er die Nachricht empfing, er, der in seinem

1) S. Depesche Pralormo's vom 28. Mai 1833. Diesem stets auf's Genaueste unterrichteten Diplomaten zufolge, nahm Rigny es auf sich, nicht nur Mimaut, sondern auch Varennes eigene Instructionen zu geben, während Roussin die de Broglie's befolgte. So, erklärt er, habe Varennes den Sohn des Vizekönigs in seinem Widerstand bestärkt und sei deßhalb auch zu seiner schleunigen Abreise gezwungen worden.

2) Weniger rücksichtsvoll war er mit den Consuln der andern Mächte. „Il était bien étonné", sagte er, „que le gouvernement français qui depuis deux ans n'avait cessé de faire des démarches auprès de lui pour l'engager à déclarer la guerre à la Porte, ose maintenant lui proposer la paix a des conditions si peu avantageuses." S. Depesche Mle Pareto's aus St. Petersburg vom 17./5. April 1833 (A. T.) und Prokesch-Osten a. a. O., S. 40.

3) Nach Prokesch (a. a. O., S. 41) war freilich diese Depesche Broglie's vom 19. März „von geheimen Winken an Herrn Mimaut begleitet, bestimmt, den Ernst der Forderung und der Drohung abzuschwächen".

Schreiben an den Vizekönig erklärt hatte, die Ablehnung der von ihm vorgeschlagenen Bedingungen werde von Frankreich als eine Beleidigung angesehen werden. Er verfügte eben nur über die eine Fregatte, welche ihn nach Constantinopel gebracht. So galt's nachzugeben und gute Miene zum bösen Spiele zu machen; um keinen Preis aber durften die Russen bleiben, um jeden Preis also, selbst um den von Mehemet geforderten, mußte der Friede abgeschlossen werden. Als Beschönigung dieser Sinnesänderung mußte der Umstand dienen, daß der Sultan sich nicht von vornherein Frankreich anvertraut habe, und daß die russische Flotte noch immer im Bosporus weile. Der Admiral hatte leichtes Spiel mit dem Divan, der den Russen nicht traute, schwereres mit dem Sultan, der sofort bei Eintreffen von Mehemet Ali's Ultimatum um Verstärkung der Lazaref'schen Flotte gebeten hatte; doch gelang es ihm, Beiden begreiflich zu machen, daß es am Ende noch besser sei, ganz Syrien in den Händen seines Statthalters zu lassen, als seinen Besitz russischen Waffen zu danken. So ward das Anerbieten des französischen Botschafters, trotz der erregten Stimmung der Hauptstadt, welche heftig gegen jede fremde Einmischung protestirte und Alles zwischen Mahmud und Mehemet Ali direkt abgeschlossen sehen wollte, angenommen, und am 29. März reiste der ehemalige Geschäftsträger Varennes mit einem jungen Beamten des türkischen auswärtigen Amtes, dem zukünftigen Reschid Pascha, nach Kutahyeh ab, dießmal mit Aussicht auf Erfolg: denn er hatte die Instruction nöthigen Falls alle Forderungen zu bewilligen. Nach lebhaften Unterhandlungen wurden denn auch am 8. April die Friedenspräliminarien unterzeichnet, kraft deren ganz Syrien an Mehemet Ali, als Statthalter des Sultans, sowie die Hauptstadt Ciliciens, Adana, an Ibrahim abgetreten wurden.

Die erbetenen neuen Hilfstruppen waren unterdeß aus Sebastopol eingetroffen, und am Tage nach der Unterzeichnung konnte Mahmud auf der Constantinopel gegenüberliegenden asiatischen Küste zwischen Buyukdere und Hunkiar Iskelessi 13,000 Mann Russen mustern. Diese galt's nun wieder los

zu werden. Ein englisch-französisches Geschwader erschien unter Admiral Hugon's und Sir Pultney Malcolm's Befehlen in den asiatischen Gewässern und machte Miene, die Einfahrt der Dardanellen trotz des Sultans Einrede zu erzwingen, obschon die Admirale die geheime Weisung hatten, nicht soweit zu gehen; denn Rußland hatte in Paris mit Krieg gedroht, und den wollte man doch nicht [1]). Auch der preußische Gesandte, welcher jene Heranziehung der westmächtlichen Flotte unterstützt hatte, erhielt eine Strafpredigt in Ancillon's salbungsvollstem Predigertone und die strenge Weisung, ferner nur im Einvernehmen mit den Vertretern Rußlands zu handeln [2]). England, das sich endlich ebenfalls bemüßigt fand, einen Botschafter, Lord Ponsonby, nach Constantinopel zu senden, hatte denselben auch in diesem Sinne instruirt. Denn Lord Palmerston hatte sich, seit die Nachrichten von Roussin's Auftreten in London angekommen waren, wieder einmal argwöhnisch von seinen compromittirenden Verbündeten entfernt und Metternich's Einflüsterungen sein Ohr geliehen, während gerade Oesterreich, obschon es den Schmeicheleien und Lockungen Louis Philipp's widerstand, doch einzusehen begann, daß es

1) S. Depesche Werther's vom 5. April und Pralormo's vom 13. April. Doch verweigerte man Rußland die Abberufung Roussin's, obschon man mit ihm keineswegs zufrieden war; aber man erinnerte sich doch zu lebhaft, wie man von Rußland nicht einmal ein Wörtchen des Dankes erhalten, als man vor zwei Jahren General Guillemiot aus ähnlichen Gründen aus Constantinopel abberief. (S. Depesche de Sales' vom 23. April 1833.) Vor jener Drohung Pozzo's (vgl. Prokesch a. a. O., S. 45) war Broglie in gewohnter Weise barsch gewesen: „Roussin habe nur gethan, was er zu thun gehabt u. s. w." (s. Depesche Werther's vom 17. März und de Sales' vom 18. März); einen Monat später fand er die Landung der russischen Truppen in Buyukdere „ganz natürlich" und erklärte sich „ganz zufrieden" (s. Depeschen de Sales' vom 23. und 29. April). Vgl. auch Depeschen Pralormo's vom 21. April und Werther's vom 17. April. Auch in Sachen des „Journal des Débats", das einen beleidigenden Artikel gegen Kaiser Nikolaus gebracht hatte, gab er, nach Anfangs sehr abweisender Sprache, endlich nach, und desavouirte das ministerielle Blatt in einem Artikel der Amtszeitung.

2) S. Ancillon's Erlasse vom 20. und 25. April (A. B.).

etwas zu vertrauensvoll gegen Rußland gewesen. Es nahm jetzt selber den früher zurückgewiesenen Vorschlag Englands einer europäischen Conferenz wieder auf, welche über die Zukunft der Türkei berathen solle. Die Theilnahme der Seemächte genügte dem Czaren, der seit der Londoner Conferenz „einen wahren Abscheu vor dergleichen Areopagen" hatte, den Vorschlag unannehmbar zu machen [1]). Metternich fand indeß doch für gut, einen neuen Internuntius, Baron Stürmer, nach Constantinopel, einen neuen Generalconsul, den bewundernden Freund Mehemet Ali's, Prokesch-Osten, nach Alexandrien an Stelle der etwas optimistischen Vorgänger zu senden. Frankreich aber ersetzte den allzu ägyptisch gesinnten Agenten in Alexandrien, der seit anderthalb Jahren unausgesetzt der Politik seines Chefs in Constantinopel entgegengearbeitet, durch einen gefügigeren Diplomaten, Grafen Bois le Comte. Anderthalb Jahre früher hätte die Gegenwart zuverlässiger und terrainkundiger, mit eingehenden Instructionen versehener Vertreter von Rang und die Nähe einer Flotte die ganze Lage ändern können. Jetzt konnte man nur vollendete Thatsachen annehmen und unterschreiben.

Fast gleichzeitig (6. Mai) aber traf auch, den Ertrag der gemachten Geschäfte einzukassiren, der Vertraute Kaiser Nikolaus', der erste Mann des Kaiserreiches nach dem Czaren, Graf Orloff, in Buyukdere ein und nahm sofort nicht nur die Leitung der diplomatischen Geschäfte, sondern auch den Oberbefehl über die russische Land- und Seemacht in die Hände. Zu spät, sagte man sich schadenfroh in Pera; denn Tags zuvor war ja der endgiltige Friedensvertrag unterzeichnet worden, nicht ohne Schwierigkeit. Hatte es doch geschienen, als solle es noch einmal zu ernstlichen Mißhelligkeiten kommen. Der Divan hatte sich das Recht anmaßen zu dürfen geglaubt, die Abtretung Adana's an den Sohn des Vizekönigs in eine Ernennung desselben zum zeitweiligen Verwalter dieses Bezirkes zu verwandeln, indem er dieß Land und seine reichen Waldungen, auf die es Mehemet Ali des Flottenbaues wegen am meisten ankam,

1) S. Depeschen Galen's aus Petersburg vom 16./28. Mai (A. B.).

der großherrlichen Domänenverwaltung vindizirte. Auch der französische Botschafter, unter dessen Bürgschaft die Präliminarien von Kutahyeh gezeichnet worden, bestand auf dieser Interpretation und drohte noch am 27. April dem Vizekönig, selbst im Falle die Pforte nachgäbe, sich jeder andern Deutung widersetzen zu wollen [1]). Der siegreiche Pascha von Aegypten war keineswegs gesonnen, in diesem Punkte nachzugeben. Ibrahim erklärte, er werde Kleinasien nicht räumen, bis alle Bestimmungen jener Präliminarien erfüllt seien, und Mehemet Ali entließ den noch immer bei ihm weilenden Unterhändler Halil Pascha, „da die Unterhandlungen ja doch abgebrochen seien". Das half. Admiral Roussin überzeugte sich, daß sein ebenangekommener englischer College Lord Ponsonby doch Recht hatte, wenn er meinte, der Sultan sei leichter als der Vizekönig zum Nachgeben zu bringen, und er, der vor kaum acht Tagen so lebhafte Einsprache gegen die Abtretung Ciliciens erhoben, fand dieselbe auf einmal, in seinem Wunsche den Frieden um jeden Preis hergestellt zu sehen, ganz billig; der Sultan aber, vom eigenen Divan gedrängt rasch und ohne Dazwischenkunft des verhaßten Fremden direkt mit dem Vasallen, Landsmann und Glaubensgenossen abzuschließen, gab nach. Am 5. Mai wurde der Friede unterzeichnet. Am 24. war Kutahyeh von den Aegyptern geräumt. Zwei Tage nach Unterzeichnung des Friedens traf freilich die Nachricht aus Alexandria ein: Mehemet Ali habe sich von Graf Bois le Comte und seinen Collegen, welche noch Nichts von der Sinnesänderung der Botschafter in Constantinopel wissen konnten und sich an ihre Instructionen (von Mitte April) hielten, doch noch zur Verzichtleistung auf Adana bestimmen lassen, allerdings unter der Klausel, daß Frankreich ihm den Besitz Syriens verbürge. Niemand, auch die Pforte selber nicht, hatte ein Interesse, die Unterschrift zurückzuziehen,

1) S. über diesen ganzen Hergang Prokesch, Mehmed Ali, S. 42 u. 44 und in dessen „Krieg des Vizekönigs u. s. w.", Beilage 13 und, 16 den Text der Briefe. Uebrigens erklären die widersprechenden Instruktionen aus Paris vieles scheinbar Unerklärliche in Roussin's Auftreten.

um den Friedensvertrag auf dieser Grundlage neu aufzusetzen; auch war man froh das Ende zu sehen, und Alles verblieb beim Vertrag vom 5. Mai. Admiral Rousin aber schrieb am übernächsten Tage (8. Mai) an Mehemet Ali, um ihm zu Gemüthe zu führen, daß er alle diese Vortheile Frankreich allein zu danken habe, welches, „von der Nothwendigkeit überzeugt Aegypten zu verstärken, ihm das ganze Syrien verschafft und mehr als irgend eine andere Macht dazu gethan habe. Dieß sei die Frucht dreimonatlicher, ununterbrochener Bemühungen." Mehemet Ali antwortete nicht; mit der vornehmen Ironie, die in seinem ganzen Auftreten gegenüber den Vertretern der europäischen Mächte zu Tage trat, begnügte er sich das Schreiben an Fürst Metternich zu schicken, indem er zugleich den acht Tage früher (27. April) datirten Brief desselben Botschafters hinzufügte, worin dieser den Vizekönig bedeutet hatte: „Die Zugeständnisse, die Frankreich erwirkt hat, können nicht weiter vermehrt werden. Adana namentlich bleibt davon ausgeschlossen. Frankreich ist gewillt, dem, was in Constantinopel vorgeht und ganz Europa beunruhigt, ein Ende zu machen, und sechs Linienschiffe nebst sechs großen Fregatten werden in den ersten Tagen des Mai bei der Hand sein, um die schleunige Beilegung auf die erwirkten Bedingungen hin zu erzwingen." [1])

Indeß zögerten die russischen Truppen noch immer sich zu entfernen. Erst als gegen Ende Juni die vereinigte französisch-englische Flotte vor Tenedos erschien, um die Forderungen ihrer Botschafter zu unterstützen und Ibrahim mit seiner ganzen Ar-

1) Es wurden bei dieser Gelegenheit noch viel heftige Worte gewechselt; die Pforte verweigerte den Einlaß der französischen Flotte; es fielen sogar ein paar Schüsse gegen die „Méfange", welche die Einfahrt erzwingen wollte; Orloff drohte mit Krieg, Metternich gab laute Erklärungen; Rousin deutete die Sache durch ein Mißverständniß weg; Broglie läugnete, daß er Instruktionen im Sinne einer Erzwingung der Einfahrt gegeben u. s. w. Alles das war jedoch nicht ernstlich; man war schon einverstanden; Niemand wollte den Krieg und es handelte sich nur noch um Formfragen. S. Depeschen Pralormo's vom 7. und 11. Juni und Werther's vom 19. Juni.

mee jenseits des Taurus stand, brach die russische Streitmacht auf, nachdem sie Tags zuvor, am 9. Juli, den Geburtstag des Czaren pomphaft gefeiert und der Sultan dessen Offiziere wie Diplomaten unter einer gewissen Schaustellung mit Schmeichelreden, Ordensverleihungen und Prachtgeschenken überhäuft. Es dauerte nicht lange, so erfuhr Europa, daß Graf Orloff keineswegs gekommen war, um's Zusehen zu haben („comme la moutarde après dîner", sagte er selber): am 8. Juli war zwischen der Pforte und Rußland, Angesichts von Stambul selber, der Vertrag von Hunkiar Iskelessi abgeschlossen worden, durch welchen Rußland sich verpflichtete, bei jeder die Türkei bedrohenden Gefahr dieser die verlangte Land- und Seemacht zur Hilfe zu schicken. Ein geheimer Zusatzartikel bestimmte, daß Rußland auf die Gegenseitigkeit der Hilfeleistung verzichtete, indem die Pforte sich verbindlich machte, „die Meerenge der Dardanellen zu schließen, d. h. den fremden Kriegsschiffen die Einfahrt in dieselbe unter keinerlei Vorwand zu erlauben". Damit war das Protectorat Rußlands über die Pforte besiegelt, und die Aufregung, in welche Europa bei Bekanntwerdung dieses „Defensivvertrages" gerieth, war nur allzu erklärlich. Wohl war das Marmorameer stets ein geschlossenes gewesen; aber während die Thüre gen Norden nach Gutdünken des Eigenthümers geöffnet und geschlossen werden konnte, hatte sich dieser jetzt vertragsmäßig verpflichtet, die Thüre gen Süden zu verriegeln: mit andern Worten, Rußland war die einzige Macht, welche neben der Pforte und unter ausdrücklicher Ermächtigung der Pforte, die Gewässer von Constantinopel beherrschte. Umsonst erhoben die Vertreter der Westmächte, Lord Ponsonby und Admiral Roussin, Einsprache (27. August), indem sie erklärten, „der Vertrag existire nicht für sie" (le traité n'existait pas); vergebens warfen ihre Geschwader von Neuem Anker vor den Dardanellen: der Vertrag war eine vollendete Thatsache; die beiden deutschen Mächte beeilten sich, ihn auch rechtlich anzuerkennen [1]). Die Pforte ver-

1) In der europäischen Türkei behielten die russischen Truppen Silistria

schanzte sich hinter ihr Recht, als unabhängige Macht zu thun, was ihr beliebte; Rußland aber bedeutete den französischen Geschäftsträger in St. Petersburg, „die französische Einrede existire nicht für ihn" (la déclaration . . . n'existait pas); als Metternich gar den Vertretern der Westmächte, freilich ohne Ermächtigung dazu, versprach, daß der Czar nie von dem ihm durch den Vertrag zuerkannten Rechte Gebrauch machen werde, ergriffen die Cabinette der Tuilerien und St. James vor Ende des Jahres rasch den Vorwand und zogen selber ihre Flotten aus dem Archipel zurück [1]). Der Frieden im Orient war wieder hergestellt, das ottomanische Reich, das die ganze gebildete Welt einen Augenblick für rettungslos verloren gehalten, war noch einmal gerettet; aber Europa war mehr denn je in zwei Lager getheilt.

IV.

Kaiser Nikolaus hatte das letzte Wort gehabt; aber er war nicht der Mann dazu, dabei stehen zu bleiben. Zu tief hatte er die Beleidigung gefühlt, die der Vertreter des „Julikönigs" seinem Stolze angethan. Nachdem er die Einmischung Frankreichs in sein Verhältniß zur Türkei mit vornehmer Impertinenz zurückgewiesen, wie er vor zwei Jahren dessen Einmischung in seine polnischen Angelegenheiten zurückgewiesen hatte, dachte er jetzt daran, selber die moralische Offensive zu ergreifen und wo möglich eine Art internationaler Aechtung des revolutionären Landes zu organisiren. Sein Versuch scheiterte

noch bis Ende des Jahres besetzt. Die Convention von St. Petersburg (17. Januar 1834) regelte auch diesen Punkt durch eine Rußland sehr vortheilhafte Grenzberichtigung und durch Gewährung eines Anfanges von Unabhängigkeit der Donaufürstenthümer.

1) Auch Preußen machte ähnliche Versprechungen im Namen Rußlands. Ancillon verbürgte sich förmlich für die Uneigennützigkeit Rußlands. S. seinen Erlaß an Bülow vom 13. Juli 1834, wo er auch schon den später so berühmt gewordenen Apolog vom kranken Mann, seinen Aerzten, Arzneien u. s. w. in seitenlangen Amplificationen ausspinnt.

an dem Punkte, von dem er am Wenigsten zu befürchten vermeint hatte, an der ruhigen, aber energischen Weigerung Preußens auf dergleichen unnütze und ungerechtfertigte Herausforderungen eingehen zu wollen.

Europa bot in jenen Jahren das sonderbare Schauspiel zweier eigenwilliger Despoten, welche ohne Rücksicht auf gegebnes Recht und geschriebene Verträge, auf Ueberlieferung und Billigkeit, auf weit- und tiefgehende Interessen, sich ganz ihren Vorurtheilen, ihren Sympathien und Antipathien, ihren leidenschaftlichen Eindrücken und ihren Begehrlichkeiten hingaben, indem sie dieselben zu Niemandes Täuschung, mit dem durchsichtigen Mantel flachster politischer Theorien umhängten: Kaiser Nikolaus von Rußland, der Vorkämpfer der Legitimität, und das Pariser „Volk", der Vertreter der Revolution. Daneben standen, das verzogene Kind beschwichtigend und am Ende doch immer mit mehr oder minder bösem Gesichte seinen Launen nachgebend, hier Metternich, dort Louis Philipp; zwischen beiden aber waren König Friedrich Wilhelm III. und Lord Palmerston, Jeder in seiner Weise, der Eine mit lauten Worten und barschen Handlungen, der Andere mit stiller, fast furchtsamer Bedächtigkeit, bemüht, ohne den Vortheil des eignen Landes aus den Augen zu verlieren, eine gemeinsame europäische Behandlung aller schwebenden Fragen, auf Grund der bestehenden Verträge, im Sinne der Billigkeit und der Achtung aller Rechte anzubahnen. Es war dieß eine um so schwierigere Aufgabe, als man eben auf die Festigkeit und Redlichkeit jener mäßigenden Rathgeber und Vormünder von Rechts und Links nicht rechnen konnte. In Petersburg wie in Paris wollte man Alles oder Nichts, und erkannte man nur den als wahren Freund an, der sich immer und überall zu verbinden bereit war. Während England wohl im Allgemeinen mit Frankreich, Preußen mit Rußland auf gemeinsamem Boden standen und auch gemeinsam vorzugehen gedachten, wollten sie sich doch die Freiheit wahren, dem Freunde nicht zu folgen, wenn er in Leidenschaft oder Berechnung, aus eigenem Antrieb oder von der Umgebung fortgerissen, sich in ge-

fährliche Unternehmungen einließe. England wünschte keineswegs, daß Frankreich in Europa die überlieferte Politik der Protection der Klein- und Mittelstaaten wiederbeginne und zwar dießmal unter dem Schutze und mit der Connivenz Englands, statt mit dessen Widerstand, wie zu den Zeiten Ludwig's XIV. und Napoleon's: es wußte aber, daß nicht nur die unverbesserliche demokratische Kriegs- und Eroberungspartei dergleichen glaube, sondern auch in den Tuilerien derlei Gedanken geliebkost wurden, hier aber nur, sofern man ihnen eben mit Englands Schutz ziemlich gefahrlos nachgehen konnte. Ganz ebenso aber standen die Dinge zwischen Preußen und Rußland. Auch Friedrich Wilhelm III. war bereit, in einer bestimmten Angelegenheit mit dem Czaren gemeinschaftliche Sache zu machen, wie Lord Palmerston mit Louis Philipp in Belgien gethan, in Spanien zu thun im Begriffe war; aber er wollte sich nicht ein- für allemal zu willenlosem Freundesdienste verdingen. Indem jedoch Beide die Gegner von einander fernzuhalten suchten, um den furchtbaren Zusammenstoß zu verhindern, erweiterten sie, ohne es zu wollen, die Kluft und wurden am Ende doch durch die innewohnende Macht der Umstände und Gegensätze dazu gedrängt, für Rechts oder Links Partei zu nehmen und so den Bruch zwischen Ost und West, Absolutismus und Parlamentarismus, immer tiefer und unheilbarer zu machen. Mittlerweile näherten sich die beiden Mentore behutsam, und während die blöde Pariser Demokratie in Preußen nur eine Vorhut Rußlands sah, der Czar England geradezu als den Mitschuldigen der französischen Revolution betrachtete, reichten sich Louis Philipp und Metternich über den Schultern der Feinde und Freunde hinaus die Friedenshand. Erst nachdem die Erfahrung die beiden Vermittler gelehrt, wohin sie ihre Vermittlung führte, kehrten sie um und schlugen andere Wege ein, auf denen sie dann auch besser fuhren.

Noch immer hatte der Czar sich nicht dazu entschließen können, was er zu thun gezwungen war, mit guter Miene zu thun. Zwar hatte er den Marschall Mortier (Herzog von Treviso), als er im Februar 1832 seine Beglaubigungsschreiben

in St. Petersburg überreichte, auf's Höflichste empfangen; aber auch ihn behandelte er wie vorher den Herzog von Mortemart mehr als einen angesehenen Gast, denn als den Vertreter eines befreundeten Monarchen: nie kam der Name Louis Philipp's über seine Lippen. Als Marschall Maison im Januar 1833 an den Botschafterposten in St. Petersburg ging, gab ihm de Broglie den bestimmten Befehl, sofort wieder abzureisen, wenn der Kaiser nicht der Etikette gemäß sich nach dem Befinden des Königs der Franzosen erkundigen sollte [1]). Durch Pozzo von diesen Verhaltungsmaßregeln verständigt, brachte es Graf Nesselrode — indem er Louis Philipp's Nachgiebigkeit in der Polenfrage [2]) und die unzweideutige Weise geltend machte, in welcher der neue Botschafter seine Polenverachtung an den Tag legte [3]) — dahin, daß sein Herr sich endlich, wenn auch mit Widerstreben, herbeiließ, auf die kälteste Weise den Pflichten internationaler Höflichkeit entgegenzukommen. Wäre Maison zwei Monate später angekommen, als die Nachricht von Roussin's Vorgehen in Petersburg eintraf, so dürften die Sachen anders gegangen sein. Jetzt bedauerte Nikolaus sein Nachgeben, wie er nicht aufgehört hatte zu bedauern, daß ihn Preußen abgehalten im Jahre 1830 loszuschlagen, als

1) S. d'Haussonville a. a. O. I, 107 und Guizot a. a. O. IV, 26 u. 379, wo er Broglie's betreffende Depesche vom 28. Oktober in extenso mittheilt.

2) Pozzo hatte gerade eben durch die Drohung, seine Pässe zu verlangen, der französischen Regierung die sofortige Auflösung des Polencomités und das Versprechen, die Herzogin von Berry in Freiheit zu setzen, abgetrotzt (s. Kapitel VI).

3) Als Graf Lubienski, der bei Ostrolenka auf der polnischen Seite gefochten, in russischer Uniform zu ihm kam, gratulirte ihm Maison zu dieser Aenderung und nannte den Polenaufstand „une sotte révolution de canaille". Er selbst trug stets, statt der Ehrenlegion, das legitimistische Ludwigskreuz, kurz, that Alles, um sich bei Nikolaus einzuschmeicheln. Auch hatte er von Louis Philipp den Auftrag, dem Czaren zu sagen, daß er, der König, die warnende Correspondenz des Czaren mit Karl X. „leider erst jetzt" gefunden habe. S. Depesche Schöler's vom 13./25. Juni 1834.

Pflicht und Ehre es erheischten [1]). Und während die Friedenspartei in St. Petersburg immer kleinlauter wurde, befliß sich die gegnerische Partei dem ungestümen Herrn nach dem Munde zu reden, indem sie „Preußen möglichst aus der von seiner Lage ihm vorgeschriebenen, besonnenen und vorsichtigen, nicht provocirenden Politik in Ansehung Frankreichs herauszudrängen suchte“ [2]).

Der Gedanke eines engeren und bestimmteren Bündnisses der drei Nordostmächte gegen den liberalen Westen hatte den Czaren schon geraume Zeit beschäftigt, und er hatte ihn schon wiederholt in Berlin und Wien angeregt, als gewisse verdächtige Schritte Frankreichs in Süddeutschland die beiden großen deutschen Höfe merklich beunruhigt hatten. Perier war nämlich nicht sobald von der Krankheit ergriffen, die ihn dahinraffen sollte, als auch der König und Sebastiani schon wieder ihr altes Spiel, freilich erfolglos, begonnen hatten. Anfangs meinte man in Berlin, der französische Geschäftsträger in München, der junge Mortier, dessen Leichtsinn und Renommisterei in ganz Europa sprichwörtlich geworden, habe seine rheinbündlerischen Versuchungsexperimente auf eigene Rechnung angestellt [3]). Bald aber er-

1) S. Depesche Galen's vom 22. Dezember 1832 (8. Jannar 1833) aus Petersburg. „Rußland wünscht und will also auch den Krieg“, schrieb etwas später der preußische Gesandte, General v. Schöler selber, den 11./23. Juni 1833; „es wünscht und will also auch den Krieg, indem es ihn für ebenso unvermeidlich als nöthig hält; es will aber nicht die Initiative dabei übernehmen, so lange seine Würde und Interesse nicht insbesondere, nicht mehr als bei den andern Mächten, dafür in Anspruch genommen werden. Es will diese Verpflichtung nicht unnöthiger Weise selbst herbeiführen. Es sollen die beiden andern Mächte (in der holländisch-belgischen Frage namentlich das darin am Meisten betheiligte Preußen) diese Initiative ergreifen; Preußen soll die ersten, die möglich, ja wahrscheinlich den Krieg herbeiführenden Schritte thun, und Rußland gedenkt dann aufrichtig mit seiner ganzen Macht hinzuzutreten.“

2) Worte Schöler's in seiner Depesche vom 29. November (11. Dezember, womit zu vergleichen die vom 16./28. Dezember 1833); konnte er das noch nach der Notenüberreichung in Paris sagen, wieviel besser früher!

3) S. Erlaß Ancillon's vom 20. April 1832.

klärte Sebastiani selber, „der König von Baiern habe die Rolle verkannt, die ihm die Umstände anwiesen, und die darin bestünde, sich an die Spitze der Opposition Deutschlands gegen Preußen und Oesterreich zu stellen“ [1]). Sobald man ihm aber die Zähne zeigte und namentlich England Aufklärung verlangte, läugnete er wieder Alles nach seiner Gewohnheit ab [2]), was ihn jedoch nicht verhinderte, Einsprache einzulegen, als Preußen durch die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni eine größere militärische Concentration Deutschlands erlangt, welche, meinte der Franzose, „die Unabhängigkeit der Kleinstaaten bedrohe“ [3]). Noch lauter sprach er namentlich zu den Vertretern jener kleinen Staaten, deren Unabhängigkeit er gewahrt wissen wollte und die ihn so rund abgewiesen; namentlich den Gesandten Sachsens und Badens, vor allem aber Baierns. „Nichts braucht sie abzuhalten, ihre Gesundheit zu pflegen und in die Bäder zu gehen“, soll er zu Freiherrn v. Pfeffel gesagt haben, „denn wenn ich in Zukunft über bairische Angelegenheiten werde zu reden haben, werde ich mich an die Gesandten Preußens und Oesterreichs wenden“ [4]). Bis in den Herbst 1832 dauerten die diplomatischen Auseinandersetzungen über Frankreichs Rechte der Einmischung in deutsche Angelegenheiten [5]). Noch konnte der König selber sich nicht entschließen, in einem oder dem andern Sinne vorzugehen: bald verläugnete er seine Gesandten an den kleinen Höfen und versprach sie zurückzurufen; bald drohte er den deutschen Mächten mit einem Appell an's deutsche Volk, dessen „Polenenthusiasmus ein Beweis sei, daß es sich beim Erscheinen einer französischen Armee erheben würde“, und ließ einen Artikel Bignon's, der gegen die Beschlüsse des Bundestages protestirte,

1) S. Depesche Werther's vom 23. April 1832.

2) S. Depeschen Werther's vom 24. u. 25. Mai 1832.

3) S. Depesche Werther's vom 14. Juli 1832.

4) S. Depeschen Werther's vom 17. Juli und 8. August und Erlaß Ancillon's vom 10. August 1832.

5) S. Depesche Werther's vom 8. August und Erlaß Ancillon's vom 17. August.

in der Amtszeitung abdrucken [1]). Dann zog er sich wieder zurück, that, als ob er gar Nichts wüßte, fragte, welcher unter seinen Gesandten in Süddeutschland sich eine drohende Sprache erlaubt, und brachte endlich wieder seinen alten Vorschlag einer Sonderallianz mit Preußen vor [2]). Zugleich aber rückte ein Beobachtungscorps in das Moseldepartement vor, angeblich um die Armee in Antwerpen zu unterstützen, und Preußen drohte, ein Armeekorps Straßburg gegenüber aufzustellen [3]).

Der Nachhall dieser gefährlichen Erörterungen war noch nicht verklungen, als die Regierungen durch die Frankfurter und Turiner Aprilputsche (1833) höchst aufgeregt und beängstigt wurden. Die Gelegenheit benutzte Nikolaus, den die begeisterte Aufnahme der polnischen Flüchtlinge in Frankreich und die Pariser Kammerreden gerade besonders gereizt hatten, um anzuklopfen. In Wien kam man ihm denn auch mit Beeiferung entgegen: hoffte man ja noch immer England von Frankreich loslösen und so die alte Allianz der vier Großmächte gegen Frankreich wiederherstellen zu können; und je höher die Gereiztheit des Czaren gegen die französische Regierung stieg, desto kühner ward die Sprache Metternich's. Erlaubte doch die Lauheit (mollesse) Preußens dem Staatskanzler „etwas Energie, ohne daß er zu fürchten brauchte, man werde ihn beim Worte nehmen" [4]). In Berlin nämlich war man ausgewichen: die Solidarität der drei Mächte sei so groß, daß ein förmlicher Traktat unnöthig sei; man könne ja doch nicht alle Fälle vorhersehen und es würde nur den Verdacht der Seemächte erregen, sie zu feindlichen Schritten treiben. Dagegen habe man geglaubt, die Militärkräfte Deutschlands organisiren zu müssen und in diesem Sinne gehandelt; Preußen, das nächstbedrohte, müsse das Recht haben, diese reorganisirten Kräfte zu gebrauchen, ihm allein die Wahl des Augenblicks überlassen werden, wo das

1) S. Depeschen Werther's vom 17. Februar und 20. und 25. August und 8. September.

2) S. Depesche Werther's vom 23. November.

3) S. Depesche Werther's vom 2. Dezember 1832.

4) S. Pralormo's vertrauliche Depesche vom 15. Januar 1833.

Schwert zu ziehen sei [1]). War Nikolaus' Sprache gegen seinen Schwiegervater schon vorher heftig und fast beleidigend gewesen, so ward sie es jetzt in noch höherem Grade, und sein behutsamer Vizekanzler, der nie den Muth hatte, ihm zu widersprechen, hatte Mühe ihn zu beruhigen und die Tragweite seiner Worte abzuschwächen [2]). Noch mißstimmter, wenn auch vorsichtiger im Ausdruck dieser Mißstimmung, war man in Wien, wo man keineswegs gesonnen war, dem norddeutschen Nebenbuhler freie Hand in der „Reorganisation der deutschen Streitkräfte und in der Wahl des Augenblicks zu lassen, wo das Schwert gezogen werden müsse". Die Besetzung Frankfurts durch preußische Truppen, zu welcher das Aprilattentat den Vorwand gab, war in Wien fast noch unlieber als in Paris gesehen worden. Während Broglie offen in seiner schroffen Weise das Recht Frankreichs geltend machte die Unabhängigkeit der Kleinstaaten zu schützen [3]), suchte Metternich den Schritt Preußens zu neutralisiren, indem er sich bemühte, die üble Laune des Czaren recht geflissentlich zu unterhalten und auszunutzen. Namentlich hoffte er viel von einer Zusammenkunft der Monarchen, in welcher die persönliche Macht des durchfahrenden jüngeren Mannes über den bedenklichen älteren Freund diesen einschüchtern und fortreißen könnte [4]). Dem Czaren selber schmeichelte diese Rolle,

1) S. Erlaß Ancillon's vom 18. Januar 1833. Werther in Paris brachte selbst am 19. Juni eine förmliche Allianz der drei Mächte in Vorschlag, wurde aber damit in Berlin abgewiesen.

2) S. Depesche Galen's vom 22. Dezember 1832 (3. Januar 1833).

3) S. Werther's Depesche vom 21. Mai über die betreffenden Unterredungen, bei denen Broglie äußerst bitter (fort aigre) gewesen zu sein scheint.

4) Schon 1832 hatte Metternich diese Zusammenkunft angeregt. Auch mochte sein Frohlocken ein aufrichtiges sein, als er die Gewißheit erhielt, daß sie zu Stande kommen würde. S. Depesche Schöler's von Petersburg vom 7./19. August 1833 und desselben bittere Auslassungen vom 23. August (4. September) über die „planmäßigen" Bemühungen Metternich's, das preußische und russische Cabinet in ein unbehagliches Verhältniß gegen einander zu versetzen, „sowie über die unverantwortliche Rücksichtslosigkeit" des Staatskanzlers gegen Preußen.

und die Mahnungen Graf Neſſelrode's, aller Gemäßigten am Petersburger Hofe in den Wind ſchlagend, trat er früh im Auguſt die weite Reiſe an, die er im Voraus als einen Triumphzug genoß und die ſeinen Erwartungen ſo wenig entſprechen ſollte.

Noch ehe er in Deutſchland eintraf, hatte Friedrich Wilhelm III. die Gelegenheit ſeiner Badereiſe benutzt, um dem Kaiſer von Oeſterreich in Thereſienſtadt einen kurzen Beſuch abzuſtatten (14. Auguſt), während ſein Miniſter, Ancillon, in Teplitz mit Metternich Rückſprache nahm; denn ſo ängſtlich ihn auch die demagogiſchen Bewegungen des Frühjahrs gemacht und ſo eifrig er war die Ausweiſung der Flüchtlinge aus der Schweiz und ihre Ueberwachung in Frankreich zu betreiben, war es ihm keineswegs um eine theatraliſche Dreimonarchenzuſammenkunft zu thun. Weniger flüchtig war ſeine Begegnung in Schwedt (5.—8. September) mit dem Schwiegerſohne, der nach Münchengrätz eilte, wo Kaiſer Franz und der Staatskanzler ſeiner ungeduldig warteten. Der König von Preußen begnügte ſich, ſeinen Sohn, den Kronprinzen, hinzuſenden, zur großen Unzufriedenheit der patriotiſchen Staatsmänner, welche gerne geſehen hätten, daß Preußen ſich noch deutlicher von jenen Fürſtenverſchwörungen ferne gehalten hätte [1]). In Thereſienſtadt war keine politiſche Frage eingehend erörtert worden; in Schwedt war Alles bei conſervativen Gemeinplätzen geblieben. Nur in Beziehung auf die Schweiz kam man überein, eine neue Verfaſſung nicht anerkennen und die Geſandten abberufen zu wollen, wenn dieſelbe eingeführt würde. Auch dieſe Uebereinkunft wurde nicht ſchriftlich genommen. Im Uebrigen begnügte man ſich im Allgemeinen, den gewohnten Klagen über den Revolutionsgeiſt freien Lauf zu laſſen; doch waren dem Czaren dieſe Klagen preußiſcherſeits nicht laut genug [2]); auch gefiel es ihm nicht, daß ſein Schwiegervater ſo großes Gewicht auf den

1) S. Depeſche Schöler's vom 12./24. September 1833. Uebrigens nahm der Kronprinz nicht an den Verhandlungen directen Antheil. Vgl. Ancillon's Erlaß nach Thereſienſtadt und Teplitz vom 17. Auguſt.

2) S. Depeſche Schöler's vom 12./24. September 1833.

Unterschied zwischen Louis Philipp und seinem Minister legte, jenen sogar lobte, während er diesen tadelte; war ihm doch der „Barrikadenkönig", wie demüthig er auch sein mochte, viel verhaßter, als der Herzog von Broglie, selbst wenn dieser seinen hochfahrendsten Ton anschlug [1]). Natürlich fehlte es nicht an mündlichen Protestationen gegen das „ungeheuerliche Princip der Nichteinmischung, das die Julirevolution in das moderne Völkerrecht habe einführen wollen." Doch kam man überein, Frankreich gemeinschaftlich auf die Gefahren der revolutionären Propaganda aufmerksam zu machen, aber „nur, wenn sich eine Gelegenheit böte", dem französischen Cabinet zu erklären, „daß man jeder Regierung das Recht zuerkenne, eine dritte Regierung um Hilfe und Beistand anzugehen, dieser aber solchem Ansuchen nachzugeben, wenn sie es in ihrem Interesse glaube, ohne daß irgend ein andrer Hof das Recht habe, sich dem zu widersetzen und im entgegengesetzten Sinne zu interveniren" [2]).

Das schien denn doch dem heißblütigen russischen Junker etwas gar zu platonisch, und er hoffte, nicht ohne Grund, von dem Doctrinär des Absolutismus in Münchengrätz etwas Positiveres zu erlangen. Hier vereinbarte man denn auch zehn Tage lang (9. bis 19. September) in der Form wie im Wesen Bestimmteres. Nicht nur verbürgte man sich noch einmal den Besitz Polens gegen äußere und innere Feinde und verpflichtete sich zu gegenseitiger Hilfe auch gegen etwaige Aufstände, einigte sich über die Anerkennung des Vertrages von Hunkiar Iskelessi, kam über die im Haag zu haltende Sprache überein und beschloß, eine angesehene Persönlichkeit hinzusenden, welche dem König Wilhelm endlich die Ratifikation der 21 Artikel entreiße, sondern es wurde auch eine förmliche Convention gegen den Nichteinmischungsgrundsatz und die revolutionäre Propaganda verabredet. Die Vertreter der drei Mächte sollten in Berlin als dem Mittelpunkte des Einverständnisses (le centre

1) So schon vor der Zusammenkunft. S. Ancillon's Erlaß vom 11. Juli 1833.

2) S. Erlaß Ancillon's vom 15. September 1833.

d'entente) zusammenkommen und die betreffenden Instrumente fertig stellen. In der That trafen Nesselrode und Ficquelmont, den Metternich als sein alter ego sandte, noch vor Ende des Monats im „Mittelpunkte des Einverständnisses" ein, wo sich bald herausstellte, daß dieses Einverständniß auf einem großen Mißverständnisse beruhte. Preußen war keineswegs gewillt, sich an irgend einem herausfordernden Schritte gegen Frankreich zu betheiligen, noch weniger sich in irgend einer Weise die Hände zu binden, und so peremptorisch auch die Sprache des Czaren wie Metternich's war, die Alles oder Nichts verlangten, blieb man fest in Berlin [1]). Schon die einfache Liste der Vorschläge flößte dem König Bedenken ein. „Nie hat man in weniger Zeit so viele und wichtige Lebensfragen entschieden, welche die Zukunft der drei Mächte, ja ganz Europa's, so bindend bestimmen" (entreprenant tellement sur l'avenir), murrte Ancillon und bat sich die Zeit aus zu prüfen, ob die in Münchengrätz vorgeschlagenen Maßregeln, nicht „einen Offensivcharakter trügen, der das Gegentheil von dem, was man beabsichtige", die Erhaltung des Friedens, hervorbringen könnte. Der Vorschlag dieser Convention war dem König „so neu als unerwartet". Ancillon fand sie „ziemlich unnütz, ja äußerst gefährlich (souverainement dangereuse) durch die Bestimmung, die man ihr gab" [2]). Nach langen Unterhandlungen ließ Preußen sich endlich herbei, die Convention zu unterzeichnen; aber nachdem es derselben die Spitze (§ 2, 3 und 5) abgebrochen, die den Frieden hätte gefährden können, und, anstatt den Abschluß Frankreich anzuzeigen, wie es die Absicht Rußlands und Oesterreichs gewesen, und so dasselbe herauszufordern, erlangte Preußen, daß Frankreich Nichts von der Existenz dieser immer noch überflüssigen, aber doch wenigstens nicht mehr gefährlichen Convention erfahre. Man sollte sich ihm gegenüber mit einer allgemein

1) S. Ancillon's Erlasse vom 26. September und 17. Oktober, sowie Brockhausen's Depesche aus Wien vom 1. Oktober.

2) „Elles (die drei Mächte) seront toujours prêtes à employer leurs forces réunies pour appuyer l'intervention légitime, de quelque part qu'on voulût l'empêcher et la combattre."

gehaltenen Principienerklärung bezüglich der Einmischungsrechte und der Propaganda begnügen, worin die Hoffnung einer allgemeinen Entwaffnung ausgesprochen würde, wenn es Frankreich gelänge, den Revolutionsgeist zu bändigen, zugleich aber auch die feste Absicht, mit vereinter Macht das Interventionsrecht aufrecht zu erhalten. Auch machte Preußen zur Bedingung für seine Theilnahme, daß der Schritt gegen dritte Mächte geheim gehalten werde, um Frankreichs Eigenliebe nicht zu verletzen [1]).

Schon die Verspätung, welche durch diese Verbesserungen entstand und dem Gegner die Uneinigkeit der Verbündeten beweisen mußte, mißfiel in Wien und Petersburg; mehr noch die Sache selbst. Czar Nikolaus und Fürst Metternich wetteiferten in Kraftausdrücken über die preußische Feigheit [2]); aber es half Nichts, sie mußten sich dazu bequemen, ihre Kriegserklärung auf die Principien zu beschränken und sie in die höfliche Form zu kleiden, die man in Berlin forderte [3]). Auch konnte Nikolaus es nicht über sich bringen, das Geheimniß zu bewahren; mußte er doch seine gegen den Willen seiner Umgebung unternommene Reise rechtfertigen, ihr Mißlingen erklären, und bald war die Sache an allen Höfen Europa's ebenso bekannt als in Paris [4]).

1) Namentlich meinte Ancillon, daß „toute communication de ce genre aux gouvernements allemands équivaudrait à une véritable publicité; car leurs cabinets ne savent rien taire". Ancillon's Erlasse vom 14. und 24. Oktober.

2) Auch die Sardinier klagen wieder. „Cette manière de raisonner, cette bienvaillance réelle ou supposée que le Cabinet prussien a montrées dans cette occasion au gouvernement français", sagt de Sales (Depesche vom 5. November), a été à celui-ci fort agréable et a contribué à lui faire prendre avec un douceur vraiment angélique les communications qui lui ont été faites. ..." Broglie habe gesagt „qu'il considérait le Cabinet prussien comme le plus sage de tous les gouvernements".

3) S. Depeschen Brockhausen's aus Wien vom 1. und 19. Oktober, Schöler's vom 16./28. Dezember. Der äußerst zahme identische Satz war von Ancillon selber redigirt worden. S. dessen Erlaß vom 17. Oktober.

4) S. Depesche Schöler's vom 11. Dezember (29. November) und Ancillon's bittere Beschwerde in seinem Erlaß vom 8. Dezember. Broglie

Ende Oktober und Anfang November wurden dann endlich die drei Noten — keineswegs identisch, aber doch jenen kleinen identischen Satz enthaltend — dem Herzog von Broglie in Paris mitgetheilt, welcher deren Ankunft schon seit Wochen erwartete [1]).

Er empfing diese Mittheilung Seitens des österreichischen Geschäftsträgers mit äußerster Kühle, während er sich gegen die Vertreter Rußlands und Preußens, die er erst nach einem inzwischen gehaltenen Ministerrathe unter des Königs Vorsitz sah, ungewöhnlich liebenswürdig zeigte [2]). Was die Sache anlangte, so war die Antwort dieselbe: er könne das Einmischungsprincip der Mächte nicht als ein ausnahmsloses betrachten; es könne Fälle geben, wo eine solche von der Regierung des bedrohten Landes gewünschte und erbetene Hilfe ein drittes Land bedrohe, indem es dort eine Contrerevolution begünstige. Ja, dem österreichischen Geschäftsträger bezeichnete er geradezu die Schweiz und Belgien als Länder, wo Frankreich keine Inter-

seinerseits rechtfertigte später, wie vorauszusehen war, mit dieser Indiscretion des Czaren seine eigene vom 6. November. (S. Depesche Werther's vom 7. Dezember)

1) In der That hatte Bresson, „der bestunterrichtete und thätigste unter allen Gesandten des Königs", längst auf die verdächtigen Zusammenkünfte in Böhmen aufmerksam gemacht, wo er sich ebenfalls „zufällig" aufhielt. S. Depesche Werther's vom 11. Oktober.

2) „Le ministre a voulu montrer une aménité et une condescendance qui ne lui sont pas ordinaires", schrieb Werther, und „le ton de sa conservation a été plus amical et moins susceptible et sec que de coutume", sagte Pozzo (s. Depesche Pozzo's vom 21. Oktober [2. November] aus Paris, als Beilage zu einer Depesche Schöler's vom 29. November [11. Dezember] aus St. Petersburg). Der Herzog selbst sagte in seinem Rundschreiben vom 6. November (nicht zu verwechseln mit seinen Briefen an Saint Aulaire vom 1., an Bresson vom 2. November): „J'ai parlé à M. de Hugel un langage raide et haut; je me suis montré bienveillant et amical à l'égard de la Prusse, un peu dédaigneux envers le cabinet de St. Pétersbourg" (s. d'Haussonville a. a. O. I, 50). Doch war dieß wohl mehr die Folge des zwischen der ersten und der zweiten Unterhaltung abgehaltenen Ministerrathes, welcher auf Mäßigung drang.

vention einer andern Macht, selbst wenn sie erbeten wäre, zulassen könne — was sich übrigens von selbst verstand, da beide Staaten als neutrale anerkannt waren. Doch glaubte man in Wien, Berlin und St. Petersburg aus den einstimmigen Berichten der Vertreter schließen zu müssen, daß „die französische Regierung vollständig in den Sinn, den Geist und den Zweck ihrer Mittheilung eingegangen sei“ [1]). Allein „die Ruhe und Weisheit, mit der man jene Mittheilung aufgenommen, dauerte nicht lange“, klagte Ancillon [2]). „Die Richtigkeit (justesse), mit der die Ideen der drei Mächte im ersten Augenblick ergriffen, die Gerechtigkeit (justice), die man ihnen hatte

1) S. Depesche Brockhausen's vom 12. November. Ebenso Pralormo's vom 19. November, Werther's vom 2. November. Werther fand in der That bei dem Herzog eine Ruhe, einen Ton der Gutmüthigkeit, der ihm bei ihm unbekannt war. Den Tag vorher mit Hügel war er noch unsicher, ob er den Schritt der drei Mächte als eine Drohung oder einen freundlichen Rath betrachten solle. „In unserer Unterhaltung war nicht die geringste Unsicherheit der Art bemerklich (Werther zweifelt nicht, daß König und Ministerium ihm am Morgen diese Haltung zur Pflicht gemacht). Er mißbilligte jede Propaganda, entschuldigte sich, mit den liberalen Landesgesetzen nicht mehr thun zu können. Brächen Unruhen aus, so schlage er vor, anstatt zu interveniren, ‚gemeinschaftlich die Sache zu prüfen‘. Weit entfernt, durch die Solidarität der drei Höfe beunruhigt zu sein, wünschte er sich Glück dazu.“ Aehnlich Pozzo (s. unten). Auch aus Schöler's Depeschen geht hervor, daß sich der Herzog ganz „außergewöhnlich sanftmüthig“ gezeigt. Offenbar glaubte der Herzog zu weit gegangen zu sein, und suchte deßhalb in seinen Erlaß an Bresson (d'Haussonville a. a. O. I, 238 u. 239) abzuschwächen und abzuläugnen was er gesagt (s. Ancillon's Erlaß vom 15. November).

2) Erlaß Ancillon's vom 18. November. Broglie's Behauptung in seinem Erlaß an Bacourt vom 9. Dezember (bei d'Haussonville a. a. O. I, 246) („M. Ancillon, que notre attitude avait d'abord effrayé et qui en était presque venu un point de nous faire des excuses“) ist absolut aus der Luft gegriffen. Wir haben alle vertraulichen und amtlichen Mittheilungen Ancillon's jener Tage durchgesehen und es ist keine Spur von „Schrecken“ oder von „Entschuldigungen“ darin zu finden. Es ist dieß kein günstiger Beleg für Broglie's Wahrheitsliebe, es müßte denn sein, daß Bresson, welcher stets „voller Bewegung und Erfindung war“ (Worte Ancillon's in seinem Erlasse vom 28. Dezember), dergleichen nach Paris gemeldet.

widerfahren lassen, machten der Nationaleitelkeit, den Revolutionsmaximen und den Parteierfordernissen Platz", — mehr noch der späten Einsicht, daß man sich hatte überrumpeln lassen, Frankreichs berechtigtes Interesse denn doch etwas allzu leicht aufgegeben habe.

In der That sandte der Herzog von Broglie folgendes Tages sofort Privatdepeschen an seine Gesandten in Wien und Berlin, und eine Woche später ein Rundschreiben an die Vertreter Frankreichs im Auslande, worin er das alte Terrain der Nichtintervention, wie es vor drei Jahren aufgestellt worden, wieder betrat und im Tone des Convents oder Napoleon's behauptete, jene Ausnahme auch auf Piemont ausgedehnt zu haben [1]). Mit der Erwähnung Piemonts aber berührte man gerade jetzt einen wunden Fleck; denn schon den ganzen Sommer über hatte man höchst unliebsame Auseinandersetzungen mit dem Turiner Hofe gehabt, dessen Antheil an der vorjährigen Unternehmung der Herzogin von Berry keineswegs vergessen war und der jetzt eben die Unruhestifter im eignen Lande auf's Unbarmherzigste verfolgte. Broglie sowohl als Barante, sein Botschafter in Turin, ein Pfeiler der „Doctrine", hatten ihrer Gereiztheit in heftigen Depeschen

1) Abgedruckt bei d'Haussonville a. a. O. I, 47—51 und 237—247. Was auch Broglie in jener Unterhaltung vom 1. November zu Hügel gesagt haben mag — und dieser läugnete die Broglie'sche Version förmlichst (s. Depesche Brockhausen's vom 14. Dezember) —, schon im Juli, als es sich in Piemont regte, hatte er Appony erklärt, sobald der erste österreichische Soldat dort erschiene, würden französische Truppen in Savoyen (nicht in Piemont) einrücken, worauf Metternich geantwortet, das werde ihn nicht hindern zu interveniren, wenn Karl Albert ihn rufe; und er würde nicht allein bleiben. Depesche Pralormo's vom 19. Juli 1833. Die Worte im Text sind von Ancillon (Erlaß vom 20. Dezember). Vgl. Depesche Bignet's vom 21. Dezember, wonach Rumigny ihm sagte: „Que les États sardes sont formellement exceptés du nombre de ceux où cette intervention pourrait s'exercer." Uebrigens billigte auch der König und alle andern Minister, welche schon am 1. November den Herzog für den Augenblick erfolgreich zur Mäßigung ermahnt, seine Sprache nicht. Der König sprach sich sogar derb darüber aus und befahl ihm (ordonné) einen höflicheren Ton. S. Depesche Werther's vom 2. Januar 1834.

Luft gemacht: „rückhaltend mit den Großen, wie Pozzo sagte, durchaus rücksichtslos mit den Schwachen". Karl Albert aber hatte nicht ermangelt, in Wien über Barante bittre Klage zu führen, und Metternich wie immer in Paris mit dem europäischen Kriege zu drohen, so daß König Louis Philipp selber sich berufen fand, die Sprache des Ministeriums und des Botschafters zu mißbilligen [1]). Kein Wunder, wenn man nach diesen noch ganz frischen Vorgängen an den nordischen Höfen aufgebracht war über die nachträgliche Behauptung des französischen Ministers des Aeußern, er habe seine Einsprache gegen das Interventionsrecht auch auf Piemont ausgedehnt. Laut klagte man über die „Doppelzüngigkeit" des französischen Ministers, und noch weit härtere Worte fielen, wenn man sich gegen Freunde aussprach. Metternich fragte den Grafen St. Aulaire, der Maison's Stelle in Wien eingenommen hatte, ob er amtlich ermächtigt sei, ihm diese Behauptung mitzutheilen, und als Jener es entschieden verneinte, beglückwünschte er ihn ironisch, denn er habe die Antwort schon bereit gehabt [2]); und

1) S. Depeschen Werther's vom 30. Juli und 21. September. Selbst der preußische Gesandte indeß, der weder König, Minister noch Presse in Frankreich für ihre ungebetene Einmischung in die piemontesischen innern Angelegenheiten entschuldigen will, hatte denn doch gefunden, daß Karl Albert „die Hinrichtungen zu sehr vervielfacht und nicht genugsam von seinem Begnadigungsrechte Gebrauch macht". S. Depeschen Werther's vom 1. und 6. Juli. Vgl. Pozzo's Memorandum in Werther's Depesche vom 14. November.

2) S. Depeschen Brockhausen's aus Wien vom 23. und 26. November, Pralormo's vom 22. November und Ancillon's Erlaß vom 7. Dezember. Darnach sprach St. Aulaire nicht einmal von dem Erlasse Broglie's über die Unterhaltung vom 31. Oktober mit Hügel. „Il a pris sur lui de la passer sous silence (den Erlaß Broglie's — cette pièce dangereuse, wie Ancillon sie nennt) en faisant sur cet objet des représentations à sa cour. Il a même été plus loin. Tout en touchant le point d'une intervention éventuelle dans le Piemont il a été jusqu'à dire qu'il n'était pas chargé d'en parler." Dieß läßt sich nun freilich zur Noth mit St. Aulaire's Bericht vom 20. November (bei d'Haussonville a. a. O. I, 52) vereinigen: doch fügt St. Aulaire hinzu, er habe es auf sich genommen, mit Krieg zu drohen, falls Oesterreich in Piemont

Ancillon erklärte rundweg an Bresson, da Piemont kein neutraler Staat wie die Schweiz und Belgien sei, so würde man jedenfalls interveniren, wenn man gerufen würde, und man würde es dann Frankreich überlassen, ob es sich dem widersetzen und einen allgemeinen Krieg heraufbeschwören wolle. Preußen würde Oesterreich nicht allein lassen. Rußland hatte schon vorher gesucht, die ganze Angelegenheit zu verbittern, indem „es schwieg, wo es hätte sprechen sollen, und sprach, wo man übereingekommen war zu schweigen“ [1]). Pozzo hatte in der That für gut befunden, wohl nicht ohne höhere Weisung von der dem Uebereinkommen gemäß mitzutheilenden Note Herrn von Broglie nur jene identische Stelle gegen das Nichtinterventionsprincip vorzulesen, was somit aus einem der Argumente gegen die Propaganda das Hauptobjekt der ganzen Mittheilung machte und bis zu einem gewissen Grade den in Münchengrätz verabredeten, in Berlin zurückgewiesenen offensiven Schritt verwirklichte; wenn auch Broglie das Verhalten des russischen Botschafters im entgegengesetzten Sinne und als eine Abschwächung deutete, welche der erfahrene und versöhnliche Weltmann sich stillschweigend herausgenommen habe, um das schroffe Auftreten seines Herrn zu mildern, wie ja auch Friedrich Wilhelm III. „Anstrengungen gemacht habe, es zu mildern“ [2]).

Graf Nesselrode seinerseits hatte allen Höfen diesen, der Uebereinkunft noch geheimzuhaltenden Schritt zur Anzeige gebracht. Jetzt freilich, nachdem Frankreich selber die Sache überall mitgetheilt, hatte diese Indiscretion ihre Spitze verloren, und Preußen wie Oesterreich beeilten sich ein Gleiches zu thun. Es entspann sich der heftigste und aufregendste Depeschenkrieg, in dem die Dementis und andere Bitterkeiten hin

intervenire; und Broglie bestätigte es in einem Erlaß vom 7. Dezember (ebenda S. 55).

1) S. Ancillon's Erlasse vom 24. November und 8. Dezember und Pralormo's Depesche vom 27. Dezember.

2) S. Broglie's Rundschreiben vom 6. November bei d'Haussonville a. a. O. I, 240.

und wieder flogen und aus dem de Broglie's Wahrheitsliebe fast ebenso zweifelhaft hervorging, als seine Mäßigung [1]). Ein

1) S. die Erlasse Metternich's bei Pralormo vom 26. November und Nesselrode's bei Ancillon vom 22. Dezember, der die Debatte schließt, indem er, wie die andern Verbündeten, die Genauigkeit der Pariser Gesandtschaftsberichte aufrecht erhält. Man begnügte sich, die Documente allen Höfen Europa's mitzutheilen mit den Worten „voyez et lisez", und ihnen das Urtheil zu überlassen. Nach Einsicht derselben muß dieß auch heute noch, wie 1833, sein, daß Broglie, wenn nicht „gelogen" hat, wie Metternich, Nesselrode, Ancillon und ihre drei Pariser Vertreter es unverblümt sagen, doch jedenfalls vergessen hatte, was er denselben am 31. Oktober und am 1. November gesagt. Vgl. Ancillon's Erlasse vom 15., 22. und 24. November und 8. Dezember. Ancillon hatte so sehr an die Wahrhaftigkeit von Werther's Bericht geglaubt, der beim Herausgehen aus der Audienz niedergeschrieben worden und vollständig mit dem der beiden Collegen übereinstimmte, daß er meinte, Broglie, oder vielmehr der König durch Broglie (der Herzog hatte ja den Monarchen im Ministerrathe vor der Unterredung mit Werther gesprochen), wolle Preußen von Oesterreich und Rußland trennen! („Mais nous ne sommes pas dupes des cajoleries et des douceurs", fügte der feinseinwollende Extheologe hinzu, „que la France nous prodigue dans toutes les occasions. Son seul but est de séparer ce qui est fortement uni.") Werther hält, so gut wie Hügel und Pozzo, auf's Entschiedenste die Genauigkeit seines ersten Berichtes aufrecht. (S. seine Depeschen vom 16., 23. und 30. November.) Und nachdem er mehrmals constatirt, Broglie habe sich von der Wahrheit entfernt in seinem Rundschreiben vom 6. November, wie in seinen Briefen an Bresson und St. Aulaire, und habe keine der Erklärungen abgegeben, deren er sich rühme, endet er eine seiner Depeschen: „Mon expérience m'a appris qu'en général on fera bien de se méfier de son exactitude, lorsqu'il s'agit pour lui de rendre compte de ses entretiens avec un de nous. Sa mémoire le trompe alors ordinairement." Ancillon (Erlaß vom 7. Dezember) sagt geradezu, Broglie habe eine Fälschung begangen (fait un faux). Noch am 13. Dezember richtete Werther ein kurzes Schreiben an Broglie selber, ein Meisterstück der Feinheit, Urbanität und Festigkeit, worin er in zwei Sätzen, und ohne ein einziges beleidigendes Wort, seine Meinung aufrecht erhält, der Herzog habe sich von de Wahrheit entfernt. Später gab denn auch Broglie selber gegen Werther zu (s. dessen Depesche vom 17. Dezember), er habe in der Unterhaltung vom 1. November kein Land spezifizirt; doch bestand er darauf, es mit Hügel gethan zu haben. Natürlich verfiel er wieder „dans son aigreur habituelle". Auch wagte er nie, seine Behauptung Hügel in's Gesicht aufrecht zu erhalten, sagt

Glück war es, daß er bald darauf das Ministerium für ein Jahr verließ; denn der Hochmuth, mit dem er die Vertreter der Nordostmächte die dreifache Ueberlegenheit des Franzosen, des Gelehrten und des Tugendhaften über die frivole Barbarei der nordischen Höflinge fühlen ließ, sprach sich in einer Herbigkeit der Sprache aus, die früher oder später zu den gefährlichsten Conflicten hätte führen müssen [1]). Ein Glück auch war

Werther (2. Januar 1834). Wirklich unglaublich ist die Dreistigkeit, mit der d'Haussonville (a. a. O. I, 56) und Guizot (a. a. O. IV, 38) behaupten, Broglie habe das letzte Wort gehabt. Die Sache ist übrigens zu evident, um der Beweisführung zu bedürfen. Die drei nordmächtlichen Vertreter hatten ja gar kein Interesse, die Worte Broglie's von vornherein zu entstellen. Anders freilich ist es mit dem Widerspruch Metternich's und St. Aulaire's über ihre Unterhaltung in Wien. Hier hatte der Kanzler ein Interesse, die Sache so darzustellen, wie er sie darstellte, und wir wissen zur Genüge, daß Metternich, um Talleyrand's Ausdruck zu gebrauchen „mentait toujours et ne trompait jamais" (s. G. O. Trevelyan, The life and letters of Lord Macaulay, Tauchnitz edition I, 276). Uebrigens können wir deßhalb noch nicht alle Behauptungen Broglie's gegen Metternich annehmen, wie es die orleanistischen Historiker der Franzosen, und selbst Springer (Geschichte Oesterreichs I, 437), thun, welche allein auf d'Haussonville fußen, der seinerseits Alles nach den Erlassen seines Schwiegervaters darstellt. Diese aber werden gerade einstimmig von allen Vertretern der Nordmächte, sowie von den leitenden Ministern derselben, als absichtliche oder unabsichtliche „Fälschungen" bezeichnet. — Wir haben diese Episode so ausführlich behandelt, nicht nur weil sie ein außerordentlich wichtiges, bisher nicht genug beachtetes Moment in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts (die Gruppirung der Allianzen, den Gegensatz der Grundsätze, die Rolle der verschiedenen Mächte auf lange hin bedingend) bildet, noch auch um den Herzog von Broglie daran zu charakterisiren, sondern eben weil sie bis jetzt ganz falsch dargestellt worden.

1) Guizot a. a. O. III, 332. Werther mußte sich wiederholt beim König über de Broglie's unparlamentarische Ausdrücke beklagen; einmal antwortete Louis Philipp: „J'en suis fâché, mais non surpris. Il paraît que M. de Broglie a un dictionnaire à part où il va chercher les locutions qu'il emploie. Il en est de ce mot de *guet-à-pens* comme de celui de *dédaigneux* dont il s'est servi précédemment d'une manière tout aussi inconvenante et déplacée." Vgl. auch de Sales' Depesche vom 27. Februar 1834.

es, daß so wenig von diesem Streite der Kanzleien, der die maßgebenden Kreise so tief erregte und dessen Folgen auf die Stellung und Gruppirung der Mächte, wie auf die gegenseitigen Gesinnungen so nachhaltig sein sollten, in die Oeffentlichkeit drang. Der Polenenthusiasmus war damals in Frankreich, vornehmlich in Paris, auf seinem Gipfel angelangt: als der Schwiegersohn des Königs, der volksthümliche Wahlmonarch von Belgien, der doch den polnischen Offizieren so königliches Asyl gegeben, in Gesellschaft mit russischen Orden erschien, mußte er sie ablegen, um sich keine Beleidigungen zuzuziehen [1]). Der Haß gegen Rußland, das Mißtrauen gegen Oesterreich, die Vorurtheile gegen Preußen waren allgemein: in der Presse, in der Gesellschaft, ja sogar im Parlamente suchte man nur nach einem Vorwande, um den nationalen Krieg gegen den frechen Tyrannen zu predigen. Man hatte sich die Gelegenheit im Orient entwischen lassen, wo Mehemet Ali's Sache eine in Frankreich sehr populäre war; mit welcher Begierde hätte man nicht den Handschuh aufgenommen, den der „absolutistische Norden" jetzt hinwarf, wenn man nur davon gewußt. Es war des Königs, es war de Broglie's Verdienst, mitten in einem Regime äußerster Oeffentlichkeit den Volks- und Nationalleidenschaften jede Nahrung vorenthalten zu haben und den leichtsinnig begonnenen Angriff ihrer Feinde geräuschlos, wenn auch nicht immer mit den ritterlichsten Waffen, abzuschlagen.

Indeß begnügte man sich keineswegs den Angriff abzuschlagen, sondern suchte selbst, was man dem Angegriffenen wahrlich nicht verargen konnte, den diplomatischen Krieg in Feindesland zu tragen. Wiederum sprach man laut beim Bundestage und erinnerte an den internationalen Charakter des deutschen Bundes; den auch England sich berufen glaubte, wenn schon in weniger schroffer Weise, in's Gedächtniß zu rufen [2]). Wiederum klopfte

1) S. Depesche de Sales' vom 5. November.

2) Palmerston bereute es bald und entschuldigte sich bei Bülow (s. dessen Depesche vom 13. Juni 1834). Frankreich aber hörte nicht auf, die Schritte des Bundestags argwöhnisch zu überwachen. Noch am Ende des Jahres stellten der König und Rigny (hinter dem Thiers stand) die

man bei allen kleinen deutschen Höfen an, um sie gegen die großen Vormünder aufzustacheln, nachdem man schon vorher den Präfecten und Militärkommandanten der Ostdepartements die nöthigen Verhaltungsmaßregeln gegeben, um vorkommenden Falles eine Demonstration gegen die Nordmächte in Scene zu setzen. Wiederum plante man ein Bündniß aller Klein- und Mittelstaaten unter Frankreichs Protectorat und versprach man sich den Feind durch demagogische Bewegungen im eigenen Lande zu lähmen [1]).

sechs Fälle auf, in welchen Frankreich in Deutschland bewaffnet interveniren würde. Sie sind charakteristisch: 1) wenn ein deutsches Grenzland sich gegen seine Regierung erheben und „die Mehrheit des Landes" sich für die Erhebung erklären sollte; 2) wenn eine der deutschen Landesverfassungen aufgehoben; 3) wenn ein Staatsgebiet durch Bundesbeschluß von Executivtruppen besetzt würde; 4) wenn zwei deutsche Staaten mit einander Krieg führten; 5) wenn Territorialveränderungen in Deutschland einträten; 6) wenn der Bundestag sein Abstimmungssystem änderte. (S. Werther's Depeschen vom 10. und 26. Dezember 1834.) Gleichzeitig sekundirte die Presse, und das „Journal des Débats" brachte am 29. Dezember einen Artikel St. Marc Girardin's gegen die wachsende Centralisation Deutschlands.

1) S. Brockhausen's Depeschen aus Wien vom 19. Oktober und 18. November vor Allem aber Werther's aus Paris vom 11. und 12. Oktober. Hier werden weitläufige Auszüge aus einem Memorandum mitgetheilt, daß Louis Philipp selber seinem Geheimsecretär, Baron Fain, dictirt haben sollte. Der Plan bestand darin, die Allianz mit England enger zu schürzen und das Nichtinterventionsprincip für die ganze Grenze, vom Rhein bis zu den Appeninen, geltend zu machen; zugleich offen und geheim, je nach den Umständen, die Volksbewegungen und die Verfassungen in der Schweiz, Savoyen, Rheinpreußen, Rheinbayern, allen Kleinstaaten Deutschlands und dem Großherzogthum Luxemburg zu begünstigen. „Par cette politique la France arriverait insensiblement à delivrer du joug de la Diète les Etats constitutionnels d'Allemagne. Les chambres des petits Etats n'ayant plus à craindre la force armée de l'Autriche et de la Prusse placeraient bientôt leurs princes dans l'alternative ou de se séparer de la Diète et de se joindre à la France ou de perdre leurs couronnes a la suite d'une révolution populaire que la France protégerait contre toute intervention étrangère. Alors le moment serait favorable de donner au système proposé à MMr. les Ministres tout le développement ultérieur; alors la France se mettrait à la tête d'une nombreuse Confédération des Etats secondaires qui

Auch die Familienverbindungen wurden benutzt, eine Heirath der zweiten Tochter Louis Philipp's mit ihrem Vetter von

comprendrait la Belgique et le Grand Duché de Luxembourg réunis, ensuite la Prusse et la Bavière rhénanes, le Grand Duché de Bade, le Duché de Nassau, la Hesse-Darmstadt, le royaume de Wurtemberg faisant à l'avenir un ou plusieurs États, enfin la Suisse et le royaume de Sardaigne. Tous ces États liés à jamais à la France contre le Nord par le double nœud de leurs institutions et de leur position géographique, mettraient à jamais la France à l'abri de toute attaque étrangère et lui rendraient en même temps cette influence sur les affaires d'Allemagne qu'elle a perdue depuis la paix de Westphalie." Werther hält dieß Memorandum für ächt, ohne es verbürgen zu können; Ancillon (Ziffererlasse vom 20. und 25. Oktober) erklärt es, wohl aus politischen Gründen, für unwahrscheinlich. Uns scheint der Inhalt, wenn nicht die Form, höchst wahrscheinlich, wenn wir die gleichzeitigen Rundschreiben d'Argout's und seine Briefe an die Grenzpräfecten damit zusammenstellen. Ein geheimes Schreiben d'Argout's an den Moselpräfecten vom 16. September sagt: „La France ne souffrira jamais que le territoire de ce Duché (Luxembourg) soit occupé des troupes de la Diète germanique dans les cas d'une insurrection qui d'après les conjonctures actuelles ne peut pas tarder à se manifester. Je vous engage à ne laisser passer aucune occasion pour faire répandre cette résolution (dans le Grand Duché). J'ai donné aujourd'hui la même instruction au préfet de Thionville." Außerdem bewilligte er ihm einen außerordentlichen Zuschuß geheimer Fonds für: „Ihre Polizei im Großherzogthume". Er erklärt sich jeder Vermehrung der Besatzung von Luxemburg widersetzen zu wollen und befiehlt ihm „de ne pas mettre d'obstacle aux intelligences entre le Grand Duché et les associations populaires en France". Zugleich schrieb der Kriegsminister an die Divisionscommandanten von Châlons und Metz, in gewissen Fällen in's Großherzogthum einzurücken, ohne die Befehle des Ministers abzuwarten. Auch in seinen Unterhaltungen zeigte sich der König ganz besonders ängstlich mit Luxemburg beschäftigt; wenn Werther mit Broglie nicht davon spricht, so ist es, weil er „beinahe mit Gewißheit voraussehen kann, daß er von ihm eine schneidende Antwort, welche leicht Alles verderben könnte, erhalten würde". Zugleich sprach Alley de Cyprey in Frankfurt in der gewohnten arroganten Weise, wie Mortier, Montebello und selbst Barante in Turin, dessen ganz unglaublich impertinente Note (vom 4. Oktober) der König förmlich mißbilligen mußte und Palmerston selber bitter rügen zu müssen glaubte. (S. Depesche Werther's vom 26. Oktober.) Broglie, „dem jeder Widerspruch unerträglich war und der unter dem Scheine von Ruhe viel Eigenliebe und Bitterkeit (âpreté) barg, was den Verkehr mit

Neapel vorbereitet [1]). Gleichzeitig lehnte man sich, wie natürlich und billig war, näher als je an England an und suchte ihm, noch ehe die Münchengrätzer Begegnung verwirklicht war, den Verdacht beizubringen, daß die drei Mächte es auch auf eine Einmischung in die inneren Zustände Großbritanniens abgesehen hätten [2]). Der Augenblick war günstig, um Lord Palmerston gegen Rußland zu reizen. Die Bekanntwerdung des Vertrages von Hunkiar Iskelessi hatte ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlt; er glaubte wirklich, man verhandle in Münchengrätz über die Theilung der Türkei zwischen Oesterreich und Rußland [3]). Hatte er schon früher offen gegen den österreichischen Gesandten die Meinung ausgesprochen, daß man „Rußlands Einfluß zerstören, diese halbbarbarische Nation, die Nichts mit der modernen Cultur gemein habe, in ihre alten Grenzen (welche?) zurückdrängen" müsse [4]), so verhehlte er jetzt „mit seiner gewohnten Heftigkeit" nicht, daß er den Schritt der drei Mächte in Paris als „eine Schilderhebung gegen die Verfassungsstaaten" betrachte, und warnte Sardinien dringend sich nicht mit ihnen einzulassen. Rußland habe die ganze Sache nur angeregt, um sich die materielle Hilfe Oesterreichs und Preußens zu sichern, falls der Vertrag von Hunkiar Iskelessi ihm eine Kriegserklärung der Westmächte zuziehen sollte [5]).

Preußen erhob laute Einsprache gegen diese Auffassung der

ihm sehr erschwerte" sagte, Barante habe nur seine Befehle ausgeführt, wie er auch Alley de Cyprey's Vorgehen auf sich nahm. (S. Werther's Depesche vom 9. November.) Doch gab er nach und sandte versöhnlichere Instructionen. Die Beziehungen mit dem Herzog blieben indeß „äußerst trocken, und ließen keine Hoffnung, je mit Argumenten seinen Sinn und seine Gefühle beeinflußen zu können".

1) S. Werther's Depesche vom 12. Juli 1834.

2) S. Depesche General v. Schöler's vom 23. August (4. September) 1833.

3) S. Bulwer a. a. O. II, 147 Brief Palmerston's vom 8. Oktober.

4) S. Berichte Neumann's aus London in Pralormo's Depesche vom 7. April 1833.

5) Depesche Bülow's aus London vom 15. November und 24. Dezember.

europäischen Lage, und Ancillon bezeichnete es mit der ihm eigenthümlichen Empfindlichkeit als „perfid und wahrheitswidrig" den Schritt der Mächte als einen Beweis der Trennung Europa's in absolute und Verfassungs-Staaten darstellen zu wollen. Jedoch seine salbungsvolle Wortkühnheit war eben so fruchtlos als die staatsrechtlichen Sophismen, womit er zu beweisen suchte, daß Preußen ein „Verfassungsstaat" sei [1]). Umsonst erhob er sich gegen jeden Verdacht absolutistischer Gesinnung oder gar des Wunsches solche Gesinnungen zu verbreiten, constitutionelle Ansichten zu bekämpfen. Lord Palmerston sah in Preußen nach wie vor nur den gehorsamen Diener Rußlands, während Rußland und nach ihm Oesterreich, in dritter Linie Sardinien nicht müde wurden, über die „Feigheit" Preußens zu klagen, das den Westmächten viel zu viel Rücksicht zeige [2]). Die fast gleichzeitige Anerkennung des Friedens von Hunkiar Iskelessi durch die beiden deutschen Mächte bestärkte natürlich Lord Palmerston in seiner Anschauung und die Gereiztheit ward täglich größer. Doch war sein Mißtrauen gegen Louis Philipp immer noch so rege, daß er das von diesem gerade jetzt, direct durch Talleyrand und ohne Broglie's Zuziehung, angetragne Schutz- und Trutzbündniß zurückwies [3]).

Dem Näherzuschauenden konnte indeß nicht verborgen bleiben, daß England die Haltung der Nordmächte weit mehr zu Herzen nahm als das scheinbar näher davon betroffene Frankreich oder wenigstens als dessen König, der schon wieder eifrig bemüht war, die Unebenheiten auszugleichen, welche die feindliche De-

1) S. Erlaß Ancillon's an Bülow vom 24. November.

2) Palmerston mußte zwar um Entschuldigung für sich und seinen Gesandten in Berlin, Lord Minto, bitten und seinem Geschäftsträger in Petersburg, Bligh, einen amtlichen Verweis ertheilen, weil seine und seiner Gesandten insultirende Depeschen über Preußens „Feigheit und Schwäche" dem preußischen Cabinet zur Kenntniß gekommen waren, aber verläugnen konnte er sie nicht. S. Depesche Schöler's vom 4. September (24. August) und Ancillon's Erlaß von Teplitz vom 17. August 1833. Vgl. Bülow's Bericht aus London vom 24. Dezember.

3) S. Werther's Depesche vom 10. Dezember 1833. Vgl. Ancillon's Erlaß vom 24. Januar 1834.

monstration und seines eignen Ministers Auftreten hervorgebracht hatten. Denn es konnte wohl nicht anders sein als daß eine gewisse üble Laune von der ganzen Episode zurückblieb. Man rühmte sich zwar in den drei nordischen Cabinetten einen „tiefen und dauernden Eindruck" in Paris hervorgebracht und somit seinen Zweck erreicht zu haben; aber insgeheim mußte man sich doch gestehen, daß man einen Stich in's Wasser gethan hatte. Natürlich schoben Czar Nikolaus und Fürst Metternich die Erfolglosigkeit auf Preußen, das ihren Angriff so abgeschwächt hatte; während König Friedrich Wilhelm III. sich nicht verbergen konnte, daß er noch immer zu weit gegangen war, indem er sich bei einem, selbst so abgeschwächten Angriffe betheiligte. Dazu hatte die herbe Sprache Broglie's Alle verletzt und verstimmt. Selbst Preußens friedliebender Wortführer Ancillon ließ sich dadurch, wie's dem Theologen wohl in der Polemik zu gehen pflegt, zu mehr als heftigen Kraftausdrücken hinreißen, welche wiederum den Gegner reizten. Man fühlte in den an die überlieferten Formen der Diplomatie gewohnten Kreisen, wie gefährlich die Einführung eines solchen Tones in den internationalen Verkehr sei; wie sehr, im besten Falle diejenigen, die ihn gebraucht, ihrer Würde vergeben hatten. Dazu kreuzten sich Lord Palmerston's Derbheiten monatelang mit Metternich's guten Lehren und mit Czar Nikolaus', durch seinen Vizekanzler nur unvollkommen gemilderten, duellistischen Herausforderungen. Die Mißstimmung dauerte sogar in den Kanzleien noch eine Weile fort, als die Spannung zwischen den Höfen schon nachgab.

In der That ließ der König der Franzosen, der wohl wußte, daß ein Krieg ihm den Thron kosten konnte, Nichts unversucht, um die Nordmächte zu beschwichtigen; vor Allem, indem er ihnen auf jede Weise die Meinung beizubringen suchte, daß er keineswegs Englands Interessen im Orient zu den seinigen gemacht, und daß er die Anschauungs-, wie die Ausdrucksweise seines herzoglichen Ministers durchaus nicht billige [1]).

1) S. Erlaß Ancillon's vom 8. Dezember 1833. Damit vgl.

Friedrich Wilhelm III. seinerseits fuhr fort, dem Könige der Franzosen seine schwierige Aufgabe der Friedenserhaltung im Innern wie im Aeußern zu erleichtern, soviel in seinen Kräften stand und mit der Würde wie mit den Traditionen Preußens vereinbar war. Metternich selber und Kaiser Franz begannen einzusehen, daß Preußen die weisere Politik verfolgt und daß der polternde Conservatismus Kaiser Nikolaus' nicht nur äußerst unbequem, sondern auch höchst gefährlich war. Der Staatskanzler näherte sich sichtlich dem Könige der Franzosen, den er mit nachdrücklicher Absichtlichkeit von seinen Ministern trennte, und wurde nicht müde, das Lob des klugen Fürsten zu singen, der, von der Revolution heraufgebracht, mehr gethan als alle andern gekrönten Häupter, das Ungethüm zu bändigen [1]). Er

Werther's Depesche vom 13. Dezember. Darnach erklärte Louis Philipp an Talleyrand und Sebastiani, der fortwährend gegen Broglie intriguirte (s. a. a. O. Brockhausen's Depesche vom 1. Oktober), daß er „ne comptait certainement pas de se laisser entrainer par l'Angleterre à une guerre maritime avec la Russie"; ja, er wollte selbst nicht, daß man eine neue Note nach Petersburg schicke, wie England vorgeschlagen. Talleyrand und der König, welche durch Vermittelung Mme Adelaide's direkt miteinander correspondirten, sahen wohl, daß der Orient der gefährlichste Punkt war, und wußten dem beleidigenden Auffahren Palmerston's und dem noch beleidigenderen Absprechen Broglie's, die leicht den Krieg hätten nach sich ziehen können, durch persönliches Dazwischentreten ihre gefährliche Spitze abzubrechen. Talleyrand gab den Gesandten zu: „Qu'il y avait plus d'aigreur qu'il n'aurait cru y trouver" (beim Herzog); und als Werther sich beim König über die „aigreur inutile" des Herzogs beklagte, antwortete dieser: „Ah, je sais ce que vous voulez dire: on écrit trop, n'est ce pas? Je connais tout cela." Lächelnd fügte er hinzu: „Mais vous savez: le Roi règne et ne gouverne pas. Cependant au besoin je saurai bien empecher qu'on n'aille trop loin." (Ebenda.) Und in der That „gehorchten Alle doch dem König, wenn sein Wille nur recht ausgesprochen war", sagte Pozzo in einem äußerst interessanten Memorandum, das Werther in seiner Depesche vom 14. November 1833 mittheilt.

1) Le Chancelier de Cour et d'Etat a pris envers Louis Philippe le rôle de pédagogue et Mentor politique. Il lui prodigue les conseils, les exhortations et les admonitions, le tout mêlé de quelques flagorneries sur la haute capacité et l'intelligence du Roi. De son

leistete ihm sogar mehr als ein Mal den Freundesdienst ihn auf die „treulosen Intriguen" Lord Palmerston's aufmerksam zu machen, namentlich wenn diese Intriguen auf die Stärkung des griechischen Königreiches und der dort eingesetzten baierischen Dynastie gerichtet waren. Ja, Kaiser Nikolaus selber, dem es im Grund nicht darum zu thun war, seinen Degen mit Lord Palmerston's Boxerfaust zu kreuzen, ward erkenntlich für die friedlichen Bemühungen des französischen Königs und ließ ihm ausdrücklich dafür danken. Louis Philipp war äußerst geschmeichelt, schrieb dem Kaiser einen eigenhändigen Brief voll überströmenden Gefühles, den der Herzog freilich für gut fand, zu unterschlagen [1]) und klagte wie gewöhnlich gegen Graf Pozzo über seinen unbequemen Minister und über England, das ihm alles Mögliche zumuthe und doch nur „Mißtrauen" zeige [2]). Die beiden Botschafter in Paris und Petersburg hatten nur noch die gegenseitigen Liebenswürdigkeiten zu berichten [3]). Selbst die kleine Wolke, welche bei Bekanntwerdung der Petersburger Convention vom 15. Januar aufstieg, verdunkelte mehr das Verhältniß der beiden leitenden Minister als das der Monarchen und verzog sich bald. Palmerston, der sich für den Augenblick beruhigt hatte, als Metternich die gewagte Versicherung

côté le Roi n'épargne au Prince ni les compliments ni les flatteries." S. Depesche Pralormo's vom 3. Juni 1834.

1) S. Werther's Depesche vom 24. April 1834. Der König erfuhr dieß dreiste Vorgehen seines verantwortlichen Ministers erst im April, als Broglie nicht mehr Minister war, und sandte sofort eine Abschrift seines Briefes vom Januar an Maison.

2) „Je n'ai à essuyer de la part de l'Angleterre que méfiance et exigences", sagte er laut (s. Werther's Depeschen vom 21. und 27. Januar und 4. Februar) über diesen freilich vorübergehenden Austausch von Liebenswürdigkeiten zwischen Nikolaus und Louis Philipp.

3) Nesselrode erhielt sogar Weisung, dem Herzog von Broglie „die Genugthuung und Dankbarkeit" des Kaisers für sein versöhnliches Auftreten in der orientalischen Frage zu melden. Ja sogar für Louis Philipp selber, den Nikolaus sowie Friedrich Wilhelm III. und Metternich, nur im entgegengesetzten Sinne, von seinem Minister unterschied, gab es höfliche Worte. S. Depesche de Sales' vom 20., 22. und 24. Januar 1834.

gab, Rußland werde die ihm durch den Vertrag von Hunkiar Iskelessi zugestandenen Rechte nicht gebrauchen, fuhr auf, als er von dem neuen Tractat hörte, und Broglie stimmte in seine Entrüstung ein. Schon war die Rede davon, die kaum zurückgezogene westmächtliche Flotte in die orientalischen Gewässer zurückzusenden [1]). Der König der Franzosen dagegen gab die beruhigendsten Versicherungen und war auch nicht der Ansicht, daß man Graf Nesselrode's scharfe Antwort auf den ihm von Baron Lagrené eingereichten Protest übel nehmen müsse.

Auch in anderen Fragen trennte er sich von seinem Minister. Während dieser die Conferenzen in Wien, welches an die Stelle Berlins als „Mittelpunkt des Einverständnisses" der drei Nordmächte getreten war, mit argwöhnischem Auge überwachte, meinte der König, man habe weniger von der Aengstlichkeit des Nordens als von der Eifersucht Englands zu befürchten, das freilich die Annäherung an Rußland sehr mißtrauisch gemacht hatte. Die intimen Beziehungen, in denen der Herzog und namentlich die Herzogin mit den Häuptern der polnischen Emigration, insbesondre mit dem Fürsten Czartoryski, stand, mißbehagten dem Monarchen [2]); er fürchtete, nicht mit Unrecht, den kaum beruhigten Czaren dadurch wieder zu reizen. Auch versah er es sehr übel, daß das Organ der „Doctrine", mit dem sein leitender Minister in unmittelbarster Beziehung stand, daß das stets russenfeindliche „Journal des Débats" alle paar Wochen heftig beleidigende Artikel gegen Rußland brachte, die dann immer wieder zu erneuten diplomatischen Erörterungen heikelster Natur Anlaß geben. Als nun gar der Herzog nach dem verunglückten Savoyer Putsch (siehe oben S. 439), den seine Polizei nicht zu verhindern gewußt, sich beharrlich weigerte, an der Demonstration Theil zu nehmen, welche die drei Mächte gegen die Schweiz vornehmen wollten, um die Ausweisung der Flüchtlinge zu erlangen, verhehlte der Königs

1) S. Depesche de Blonay's aus Paris vom 27. Februar 1834. Darnach thut der König, als ob nur England ihn zum Schritte dränge.

2) S. Guizot a. a. O. IV. 34.

keineswegs seine Meinungsverschiedenheit und seinen Wunsch sich an jenem Schritte gegen die Feinde aller Kronen zu betheiligen [1]). Immer lauter klagte er über den eigensinnigen Minister, dessen er denn auch endlich durch das Kammervotum in der amerikanischen Angelegenheit (siehe oben Seite 434), obschon nur vorübergehend entledigt wurde. Die augenblickliche Folge war, daß wieder eine gewisse Einheit in die Regierung kam, wo Admiral Rigny, des gefügigen Baron Louis gefügiger Neffe, das Portefeuille des Aeußern übernahm, und der ganze diplomatische Feldzug des Chefs der Doctrine, der gesucht hatte, das westmächtliche Bündniß enger zu schürzen und nicht nur Spanien und Portugal, sowie die neutralen Gebiete der Schweiz und Belgien, sondern auch Neapel und die deutschen Mittelstaaten in's „constitutionelle System des Westens" einzureihen, — plötzlich sistirt ward. Der erste Schritt des neuen Ministers war die Abberufung seines Rivalen in der Marine wie in der orientalischen Diplomatie, des seit vorigem Jahre in Petersburg besonders mißliebigen Admiral Roussin, von der Botschaft in Constantinopel.

Aber schon war der verzogene Despot des Nordens wieder in einer Laune, die selbst derlei Gefälligkeiten nicht besänftigen konnten. Die eben (April) abgeschlossene Quadrupelallianz der vier „constitutionellen" Mächte — England, Frankreich, Portugal und Spanien — die ihm die verspätete, aber darum nicht minder energische Antwort auf seinen mißglückten Versuch von Münchengrätz schien, hatte ihn zu tief empört, als daß er der Stimme der Klugheit und Mäßigung hätte Gehör geben können. Je entschiedner aber die antilegitimistische Politik Frankreichs in der spanischen Angelegenheit sich bethätigte, desto heftiger brach der Unwille des Ritters der Legitimität im Norden aus. Bald benutzte er eine Gelegenheit, um dem Könige der Franzosen wie seinem eignen bejahrten Botschafter in Paris, dessen

1) S. Depeschen Werther's vom 12., 19. und 26. Februar, 29. März und 24. April und Ancillon's Erlaß vom 21. Februar.

wachsende Intimität mit dem französischen Monarchen ihm ganz besonders unangenehm war, eine Lection zu geben. Pozzo ward nach dem Siege der Tories im November 1834 nach London versetzt, wo man sich von seiner Freundschaft mit Lord Wellington viel versprach und wo sich Fürst Lieven durch allzu große Nachgiebigkeit gegen Lord Palmerston und die Whigs verdächtig gemacht hatte. Man hoffte dem Corsen, wenn er nur erst einmal dem Zauberkreise Louis Philipp's entrückt sei, werde es drum zu thun sein und auch sicherlich gelingen, seinen alten Freund Wellington dem französischen Verbündeten abspänstig zu machen. In Paris aber nahm kein Nachfolger seine Stelle ein, und da bald darauf Marschall Maison in's Ministerium berufen ward, so fand sich, daß auch in St. Petersburg die Vertretung Frankreichs einem Geschäftsträger überlassen war, wie die Rußlands in Paris. Erst nach Jahresfrist konnte sich der Czar dazu verstehen, diesem unregelmäßigen Zustande ein Ende zu machen, indem er den alten Grafen Pahlen bei den Tuilerien beglaubigte, noch immer freilich ohne dem König der Franzosen die äußeren Höflichkeitsbeweise zu geben, welche unter regierenden Fürsten bei solchen Gelegenheiten üblich sind [1]). Auch blieb das Verhältniß stets ein kühles und erlaubte dem König nicht, wie er's wohl im vertrauten Verkehre mit den Botschaftern Oesterreichs und Preußens, und bislang mit Pozzo, that, seine eigene Politik neben der seines Ministers direct mit dem vertretenen Hofe zu führen. Doch genügte die Thatsache schon dem König, und Broglie beeilte sich, seinen Freund und Gesinnungsgenossen

1) Er nannte ihn noch immer nicht „Monsieur mon frère", und Louis Philipp verbarg den Brief vor Jedermann, selbst vor seinen Ministern. S. Werther's Depesche vom 17. November 1835. Nikolaus ging so weit in seiner Ungezogenheit, Louis Philipp nur mündlich zu seiner Rettung bei Fieschi's Mordanfall Glück wünschen zu lassen, während er der Wittwe Mortier's ein eigenhändiges Beileidsschreiben schickte. Das war die Antwort auf Louis Philipp's Wunsch, man möge an den drei nordischen Höfen die Gelegenheit benutzen, um zu erklären, daß man die Erhaltung seiner Dynastie für ein europäisches Interesse halte. S. Depesche Brassier's vom 18. Oktober.

Barante aus Turin nach St. Petersburg zu versetzen (September 1835), wo er sich, wie überall, wohl Achtung, aber wenig Freundschaft zu erwerben wußte, obschon er „etwas mehr Gelenke in seinem Geiste hatte, als die anderen Doctrinärs“ [1]). Der höfliche aber kalte Empfang, der dem gelehrten Geschichtschreiber Burgunds zu Theil wurde, mußte ihm um so empfindlicher sein, als er fast mit der Hoffnung gekommen war, die Tochter des versöhnten Kaisers als Braut des französischen Thronfolgers heimzuführen, und als der gleichzeitig in St. Petersburg erschienene Lord Durham, trotz seines bekannten Liberalismus und seiner nicht minder bekannten Polenfreundschaft, vom Czaren mit allen erdenklichen Beweisen der Gunst und der Freundschaft wahrhaft überschüttet wurde, seine glänzende Erscheinung aber die bürgerlich bescheidene des französischen Botschafters ganz in Schatten stellte [2]). Es dauerte nicht lange, so ward auch jener förmliche Verkehr zwischen beiden Monarchen, zum großen Nachtheil beider Länder, ganz aufgegeben.

V.

Noch immer schaltete der von Niemandem als von der Curie und dem spanischen Hofe anerkannte Thronräuber Dom Miguel in Portugal auf's Willkührlichste und die ihm zu Theil gewordne Züchtigung vom Juli 1831 (siehe oben Kapitel IV, 3), schien ihn weder sonderlich gedemüthigt, noch irgendwie zur Besinnung gebracht zu haben. Die ihm damals entführte Flotte aber lag unter französischer Hut in Brest, und bald erschien der ältere Bruder des Usurpators und Vater der legitimen Königin, Dom Pedro, der seine Kaiserkrone von Bra-

1) Worte Ancillon's vom 25. März 1835.

2) Nikolaus beschwerte sich sogar bitter über den allzu freundlichen Empfang, den Barante in Berlin gefunden. Depesche Liebermann's vom 5. Januar 1836 (24. Dezember 1835). Friedrich Wilhelm III. macht dazu die höchst berechtigte Glosse (mit Bleistift): „L'accueil fait à Lord Durham par l'Empereur était bien plus extraordinaire que celui fait à M. de Barante.“

silien zu Gunsten seines Sohnes niederlegte, wie er schon früher auf die Königskrone von Portugal zu Gunsten seiner Tochter verzichtet, am französischen Ufer. Dort bemächtigte er sich, unter augenfälligem Beistande der französischen Regierung, — es war noch die Casimir Perier's — der gefangenen portugiesischen Flotte, warb, immer mit Hilfe der französischen Regierung und unter Begünstigung der englischen, ein Heer an und ging endlich am 20. Februar 1832, begleitet von einem zahlreichen Stab französischer und englischer Land- und Seeoffiziere, unter Segel, um seiner Tochter den ihr geraubten Thron wieder zu erobern.

Donna Maria da Gloria hatte sich nach Terceira flüchten müssen, einer der Azoreninseln, dem letzten Fleck ihres Königreiches, der ihr treu geblieben. Die Eroberung der benachbarten Inseln bot keine Schwierigkeit und auch auf dem Festlande ward der königliche Befreier mit offenen Armen empfangen. Trotz aller Protestationen der drei Nordostmächte und Spaniens, welche ihn und seine mächtigen Gönner von Paris und London als Verletzer allen Völkerrechts darstellten [1]), zog er schon Anfang Juli in Oporto ein, wo er sich freilich der überlegenen Armee des Bruders gegenüber, den der spanische Ferdinand noch auf jede Weise unterstützte, auf die Defensive beschränken mußte. Lange schwebte der Kampf zwischen den Belagerern und den Belagerten, bis diese endlich fast nach Jahresfrist (Juni 1833) Verstärkungen bekamen. Sofort sandte Dom Pedro eine bescheidene Landmacht unter Graf Villaflor nach Südportugal (Königreich Algarbien), wo denn auch bald die ganze Provinz ihm zufiel, während seine kleine Flotte unter dem Oberbefehl Capitän Ch. Napier's die überlegene Seemacht Dom Miguels am Cap St. Vincent (Südwestspitze Portugals) vollständig vernichtete (5. Juli). Graf Villaflor seiner-

1) Palmerston läugnete übrigens keineswegs, daß er Dom Pedro unterstütze, während Broglie wiederholt behauptete, Nichts für ihn gethan, ihm nicht einmal „einen Sou und einen Mann" gegeben zu haben. S. Depeschen Werther's vom 4. Juni und Brassier's vom 5. und 16. August, wie immer in seiner bitteren und rechthaberischen Weise.

seits blieb nicht unthätig in Algarbien, sondern marschierte auf die Hauptstadt des Königreiches, und schon am 24. Juli öffnete ihm Lissabon die Thore. Fast am selben Tage machte Dom Miguel's Armee unter Marschall Bourmont's Oberbefehl — denn die französischen Legitimisten hatten es für gut befunden, sich dem illegitimen Herrscher von Portugal anzuschließen — einen letzten Versuch gegen Oporto, wurde aber geworfen. So wandte sich nach kurzer Erholung der französische Oberbefehlshaber, dem sich angesehene Männer seiner Partei, wie Mis de la Rochejacquelin und General Clouet angeschlossen hatten, gegen Lissabon, wo die rechtmäßige Königin, Donna Maria da Gloria, eben wieder eingesetzt worden (23. September), und begann die Belagerung der Hauptstadt. Eine entscheidende Niederlage (11. Oktober) zwang ihn, dieselbe aufzuheben und sich nach Santarem zurückzuziehen, während ein, allerdings erwartetes, Ereigniß die ganze Lage der pyrenäischen Halbinsel plötzlich änderte.

Ferdinand VII. von Spanien war am 29. September gestorben, nachdem er im Voraus seiner dreijährigen Tochter Isabella II. von allen politischen Behörden hatte huldigen lassen. Wohl hatte der erste spanische Bourbon, Philipp V., das alte nationale Erbfolgegesetz, welches der directen weiblichen Nachkommenschaft den Vorzug vor der indirecten männlichen gab, abgeschafft, ohne deßhalb die Frauen ganz vom Throne auszuschließen, wie es das in seiner väterlichen Familie geltende salische Recht anordnete (1713). Allein schon im Jahre 1789 hatte Karl IV. durch eine von den Cortes gebilligte pragmatische Sanktion das alte Erbrecht wieder hergestellt, freilich ohne sie zu veröffentlichen, was sie selbstverständlich aller Gesetzeskraft beraubte. Die constituirenden Cortes von 1812 führten ebenfalls die altnationale Erbfolge wieder in ihre liberale Verfassung ein, welche indeß von der Restauration nicht anerkannt wurde. Doch wurde schon 1822 in den Cortes beantragt, das von Philipp V. eingeführte Erbfolgerecht förmlich abzuschaffen; aber erst Anfang 1830 hatte der noch kinderlose König Ferdinand unter dem Einflusse Marie Christinens von

Neapel, seiner jugendlichen Gattin — der vierten — sich dazu entschlossen, die pragmatische Sanktion seines Vaters wieder hervorzusuchen, und einfach als Gesetz zu verkünden. Des Königs Bruder, Don Carlos, der sich so plötzlich seines allgemein anerkannten, öffentlich wenigstens nie in Frage gestellten Erbfolgerechtes durch eine retroaktive Maßregel zweifelhafter Gesetzlichkeit — der Infant war ein Jahr vor dem Erlaß der pragmatischen Sanktion geboren — beraubt sah, erhob keine Einsprache; vielleicht weil er hoffte, den leicht bestimmbaren Bruder noch einmal umstimmen zu können. Als aber sechs oder sieben Monate darauf, und nachdem die Julirevolution der absolutistisch-legitimistischen Sache einen schweren Stoß versetzt, die Königin einer Tochter genas, rückte die Gefahr einer weiblichen Thronfolge und mit ihr des Ausschlusses von Don Carlos, dem überzeugten Anhänger des politischen und religiösen Absolutismus, in bedenkliche Nähe, und es galt nun für die dem Prinzen ergebne Partei Alles in Bewegung zu setzen, um jenen Schritt vom März 1830 rückgängig zu machen. Auch sah es aus, als ob es ihr gelingen sollte. Der schwer erkrankte König schien im September 1832 seinem Ende nahe, der, Dank den liberalen Aufstandsversuchen wieder zu Einfluß gelangte Hauptminister Calomarde, dem eifrige Priester zur Hand gingen, entriß dem Sterbenden, ohne daß die Königin sich ihm zu widersetzen gewagt hätte, den Widerruf der pragmatischen Sanktion, zu der er ihn selbst vor dritthalb Jahren mit bestimmt hatte (18. September). Doch genügte es einer vorübergehenden Besserung im Zustande des Kranken, um der Gattin, einer ungewöhnlich begabten und im Grunde wohlgesinnten Frau, wieder den auf einen Augenblick verlornen Einfluß zurückzugeben, und sie wußte ihn zu benutzen. Calomarde ward verbannt (1. Oktober), die Königin zur Regentin während der Krankheit ihres Gemahls ausgerufen, Zea de Bermudez, ein nicht viel freisinnigerer Minister als Calomarde, aber ein entschiedner Anhänger der weiblichen Thronfolge, an die Spitze der Geschäfte gestellt. Noch vor Jahresschluß erklärte der genesene König vor den versammelten Granden des Königreiches jenes

Decret vom September für böslich erschlichen, stellte die pragmatische Sanktion wieder her; übernahm dann selber wieder die Regierung (4. Januar 1833) und ließ (20. Juni) seinem Töchterchen als Thronfolgerin von einem Ausschusse von Granden und Cortes huldigen und den Treueid schwören. Marie Christine hätte vorgezogen, wenn er seine Wiederherstellung der pragmatischen Sanktion von den Cortes hätte bestätigen lassen. Als der Tod ihren Gatten ereilte (29. September), war die Partei ihres Schwagers noch sehr stark im Königreich; der Clerus unterstützte ihn; ganze Provinzen waren ihm ergeben; fast alle Beamten Calomarde's waren noch in ihren Stellen. Die kluge junge Frau übereilte Nichts, behielt den letzten Minister ihres Gatten, Zea de Bermudez, trotz seiner absolutistischen Gesinnung im Amte und erklärte, ganz im Sinne des Verstorbenen regieren zu wollen. Mittlerweile gingen ihre geheimen Boten nach Paris und London.

Als die Todesnachricht (am 3. Oktober) nach Paris kam, beschloß der Ministerrath, sofort die junge Königin anzuerkennen, ohne auch nur die amtliche Anzeige ihrer Thronbesteigung abzuwarten. Der Busenfreund Thiers', der kluge und maßvolle Verfasser der Revolutionsgeschichte, Mignet, ward damit beauftragt, der Königin-Mutter und Regentin diese angenehme Nachricht nach Madrid zu bringen, zugleich ihr nochmals die schon im Voraus versprochne moralische und im Nothfalle auch materielle Hilfe Frankreichs anzubieten, allerdings mit dem höchst billigen Vorbehalt, selber die Art und Weise sowie die Verhältnisse dieser Hilfe zu bemessen [1]).

1) Schon ehe er den Tod Ferdinand's erfahren, hatte Broglie seinem Botschafter in Madrid, Graf de Rayneval, Befehl gegeben, im Todesfalle „d'offrir immédiatement à la Reine tout l'appui qu'elle pourra désirer de notre part; vous lui ferez connaitre, ainsi qu'à ses ministres notre disposition bien formelle à lui accorder cet appui de la manière et dans la mesure qu'ils jugeront le plus utile aux intérêts de gouvernement nouveau. Vous n'hésiterez pas non plus à vous prononcer partout dans le même sens: et si, comme nous avons lieu de le croire, le cabinet de Londres adresse à M. Villiers des instructions analogues, vous vous concerterez avec ce ministre pour que l'identité

Zugleich wurden zwei Beobachtungscorps an der spanischen Grenze unter dem Oberbefehl der Generale Castellane und Harispe aufgestellt, um den Zuzug französischer Legitimisten, der in Portugal der Sache Dom Miguel's so förderlich gewesen, zu verhindern. Denn schon fünf Monate vor dem Tode seines Bruders hatte Don Carlos gegen die wiederhergestellte pragmatische Sanktion förmliche Einsprache erhoben und erklärte sich jetzt (7. Oktober), nach dem Vorgange des portugiesischen Usurpators, gegen seine Nichte. England aber folgte bald, wenn auch nicht sogleich, dem Beispiele Frankreichs in der von de Broglie gewünschten lauten Weise, während die drei nordischen Souveräne, die eben von ihren böhmischen Zusammenkünften heimkehrten, nach einigem Zögern und nachdem ihre Vertreter in Madrid Befehl erhalten, der Huldigung (Jura) beizuwohnen, zurückgerufen wurden, sobald die Regentin ein entschieden liberales Ministerium einsetzte (Ende Mai 1834), dießmal wie bei der Parteinahme für Dom Miguel, sicherlich nicht aus legitimistischen Bedenken, wenn schon man nur diese vorschob; noch weniger, weil sie sich durch Verträge gebunden geglaubt hätten, denn das von Philipp V. eingeführte Erbfolgerecht war keineswegs im Utrechter Frieden bestätigt und von den Mächten garantirt worden [1]). Nur der Widerspruchsgeist gegen

parfaite de votre attitude et de la sienne ait du retentissement et frappe tous les esprits." (S. Guizot a. a. O. IV, 60 u. vgl. damit ebenda IV, 388 ff. Mignet's Bericht aus Madrid vom 12. Oktober.) Doch darf nicht vergessen werden, daß, während Broglie stets, und in diesem Augenblicke, wo die Nachrichten von Münchengrätz einliefen, mehr als je, ein überzeugter Anhänger der englischen Allianz und ein offener Gegner des Legitimismus war, der König schon als Herzog von Orléans im April 1830 und seitdem immer, als ächter Bourbon, den Widerruf der pragmatischen Sanction Philipp's V. mißbilligt hatte und keineswegs für die westmächtliche Allianz schwärmte. S. Guizot a. a. O. IV, 59.

1) S. Baumgarten a. a. O. III, 69. Aus einer Depesche Liebermann's vom 24. Dezember 1835 (5. Januar 1836) geht hervor, daß Nesselrode (im Oktober 1833) geschrieben hatte, daß seiner Ansicht nach „le Roi Ferdinand VII. avait agi dans la plénitude de ses droits en proclamant la pragmatique de 1830", und Ancillon schreibt geradezu

die Westmächte bestimmte den Czaren, nur die liberalisirende Richtung, welche bald in der Regierung der Regentin hervortrat und sich durch Erlaß der Verfassung vom 10. April offenbarte, bewog Metternich zu dem Schritte, dem Preußen schwach genug war, zum eignen Nachtheil und zum Schaden ganz Europa's, sich anzuschließen.

Der König der Franzosen seinerseits hatte nicht sobald gemerkt, daß man in London und Madrid seinen Minister beim Worte nahm, als er auch einlenkte. Sein Botschafter in Madrid, Graf Rayneval, den er und sein Minister noch vor einem Monate zu lau für die Sache Isabellens gefunden [1]), erhielt jetzt die Weisung, noch lauer zu werden. Schon am 13. November mußte Broglie zu der ihm geläufigen Kunst gänzlicher Vergessenheit greifen und seine Instructionen an Rayneval und Mignet, d. h. seine Hilfserbietungen weginterpretiren [2]). Zugleich warnte ein halbamtlicher Artikel seines „Journal des Débats" vor „ungeschickten (maladroites) Revolutionen". In der That hatte sich Marie Christine nicht so

an Schöler (am 27. Oktober 1833): „Don Carlos a pour lui le droit public de l'Europe et le droit politique de l'Espagne.... Cependant si l'autorité de la Reine était généralement reconnue en Espagne, sa reconnaissance par les cours alliées serait sujette à moins de difficultés. Toutefois on ne saurait se déguiser que sous la question de la succession se cache une question bien autrement importante et vitale pour la politique européenne, savoir: l'Espagne restera-t-elle attachée au système conservateur et purement monarchique, et dans le cas d'une guerre générale sera-t-elle pour les défenseurs de ce système au besoin une alliée utile, ou bien l'Espagne entrera-t-elle dans le système révolutionnaire et constitutionnel et s'attachera-t-elle au char de la France ...? La première alternative aurait lieu si Don Carlos montait sur le trône; la seconde se réaliserait infailliblement tôt ou tard par le triomphe de la cause de la Reine."

1) S. Depesche Werther's vom 12. Oktober.

2) Das Wort ist hart; aber man lese bei Guizot a. a. O. IV, 71 die Depesche seines Freundes Broglie, welcher in direktestem Widerspruche mit der vom 4. Oktober steht und Alles auf ein Mißverständniß zurückführen möchte. Nur die Doctrinärs waren dieser tugendhaften Dreistigkeit im Abläugnen ihrer Worte fähig.

bald der westmächtlichen Unterstützung sicher gefühlt, als sie auch in liberale Wege eingelenkt war. Sie entließ schon am 16. Januar 1834 Zea, der sich zwar Frankreich zugewandt, zugleich aber fortgefahren hatte, die Nordostmächte durch seine Glaubensbekenntnisse im Sinne des aufgeklärten Despotismus (illustrado) für sich zu gewinnen und, wie sein Vorgänger Calomarde, dem portugiesischen Thronräuber unter die Arme zu greifen, der doch selber die Königin Isabella II. nicht anerkannte. An seine Stelle ward der bewährte freisinnige Staatsmann und Gelehrte, Martinez de la Rosa, ein maßvoller und wohlwollender Mann, berufen (März). Er verkündete bald eine liberale Verfassung im Sinne der französischen Doctrinäre, das Estatuto real (10. April), erkannte die Regierung Donna Maria's an und gab dem Observationskorps General Rodil's Befehl, in Portugal einzurücken (6. April) und gegen Dom Miguel, der Don Carlos bei sich aufgenommen, zu operiren. Zugleich hob er auch die Privilegien der baskischen Provinzen (fueros) auf und rechtfertigte so die Besorgniß des Bergvolkes, das diese seine Privilegien mit der Aufrechthaltung der männlichen Erbfolge unauflöslich verbunden glaubte. In der That fand Don Carlos bald, als er Portugal verlassen mußte, eine fast uneinnehmbare Citadelle und eine zu jedem Opfer bereite Besatzung in dem baskischen Gebirgslande, von dem aus er Jahre lang die gesetzliche Regierung in Schach zu halten, ja ernstlich zu bedrohen im Stande sein sollte.

Gleichzeitig hatte indessen Martinez de la Rosa sich an England gewandt, dessen Interesse an Portugal und der jungen Königin für Niemanden ein Geheimniß war, um die Operationen General Rodil's durch eine Flottenbewegung zu unterstützen. Lord Palmerston verlangte es nicht besser, und in wenig Sitzungen kam die Allianz zwischen Spanien, Portugal und Großbritannien zu Stande, zu welcher bei Broglie's bekannten Gesinnungen, vielleicht auch Zusagen, Frankreichs Zutritt sicher erwartet wurde. Fast hätte diese cavaliere Form, welche keineswegs übel gemeint war, Alles verdorben. Denn Admiral Rigny

nahm gerade jetzt das Portefeuille des Aeußern aus des zeitweilig austretenden Broglie Händen an sich, der ihn auf Nichts dergleichen vorbereitet hatte. Er war so überrascht wie verletzt, als er die Nachricht erhielt, daß der gute Freund jenseits des Canals, so ohne ihn nur davon in Kenntniß zu setzen, auf eigene Faust vorgegangen war. Natürlich forderte er nicht in London, sondern in Madrid und Lissabon eine Aufklärung. Martinez schob Alles auf seinen Gesandten in London, der ohne Instruktionen vorgegangen sei [1]); Dom Pedro erwiderte, nicht ohne Grund, Frankreich habe ihm in letzter Zeit so wenig Sympathie bezeugt, daß er nicht geglaubt hätte, bei ihm auf fernere Hilfe rechnen zu dürfen. In der That hatte die Regierung Louis Philipp's, der noch immer zu Hause seine antikatholischen Gesinnungen auf's Unverkennbarste an den Tag legte, die innere Politik Dom Pedro's allzu „irreligiös" befunden. Uebrigens, meinte dieser, habe man ja das Protokoll des Vertrages für Frankreich offen gehalten. Rigny folgte dem Rathe seines Gönners Talleyrand und wies ein solches Anerbieten stolz zurück; als mitcontrahirende Macht allein, nimmermehr als nachträglich zugelassene, könne Frankreich einen solchen Vertrag unterzeichnen [2]). Talleyrand, dem das Zustandekommen sehr am Herzen lag, legte in der That einen Gegenentwurf vor, der freilich dem ersten sprechend ähnlich sah, und die drei andern Mächte gaben gerne diesen Forderungen französischen Würdegefühls nach; denn es galt ja gerade jetzt Lord Palmerston, mehr noch als dem Könige der Franzosen, der Münchengrätzer Nordost-Union eine geschlossene Südwest-Union im Sinne seines Meisters Canning entgegenzusetzen. Hielt doch Lord Palmerston — oder gab er wenigstens vor die Königreiche Portugal und Spanien für ebenso constitutionelle Staaten wie England und Frankreich zu halten. So kam der Quadrupelvertrag am 22. April zu Stande, welcher, nach des englischen Staatsmannes eigenen Worten, „als

1) S. Depesche Rayneval's bei d'Haussonville a. a. O. I, 130.

2) S. Erlaß Rigny's an Rayneval vom 18. April bei d'Haussonville a. a. O. I, 128.

Bündniß der constitutionellen Staaten des Westens der heiligen Allianz des Ostens als ein mächtiges Gegenmittel dienen sollte“ [1]).

Die Abberufung der nordöstlichen Gesandten aus Madrid war die unschädliche Antwort auf dieß entschiedene Vorgehen. Doch erkannten die drei Souveräne deßhalb Don Carlos noch nicht an, wie die legitimistischen Höfe von Turin und Neapel es thaten [2]). Mehr als je schien Europa in zwei Lager getheilt; mehr als je überredete sich die Eitelkeit der „liberalen“ Staatsmänner, die Weststaaten verträten die Civilisation, Aufklärung und gesundes Staatswesen gegenüber dem barbarischen, geknechteten, in Unwissenheit schmachtenden Osteuropa; und selbst in Berlin gewöhnten sich die „Liberalen“ mit neidischen Augen nach den mit Cortes oder Ständen beglückten Hauptstädten Spaniens oder Badens zu blicken. Es brauchte Jahrzehnte, bis die Hohlheit dieser ganzen Anschauung von der gebildeten Welt Europa's erkannt wurde.

Im Grunde war das Einverständniß weniger allgemein und vollständig, als man an den nordischen Höfen voraussetzte. Frankreich hatte, so wenig wie Rußland in Münchengrätz, das allgemeine Schutz- und Trutzbündniß mit dem Freunde erlangt, wie Broglie es gewünscht hätte. Der König aber wollte seine Sicherheiten. Nur wenn England sich auf alle Fälle band, konnte ihm die Allianz dienen; um den geringen Erfolg in Spanien auf England zählen zu können, wollte er sich nicht

1) S. Palmerston's Brief an seinen Bruder vom 21. April 1834 (Bulwer a. a. O. II, 157). Es war ganz sein Werk: „this treaty was a capital hit and all my doing“ (ebenda S. 162); aber er legte sehr wenig Werth auf die Form des Zutrittes von Frankreich und meinte es keineswegs dadurch zu beleidigen, wie die französischen Staatsmänner, ja „old Talley“ selber glaubten. Bülow, ein sehr scharfsehender Beobachter, meint sogar (Depesche vom 25. April), der Vertrag sei das Werk Talleyrand's, der Palmerston zu verstehen gegeben habe, es sei eine Annäherung zwischen Rußland und Frankreich im Wege, welche Palmerston dann um jeden Preis habe verhindern wollen.

2) Ancillon nannte sogar eine solche Anerkennung „inconséquente et inutile“ (Erlaß vom 2. Oktober).

alle Wege versperren, auf denen er sich den festländischen Mächten nähern konnte; so suchte er die Bedeutung des Vertrags in den Augen dieser Mächte noch, so viel er konnte, abzuschwächen, indem er von seinen Ministern dazu gezwungen worden zu sein vorgab und versprach keine Truppen nach Spanien zu senden [1]). Großbritannien seinerseits wollte sich nur in einer Frage, und in dieser nur bis zu einem gewissen Punkte, binden: es handelte sich um die Vertreibung der beiden Prätendenten und um Ueberwachung der Grenzen gegen etwaigen Zuzug und Munitionseinfuhr, zu welchem Zwecke England den Kriegsbedarf, sowie den Beistand seiner Marine, Frankreich die Hilfe versprach, über welche es mit den drei hohen Verbündeten übereinkommen würde [2]). Später (18. Aug.) verpflichtete sich Frank-

1) S. Werther's Depesche vom 4. Mai, welche über eine „sehr geheime" Unterhaltung des Königs mit Pozzo berichtet, und Werther's Depesche vom 19. Juni, sowie die vom 25. Juli. In der That war er von seinen Ministern überstimmt worden, indem Thiers den an Soult's Stelle eingetretenen Gérard, auf den der König besonders gerechnet hatte, für die eventuelle Intervention gewonnen hatte. Wie weit Rothschild, der achtzig Millionen spanische Rente hatte, zu dieser Begeisterung der Minister für die Sache Christinens beigetragen, bleibt dahingestellt. (S. Werther's Depesche vom 22. März und 20. April 1836 und Bülow's vom 5. Juni 1835. Vgl. Depeschen Brassier de Saint Simon's vom 2., 7. und 8. August 1835 [A. B.], welcher auch die übertriebene Angst des Königs vor den drei Nordostmächten viel klarer sieht und in ein helleres Licht stellt, als Werther, aber auch nicht immer der Versuchung des Klatschens zu widerstehen weiß.) — Ueber die Bemühungen des Königs und Talleyrand's, ein vollständiges allgemeines Schutz- und Trutzbündniß mit England abzuschließen, s. Werther's Depesche vom 10. Dezember 1834. Nach Werther war dieß der Grund, warum Louis Philipp hernach auch den speziellen Vertrag so unvollständig erfüllte. Auch im folgenden Jahr (s. Werther's Depesche vom 27. Mai 1835) gab er Metternich die bestimmtesten Versprechen, als dieser ihm die Gefahren der Intervention näherückte.

2) Baumgarten (a. a. O. I, 255) faßt die Sache falsch auf, wenn er meint, dem Vertrage sei „jene schielende Fassung" gegeben worden, um das äußerlich als gleichberechtigt zugelassene Frankreich auf die Seite zu schieben. Die Wahrheit ist, daß Louis Philipp auf die Seite geschoben sein wollte. Broglie hatte bei Ferdinand's Tode durch Rayneval

reich noch besonders zu einer strengeren Grenzüberwachung, um den Carlisten alle Waffenzufuhr und jeden Freiwilligenzuzug abzuschneiden. Denn, wenn Dom Miguel's Sache unwiederbringlich verloren war, seit seine Armee bei Thomar von den verbündeten Heeren der spanischen Regentin und des portugiesischen Regenten auf's Haupt geschlagen worden (15. Mai), er selbst bei Evora capitulirt (26. Mai) und gegen ein Jahrgeld auf die Thronansprüche verzichtet hatte, so war die Sache Don Carlos' keineswegs verzweifelt.

Der hochherzige Portugiese hatte freilich das Dasein seines Gastes und Schützlings bei der Capitulation vergessen; der englische Admiral aber, dem er sich freiwillig ausgeliefert hatte, schickte ihn trotz der Einsprache des spanischen Generals nach England, nachdem er ihm vorher in seiner Unschuld noch den Dienst geleistet, den Brief an seine Anhänger in Biscaya zu besorgen, in welchem ihnen der Prätendent Verhaltungsmaßregeln gab und ihnen mittheilte, er werde demnächst wieder zu ihnen stoßen [1]). In der That, am 18. Juni in Portsmouth angelangt, war er schon am 4. Juli wieder unentdeckt in Paris und stellte sich am 12. an die Spitze seiner treuen Armee in den baskischen Bergen. Gisquet's Polizei, die zwei Jahre vorher die Gegenwart der Herzogin von Berry in Frankreich erst entdeckte, als sie selbst ihre Fahne entfaltet hatte, erfuhr die sechstägige Reise Don Carlos' durch ganz Frankreich, als derselbe schon, Dank der Feldherrngabe seines Generals Zumalacarreguy, die Offensive gegen die Regierung von Madrid ergriffen [2]). Diese fand aber im Lande

und Mignet Hilfe versprochen, die Louis Philipp nun nicht mehr leisten wollte. So ließ er sich freiwillig die Hände binden, damit er das Nichthalten der Versprechungen seiner Regierung auf England schieben könne.

1) S. Baumgarten a. a. O. III, 261; vgl. Guizot a. a. O. IV, 92.

2) Gisquet a. a. O. V, 154 ff. entschuldigt sich damit, daß der Prätendent einen vom französischen Generalconsul in London ausgestellten Paß besessen hätte. Nach Werther (Depesche vom 16. Juli) sah der Prinz nur seinen Banquier Haber und Calomarde in Paris. Calomarde aber hatte acht Tage vorher eine lange Unterredung mit Louis Philipp ge-

nicht jene freudige und einstimmige Unterstützung, deren sie bedurft hätte, um des gefährlichen Gegners Herr zu werden. Die Mehrzahl der Geistlichkeit in den treugebliebenen Provinzen sympathisirte mit dem Prätendenten, der Rom für sich hatte, und den Liberalen war Martinez de la Rosa nicht liberal genug. Es hatte sich, wie in Frankreich gegen die Doctrinäre, so in Spanien gegen die Gemäßigten eine fortschrittliche Bewegungspartei gebildet, welche die fast republikanische Verfassung von 1812 auf ihre Fahne geschrieben und ihr Hauptquartier im Süden der Halbinsel hatte. So von zwei Seiten gedrängt, mußte Martinez denn doch seinen Widerwillen gegen fremde Hilfe überwinden und, ohne sie unmittelbar anzurufen, sich wenigstens die Wege offen halten, sie im äußersten Nothfalle erlangen zu können. Die Zusatzartikel vom 18. August 1834 zum Quadrupelvertrag, durch welche Frankreich sich zu einer strengeren Grenzüberwachung, England zur Lieferung von Waffen und Kriegsvorräthen, nöthigenfalls auch zu maritimer Unterstützung, Portugal zu direktem Beistand verpflichteten, waren das Ergebniß seiner Bemühungen an den verbündeten Höfen.

Es war fast die letzte gemeinsame Handlung der zwei Westmächte, deren gegenseitige Entfremdung von Tag zu Tag zunahm, und sich sowohl in Madrid im geheimen Kampfe der beiden Gesandten, als in London in den Beziehungen Talleyrands mit den englischen Ministern entwickelte. Dort vertraten die Vertreter Frankreichs und Englands zugleich die „gemäßigte" und „fortschrittliche" Partei; hier hatte der alte Gründer des herzlichen Einvernehmens sich sichtlich für diese seine Lieblingsidee erkaltet, wohl nicht ohne Mitwirken der Fürstin Lieven, welche manche Verletzung seiner berechtigten Empfindlichkeit geschickt zu benützen wußte [1]). Schon Ende des Jahres bat er um seine Abberufung, die ihm denn

habt. Interessante Details über Don Carlos Aufenthalt in London gibt Bülow (Depesche vom 25. Juli). Talleyrand complimentirte ironisch Lord Palmerston zur englischen Polizei, die sich nicht um Politik bekümmere.

1) S. Bulwer a. a. O. II, 193.

endlich auch im Januar 1835 bewilligt wurde, und fast gleichzeitig kam Pozzo di Borgo, dessen Intimität mit dem Könige der Franzosen man in Petersburg ungern sah [1]), nach London an Lieven's Stelle mit der bestimmten Weisung, den Keil zwischen England und Frankreich immer tiefer einzutreiben. Das torystische Ministerium, das den Winter über (November 1834 bis April 1835) die Geschäfte leitete, war an sich schon weder dem Constitutionalismus der pyrenäischen Halbinsel, noch der französischen Allianz besonders zugethan, obwohl Wellington meinte, „einmal am Ruder, dürfe er seine Sympathien nicht mehr befragen, sondern müsse andere Führer nehmen" [2]).

Uebrigens erwies sich jene im August versprochene Hilfeleistung bald genug als unzureichend. Als im Frühling 1835 die siegreichen Carlisten unter Zumalacarregui die Hauptstadt selber bedrohten, entschloß man sich endlich in Madrid (17. Mai) die wirkliche Intervention der Westmächte anzurufen, welche abzuwenden Admiral Rigny, der getreue Dolmetscher des königlichen Willens, wiederholt, aber umsonst, versucht hatte. Der französische Gesandte, M. de Rayneval, befürwortete auf's Dringendste dies Anliegen [3]), während es den Bemühungen Lord Elliot's gelang, eine Convention zwischen den beiden spanischen Heerführern abzuschließen, welche wenigstens den unerhörten Grausamkeiten dieses wilden Krieges einige Schranken setzte (28. April). Der Herzog von Broglie, der (im März 1835) wieder das Ministerium des Aeußern zugleich mit dem Präsidium des Ministerrathes übernommen, war nicht abgeneigt, mit bewaffneter Macht gegen den spanischen Prätenden-

1) Werther's Depeschen sind voll von Berichten über den häufigen und intimen Verkehr der Beiden. S. unter so vielen die Depesche vom 6. September 1834.

2) Zu dem neapolitanischen Gesandten Ludolf. S. Seckendorff's Depesche vom 30. Dezember 1834; vgl. Schöler's Depesche vom 27. Februar (11. März) 1835.

3) S. Guizot a. a. O. IV, 103 u. 109 und ebenda S. 104 u. 107 die Depeschen Rigny's. Damit vgl. Depesche Werther's vom 7. Januar 1835.

ten einzuschreiten, dessen Sache so enge mit der des immer noch gefürchteten französischen Prätendenten zusammenhing. Guizot war noch ganz auf der Seite seines herzoglichen Freundes [1]); der Kriegsminister, Marschall Maison, war entschieden für den Schritt; vor Allem aber redete der immer einflußreicher gewordene Minister des Innern, Thiers, der Intervention das Wort. Hatte er doch hauptsächlich beim Tode Ferdinand's VII. die Sendung seines Freundes Mignet nach Madrid (Anfang Oktober 1833) mit den Hilfsversprechungen verlangt und durchgesetzt, und mußte ihm doch der Augenblick gekommen scheinen, sein Wort und das Wort Frankreichs zu lösen und zugleich wie früher in Lissabon, Ancona und Antwerpen den Nordostmächten durch die That ihre eigene Ohnmacht und das Uebergewicht des liberalen Frankreichs zu beweisen [2]), ja ihr eigenes

1) Er sagt zwar das Gegentheil in seinen Memoiren; aber Werther berichtet in seiner Depesche vom 1. Juli 1835, daß er sich ganz entschieden für die Intervention ausgesprochen. Thiers freilich klagte über die „duplicité" seines Collegen, der bald weiß, bald schwarz sage, je nachdem er sich mit dem König oder Broglie begegnete.

2) S. Werther's Depeschen vom 21. und 29. April, 27. Mai, 1. Juni, 1. und 24. Juli über diese endlosen, monatelangen Kämpfe zwischen dem König und den Ministern, über die dieser fortwährend Werther und Appony sein Leid klagte. Rußland war entschlossen, sich keiner Protestation gegen die französische Intervention anzuschließen, weil es überzeugt war, Preußen und Oesterreich würden doch Nichts thun, es müßte denn sein, daß die Verpflichtung zum Handeln stipulirt würde (s. Depeschen Schöler's vom 27. April [9. Mai] und 28. Mai [9. Juni] 1835), und Nesselrode meinte, das Schweigen der drei Nordmächte, gegenüber der etwaigen Intervention, wäre treffliche Politik, weil es die Seemächte in „unheimlicher Ungewißheit über die Absichten der Alliirten" erhielte. S. Depesche Buch's vom 23. Juli (4. August) 1835. Ancillon's Drohungen, im Falle der Intervention, aber beschränkten sich auf eine Anerkennung Don Carlos', höchstens die Abberufung der Gesandten in London und Paris „pour rendre nos relations avec des gouvernements aussi déhontés et aussi criminels, moins solennelles et moins intimes sans les rompre toutefois entièrement". Man muß die Westmächte verhindern, „de se persuader et de faire croire à l'Europe qu'elles donnent et ôtent toutes les couronnes, qu'elles décident à elles seules de tout et qu'elles n'ont qu'à oser

Princip des Interventionsrechtes im Falle der Anrufung Seitens eines bedrohten Souveräns — ein Princip, das sie vor kaum zwei Jahren mit so viel Aufwand von staatsrechtlichen Theorien aufgestellt und in Paris in Erinnerung gebracht — im Sinne des Westens anzuwenden. Anders die öffentliche Meinung des Landes, welche theils jedem gemeinsamen Handeln mit England widerstrebte, theils sich der düstern Erinnerungen der napoleonischen Intervention nicht entschlagen konnte; anders selbst Talleyrand, der seit Anfang des Jahres London verlassen hatte und während des ganzes Conflictes „die Tuilerien nicht verließ“ [1]); anders vor Allen der König.

Er war es müde, „Minister zu haben, die sich als ein Bruchstück des Königthums betrachteten“, und hörte nicht auf, die Vertreter der Großmächte zu beruhigen: man möge versichert sein, daß er immer nur „seine“ Politik nach „seinen“ Grundsätzen leiten werde, selbst wenn er die Minister im Einzelnen gewähren lasse [2]). Und seine Bemühungen sich bei den absoluten Höfen angenehm zu machen, waren im besten Zuge: die Verbindung seines ältesten Sohnes mit einer Erzherzogin war schon eingeleitet und Ancillon wie Fürst Metternich konnten in der That seine Mäßigung und sein correktes Verhalten nicht genug loben, das sie selbst besser fanden als das Lord Wellington's [3]); und wie viel wichtiger war es für ihn, daß die legitimistischen Souveräne Europa's seine „Usurpation“ vergaßen, ihn und seine Dynastie in Gnaden in ihre Gesellschaft aufnahmen, als daß Frankreich seinen Einfluß in Europa und insbesondere in Spanien bethätige. Denn daß Louis Philipp's Annäherung an Oesterreich

pour réussir“, ohne deßhalb doch einen Krieg herbeizuführen, „que nous ne devons jamais faire pour des raisons pareilles“ (Erlaß Ancillon's vom 1. Juni 1835). Immer dieselben Kraftausdrücke bei vorsichtigstem Handeln. Vgl. auch de Sales' Depesche vom 20. Juni.

1) S. Depesche de Sales' vom 8. Juni.

2) Zu Werther. S. dessen Depesche vom 19. Juli 1835.

3) S. Werther's Depeschen vom 27. Mai und schon vom 24. Januar 1835.

nicht gerade aus dem Wunsche hervorging, die traditionelle Politik Frankreichs fortzusetzen, indem er sie der veränderten Lage anpaßte, d. h. sich mit Oesterreich gegen eine Erstarkung Norddeutschlands verband, wie sich Richelieu einst mit den protestantischen Fürsten Deutschlands gegen Oesterreich vereint — das geht schon daraus hervor, daß er sich Preußen ganz ebenso sichtlich näherte als Oesterreich, obwohl der Zollverein bereits deutlich Preußens Ziele verrieth; daß er aber auf der andern Seite auch die unvermeidliche geschichtliche Nothwendigkeit der Einigung Deutschlands nicht einsah und in dieser Einsicht hinnahm, beweisen seine stets erneuerten Verführungsversuche an den kleinen deutschen Höfen. Ihm schwebte eben meist nur das nächste Interesse seiner Dynastie vor, während Broglie und Talleyrand, wie Perier und Thiers vor Allem Frankreichs Interesse im Auge hatten, welches auch ihre Auffassung diese Interessen sein mochte, die modern-liberale der Doctrin, oder die alt-conservative der Ueberlieferung [1]).

Jetzt kam die Eifersucht Englands ihm zu Hilfe gegen seine Minister, welche es wagten, französischer zu denken als er, und es sollte sich zeigen, wie klug der gewandte Monarch Jahrs zuvor operirt hatte, als er, das Ausscheiden Broglie's aus dem Ministerium benutzend, durch Rigny und Talleyrand, vor dem sich auch der junge Thiers zu fügen pflegte, jene Clausel in den Quadrupelvertrag hatte einrücken lassen. Der 4. Artikel dieses Instrumentes bestimmte in der That, daß der König der Franzosen sich, im Falle eine Hilfeleistung seinerseits gefordert werden sollte, mit den drei Verbündeten darüber zu verständigen habe. Der gerade ebenfalls wieder eingetretene Lord Palmerston aber, dem übrigens sein Gesandter in Madrid, George Villiers, der spätere Lord Clarendon, die Intervention als keineswegs unent-

1) Er scheint die Rolle Preußens und Piemonts gar nicht geahnt zu haben, und selbst wenn er sie begriffen hätte, war er doch zu sehr ein Mann der bourbonischen Tradition und zu sehr Franzose, um, wie später Napoleon III., die unaufhaltsame Strömung der Zeit zu verstehen und sich im Voraus der Freundschaft der beiden neuen Nationalstaaten zu versichern, deren Einigung und Entstehung nicht zu hindern war.

behrlich, die Lage der Regentin als keineswegs verzweifelt dargestellt hatte [1]), erklärte, daß er den Augenblick für eine französische Dazwischenkunft noch nicht gekommen glaube; doch habe er Nichts dawider, wenn Frankreich auf eigene Hand die Hilfe gewähren wolle; nur könne er die aus dem Quadrupelvertrag entspringende, solidarische Verantwortlichkeit dafür nicht übernehmen [2]). War der König mit dieser Antwort keineswegs unzufrieden, so war auch die Kammermehrheit und fast die gesammte conservative Presse froh einen Vorwand zu haben, um sich gegen die Intervention zu erklären [3]). So gab denn Thiers nach und der spanische Hilferuf fand taube Ohren in den Tuilerien. Es zeigte sich von Neuem, daß der „König der Herr war und der wahre Leiter des Ministeriums" (Worte de Sales' in seiner Depesche vom 20. Juni). Doch versprach man der Regentin Waffen und Kriegsvorräthe zu liefern, Truppenanwerbungen auf französischem Boden gewähren zu lassen, ja man stellte ihr nach einigem Widerstreben des Königs die in Afrika gebildete Fremdenlegion zur Verfügung [4]) Zugleich ward in England eine brittische Legion angeworben, die unter den Befehlen des Obersten de Lacy Evans zugleich mit der französischen Fremdenlegion in Spanien erschien.

Der Tod Zumalacarreguy's versetzte der carlistischen Sache einen noch empfindlicheren Schlag, als diese mittelbare Unterstützung des Gegners durch seine mächtigen Verbündeten: schon im Juli gelang es den Cristinos unter Espartero das hartbedrängte Bilbao zu entsetzen. Aber kaum war die Regierung in der Hauptstadt selber noch Herr. Martinez de la

1) Anders Baumgarten a. a. O. III, 366.

2) S. Guizot a. a. O. IV, 112. Bericht Rayneval's vom 13. Juni und Werther's Depesche vom 8. Juni.

3) S. das bis dahin der Intervention das Wort redende „Journal des Débats" vom 5. Juni, das ganz in den Händen der Doctrinäre war, und den Brief Broglie's an Rayneval bei Guizot a. a. O. IV, 113.

4) S. Depeschen Werther's vom 8. und 14. Juni. Namentlich letztere, welche sehr ausführliche und verbürgte Einzelheiten gibt.

Rosa hatte schon, bald nachdem er, seines Collegen Toreno Drängen nachgebend, die französische Hilfe angesprochen, diesem den Platz geräumt, den Toreno auszufüllen nicht der Mann war. Kaum war die abschlägige Antwort Frankreichs bekannt geworden, als auch überall in den Cortes wie in den Municipien die progressistische Partei ihr Haupt erhob, heimlich unterstützt von England, wie die gemäßigt-liberale, freilich lau genug, von Frankreich unterstützt worden war. Noch einmal wandte sich diese an Louis Philipp, dießmal, indem sie die Sache Isabella's II. als die Sache der Monarchie gegen die Revolution darstellte. „Indem Frankreich den spanischen Thron rettet, wird es zugleich alle übrigen Throne Europa's vor den Angriffen der anarchischen Demokratie sichern", rief der spanische Botschafter in Paris, Herzog von Frias, in seinem Memorandum vom 8. September, und ähnlich schrieb Rayneval selber von Madrid [1]). Der König schien nicht so sehr von dieser Solidarität überzeugt; er wie die Kammern waren noch unter dem Eindrucke des Fieschi-Attentats, und obschon Metternich meinte, er nutze dasselbe noch lange nicht genug aus, so war man doch gerade dabei, sich durch die Septembergesetze den nordostmächtlichen Staatsmännern immer mehr zu empfehlen; eine entschiedene Parteinahme für die Königin und die Verfassung vom 10. April hätte jenen guten Eindruck sofort wieder verwischt. So antwortete man denn wieder ablehnend, und es ist kaum ein Zweifel vorhanden, daß der König, wenn nicht sein Ministerium, schon jetzt den Carlisten geheimen Vorschub leistete und nach einer Anerkennung Don Carlos' hin einlenkte [2]). Indeß wuchs die Bewegung in Spa-

1) S. Depesche Brassier's vom 20. August.

2) S. Villiers' Depesche an Palmerston vom 15. Oktober 1835 bei Bulwer a. a. O. II, 207. Vgl. auch Werther's Depesche vom 29. Juni, wonach Broglie für die Vertreter der Nordostmächte ganz unsichtbar geworden war, und diese alle Angelegenheiten direkt mit dem König besprachen. Auch weigerte sich der König schroff (le Roi s'est nettement refusé), Palmerston in seinen Bemühungen bei Don Carlos zu unterstützen, wenigstens die Grausamkeiten gegen die gefangenen Frem-

nien von Tag zu Tag und das Bekanntwerden der Broglie-schen abweisenden Antwort konnte sie nur beschleunigen.

In allen bedeutenderen Städten fanden lärmende Kundgebungen gegen das Ministerium statt; überall bildeten sich aufrührerische Juntas, welche die Entlassung desselben forderten. Am 15. September entließ denn auch die Regentin Toreno und berief Mendizabal, einen in London ansässigen Bankier und besonders gerne gesehenen Gast der dortigen whiggistischen Gesellschaft, der seit vierzehn Tagen im Ministerium saß, zum Vorsitze desselben: die liberale Partei war durch die radikale, der französische Einfluß durch den englischen besiegt [1]); die Koketterien Louis Philipp's mit den absoluten Herrschern des Festlandes, seine halbe Politik in Spanien, hatten ihre Früchte getragen; die Freundschaft Englands und des liberalen Spaniens waren auf lange hin verscherzt; aber Fürst Metternich, Graf Nesselrode und Ancillon priesen um die Wette die correkte Haltung des Königs [2]), und Friedrich Wilhelm III. bemühte sich schon dem Sohne des Barrikadenkönigs selber eine Gemahlin aus einer Familie fleckenloser Legitimität auszusuchen. Doch fuhr der Czar noch immer fort, sich sehr kühl zu zeigen. Auch blieb es äußerst zweifelhaft, ob Frankreich bei der Verschiebung der Allianzen ebenso gut als die neue Dynastie gefahren sei; Talleyrand freilich meinte, die englische Allianz habe gegeben, was sie geben konnte, und es sei Zeit; sie fahren zu lassen, aber nicht Alle dachten wie er [3]).

den einzuschränken. Depesche Werther's vom 19. Juli 1835; vgl. auch Depesche Werther's vom 8. September.

1) Wie wenig Mendizabal aus seinen antifranzösischen Gesinnungen ein Hehl machte, erhellt aus Rayneval's Depesche vom 22. September bei Guizot a. a. O. IV, 146.

2) S. Werther's Depesche vom 26. Februar; Ancillon's Erlasse vom 12. März und 8. Mai.

3) S. Capefigue a. a. O. XIII, 249. Noch Näheres in Werther's Depesche vom 1. Juni 1835, welche den großen Einfluß Talleyrand's, der selbst Thiers zurückhielt, in ein sehr helles Licht stellte. „Qu'est ce que V. M. a encore à attendre de l'Angleterre?" hätte der alte Fürst zu Louis Philipp gesagt. „Nous avons exploité son alliance et nous

Die neue progressistische Regierung in Madrid hatte sogleich mit der Unterdrückung des Bürgerkriegs wie mit der liberalen

n'avons plus aucun avantage à en retirer. C'est à notre alliance avec l'Angleterre que nous devons la conservation de la paix; maintenant elle n'a que des révolutions à vous offrir. L'intérêt de V. M. exige donc qu'elle se rapproche des puissances occidentales. ... Les grandes cours ne vous aiment pas, mais elles commencent à vous estimer; et vous perdriez tout. C'est l'intérêt de votre dynastie de ne pas vous engager en Espagne ..." Diese ganze Predigt an den Bekehrten hätte Talleyrand sich sparen können; auch fand er selbst den König ferme, comme un roc in dem Nichtinterventionsentschluß. Auch zu Werther (dem er alle seine Anstrengungen erzählte, sich gegen seine Minister zu vertheidigen) sagte der König, selbst wenn Englands Antwort zustimmend ausfiele, würde er seine Einwilligung verweigern, und rühmte sich, daß „l'histoire nous montrait des princes qui avaient été critiqués à cause de leurs passions belliqueuses, et des ministres que l'on avait accusés de servilité pour avoir flatté ces passions de leurs maitres; mais qu'eux (seine Minister) fourniraient le premier exemple de ministres qui auraient abandonné un souverain par ce qu'ils n'avaient pas réussi à l'entrainer dans une guerre désastreuse." Er würde ihre Entlassung jedenfalls annehmen und lieber Barrot und Mauguin berufen, als interveniren. Und dasselbe sagte er zu Appony (s. Depeschen Werther's vom 24. Juni und 15. November). Ja, der Thronfolger ging in seiner burschikosen Weise noch weiter: „Le Roi casserait plutôt douze chambres et prendrait son valet de chambre pour ministre que d'intervenir", und er theile seine Ansicht. (Dieß freilich später, im Frühjahr 1836, als er schon die Hand Marie Theresiens von Oesterreich zu haben glaubte. S. Werther's Depesche vom 22. März 1836.) Nur mit Guizot war der König zufrieden, weil er ihn überredet habe (retourné comme toujours). Dagegen beklagte sich natürlich Thiers fortwährend über die Unzuverlässigkeit Guizot's, der immer ihm gegenüber eine andere Sprache führe, als dem König gegenüber (s. Werther's Depesche vom 1. Juli). Auch die „Unfähigkeit de Broglie's" macht dem schon im Ministerrathe Herr gewordenen Thiers viel zu schaffen. De Sales berichtet ebenfalls, am 9. August, wie Metternich, der soviel wie möglich direkt mit Louis Philipp hinter de Broglie's Rücken verkehrt, durch seine fortwährenden und gewandten Insinuationen gegen England seinen Zweck erreicht; denn Louis Philipp gesteht oft selbst, daß ihm das englische Bündniß eine Last (une gêne) ist; auch de Sales glaubt zu wissen, daß die Zurückweisung des spanischen Hilfegesuches einzig und allein dem Könige zu danken ist.

Reform Ernst gemacht, alle Spanier vom 18. bis 40. Jahre zu den Waffen gerufen, die Reform des Clerus begonnen, den Cortes ein Wahlgesetz vorgelegt, nach welchem eine constituirende Versammlung zu wählen sei. Zugleich nahm Lord Palmerston, — der die Gelegenheit zu benutzen suchte, um von seinem Günstling Mendizabal trotz Frankreichs Einsprache [1]) einen Handelsvertrag zu erlangen, der den englischen Baumwollfabrikaten den spanischen Markt eröffnen sollte, — die Sache der Regentin kräftiger in die Hand; ja, er suchte jetzt Frankreich selber dazu zu bestimmen, die spanischen Grenzdistrikte zu besetzen, oder, wie er es nannte, eine „Translimitation" zu organisiren, um die von den absoluten Mächten und den französischen Legitimisten der Armee Don Carlos, zuströmenden Hilfsmittel abzuschneiden [2]).

Thiers, der um diese Zeit an Broglie's Stelle das Aeußere und den Vorsitz des Ministeriums übernahm (22. Februar 1836), schien ebenfalls seit vorigem Sommer seinen Sinn vollständig geändert zu haben; er plante schon eine Verbindung der Dynastie Orléans mit dem Hause Habsburg und wünschte deßhalb die Gefühle und Vorurtheile desselben zu schonen. Auch Talleyrand, der seine letzten drei Lebensjahre (1835—1838) theils in Paris, theils auf seinen Gütern von Valençay zubrachte und zu dem der junge Staatsmann nicht ohne Grund als zur höchsten Autorität der auswärtigen Politik aufblickte, bestärkte ihn in seiner Abwendung vom englischen Bündnisse, in der er seinerseits nicht nur durch seine eigene Nichte, die rührige Herzogin von Dino, sondern auch von der Fürstin Lieven be-

1) S. Erlasse Broglie's an Rayneval vom 28. November bei Guizot a. a. O. IV, 148 und vom 12. und 19. Dezember ebenda S. 421 ff.

2) Ueber die Unterstützungen Sardiniens und der Nordostmächte, siehe u. A. Guizot a. a. O. IV, 95. Die französische Regierung entzog sogar dem preußischen Consul in Bayonne, der als Vermittler mit den Carlisten diente, das Exequatur. Man erinnert sich der umgekehrten Rolle des preußischen Consuls in Bayonne vierzig Jahre später. Ueber die Entstehung des Translimitationsprojects s. Rayneval's Depesche vom 31. März bei Guizot a. a. O. IV, 150 ff., vor Allem aber Werther's Depeschen vom 22. und 27. März, woraus hervorgeht, daß der König sich dem englischen Project auf's Lebhafteste widersetzte.

stärkt wurde, welche sich seit Kurzem in Frankreich niedergelassen und dort die russischen Interessen mit mehr Gewandtheit und größerem Erfolge vertrat, als der amtliche Botschafter des Czaren [1]). Der achtzigjährige Talleyrand aber war so einflußreich geblieben, als er beeinflußbar geworden, und Thiers folgte nur seinem Rathe, als er sich England gegenüber durch seines Vorgängers Maßregeln gebunden erklärte, so lange die Lage sich nicht wesentlich geändert habe, und es ausschlug (Depesche vom 18. März und 30. April), sich auf dergleichen Halbmaßregeln einzulassen; nur eine umfassende und entschiedne Intervention könne befriedigende Resultate geben und für eine solche war seinem Dafürhalten nach der Augenblick vorüber oder noch nicht gekommen. Wenn er intervenirte, so sollte es nicht als Englands Werkzeug sein, sondern Frankreich alle Ehre und allen Vortheil davon haben, wie es die Gefahr davon hatte [2]). Diese Unabhängigkeit von dem englischen Freunde gefiel dem Könige ungemein, noch mehr dem Fürsten Metternich, der die Doctrinäre in der Seele haßte, weil er ihre „Mischung deutscher Philosophie und englischer Theorien schlimmer als den Radicalismus" fand, während er dem leichteren Thiers alle seine Sympathien entgegentrug, die freilich bald genug erkalten sollten [3]). Selbst Czar Nikolaus

1) S. u. A. Werther's Depeschen vom 15. und 26. Februar 1836 über diese engen Beziehungen Thiers' und Talleyrand's.

2) S. Werther's Depeschen vom 26. Februar und namentlich vom 22. März 1836.

3) S. Depeschen Pralormo's vom 10. April, Graf Sambuy's vom 12. März und Ancillon's Erlaß vom 3. April 1836. Darnach ließ Louis Philipp dem König von Preußen durch Bresson mündlich versichern: „Que le système politique de la France ne changerait pas; et que, plus que jamais sûr de son ministère, il espérait bien développer et affermir de plus en plus ce système. Les deux bases de ce système sont la résistance dans l'intérieur au mouvement révolutionnaire et au dehors la modération qui fait respecter les traités, prévenir les complications et éviter tout ce qui ressemblerait même de loin à l'ingérence dans les affaires intérieures des autres Etats." Auch sprach er seinen Wunsch aus „de faire cesser les deux camps qui divisent l'Europe et de les fondre en un seul en se rapprochant de plus en

ließ sich herbei, dem König zu seinem neuen Premier Glück zu wünschen [1]).

Nicht lange darauf jedoch schienen die Aussichten auf französische Hilfe sich zu bessern. Louis Philipp sah seinem Sohne die schon halb versprochne Hand einer Erzherzogin von Oesterreich, der zu Liebe er so viele Opfer gebracht, wieder entgehen und hatte seiner bittren Gefühle kein Hehl. Thiers aber empfand dieses Scheitern seines Lieblingsplanes fast als eine persönliche Beleidigung [2]). Zugleich machte bald in Madrid, Dank französischem Einflusse [3]), der englisch gesinnte Mendizabal, dem mehr nach Frankreich hinneigenden Isturitz Platz (14. Mai 1836), der nicht zögerte, förmlichst in den Tuilerien um die Sendung eines französischen Hilfsheeres zu bitten, die Mendizabal zu vermeiden gesucht hatte. Thiers wäre jetzt gerne auf den Vorschlag eingegangen, denn jener Ministerwechsel in Madrid änderte die ganze Lage und brachte wieder Verhältnisse hervor, welche denen unter Martinez de la Rosa glichen: man ging nicht mehr als Gendarme Englands nach Spanien, sondern im Interesse Frankreichs; denn Thiers erschien noch immer die Niederwerfung des carlistischen Aufstandes durch französische Waffen als eine Befestigung des Julithrones; Louis Philipp aber, dem sich schon wieder eine Aussicht auf eine standesgemäße Heirath seines Sohnes eröffnet, war andrer Ansicht. Doch fand man dießmal noch einen Mittelweg, auf dem König und Minister zur Noth gemeinsam gehen konnten: man erlaubte der spanischen Regierung die ihr geliehene Frem-

plus des trois puissances continentales." Natürlich ist Ancillon ganz entzückt „des intentions droites et de la sagesse du Roi des Français".

1) S. Depesche Nasi's vom 25. März.

2) Schon am 9. Juni meint Werther, Thiers zähle ganz sicher auf die Verbindung und würde gewiß, wenn sie scheiterte, Frankreich zu einer revolutionären Politik in Spanien treiben. Louis Philipp selbst sagte nach Thiers' Entlassung (s. Depesche Werther's vom 3. September): „Thiers sei vortrefflich gewesen bis zur Rückkehr der Prinzen; erst dann habe er den Kopf verloren." Vgl. Depesche vom 11. August.

3) Brief Palmerston's vom 19. August 1836 bei Bulwer a. a. O. II, 209.

denlegion durch Anwerbung französischer Soldaten aus der an der Grenze stehenden Beobachtungsarmee auf 6000 Mann zu bringen. Zu diesem sollten die englischen Freiwilligen unter Evans, die Portugiesen und einige spanische Regimenter stoßen, dieß ganze Heer von 30,000 Mann aber unter den Oberbefehl eines französischen Offiziers gestellt werden. General Bugeaud ward an diese Stelle berufen, und Anfangs August war er bereit, die Grenze zu überschreiten, nachdem der Kriegsminister Marschall Maison selber die Rekrutirung in die Hand genommen, beschleunigt, ja bedeutend über das übereingekommene Maß ausgedehnt hatte. Da kamen düstre Nachrichten aus Madrid.

Auch unter Isturitz und trotz seines Widerstandes hatte die radikale, ja revolutionäre Bewegung fortwährend zugenommen, war Spanien täglich mehr einer heillosen Anarchie anheimgefallen. Immer entschiedner forderte man die Verfassung von 1812, und bald loderte der republikanische Aufruhr im ganzen Süden und Osten, während der carlistische noch immer im Norden alle seine Stellungen innehielt, ja ungestraft die der Königin treugebliebenen Provinzen durchziehen durfte. In Madrid selbst erhob die Empörung ihr Haupt (2. August), ward zwar einen Augenblick auf's Unbarmherzigste erdrückt, aber nur um schon zehn Tage nachher im nahen Ildefonso, wo die königlichen Frauen ihren Sommeraufenthalt genommen, unter der Form einer Militärmeuterei wieder aufzutauchen, dießmal erfolgreich. Die Regentin ward gezwungen, nach Madrid zurückzukehren, ein neues Ministerium zu berufen, die Verfassung von 1812 zu verkünden und zu beschwören. „Da haben wir die Folgen der falschen Politik Frankreichs in Spanien", rief Lord Palmerston, als die Nachricht in London einlief. Louis Philipp aber war keineswegs unzufrieden mit diesen Folgen. Mit gewohnter Feinheit griff er den Vorwand auf, um seine Zugeständnisse zurückzunehmen, alles schon Eingeleitete rückgängig zu machen. Der freien, nicht der gefangenen Regentin habe er seine Hilfe zugesagt, für eine republikanische Verfassung — und das sei die von 1812 — gäbe er seine

Truppen nicht her; Alles das, behauptete er dreist, sei das Werk der Palmerstonschen Intriguen gegen den französisch gesinnten Isturitz [1]). Umsonst bemühte sich Thiers und mit ihm alle Minister, mit Ausnahme des stets folgsamen Montalivet, das Interesse Frankreichs, des Julikönigthums in ein helles Licht zu stellen [2]). Die Zeit war nicht mehr, wo König Louis Philipp „systematisch den Wünschen der Revolutionäre zuvorkam, ihnen eine Demuth zeigte, die man fast unanständig nennen konnte" [3]), und die Lilien der Bourbons aus seinen Wappen nahm, um dem heldenmüthigen Volke zu gefallen; von den beiden Gegnern, welche die spanische Krone bedrohten, schien ihm Don Carlos weniger gefährlich, als die Revolution.

Thiers, der das Interesse Frankreichs und der liberalen Sache höher schätzte, als das des Hauses Orléans und selbst dieses besser durch eine entschiedne Bekämpfung des Legitimismus gewahrt glaubte, als durch ein höfliches Nachgeben gegen die Höfe des Nordens, Thiers reichte seine Entlassung ein (25. August), und am 6. September besaß Frankreich ein Ministerium nach dem Herzen des Königs. Graf Molé brauchte sich nicht selber untreu zu werden, um auf die Ideen und Wünsche seines Herrn einzugehen. Er hatte im Grunde nie die Gewohnheiten und Tendenzen der kaiserlichen Schule, in

1) Der Vorwurf war ganz aus der Luft gegriffen. Palmerston schreibt in einem vertraulichen Privatbriefe an seinen Bruder in Neapel unterm 29. September 1836: „These military insurrections in Spain and Portugal are the devil, and are doubly provoking, because they would not have happened if our worthy friend and faithful ally, Louis Philippe, had fulfilled his engagements and acted up to the spirit of the Quadruple Treaty.... We have nothing to do with the internal affairs of other countries and neither oppose nor impose constitutions." Aehnlich unterm 1. November und 1. Dezember desselben Jahres. S. Bulwer a. a. O. III, 20. 24. 27.

2) S. Depeschen Werther's vom 15. und 22. August über diese Kämpfe des Königs gegen seine Minister. „Eh bien, mon cher Baron, j'ai été dans une nouvelle cuisson depuis que je vous ai vu", sagte der König zu Werther in seiner familiären Art. Aehnlich zu Brignole-Sale. S. dessen Depesche vom 25. September 1836.

3) Worte Werther's in einer Depesche vom 20. September 1830.

der er gebildet war, überwunden: eine geheime Antipathie gegen England und eine große Luft, sich den Nordostmächten zu nähern, beseelte ihn wie den König, und diese Mächte, deren heißester Wunsch es war, die westliche Allianz zu zerstören und welche sich doch ohnmächtig fühlten, sie direkt anzugreifen, kamen dem König und seinem Minister beeifert entgegen; diese aber konnten nicht genug thun, ihre Dankbarkeit zu erweisen: hätte man sich nur auf Don Carlos verlassen können, man wäre vielleicht so weit gegangen, selbst ihn gegen die Revolution zu unterstützen [1]).

1) Am 18. Dezember 1836 schreibt Nesselrode an seinen Gesandten in Turin über die Anerkennungsfrage, welche Solar de la Margarita, der neue Minister Karl Albert's, in seinem Eifer angeregt hatte. Er verspricht, Don Carlos anzuerkennen, sobald die Regierung Isabella's definitiv gestürzt scheine, und fügt hinzu: „die Gesandten der drei Nordostmächte in Paris hätten schon Instruktionen erhalten, um Louis Philipp zu bestimmen, sich an einer solchen Anerkennung zu betheiligen, wogegen die Höfe von Wien, Berlin und Petersburg sich verpflichteten, auf den neuen König in dem Sinne einer Annäherung an die bestehende französische Regierung und guter Freundschaftsbeziehungen mit derselben zu wirken. So hoffe das Cabinet von St. Petersburg den König der Franzosen von der Quadrupelallianz loslösen zu können. . . ." (Bei Nicomede Bianchi a. a. O. IV. 114.) Nesselrode sagte schon im Januar (s. Depesche Liebermann's vom 5. Januar 1836 [24. Dezember 1835]) zum preußischen Gesandten: unter sich müßten sich die Mächte doch gestehen, daß sie sich nicht allzuviel auf ihre Weisheit und Consequenz zugut thun dürften, „attendu qu'elles avaient dû se prescrire cette ligne par suite de leur position où plusieurs questions leur échappaient faute des moyens nécessaires pour influer directement sur leur solution, par conséquence par suite d'une faiblesse du moins relative". Der Vizekanzler legte großen Werth darauf, „à voir se dissoudre l'alliance anglo-francaise laquelle malgré son peu de solidité et différents sujets de méfiance réciproque existe toujours encore virtuellement". Er fühlte wohl, „qu'afin de parvenir à ce résultat il est avant tout nécéssaire que les trois puissances alliées aillent un peu au devant du Roi Louis Philippe, en profitant du moins de la disposition que ce Prince montre à se rapprocher d'elles". Der Vizekanzler „travaille de bonne foi dans ce sens et y a travaillé déjà assez systématiquement avant la communication des depêches de M. le Prince de Metternich où cette nécéssité est si bien développée".

Immerhin ward die an der Grenze gebildete Hilfsarmee der Cristinos sofort aufgelöst, General Bugeaud zurückberufen; ein Geschwader unter Admiral Hugon nach Lissabon gesandt, wo sich (am 9. September) das Gegenstück zur Militärrevolution von S. Ildefonso abgespielt, die Königin zur Verkündigung der Verfassung von 1822, die einst ihr Vater nach dem Muster der spanischen von 1812 gegeben, gezwungen worden war. Galt es doch vor Allem, hier wie dort die Umsturzpartei einzuschüchtern und im Zaume zu halten. Eine englische Division lief gleichzeitig in den Tajo ein, um die Bewegungen des französischen Admirals zu überwachen.

Wenn Louis Philipp geglaubt hatte, indem er sich von England trennte und der bedrängten Verfassungspartei in Spanien seine Hilfe gegen den bewaffneten Legitimismus verweigerte, die Revolution zu lähmen, die Sache des Königthums zu fördern, Frankreichs Stellung in Europa zu stärken, so gaben ihm die Ereignisse bald genug Unrecht. Die Königin von Spanien und ihre Mutter, die Regentin, waren fortan nur noch Werkzeuge in den Händen der Progressisten, und ihr Minister scheute sich nicht, dem Botschafter des Königs der Franzosen, Graf de la Tour Maubourg, der im Oktober in Madrid eintraf, die Thür der Königin zu verschließen, ihn zu hindern, ihr, der Nichte seines Königs, ein Handschreiben ihres Oheims zuzustellen. Der Bürgerkrieg aber tobte heftiger als je auf der Halbinsel und schien chronisch werden zu wollen. Noch drei Jahre lang (1836—1839) wogte er hin und her, in wilder Wuth Wohlstand und Gesittung, ja alle Gefühle der Menschlichkeit zerstörend, bald die siegreichen Carlisten bis an die Thore von Madrid, bald die rachedurstigen Cristinos bis an die französische Grenze führend. Diese, selber in sich gespalten, heute Espartero, morgen Narvaez gehorchend, boten das Schauspiel kläglichster Auflösung und Zerrüttung. Hinter jenen blutigen Kämpfen aber und diesen schamlosen Nebenbuhlereien bekriegten sich die Einflüsse der Mächte, unterstützte Frankreich, allerdings nicht mit besondrem Nachdruck, die Partei der Moderado's, förderte England, soweit sich's aus der Ferne

thun ließ, diejenige der Progressisten, während der Carlismus nur, Dank der Hilfe der nordischen Höfe, Neapels und vor allem Turins, sein Leben fristete [1]). Als auch diese des nie enden wollenden grausamen Spieles müde wurden und ein Versuch Rußlands, sich unter Umgehung Frankreichs mit England unmittelbar zu verständigen, gescheitert war (Ende 1838), sah sich Don Carlos auch von seinen eigenen Soldaten und Generalen verlassen, verrathen, endlich gezwungen, in Frankreich eine Zufluchtsstätte zu suchen. Wäre Louis Philipp, dem Rathe Thiers' folgend, seinen Verpflichtungen von 1833 treu geblieben, hätte er im Sommer 1836 seiner bedrängten Nichte die flehentlich erbetene Hilfe gewährt, er hätte sicherlich der Halbinsel drei Jahre des grausamsten Bürgerkrieges, vielleicht der Krone der Königin Isabella II. die letzte Demüthigung erspart, er hätte jedenfalls Frankreich die starke Stellung in Europa bewahrt, die es unter Casimir Perier gewonnen. Freilich, die Schmeicheleien des Fürsten Metternich, die trefflichen Censuren Ancillons hätte er nicht geärndtet [2]); aber ge-

1) Nur Nikolaus und Nesselrode fanden, daß „ces secours secrets avaient quelque chose de déloyal et de contraire à la neutralité promise par les puissances" (s. Depesche Liebermann's vom 25. September [7. Oktober]), und der Kaiser erklärte, er sei bereit, Don Carlos jeden Tag anzuerkennen, aber auch dann erst ihm offen Geld zukommen zu lassen, heimlich nie (s. Depeschen Liebermann's vom 9./21. und 14./26. Oktober). Doch gab auch der ritterliche Nikolaus endlich nach, vorausgesetzt nicht Rußland, sondern Oesterreich übernähme die Uebermittlung der Summen (s. Depesche Liebermann's vom 22. November [3. Dezember] 1836). Im Anfang Januar 1838 wollte zwar Molé der Regentin fünfzehn Millionen zukommen lassen, aber Palmerston wollte Nichts damit zu schaffen haben und die Kammer, welche im Voraus fondirt wurde, zeigte sich ebenfalls höchst abgeneigt. S. Depesche Brignole-Sales' vom 26. Januar 1838.

2) Man lese unter so vielen ähnlichen den Erlaß Ancillon's vom 8. Mai 1836, von Anfang bis zu Ende, ein enthusiastischer Panegyrikus Louis Philipp's, seines „tact exquis", seines „coup d'œil politique". Gar sein Erlaß, bei der Nachricht von Louis Philipp's Sieg über seine Minister im August, ist ein wahres Jubelgeschrei. Selbst Nikolaus war einen Augenblick lang ganz eingenommen worden. S. Depeschen Liebermann's vom 11./23. September und 28. Oktober (9. November).

nügten sie auch nur ihn für die noch immer fortdauernden Unhöflichkeiten des Czaren zu entschädigen? [1]) Und bewährten sich jene liebenswürdigen Gesinnungen in der Stunde der Entscheidung? Die Zeit sollte kommen, wo er's bereuen würde, wie Palmerston es voraussehend sagte, sich England entfremdet zu haben. Der Freund, den er im Jahre 1836 in Spanien im Stiche gelassen, trug im Jahre 1840 kein Bedenken, ihn im Orient allein zu lassen, gegen das verbündete Europa. Was die Drohungen von Münchengrätz, was die russische Intrigue in London nicht vermocht, das hatte Louis Philipp's Selbstsuchtse lber erreicht [2]).

VI.

Nicht minder fühlbar als in den Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel war das Erkalten der westmächtlichen Freund-

1) Jetzt war nämlich der Czar plötzlich und nachträglich geneigt, Don Carlos anzuerkennen und ihm thatsächlich beizuspringen; ja er schlug seinen beiden Verbündeten vor, ihre Gesandten aus Paris (nicht aus London) abzuberufen. S. Depeschen Liebermann's vom 25. September (7. Oktober) und 25. August (6. September) 1836, zu der Friedrich Wilhelm III. mit Bleistift seine Bemerkungen über die „effervescence tardive de la Russie" macht, welches die spanische Sache immer so lau betrieben. „C'est incroyable", meint er von dem Vertrauen, das Nikolaus Lord Palmerston, dem Mißtrauen, das er Louis Philipp zeigt. Nesselrode verstand sich nur ungern auf das ausdrückliche Verlangen des Kaisers zu jenem Vorschlage (s. Liebermann's Depesche vom 25. September [7. Oktober]). Ancillon vertheidigt fortwährend die Sache Louis Philipp's in Petersburg (s. Erlasse vom 18. September und 27. Oktober) und versichert, derselbe habe das englische Bündniß von Herzen satt. „Cette alliance monstrueuse entre deux puissances essentiellement rivales a été conclue sous l'empire de circonstances que Louis Philippe tâche d'effacer de plus en plus, mais qu'il ne peut pas attaquer de front. Nous ne croyons pas nous tromper en disant que le Roi des Français porte impatiemment le jong pesant de l'alliance anglaise et qu'il serait heureux de trouver l'occasion de le secouer." Die Betheiligung an der vorgeschlagenen Anerkennung Don Carlos' wies Preußen absoluter ab, als Frankreich (Erlaß Ancillon's vom 20. November).

2) Palmerston's Vermuthung (s. Bulwer a. a. O. III, 24), Louis

schaft auf allen andern Schauplätzen und in allen andern Verwicklungen der auswärtigen Politik. Broglie hatte noch starr daran festgehalten, selbst nachdem sie unter Rigny's Interim (April 1834 bis März 1835) etwas gelockert worden war; aber schon Thiers fand, wie Talleyrand und wie Palmerston selber, daß ein solches Bündniß kein ewiges und kein allumfassendes sein könne. „Nach der Revolution", meinte er, „mochte es nothwendig sein, weil wir einer Stütze bedurften und die andern Mächte uns von sich stießen; dann kam Münchengrätz, dem wir die Quadrupelallianz entgegensetzten; aber die Dinge haben sich sehr geändert und nie war ein Grund vorhanden, uns von England in einen Krieg mit Rußland ziehen zu lassen" [1]). Die englischen Staatsmänner ihrerseits waren höchlichst unzufrieden mit Broglie's Entlassung [2]). Der König gar und Molé waren dem Bunde fast feindlich geworden, und entschlossen, lieber jede Demüthigung Seitens des Czaren hinzunehmen, als sich von England zu einem Kriege gegen Rußland fortreißen zu lassen: „eher bräche ich meinen Ministerrath wie ein Rohr, als daß ich darin nachgäbe", rief Louis Philipp mit der Entschlossenheit eines Mannes, der endlich den Augenblick gekommen sieht, seine eigene Meinung geltend zu machen [3]).

Freilich war auch England nicht immer freundschaftlich. Ganz konnte doch eben Lord Palmerston seine heimliche Eifersucht auf den Bundesgenossen nicht überwinden und seinem ungezwungenen etwas burschikosen Wesen war der steife und schulmeisterliche Ton der französischen Doctrinäre manchmal so

Philipp habe den Bürgerkrieg absichtlich unterhalten wollen, um so leichter die Hand Isabellen's für einen seiner Söhne zu erhalten, scheint uns ganz aus der Luft gegriffen. Im Grunde war Louis Philipp, wenn nicht für Don Carlos' Tendenzen, so doch für sein Nachfolgerecht, wie Palmerston selber es wohl erräth, wenn er nicht von der Leidenschaft des Argwohns verblendet ist.

1) S. Depeschen de Sales' vom 29. Januar und Werther's vom 22. März 1836.

2) S. Werther's Depesche vom 26. Februar.

3) S. Depesche de Sales' vom 29. Januar 1836.

unerträglich, daß er seiner Ungeduld auf eine nicht gerade rücksichtsvolle Weise Luft machte. So betrieb er in Athen die Abberufung des griechischen Gesandten in Paris, Coletti, der, wie später Rossi, zur besonderen Clientel der Doctrine gehörte und seine Regierung im Sinne der Doctrine zu beeinflussen suchte. Dem Schüler Canning's kam's vor Allem auf die Befestigung Griechenlands, nicht auf die Einführung des französischen Parlamentarismus in Athen an und er wollte keineswegs, wie Broglie auf Coletti's Rath es vorgeschlagen, die Auszahlung des dem jungen Staate verbürgten Anleihens von der Verkündigung einer Verfassung abhängig machen, welche den Chef der Verfassungspartei, Herrn Coletti, an die Spitze der Regierung gebracht hätte. Metternich, dem die Sache bald über München zu Ohren kam, ließ natürlich die Gelegenheit nicht entgehen, das Cabinet der Tuilerien davon zu unterrichten und so die Mißstimmung zwischen Paris und London zu nähren [1]).

Auch in den Verhandlungen über das Durchsuchungsrecht, mit welchem Palmerston dem von ihm so unermüdlich bekämpften Negerhandel den Todesstoß zu versetzen meinte, nahm er keineswegs auf die freilich, verkehrte, öffentliche Meinung Frankreichs die Rücksicht, welche dem Cabinet der Tuilerien den Schritt erleichtert hätte. Dagegen zeigte dieses wieder seine Verstimmung, indem es das Zerwürfniß mit Amerika direkt mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten erledigte, nachdem es die angebotene Vermittlung Englands angenommen, König Wilhelm IV. dieselbe feierlich in der Thronrede hatte verkünden lassen.

1) S. Depesche Sainte Aulaire's vom 7. Dezember 1835 bei d'Haussonville a. a. O. 1, 137 „Prenez y garde", sagte der witzige Staatskanzler zum französischen Botschafter, als er sah, daß dieser sich durch derlei Denunciation nicht in seinem Vertrauen auf die westmächtliche Allianz erschüttern ließ, „rien n'est plus utile que l'alliance de l'homme avec le cheval, mais il faut être l'homme et non le cheval." Die Wahrheit ist, daß Louis Philipp hier wie überall doppeltes Spiel spielte, neben seinem Minister eine zweite und direkte Correspondenz führte. S. Werther's Depeschen vom 14. und 23. Januar 1836.

Die Weigerung der französischen Kammern den im Jahre 1831 von General Sebastiani abgeschlossenen Vertrag mit der nordamerikanischen Republik anzuerkennen (siehe oben Kapitel VI, 6 und VII, 2), hatte im April 1834 nicht nur die Entlassung Broglie's, sondern auch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen beider Staaten herbeigeführt, und die beleidigende Botschaft des Präsidenten Jackson (1. Dezember 1834) hatte die Sache noch verschlimmert. Die Nation war entrüstet und verlangte eine Genugthuung. Der König, die Regierung wollten es um keinen Preis bis zu einem Duelle kommen lassen, in einer Sache, wo Frankreich in der Sache das Recht nicht für sich hatte, welches auch das Unrecht sein mochte, das die amerikanische Regierung in der Form begangen hatte, und wo weder die Ehre noch das Interesse des Landes ein solches Aeußerstes erforderten. König und Regierung hatten sich an den englischen Verbündeten gewandt, um auf schickliche Weise aus der fatalen Sache zu kommen, als plötzlich die Kammer ihr Votum vom vorigen Frühjahre widerrief, und die Entschädigungssumme mit großer Mehrheit bewilligte (18. April 1835), wodurch denn die Regierung in Stand gesetzt wurde, ihren internationalen Verpflichtungen nachzukommen, während gleichzeitig der Congreß von Washington die beleidigenden Worte des Präsidenten mißbilligte, General Jackson selber eine versöhnliche Note an die französische Regierung richtete, die sich nun beeilte, rasch und ohne die Vermittlung Englands mit den Vereinigten Staaten abzuschließen. Lord Palmerston empfand diese Rücksichtslosigkeit um so lebhafter, als er sich nicht wenig auf die Ehre dieses Schiedsrichteramtes zu Gute gethan hatte [1]).

Wo aber nur so eine Verstimmung laut ward, bemühten sich die beiden Kaiserstaaten sofort dieselbe zu reizen und auszubeuten, und gewöhnlich war es Rußland, welches England,

1) „The acceptation of our mediation by France and the United States is a great feather in our cap", schrieb er im März 1836 an seinen Bruder (Bulwer a. a. O. III, 15). „It is a tribute to the high character of England, which perhaps never before was equalled", fügte er hinzu. Vgl. Depesche de Sales' vom 28. Dezember 1835.

Oesterreich, welches Frankreich abzuziehen suchte, während Preußen, stets auf die Herstellung eines europäischen Einverständnisses bedacht, an die Stelle besondrer Bündnisse, sei's der Westmächte, sei's der Nordostmächte, die freie Aktion eines jeden Großstaates bei allseitigem guten Vernehmen zu setzen suchte. War es ihm schon im Herbst 1833 gelungen, dem von Czar Nikolaus geplanten, gegen Frankreich gerichteten Bündniß des Nordostens die Spitze abzubrechen, so wußte es auch jetzt, 1835 und 1836, bei den Westmächten den Gedanken einer bewaffneten Intervention in die Angelegenheiten des Nordostens wirksam zu bekämpfen und ihnen denselben endlich auszureden.

Hatte das Frankfurter Attentat (April 1833) als Vorwand für die Münchengrätzer Besprechungen und die darauf folgenden Warnungen an Frankreich dienen müssen, so waren die Bewegungen der deutschen, italienischen und polnischen Flüchtlinge, welche schon im Februar 1834 zu jenem Einfalle in Savoyen geführt hatten, der Anlaß zu ähnlichen Besprechungen im Herbste 1835. Wohl hatte Frankreich mehr durch die Apriltage des Jahres 1834, welche die Existenz des Königthums in Frage gestellt hatten, als durch die Vorstellungen der Nordostmächte gegen die Propaganda bestimmt, seine Gastfreiheit gegen die Flüchtlinge merklich eingeschränkt; aber noch immer verkehrte der hohe Adel der polnischen Emigration auf's Freundschaftlichste mit den französischen Regierungsmännern, während die Offiziere des polnischen Heeres, den ruhmreichen Scrynecki an der Spitze, in der belgischen Armee, die Gemeinen in der Schweiz und in England willkommene Aufnahme gefunden hatten. Auch die Italiener, namentlich die der gemäßigten Partei Angehörigen, welche in Paris und bei den Ministern selber gerne gesehene Gäste waren, bereiteten nicht nur dem Könige von Sardinien, sondern auch dem Fürsten Metternich und dem Czaren manche unruhige Stunde.

Wieder einmal sollte eine Badereise des Letzteren den Vorwand und die Gelegenheit zu erneuerten Besprechungen bieten, welche dießmal noch weniger Erfolg haben sollten, als zwei Jahre früher. König Friedrich Wilhelm III. war zwar gerne

bereit, sechs seiner schönsten Regimenter neben dem russischen Armeecorps in Kalisch vor dem Czaren paradiren zu lassen, ja selber, umgeben von seinen Söhnen, dem großen Manöver beizuwohnen und seines Schwagers martialische Haltung als Obercommandeur zu bewundern (August); aber auf Politik wollte er sich nicht einlassen. Oesterreich hatte sich begnügt, zwei Erzherzöge zu der militärischen Festlichkeit zu schicken. Schon das hatte den Czaren verstimmt. Noch größer war seine Enttäuschung, als er in Teplitz mit dem neuen Kaiser, Ferdinand, zusammentraf (September), der nicht geneigter war als der König von Preußen, sich auf ein erneutes Schutz- und Trutzbündniß einzulassen. Umsonst sprach der Czar sein tiefes Bedauern aus, daß ihn seine Verbündeten 1830 und 1833 verhindert, für die legitime Sache in's Feld zu ziehen. Beide Monarchen blieben unerschütterlich, und der Autokrat sah sich wieder gezwungen, auf seinen Kreuzzug zu verzichten. Man begnügte sich, die deutschen Angelegenheiten trotz der französischen Gegenvorstellungen im Sinne einer Machtvergrößerung des Bundestages zu ordnen, die Schriftsteller Jungdeutschlands zu proscribiren, wohl auch schon gemeinsame Maßregeln gegen die Flüchtlinge in der Schweiz und Krakau zu verabreden.

Bald trat der Czar mißmuthig und verdrossen die Heimreise wieder an, nicht ohne Wien zu berühren und dort mit der kaiserlichen Familie, vornehmlich mit der thatkräftigen Schwägerin des neuen Kaisers (der Mutter des jetzigen Kaisers) Rücksprache zu nehmen, da Ferdinand's schwache Milde ihm keineswegs Vertrauen einflößte. Ihm bangte für die Zukunft der großen Allianz, denn seinem Schwager Friedrich Wilhelm III. traute er schon seit 1830 nicht mehr und Metternich hatte ihm stets ein unheimliches Befangensein eingeflößt: „Sobald ich ihn nur anblicke, bin ich versucht, mich wie ein guter Russe zu bekreuzen", sagte er. Kaiser Franz aber, auf den er allein zählte, war nicht mehr. Alle Beobachter fanden ihn sorgenvoller, ernster, gesetzter als früher. Ueberall fühlte er sich gehemmt und ein tiefer Unmuth hatte sich seiner bemächtigt,

der sich entladen mußte [1]). In Warschau sandte ihm die Stadtverwaltung ihre Abgeordneten, ihn der Ergebenheit seiner polnischen Unterthanen zu versichern (4. 16. Oktober). Er ließ sie nicht zu Worte kommen, und, der lange verhaltnen üblen Laune freien Lauf lassend, überschüttete er die so tief Gebeugten mit heftigsten Vorwürfen [2]). Aufrichtig, wenn nicht großmüthig, war dieser Ausbruch edelmännischer und soldatischer Entrüstung über den Treubruch der polnischen Armee; er empfand, ohne sich wohl klar Rechenschaft davon abzulegen, daß alle gesellschaftlichen und staatlichen Bande sich zu lösen drohen, wenn es dem Soldaten erlaubt sein soll, seinen Fahneneid zu deuten, ihn mit Familien-, Nationalitäts-, Humanitätsrücksichten, mit individuellen Ueberzeugungen und idealistischem Enthusiasmus wegzudeuten; aber er vergaß, daß auch die legitimen Herrscher, indem sie am 18. Oktober 1813 einen ähnlichen Treubruch in offener Feldschlacht gutgeheißen und beglückwünscht, zuerst die „moderne" Auffassung der Pflicht ermuthigt und den Credit erschüttert hatten, auf dem Heer und Staat so gut beruhen wie Handel und Gesellschaft. Und der Czar ließ es nicht bei den Insulten bewenden, die dem allmächtigen Sieger gegenüber dem entwaffneten Besiegten nicht eben ritterlich

1) S. Depesche Liebermann's vom 29. November (11. Dezember) 1835.

2) Es gingen verschiedene Versionen dieser unwirschen Anrede um. Der preußische Gesandte in St. Petersburg, Liebermann, übermachte am 8./20. November 1835 drei derselben, und bezeichnete die mildeste als die authentischste; doch auch diese, welche so ziemlich mit der des „Journal de St. Pétersbourg" zusammentrifft, ist von einer beleidigenden Heftigkeit des Tones, die fast ohne Beispiel in der Geschichte ist. Er zeiht die Abgeordneten der „Lüge", der „Falschheit", des „schamlosen Verraths", droht mit der Einäscherung Warschau's, warnt sie vor den „Deutschen und Franzosen", die ihnen doch nicht helfen würden, und empfiehlt ihnen, ihren Kindern eine bessere Erziehung zu geben, als sie selber erhalten. Das „Journal des Débats" gab die offizielle Lesart, welche Nikolaus, trotz der entschiedensten Opposition Nesselrode's, hatte veröffentlichen lassen, um das russische Nationalgefühl zu erregen (s. Depesche Liebermann's vom 21. November [3. Dezember] 1835); aber es ließ die einzige versöhnliche Stelle aus.

ſtanden; er unterdrückte die letzten Spuren einer unabhängigen Exiſtenz Polens und entzog dem franzöſiſchen Generalconſul das Exequatur, da ja Polen nur noch eine Provinz Rußlands ſei. In Paris, wo die Sache Polens als eine franzöſiſche galt, antwortete ein wilder Schrei der Wuth den Worten und den Maßregeln des Czaren; ſelbſt das ſonſt ſo gemäßigte „Journal des Débats", das dem Miniſterium ſo nahe ſtand, an deſſen Lebhaftigkeit man freilich gewohnt war, wenn's galt, gegen Rußland Front zu machen, ſprach eine Sprache, deren Heftigkeit die Feder des witzigen Schullehrers verrieth, welchem dieſe Spezialität in dem angeſehenen Blatte zugetheilt war. Auf die ſofortige Einſprache des ruſſiſchen Geſchäftsträgers hin ward, nicht ohne lebhaften Widerſpruch de Broglie's, der den Artikel im Amtsblatte abgedruckt wiſſen wollte [1]), die Zeitung der Doctrinäre verläugnet, wie das ſchon verſchiedne Male vorher der Fall geweſen, und der König drückte dem Vertreter Rußlands perſönlich ſein Bedauern aus [2]); aber die Regierung hatte darum keinen beſſern Stand den Kammern gegenüber.

Die öffentliche Meinung verlangte wenn nicht ein bewaffnetes, ſo doch ein diplomatiſches Einſchreiten zu Gunſten Polens, während das Völkerrecht eine ſolche Intervention, nach Verwirkung der Unabhängigkeit des Landes durch den Aufſtand, noch weniger autoriſirte, als eine Intervention zwiſchen Irland und England, Algier und Frankreich. Man zog ſich auch dießmal mit der gewohnten Wortmünze aus dem Spiele. Die Kammer ſprach in ihrer Adreſſe platoniſche Wünſche für die „Erhaltung der alten polniſchen Nationalität" aus, und die Miniſter widerſetzten ſich nur lau dieſer unnützen aber nicht ganz ge-

1) Jeder im Amtsblatt abgedruckte Artikel des „Débats" war nach Broglie's eigenem Ausſpruch als miniſteriell zu betrachten. S. Depeſche Werther's vom 2. Juli 1834.

2) S. Depeſchen de Sales' vom 23. November und 24. Dezember 1835. Vgl. Werther's ausführliche Depeſche vom 17. November über dieſe ganze Angelegenheit. Der König ſagte ihm geradezu: „L'Empereur Nicolas n'est pas aimable avec moi; mais je veux néanmoins éviter de mon côté tout ce qui pourrait l'aigrir."

fahrlosen Halbheit. Der wärmste Fürsprecher der polnischen Sache in dieser bewegten, wenn auch unfruchtbaren Debatte, war eben jener scharfe Journalist Saint Marc Girardin, welcher erst durch die letzten Wahlen in's Haus gekommen war, worin er bis zu seinem Ende die ständige Rolle eines Anwaltes der unterdrückten Völker des Ostens bekleidete [1]). Kaum aber war diese Aufregung halbwegs beruhigt, als auch schon eine andre noch aufregendere Kunde nach Paris drang, die bewies, daß man im Osten jene Wünsche für die „Erhaltung der alten polnischen Nationalität" nicht besonders ernst nahm.

Schon seit die Monarchen sich in Teplitz von einander getrennt, hatten ihre Minister die Regierung des kleinen Freistaates Krakau, des letzten Ueberbleibsels von Polen, erst freundschaftlich ersucht, dann gedrängt, endlich aufgefordert, die Flüchtlinge auszuweisen, welche noch seit 1831 hier weilten und die Nähe des Vaterlandes benutzten, um in demselben eine gewisse Bewegung wachzuhalten, ja noch vor Kurzem (am 6. November) und gleichsam als Antwort auf Nikolaus' harte Reden im Lasciensk'schen Palais, den Namenstag des Czaren mit den heftigsten und beleidigendsten Kundgebungen des Hasses und Rachegefühles gegen den Vernichter des polnischen Vaterlandes begangen hatten. Die republikanischen Behörden hatten ausweichend, aufschiebend geantwortet, und am 9. Februar ward ihnen von den Bevollmächtigten der drei Staaten eine Frist von acht Tagen gestellt, binnen welcher jene Störenfriede aus dem Gebiete der Republik zu entfernen seien, widrigenfalls die Mächte selbst dafür sorgen würden. Obschon man in Krakau aus Erfahrung wußte, daß Kaiser Nikolaus nicht fruchtlos drohte [2]), war das Vertrauen auf die vertragsmäßig verbürgte

1) Wir sagen des Ostens, denn die des Westens, zumal die Italiener, flößten ihm die entgegengesetzten Gefühle ein. Broglie selbst sprach von der „déplorable victoire" Rußlands über Polen. „Was würde er sagen", fragt Werther, „wenn Graf Nesselrode in einer amtlichen Rede den Krieg Louis Philipp's über Lyon eine ‚victoire déplorable' nennen wollte?" (Depesche vom 14. Januar 1836.)

2) Am 27. September 1831 hatten russische Truppen Krakau besetzt, weil die Aufständischen daher Hilfe bezogen.

Unverletzlichkeit ihres Gebietes, auf die Unentschlossenheit oder Uneinigkeit der drei Mächte, auf die Hilfe der beiden Weststaaten so stark bei den Krakauer Behörden, daß sie noch immer Schwierigkeiten machten, und am 17. Februar zogen österreichische Truppen in ihre Stadt ein. Wenig Tage darauf folgten ihnen einige russische und preußische Abtheilungen. Die Botschafter in Paris wurden angewiesen, dem Cabinet der Tuilerien von diesem Schritte Kenntniß zu geben, während man mit recht absichtlicher Unterscheidung das Cabinet von St. James unbenachrichtigt ließ [1]). Thiers, der gerade jetzt das Ministerium übernahm und mit der Absicht übernahm, sich nach Louis Philipp's Wunsch und dem Dafürhalten seines eigenen Gönners und Berathers, Talleyrand, immer mehr von dem englischen Bündnisse zu emancipiren, und dessen Regierungsantritt die leitenden Minister der drei Nordostmächte als einen „wahren Fortschritt zum Guten" begrüßen [2]), — Thiers ließ sich zu keiner Protestation hinreißen, welche weder praktische Folgen haben konnte, noch im Grunde berechtigt war; hatte doch der kleine polnische Freistaat durch Verletzung des Vertragsartikels, welcher ihm verbot, „den von den Gerichten verfolgten Unterthanen andrer Staaten Aufnahme zu geben", die Verletzung jenes anderen Vertragsartikels herbeigeführt, welcher die Unverletzlichkeit seines Gebietes feststellte und jede Besetzung durch fremde Truppen „unter welchem Vorwand auch immer" untersagte.

Es war der Augenblick, wo er Lord Palmerston in Bezug auf die spanische Intervention ablehnend antwortete (Note vom 18. März). Die Rollen schienen vollständig umgekehrt seit vorigem Jahre, wo Thiers zur Intervention ge-

1) Die ganze Angelegenheit war von Metternich angeregt worden (s. Liebermann's Depesche vom 4./16. Februar 1836).

2) Worte Ancillon's in seinem Erlaß vom 21. April 1836 Auch Nesselrode sprach ähnlich; ebenso Orloff, der immer Louis Philipp's Partei beim Czaren ergriff; aber Nikolaus fand, man zeige in Berlin und Wien zu viel Zuvorkommenheit (s. Depesche Liebermann's vom 3. 15. April 1836).

drängt, Palmerston davon abgerathen, und auch in der Krakauer Angelegenheit mußte es auffallen, Frankreich, das für den geborenen Beschützer Polens galt, so kalt und zurückhaltend, England, das früher sich nie auf Worte hatte einlassen wollen, denen doch keine That folgen könne, jetzt so stürmisch und laut zu sehen. Denn das englische Parlament hallte wieder von den leidenschaftlichsten Protesten, und Palmerston, selber gedrängt vom unermüdlichen Russenfeinde Sir Stratford Canning, erklärte die Besetzung Krakau's für eine offenbare Vertragsverletzung. Die Mächte ließen reden, schlossen die gesetzgebende Versammlung des Freistaates, richteten Aufsichtsbehörden ein und zogen ihre Truppen erst wieder zurück, als sie ihren Zweck erreicht glaubten. Versuche des englischen Ministers, einen Generalconsul in Krakau einzusetzen, wurden auf's Entschiedenste zurückgewiesen, obschon Lord Palmerston die Sache dem Parlamente schon angekündet hatte. Thiers aber, der gerade seine Gründe hatte, Oesterreich nicht zu verstimmen, erkannte die Berechtigung der Intervention um so bereitwilliger an, als es die österreichischen Truppen waren, welche die Ausführung der geforderten Maßregeln zu überwachen berufen wurden [1]), Oesterreich aber seit vorigem Jahre der „wahre Freund" geworden war, „Dank Louis Philipp selber, der Alles für die Ordnung und den Frieden" gethan. „Die Zeiten der Restauration" schienen zurückgekehrt [2]). Auch waren die Folgen tiefe und andauernde. Nichts trug mehr zur definitiven Annäherung zwischen den beiden deutschen Mächten und der Regierung Louis Philipp's bei, als deren Haltung in der Krakauer Angelegenheit. Ja, der Czar selbst schien sich eines Besseren besinnen zu wollen und Barante konnte von einer entschiedenen Sinnesänderung berichten. Dagegen ward England und namentlich Lord Palmerston immer mehr ein Dorn im Auge der conservativen Politiker des Festlandes, unter denen der reumüthige König der Franzosen jetzt einen hervorragenden Platz einnahm.

1) S. Depesche Liebermann's vom 23. Juni (5. Juli) 1836.
2) S. Depesche Blonay's aus Paris vom 7. April.

Die Schweizer Verwicklungen sollten bald den Beweis liefern, wie vollständig die gegenseitigen Stellungen sich seit Perier's Zeiten und den ersten Tagen Broglie's geändert hatten.

VII.

Auch in der Schweiz hatte die Anwesenheit der Flüchtlinge und ihr Mißbrauch des Asylrechtes zu wiederholten und äußerst unliebsamen Klagen Veranlassung gegeben, welche sich mit dem prätendirten Rechte der großen Höfe, sich in die Verfassungsangelegenheiten des neutralen Freistaates zu mischen, gefährlich verquickten; denn noch war die Interventionspolitik, welche unter der Restauration als ein anerkannter und angewandter Glaubenssatz ganz Europa beherrschte, trotz der Einsprache der Westmächte, in den Gemüthern der Staatsmänner Europa's, selbst der westlichen, nicht vernichtet [1]), und sollte erst vierzig Jahre später endgiltig besiegt werden. Noch glaubte man, und glaubte man damals nicht ohne Grund, an den ansteckenden Einfluß der inneren Regierungssysteme der fremden Staaten; und während die absoluten Mächte das Recht und die Pflicht zu haben vermeinten, den Geist des Umsturzes in fremden Landen zu unterdrücken, so glaubten die freisinnigen Staatsmänner, den Geist der Tyrannei bekämpfen zu müssen. Die Gleichgiltigkeit oder wenigstens die Enthaltsamkeit gegen die inneren Vorgänge der Nachbarstaaten konnten erst entstehen, nachdem ganz Europa in unabhängige und nicht wehrlose Nationalstaaten constituirt war.

1) S. u. A. Palmerston's Brief vom 21. April 1834 (Bulwer a. a. O. II, 156) und was Thiers nach seiner Entlassung zum sardinischen Botschafter sagte (s. Depesche Brignole-Sales' vom 7. September 1836): „Chaque État a le droit d'agir à main armée en dehors de son territoire quand c'est dans l'intérêt bien constaté de sa propre sûreté et pour aucun but d'ambition ni d'agrandissement.“ Auch billigte er die Intervention in Krakau, in der Schweiz, wollte sie aber auch für Spanien erlaubt wissen. Noch lauter als diese Worte sprachen die Thatsachen.

Nirgends war der Anstoß, den die Julirevolution gegeben, nachhaltiger gewesen als in der benachbarten Schweiz. Fast in allen Cantonen wurden die 1815 wiederhergestellten aristokratischen Verfassungen friedlich, aber gründlich reformirt, zum großen Mißvergnügen der Nordmächte meist in vorgeschrittenen demokratischem Sinne. Und kaum war diese Reform nach Jahresfrist fast überall durchgeführt, als auch in ähnlichem Sinne eine Bewegung zur Reform der Bundesverfassung begann, welche eine größere Centralisation anstrebte und von gemäßigt liberalen Männern geleitet wurde. Sie gab den Mächten, welche die Verfassung von 1815 garantirt hatten, Anlaß und Vorwand, sich in die inneren Angelegenheiten des neutralen Staates einzumischen. Selbst England ließ seine Stimme vernehmen und warnte vor einer Verletzung der Wiener Verträge, welche die Neutralität der Eidgenossenschaft nur unter der Bedingung gewährleistet hatte, daß die Souveränetät der einzelnen Cantons unversehrt erhalten bliebe [1]). Nur Frankreich streckte seinen schützenden Arm über den alten Verbündeten aus, und so lange Casimir Perier und der Herzog von Broglie, welchen Erinnerungen, Familienbeziehungen und persönliche Interessen an Genf fesselten, die Geschäfte leiteten, gelang es ihnen vollständig, dem österreichischen Einfluß die Wage zu halten, der Schweiz ihre innere Freiheit zu sichern [2]). Erst nach dem Savoyer Zuge und dem zweiten Lyoner Aufstand, der mit von der Schweiz aus organisirt worden, besonders aber nach de Broglie's erstem Austritt aus dem Ministerium, begann das Verhältniß sich zu trüben. Der

1) Lord Palmerston's Erlaß an Mr Percy vom 9. Juli 1832. Alle andern Mächte thaten dasselbe zur selben Zeit.

2) Am Todestage Perier's (16. Mai 1832) schrieb schon Sebastiani in conservativem Sinne an Mis de Rumigny, um die Tagessatzung vor Verfassungsreformen zu warnen. Und so während des ganzen Interims bis zur Bildung des Ministeriums vom 11. Oktober, in dem Broglie die äußeren Angelegenheiten in die Hand nahm (s. Depeschen Bignet's vom 25. Mai u. ff.). Sofort stellte sich Rumigny auf die Seite der Tagsatzung und hörte nicht auf, sie zum Widerstand gegen die Mächte zu ermuthigen, ja zu reizen, Frankreichs Schutz zu versprechen (s. u. A. Bignet's Depeschen vom 25. Juni und 16. Juli 1834).

König hatte ein weniger lebhaftes Andenken seiner Schweizertage bewahrt als der Herzog, und der Nachfolger dieses, Admiral de Rigny, war nachgiebiger als sein Vorgänger. Auf Metternichs Vorstellungen bekam der allzuschweizerisch gesinnte Gesandte Rumigny einen leichten Verweis, doch wurde die Hauptsache auf de Broglie's Schultern gewälzt. Der ganze offensive Operationsplan des Herzogs, der den verbündeten absoluten Nordostmächten eine festgeschlossene Phalanx des liberalen Westens entgegenzustellen bemüht war, zu diesem Zwecke die Quadrupelallianz mitbetrieben, dem deutschen Bundestage gedroht, die Kleinstaaten vor Oesterreichs und Preußens Herrschsucht gewarnt, die Schweiz zum Widerstand gereizt hatte, — dieser ganze Operationsplan war mit einem Schlage geändert, Dank der freigewordenen Hand des Königs [1]).

Kurz nach der Savoyer Unternehmung (Februar 1834) hatten die angrenzenden Staaten, namentlich Oesterreich, Piemont und die süddeutschen Mittelstaaten die Ausweisung der Flüchtlinge verlangt, welche gerade jetzt (19. April 1834) in Bern den Grund zu jener europäischen Umsturzverbindung legten, deren Leitung später nach London versetzt wurde und über ein Menschenalter den geheimen Kampf gegen die bestehende Ordnung Europa's fortsetzte. Preußen, Rußland, der deutsche Bund, Neapel waren diesem Beispiele gefolgt, während Lord Palmerston und Herzog von Broglie, der noch immer den gemeinsamen Schritt der Nordostmächte in Paris und die daraus entstandenen, noch kaum ausgeklungenen Mißhelligkeiten nicht überwunden, sich dessen geweigert hatten [2]). Eine strenge Grenz-

1) S. Werther's Unterredungen mit Rigny und dem König (Depeschen vom 19. und 21. Juni und 6. November 1834). Auch in der Neufchateler Angelegenheit ergriff der König während Broglie's Abwesenheit aus dem Ministerium lebhaft die preußische Partei.

2) S. Erlaß Metternich's an Trautmannsdorf vom 24. Februar 1834 bei Nicomede Bianchi a. a. O. IV, 308. Damit vgl. Bülow's Depesche aus London vom 4. Juli. Auch meinte Ancillon in der ihm geläufigen hochweisen Sprache, daß „l'ordre et la paix sont mal placés entre la France, où l'on prend souvent la fausseté pour de la

sperre, an der Frankreich nicht Theil nahm, sollte die Forderung bekräftigen. Und der Erfolg ließ nicht auf sich warten. Der Vorort, Zürich, erklärte (24. Juni 1834), „die Flüchtlinge würden ausgewiesen und nicht wieder aufgenommen werden", und lud die Kantone ein, demgemäß zu handeln. Die Tagsatzung billigte diese Erklärung des zeitig regierenden Cantons, aber erhob dieselbe nicht zu einem bindenden Bundesbeschluß (conclusum), so daß die opponirenden Cantone frei waren, zu handeln wie ihnen gut dünkte. Einige darunter benutzten diese Freiheit, um nicht im Sinne der Mehrheit zu handeln, sondern selbst gegen deren Erklärung Einwand zu erheben. Und unter diesen Opponenten war der mächtigste Canton des Landes, der für kommendes Jahr als Vorort bezeichnete Stand Bern. Die Mächte, welchen damals noch die englisch-französische Freundschaft eine große Achtung einflößte, drückten ein Auge zu und warteten eine bessere Gelegenheit ab, ihre Forderungen zu erneuern. Sie ließ nicht lange auf sich warten.

Im Sommer 1835 bildete sich, nach dem Vorgange des jungen Deutschlands, der jeune France, der gioviñe Italia u. s. w. „eine junge Schweiz", welche die Revolutionirung der Eidgenossenschaft bezweckte, und, nachdem sie deren organisirte Macht dem vereinten „jungen Europa" zur Verfügung gestellt, erst Süddeutschland, dann das übrige Festland zu revolutioniren beabsichtigte. Dießmal hoffte Fürst Metternich, der an der Spitze des Kreuzzuges gegen diese immerhin lästigen Knabenspiele war, auch Frankreich zu gemeinsamem Handeln bestimmen und so die geplante Grenzsperre vervollständigen, vor Allem aber den Schweizer Behörden imponiren zu können, welche ja nur in der Hoffnung auf Frankreich so zähen Widerstand zu leisten gewagt hatten. Louis Philipp schien in der That geneigt etwas zu thun: waren ja doch auch die Feinde seines Thrones unter den Schweizer Verschworenen; doch suchte er

finesse, et l'Angleterre qui confond la passion et l'énergie". Erlaß vom 13. Juli 1834.

noch für's Erste unabhängig von den übrigen Mächten vorzugehen, um der liberalen Meinung seines Landes gegenüber nicht als Mitschergе der absoluten Mächte zu erscheinen [1]). Weniger geneigt war der seit Frühjahr wieder in's Ministerium eingetretene Broglie, dem es schwer ward, gegen sein zweites Vaterland jene herbe Sprache zu gebrauchen, die ihm andern Ländern gegenüber so geläufig war, und es setzte wieder heftige Kämpfe mit dem König [2]); doch verstand sich Broglie einige Monate vor seinem definitiven Austritt, widerstrebend und wohl nur, um einer Intervention Oesterreichs zuvorzukommen, dazu, den bisherigen Gesandten Rumigny, welcher seine antiösterreichische Politik in Bern vertreten und dessen Abberufung von den Mächten verlangt worden, durch einen Mann wie Herzog von Montebello zu ersetzen, dessen Sympathien und Antipathien nicht gerade mit den seinen übereinstimmten. Als Thiers im Februar 1836 das Aeußere übernahm, glaubte er keinen Grund zu haben, den neuen Gesandten wieder abzuberufen.

In der That blieben die Vorstellungen und Bemühungen Montebello's nicht erfolglos; denn der Vorort erklärte sich (22. Juni 1836) bereit, seinen guten Rath zu befolgen und den Cantonen die Ausweisung der compromittirten Flüchtlinge noch einmal auf's Dringendste anzuempfehlen. Zugleich sprach er seine Hoffnung aus, Frankreich werde ihnen eine Zufluchtsstätte oder doch unbehelligten Durchzug gewähren. Auch der Schultheiß Tscharner sprach in ähnlichem Sinne bei Eröffnung der Tagsatzung (4. Juli); doch genügten diese abstrakten Principienerklärungen und freundschaftlichen Rathschläge dem französischen Gesandten keineswegs. Er erinnerte (18. Juli), wie

1) S. Erlaß Ancillon's vom 14. April; Rochow's Depeschen vom 20. und 26. April, 30. Mai und 22. Juni.

2) Depeschen de Sales' vom 10., 17. und 26. Februar. Der König klagte wieder einmal bitter bei den fremden Gesandten über seinen „doctrinären Minister", über dessen Schweizer „Marotte", über den Einfluß der „Genfer Koterie", den er nicht abzuschütteln wisse u. s. w., und zwar im Augenblicke, wo er ihm das Präsidium und das Aeußere anvertraute. S. Depesche Werther's vom 25. März und 1. und 21. April 1835.

ganz unwirksam dieselben schon voriges Jahr gewesen und wie nur ein bindender Bundesbeschluß (conclusum) die thatsächliche Austreibung der Flüchtlinge aus den oppositionellen Cantonen zur Folge haben könne. Er machte darauf aufmerksam, daß nicht nur Süddeutschland und Sardinien, daß auch Frankreich von den Bewegungen der flüchtigen Revolutionärs bedroht sei, und daß nicht nur jene Mächte ein Recht haben würden, selber dem Treiben der Flüchtlinge ein Ende zu machen (faire justice des réfugiés qui conspirent en Suisse contre leur tranquillité), wenn der Bund keine Zwangsmaßregeln anwende; sondern Frankreich nur noch darauf zu denken hätte, wie es das Interesse seiner eigenen Sicherheit am Besten wahre. Dagegen erklärte er die Bereitwilligkeit Frankreichs, den Flüchtlingen den Durchzug durch das Königreich zu gestatten, ja sogar ihnen denselben durch Geldunterstützungen zu erleichtern.

Die festländischen Regierungen waren natürlich äußerst zufrieden mit dieser festen Sprache, welche Thiers seinem Gesandten dictirt, wohl mehr noch, um ihr bewaffnetes Einschreiten zu hindern, als um die Schweiz zu schrecken [1]). Der preußische Gesandte in Bern frohlockte: dießmal und hier hätten doch endlich alle Mächte gemeinschaftlich der Propaganda den Krieg erklärt und seien entschlossen, denselben siegreich auszukämpfen [2]). Beeiferte Glückwünsche Metternich's und Ancillon's liefen in den Tuilerien ein und die Gesandten in Bern erhielten Befehl, sich den Vorstellungen ihrer französischen Collegen anzuschließen. Die Tagsatzung aber übermachte dieselben einem Ausschuß zur Berichterstattung, dieser Ausschuß aber, gleich besorgt, den Zorn der fremden Mächte und den Unwillen der in der Schweiz versammelten Demokratie auf sich zu ziehen, suchte Zeit zu gewinnen, machte halbe Vorschläge, die man in Paris entschieden ablehnte. „Die Schweiz muß eine offene, wenn auch harte Sprache zu hören bekommen", schrieb Thiers. „Wenn sie we-

1) S. Depeschen Brignole-Sales' vom 16. August und Blonay's vom 30. Juli.

2) S. Rochow's Depeschen vom 19. Juli, 7. und 27. August.

der Rathschläge noch Forderungen anhören will, so mag sie sich als mit Frankreich überworfen (brouillée) betrachten, und ihr Widerstand wird eine sofortige hermetische Grenzsperre zur Folge haben." Das wirkte; um so mehr, als sich die Gesandten der deutschen Mächte sofort begeistert anschlossen. Zwar protestirte die Tagsatzung gegen die Drohungen Montebello's (Note vom 29. August); und forderte fast dessen Abberufung, aber erst nachdem sie thatsächlich nachgegeben hatte. Denn zwei Tage nach Ankunft der Thiers'schen Note unterbreitete der Ausschuß der Versammlung seinen Bericht, und nach wenigen aber äußerst erregten Sitzungen hatte diese das Conclusum (11. August) angenommen; freilich nur mit einer kleinen Mehrheit, welche indeß durch die nachträgliche Ratification der Cantone erhöht wurde. Doch verharrten die oppositionellen Cantone in ihrem Widerstande, unterstützt von der liberalen Meinung ganz Europa's, welche sich sehr entschieden auf ihre Seite stellte.

Schon den ganzen Sommer über währte die Aufregung in der Schweiz, geschürt von der französischen Oppositionspresse: Volksversammlungen folgten auf Volksversammlungen, Proteste auf Proteste; viele Schweizer selber ließen sich von ihren gefährlichen Gästen einreden, „ihre Unabhängigkeit sei bedroht, die eidgenössische Regierung, Vorort und Tagsatzung, wetteiferten in knechtischer Unterwürfigkeit gegen die fremden Machthaber"; man erinnerte an Sempach und Morgarten und versprach sich, die schweizerische Freiheit wie einst die Vorfahren hinter den Alpenwällen zu vertheidigen. Nicht Alles war Phrase in dieser nationalen Entrüstung. Das Extrem, zu welchem die fremden Mächte mit ihren Einmischungstheorien gegangen waren, mußte das entgegengesetzte Extrem hervorrufen. Hatten doch Preußen und Oesterreich das Recht der Schweiz ihre innere Verfassung zu ändern von Anfang an bestritten, ja thatsächlich beschränkt, wozu der Wortlaut der Wiener Verträge ihnen ein Recht geben mochte, was aber jedes gesunde Gefühl einer freiheitsstolzen Nation verletzen mußte. Selbst jetzt, nachdem die Tagsatzung sich unterworfen, suchte man die

Gereiztheit Montebello's, der für die nachgiebige, aber für seine Person keineswegs schmeichelhafte Note vom 29. August Genugthuung verlangte, zu benutzen, um die Verfassungsfrage wieder anzuregen, und der österreichische Gesandte Bombelles überreichte ein Memorandum, das die Wiederherstellung der Schweizer Verfassung wie sie vor 1832 bestand, forderte [1]). Als dann dieselben Mächte mit den gegründetsten Forderungen an die Eidgenossenschaft herankamen, so war die Stimmung derselben schon eine durch jene lästigen Zumuthungen so gereizte, daß sie zwischen billig und unbillig nicht mehr zu unterscheiden wußte, über dem Asylrecht, auf das sie mit Recht so stolz war, ihre Pflichten als neutraler Staat vergaß, Partei für die Unruhestörer ergriff, welche von diesem neutralen Boden aus ungestört den Umsturz aller befreundeten Regierungen planen zu dürfen vermeinten. Auch religiöse Differenzen spielten unliebsam in diese Verwicklungen hinein. Frankreich und Oesterreich hatten auf des Nuntius Verlangen entschiednen Protest gegen gewisse Maßregeln eingelegt, welche die Schweizerbehörden wider die katholischen Fanatiker des Jura ergriffen. Preußens scharfes Einreden, welches sich als Schutzmacht des Protestantismus jeder bewaffneten Intervention widersetzte, hatt die Vertreter der beiden katholischen Mächte nicht abgehalten, die Rücknahme jener Maßregeln zu erzwingen, was namentlich wegen Montebello's schroffem Auftreten bei der Sache viel böses Blut gesetzt hatte [2]). Diese heftige Stimmung, die sich vornehmlich gegen Frankreich wandte, weil es dießmal die Initiative ergriffen, ward noch genährt durch die ungeschickten Polizeikünste, mit denen der König der Franzosen die unbequeme aber offene Politik seines Ministers durchkreuzte.

Louis Philipp's Vertrauensmann, Graf Montalivet, jetzt Minister des Innern, sandte, ohne den Ministerpräsidenten und Minister des Aeußern davon in Kenntniß zu setzen, Poli-

1) S. Rochow's Depesche vom 4. September.

2) S. Ancillon's Erlaß vom 5. April und Rochow's Depeschen vom 5. und 11. Juni 1836.

zeispione nach der Schweiz und verlangte dann auf dem amtlichen und regelmäßigen Wege durch das auswärtige Amt und den französischen Gesandten in Bern vom Vororte, die Ausweisung dieser „Flüchtlinge". Indeß hatten die wirklichen Flüchtlinge bald die eigentliche Eigenschaft wenigstens Eines dieser Agenten entdeckt, denselben zum Geständniß gezwungen, ihn dann der schweizerischen Polizei signalisirt, welche sich seiner sofort bemächtigte. Der Vorort übergab die bei ihm gefundenen Schriftstücke, welche die Natur seiner Sendung auf's Unwiderleglichste darthaten, einem Ausschusse zur Berichterstattung in demselben Augenblicke, wo die Tagsatzung noch über das Conclusum berieth; die Sache verlautete bald und goß Oel auf die Flamme der Entrüstung, welche Frankreichs Forderungen und Montebello's Sprache angefacht hatten. Die Redner der sich unablässig folgenden Volksversammlungen wurden immer heftiger, die Presse überbot sich in herausfordernden Drohungen gegen Frankreich; überall bildeten sich Freischaaren; der französische Gesandte durfte sich nicht mehr in der Straße zeigen; ja er war kaum zu Hause seines Lebens sicher: bis in den Garten drangen die Kugeln der fanatischen Patrioten.

Die Lage der eidgenössischen Regierung war die schwierigste. Sie wandte sich an das auswärtige Amt in Paris, wo man in gutem Glauben jenen Agenten der Polizei, von dessen Mission man keine Ahnung hatte, als einen Betrüger verläugnete, worauf dann natürlich der Vorort die Untersuchung, anstatt sie zu unterschlagen, von Neuem angestrengt hatte; denn auch der Gesandte, der doch von Allem unterrichtet war, schwieg gegen den Schultheiß. So reichte dann der Untersuchungsausschuß seinen Bericht ein. Er war niederschmetternd für den Vertreter Frankreichs, und die Verfasser desselben begnügten sich nicht, die Thatsachen reden zu lassen, sie geißelten in derben Worten das ganze Vorgehen, das sie freilich, wenn auch in nicht sehr täuschenden Redeformen, dem Gesandten allein zuschrieben: selbst wenn man zugebe, daß die gewöhnlichen Begriffe von Ehre und Ehrlichkeit nicht für die Diplomatie und die Polizei gälten, so könne man doch nicht glauben, daß die Verbrechen

der Fälschung und des Betruges, welche die Welt zu verachten gewohnt, erlaubte Handlungen würden, sobald die Diplomatie, welche die hohe Sendung habe, die Völker einander zu nähern und mit einander zu verbinden, sie beginge. Die Ehre Frankreichs und seines Königs seien gleicher Weise bloßgestellt. „Frankreich und sein König verfertigen keine falschen Pässe, Frankreich und sein König begehen keine Verbrechen und sie haben Niemanden aufgetragen, sie in ihrem Namen zu begehen. . . . Sie müssen die Wahrheit erfahren. . . .“ Der Vorort solle den König der Franzosen und seine Regierung von dem wahren Stand der Dinge unterrichten, indem er ihnen die betreffenden Schriftstücke mittheile.

Als der Ausschuß der Tagsatzung diesen Vorschlag machte (9. September), war der Minister des Aeußern, hinter dessen Rücken die ganze Intrigue abgespielt worden war, schon nicht mehr am Ruder und sein Nachfolger, der nicht besser unterrichtete Graf Molé, wartete nicht ab, bis die zum Bundesbeschluß erhobenen Vorschläge des Ausschusses durch den Vorort ausgeführt wurden, sondern reichte sofort statt einer Vertheidigung eine Anklageschrift ein, worin er ungeschickter Weise zugab, Frankreich habe kein unmittelbares Interesse an der Ausweisung der Flüchtlinge gehabt und nur als Vermittler gehandelt, um der Schweiz eine Intervention der Mächte zu ersparen, worin er aber doch im Namen Frankreichs „von der verirrten und geknechteten Schweiz an die aufgeklärte und freie Schweiz Berufung einlegte“, „Genugthuung“ verlangte und erklärte: „Frankreich werde, ohne den Weltfrieden auf's Spiel zu setzen, zu zeigen wissen, daß es nie eine Beleidigung ungestraft lasse“. Als diese einem Abbruch der Beziehungen gleichkommende, vom Herzog von Montebello abgefaßte und am 27. September überreichte Note in's Publikum drang, kannte der Zorn der Schweizer keine Grenzen mehr; einmüthig erhoben sich Alle gegen eine Sprache, welche zur Drohung noch den Hohn füge. Die heftigsten Worte fielen im Staatsrathe des Vororts selber, wo ein Regierungsrath erklärte: „Herr Louis Philipp vergesse seinen Ursprung;

man werde wissen, ihm denselben in's Gedächtniß zu bringen" [1]). Auch England, das sich gerade jetzt in Spanien von Louis Philipp's persönlicher Politik bekämpft sah, mißbilligte das französische Auftreten [2]); allein England war fern und rieth zur Mäßigung. Die nahen Nordostmächte und das noch kürzlich so franzosenfeindliche Sardinien erklärten sich einmüthig für Frankreich, und nachdem sich die Aufregung der Nation einigermaßen gelegt, auch unter der Hand versöhnliche Zusicherungen des inzwischen vom wahren Stand der Dinge belehrten Molé aus Paris eingetroffen waren, erklärte die Tagsatzung (5. November): Alles sei ein Mißverständniß, die Schweiz habe nie daran gedacht, die freundschaftlichen Beziehungen mit Frankreich aufzugeben; die Mittheilung jener Schriftstücke sei ohne Hintergedanken und ohne beleidigende Absicht angeordnet, der Ausschußbericht aus Versehen beigefügt worden und sie hoffe, daß die alte Freundschaft ungetrübt aus diesem Conflicte hervorgehen werde. Obschon das dem Herzog von Montebello keineswegs hinreichend schien [3]), so begnügte sich das neue Ministerium, „das Ministerium der persönlichen Regierung", wie man es wohl nannte, doch mit dieser Antwort und stellte die Prohibitivmaßregeln wieder ein, die es gegen die Schweiz ergriffen hatte. König und Minister fühlten, daß sie zu weit gegangen, und bewerkstelligten zum großen Mißvergnügen Oesterreichs einen verspäteten Rückzug [4]); der Ruf Frankreichs aber als liberale Vormacht des constitutionellen Westens ging empfindlich geschädigt aus diesem verunglückten Feldzuge hervor.

Es brauchte Jahre, bis das erschütterte Vertrauen des eng-

1) S. Rochow's Depesche vom 1. Oktober.

2) Depesche Rochow's vom 5. November. Doch ließ Palmerston es nicht an gutem Rathe zur Mäßigung fehlen. S. Depesche Blonay's vom 30. Oktober.

3) S. Depesche Brignole-Sales vom 21. November.

4) S. Rochow's Depeschen vom 4., 19. und 31. Dezember und Blonay's vom 16. Mazzini und die beiden Ruffini verließen zugleich die Schweiz und verpflichteten sich schriftlich gegen Montebello, nicht zurückzukehren. S. Depesche Blonay's vom 31. Dezember 1836.

lischen Verbündeten wiederhergestellt, die jetzt zerrissenen Fäden, welche Westeuropa zusammenhielten, wieder angeknüpft werden konnten, auch dann nur für kurze Zeit; und im Jahre 1846 war es wiederum, wie im Jahre 1836, das dynastische Interesse des Königs und sein Wunsch, den legitimen Mächten zu gefallen, welche die mühsam hergestellte anglo-französische Allianz mit ihrer liberalen Clientel von Mittelstaaten untergruben und an denselben Punkten sprengten, wo jetzt die Mine losgebrochen: in Spanien und der Schweiz. Wohl hatte der König gezeigt, in Bern wie in Madrid, daß er sich von keinem Minister, so angesehen oder so volksthümlich er auch immer sein mochte, seine Handlungsweise vorschreiben lasse, daß er die Absicht und auch den Willen habe, selber die auswärtige Politik Frankreichs zu leiten und daß er die Absicht und den Willen habe, dieselbe im conservativen Sinne wie die innere Politik zu leiten. Die Zeiten Talleyrands und Casimir Periers waren vorüber.

Seit der letzte Vertreter der vorrevolutionären Politik Frankreichs mit Talleyrand vom Schauplatze abgetreten war, lebte kein Franzose mehr, der im Stande gewesen wäre, dem Könige in den Weg zu treten, sobald er die Sache und die Würde der Nation dem vermeintlichen Vortheile seiner Dynastie unterordnete. Und als der vierundachtzigjährige Staatsmann bald darauf (Mai 1838) in's Grab stieg — kaum betrauert von dem undankbaren Volke, in welchem der rohe und gewaltsame Geist der Demokratie immer mehr die Idee des Vaterlandes und seiner permanenten Interessen verdunkelte, um die Idee der Partei und ihrer augenblicklichen Interessen an ihre Stelle zu setzen, — war es schon jedem Klardenkenden offenbar, daß der königliche Lenker der auswärtigen Politik Frankreichs allerdings nicht die leidenschaftlich-erobernde Ueberlieferung Ludwig's XIV. und Napoleon's, aber auch nicht die besonnen-patriotische Ueberlieferung Richelieu's und Talleyrand's verfolgen, sondern eine schüchterne Hauspolitik einhalten werde, ohne Größe und Offenheit wie ohne Vortheil für das Land; denn das Haus Orleans war nicht Frankreich, wie's das Haus Bourbon gewesen war.

Auch der Nation selber gegenüber war um diese Zeit der

König endlich frei geworden. So stark auch die Stellung eines parlamentarischen Ministers noch scheinen mochte, die des Königs war stärker. In sechs Jahren geduldiger Klugheit und unablässiger geheimer Arbeit war es ihm gelungen, sie immer mehr zu befestigen, diejenige seiner einst so herrischen Rathgeber immer mehr zu schwächen, indem er sie klug gegeneinander zu gebrauchen und verbrauchen wußte. Das Frühjahr und der Sommer 1836 aber waren die entscheidenden Augenblicke, wo der König das so lange verfolgte Ziel endlich erreichte, und wo er aus dem offenen und geheimen Kampfe als Sieger hervorging. Ob im bleibenden Interesse Frankreichs, ob auch nur im wirklichen Interesse der Dynastie — sollte die Zukunft lehren. Für den Augenblick ließ das Gefühl der Befreiung vom drückenden Joche der englischen Freundschaft und der lästigeren Vormundschaft stolzer, strenger oder kecker Minister den Gedanken an die Zukunft nicht aufkommen.

Neuntes Kapitel.

Der König wird Herr im Hause.

(1836 und 1837.)

(Inhalt: Ermattende Thätigkeit der Umsturzpartei. Thiers' Fall. Louis Napoleon Bonaparte in Straßburg. Tod Karl's X. Ministerium Molé. Die Heirath des Thronfolgers.)

I.

Selten schien eine parlamentarische Regierung stärker als das Ministerium vom 22. Februar 1836, an dessen Spitze der thätige und kluge Staatsmann stand, der dem Herzoge von Orleans in den Julitagen 1830 mehr als irgend ein

Anderer den Weg zum Throne gebahnt hatte. Persönlich war Thiers der Nation angenehm. Jene „Heiterkeit des Geistes", welche Voltaire dem französischen Staatsmanne wünschte, weil „sie der Nation gefällt und alle Pflichten leichter macht" [1]), war ihm in vollstem Maße zu Theil geworden. Seine bezaubernde, wenn auch keineswegs unberechnete, Schlichtheit, sein begeisterter Glaube an die Ueberlieferungen der großen Revolution und des Kaiserreichs, sein lebhaftes Nationalgefühl machten ihn außerhalb des Palais Bourbon ebenso populär, als die hervorragenden Eigenschaften seines Geistes und seiner Beredsamkeit ihm Ansehen und Einfluß im Inneren der Versammlung erwarben.

Seine ersten Worte — hier wie im Luxembourg — mußten Diejenigen beruhigen, welche vielleicht seine allzugroße Beweglichkeit gefürchtet hätten. Laut bekannte er sich zu der „Politik des Widerstandes", die er seit fünf Jahren auf der Bank der Abgeordneten, wie der Minister, nicht aufgehört hatte zu vertheidigen: „Ich bin, was ich war, ein treuer und ergebener Freund der Julirevolution, aber auch überzeugt von der alten Wahrheit, daß man, um eine Revolution zu retten, sie vor ihren Ausschreitungen bewahren muß. So oft sich diese Ausschreitungen in der Presse oder im Mißbrauche unserer Einrichtungen gezeigt, habe ich geholfen, sie durch die Gewalt oder die Gesetzgebung zu unterdrücken . . . und wenn es nöthig wäre, würde ich mich von Neuem den Bemühungen anschließen, das Land vor der Unordnung zu bewahren, die es beinahe zu Grunde gerichtet hätte." Glücklicher Weise „scheinen sich die Unruhen, die unser schönes Vaterland heimgesucht, ihrem Ende zu nahen; bessere Tage stehen in Aussicht, und wir werden nicht unnöthiger Weise den Frieden durch Bilder des Krieges und Erinnerungen an den Krieg stören."

Es bedurfte dieser Versicherungen kaum. Der Ministerpräsident hatte durch die That gezeigt, daß er ein unerschrockener Vertheidiger der Ordnung war; und wer mit ihm persönlich

1) Voltaire, L'Ingénu, Ch. 19.

gearbeitet hatte, kannte den praktischen Sinn des lebhaften Mannes, dessen gehobenste Stimmung nie in Schwärmerei ausartete. Auch ließ er's nicht bei Worten bewenden, so lange es des Handelns bedurfte, und noch immer bedurfte es dessen. Denn so vollständig, als man es glaubte, war die Niederlage des gemeinsamen Feindes im vorigen Sommer und Herbst (1835) denn doch nicht gewesen. Noch lebten die Ueberbleibsel der republikanischen Partei und bekundeten den Rest ihres Lebens in nicht ungefährlichen Zuckungen, und schon rüstete sich ein neuer Feind, um die im Juli 1830 gegründete Ordnung der Dinge gewaltsam anzugreifen.

Die feindlich gesinnte Presse hatte bald Mittel und Wege gefunden, auch unter den Beschränkungen, welche ihr die Septembergesetze auferlegt, ihren Kampf gegen die bestehenden Gewalten fortzusetzen. Legitimistische wie republikanische Tagesblätter schufen sich in der That eine Sprache, die ihnen erlaubte, gegen Dynastie und Verfassung zu wühlen, ohne sich weder einem Mißverständnisse seitens der Leser, noch einer Verfolgung durch die Gerichte auszusetzen. Die Leser aber hatten abgenommen, oder waren des ewigen Nörgelns und Mäkelns, des systematischen Tadels aller und jeder Regierungshandlungen, des künstlich hinaufgeschraubten Tones der Leidenschaft endlich doch müde geworden. Dem unersättlichen Aufregungsbedürfnisse war ein ebenso dringendes Bedürfniß nach Ruhe gefolgt. Der Sinn für Geschmack, Maß, Feinheit, welcher so tief in der Nation liegt, konnte sich wieder geltend machen, weil die, welche ihn nie verloren hatten, wieder zum Worte, die, welche sich hatten übertäuben oder hinreißen lassen, allmählich wieder zur Besinnung kamen und sich vornehm abwandten von jener übertriebenen Sprech- und Denkweise, die dem ächt französischen Geiste so antipathisch sind. Das ministerielle „Journal des Débats", dem die Verbindung mit den maßgebenden Staatsmännern, die Genauigkeit seiner Informationen, der maßvolle Ton seiner Polemik, das Talent und die Bildung seiner Mitarbeiter — fast alle Akademiker und die ausgezeichnetsten Historiker, Kritiker und Philosophen

der Zeit schrieben in die Zeitung — großes Ansehen erworben hatte, und das mehr die Regierung patronisirte, als es sich von ihr patronisiren ließ, nahm wieder unbestritten den ersten Rang im hauptstädtischen Journalismus ein und die, ebenfalls der neuen Dynastie geneigte, „Revue des Deux Mondes" begann schon die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf sich zu ziehen, während die „Quotidienne", in welcher der junkerhafte Legitimismus seine Lanzen gegen den neuen Herrscher zu brechen pflegte, um jene Zeit eingehen mußte; die „Gazette de France", in der Abbé de Genoude's gewandte und nicht immer gewissenhafte Feder das alte Thema von Thron und Altar in demokratischen Wendungen variirte und für die Sache der Bourbons und des Katholizismus das allgemeine Stimmrecht anrief, hatte nach kurzer Popularität das Schicksal getheilt, das Lammenais' Eifer auf die Neukatholiken herabgerufen [1]). Die jakobinische „Tribune" hatte die Gefangennehmung und Flucht ihres Chefredacteurs, Armand Marrast, nicht lange überlebt, und die „Révolution" mußte ihr bald folgen. Der „Charivari" ward in seinem eigenen Interesse durch die Septembergesetze gezwungen, seinen Carricaturen den Charakter witziger Persiflage, statt grober Insulte aufzudrücken.

Auch der noch immer einflußreiche „National", in dem der vornehmere Republikanismus seinen Ausdruck fand, verlor um diese Zeit mit seinem Gründer und Leiter zugleich die Bedeutung, die ihm geblieben war. Armand Carrel fand in jenen Tagen das tragische Ende, das seinem Charakter und seiner Laufbahn so angemessen schien. Ein junger, unternehmender Schriftsteller, der sich durch die Ausdauer und die Rücksichtslosigkeit, mit der er sich vor den Gerichten den Namen seines illegitimen Vaters erzwungen, bekannt gemacht hatte, Emil de Girardin, ein erfindungsreicher Kopf und geborener Zeitungsschreiber, hatte es unternommen, den ganzen französischen Journalismus umzugestalten. Dieser beruhte bis jetzt finanziell auf den Abonnenten, und der hohe Preis machte ihn natürlich nur den

1) S. über diese ganze Bewegung weiter unter Buch II, Kap. I.

wohlhabenderen Ständen zugänglich. E. de Girardin machte den Versuch, die finanzielle Grundlage zu verrücken, indem er den Preis des Abonnements auf die Hälfte herabsetzte und die nöthigen Geldmittel aus den Anzeigen zu ziehen suchte. Ueberdieß widmete er den unteren Theil der Zeitung — das Feuilleton — der Unterhaltungsliteratur. So gewann er zugleich mit der größeren Zahl der Leser eine größere Freiheit für den politischen Theil der Zeitung. Die nach diesem Plane herausgegebene „Presse" brachte in der That die gewollte Umwälzung im französischen Zeitungswesen hervor; aber, wie jede große Umwälzung, war auch diese von heftigen Kämpfen begleitet. Der ideale Zug des französischen Geistes vereinigte sich mit dem Bedürfnisse des edlen Scheins, der ihm nicht minder eigenthümlich ist, um eine Reform zu bekämpfen, welche dem Journalismus seinen Charakter, oder seine Maske, des Apostelthums zu benehmen und aus ihm eine Industrie zu machen drohte. Weil das einzelne Blatt, die einzelne Unternehmung durch eine solche Reform den Charakter einer moralischen Persönlichkeit, einer Persönlichkeit von gewissen Gesinnungen und von Folgerichtigkeit in diesen Gesinnungen einbüßte, so meinte man auch, der einzelne Journalist müßte diesen Charakter einbüßen und die Presse so durch Verlust ihres moralischen Charakters auch ihren Einfluß verlieren. Niemand bekämpfte diese Reform lebhafter als der Redacteur des „National", Armand Carrel, wie denn gerade er mit seiner Zeitung die höchste Personification jener Auffassung des Journalismus war. Eine heftige Polemik hatte sich zwischen der „Presse" und dem „Bon Sens" entsponnen, Carrel nahm Partei für letzteren und es endete mit einem Zweikampfe, wie die meisten Federkriege des streitbaren Zeitungsschreibers. Girardin ward leicht, Carrel schwer verwundet und verschied am nächstfolgenden Tage (24. Juli). Für seinen Ruhm war dieß gewaltsame und frühe Ende ein Glück. Die Partei, der er sich angeschlossen, hatte ausgespielt. Er selbst gab sich keinerlei Täuschungen hin über den sittlichen und geistigen Werth seiner Parteigenossen; diese wiederum betrachteten den eleganten

Lebemann, der in seinen Gewohnheiten so aristokratisch war, als er sich in seinen Meinungen demokratisch zeigte, mit kaum verhaltenem Mißtrauen. Und doch verwehrte ihm die hohe und ritterliche Idee, die er von der politischen Gesinnungstreue hatte, sie aufzugeben und in ein anderes Lager überzugehen. Vielleicht auch fürchtete er, wie die meisten seiner Landsleute, das Urtheil der Nation, welche so sehr geneigt ist, Wandelung als Wechsel, gewonnene Einsicht als Abfall zu empfinden, weil ihr der Begriff der Entwicklung wenn nicht fremd so doch unzusagend ist. Sich ganz vom Schauplatze zurückzuziehen, konnte der noch junge, aufregungs- und beifallsbedürftige Mann nicht über sich bringen. Bedauerte er, nicht wie seine beiden Genossen bei der Gründung des „National", Thiers und Mignet, sich ganz, sei's dem Studium der Vergangenheit, sei's der Wirksamkeit innerhalb der gegebenen Ordnung gewidmet und statt dessen die unfruchtbare Thätigkeit eines Weltverbesserers gewählt zu haben, der die Verwirklichung seines Ideals erst von einer Zerstörung des Bestehenden abhängig macht? Fast scheint es so; jedenfalls suchte er so viel er konnte, jüngere Freunde vor dem Schritte zu warnen, den er gethan, als er in jene Partei eingetreten [1]).

Auch die geheimen Gesellschaften lebten noch fort, und sie waren gefährlicher als die Presse; denn sie wandten sich an verführbarere Schichten der Nation. Der Monstreprozeß hatte die Organisation der „Menschenrechte-Gesellschaft" bis in ihr geheimstes Räderwerk aufgedeckt und folglich gelähmt; aber schon im Sommer 1835 war eine neue Verbindung, die „Familiengesellschaft", an ihre Stelle getreten, gegründet und geleitet von den zwei, nächst Mazzini, gewiegtesten Verschwörern des Jahrhunderts, Barbès und Blanqui. Sie hatten schon

1) S. über A. Carrel's Skepticismus betreffs der republikanischen Partei und namentlich über diese seine Bemühungen, junge Leute vom Republikanismus abwendig zu machen, d'Alton Shée (Mémoires, P. III, Ch. 17; Revue moderne, Vol. XLVI passim und insbesondere p. 501), dem auch Victor Hugo ähnliche Erfahrungen mit Carrel erzählte; ebenda S. 504.

an allen früheren Verschwörungen und Aufständen Theil genommen, ihnen war hauptsächlich die Flucht der vornehmsten Aprilangeklagten (12. Juli 1835) zu danken; sie genossen eines großen Ansehens bei der Arbeiterbevölkerung, und sie verdienten es, wenn Ausdauer, Muth, Uneigennützigkeit in ihrer höchsten Potenz Ansehen verdienen. Sie hatten stets nur mißbilligend und ohne große Hoffnung die Anstrengungen der renommistischen Häupter der Partei angesehen, der Cavaignac, Bastide, Guinard, welche in Bürgerwehr-Uniform paradirten, laute Reden hielten, die Zeitungen mit ihren Namen und ihren Planen anfüllten: ihnen schien nur schweigendes Handeln manneswürdig und sicher. Ihre Gesellschaft hielt keine Versammlungen, machte keine Proclamationen, hatte keine Abzeichen. Je fünf Männer bildeten eine „Familie", deren Haupt allein ihre Namen kannte und mit den Vertretern des Centralausschusses verkehrte. Alle Befehle wurden mündlich übermacht, keine Plane mitgetheilt. Jeder war einfach angewiesen, seine Flinte und seine Patronen bereit zu halten und ja nicht vor dem anzusagenden Kampfestage loszubrechen. Ende 1835 war die Gesellschaft 1200 Mann stark. Zugleich bildeten sich die sogenannten „Revolutionslegionen", deren ausgesprochener Zweck nicht nur der „Königsmord", sondern auch die Vertilgung der Ausbeuter der „Volkssiege", d. h. der Parteichefs, waren. Doch wurde diese Gesellschaft, welche es auf 25,000 Mann zu bringen hoffte, von der Polizei im Entstehen erstickt [1]).

Noch gefährlicher war die militärische Verschwörung der „Volksrechts-Gesellschaft", welche um dieselbe Zeit (Januar 1836) entdeckt wurde. Sie bestand ausschließlich aus Soldaten, meist dem in Tours garnisonirenden 14. Linienregimente angehörig. Ihr Chef, ein Unteroffizier, Namens Pesquy, und fünfzig seiner Mitverschworenen wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, das die Rädelsführer verurtheilte, die übrigen nach Afrika schickte. Bald darauf, im März, wurden an verschiedenen Stellen der Hauptstadt geheime Pulver- und

1) S. Gisquet a. a. O. VI, 3.

Patronenfabriken entdeckt. Die Verbindung der dabei beschäftigten Arbeiter mit der „Familiengesellschaft" führte zur Verhaftung Blanqui's und Barbès' und zur Beschlagnahme äußerst compromittirender Papiere, darunter eines Aufrufes von Barbès' eigner Hand, bestimmt, wenn Fieschi's Anschlag gelungen wäre, das „Volk" zu den Waffen zu rufen [1]): „Bürger, der Tyrann ist todt; vertilgen wir jetzt die Tyrannei! ... kein Mitleid; entblöße deine Arme, o Volk, und tauche sie bis an die Schultern in die Eingeweide deiner Henker!" Es war Zeit gewesen, sich der Führer der Gesellschaft zu bemächtigen; denn diese hatten schon eine Anzahl Militärs der Pariser Garnison, darunter einen Major, mehrere Lieutenants und etwa 30 Unteroffiziere, zu gewinnen gewußt, welche an einem gegebenen Tage in aller Frühe sich der Offiziere bemächtigen und die Regimenter gegen die Tuilerien führen sollten, unter Anschluß aller Arbeiter der Gesellschaft. Durch die Verhaftung Barbès' und Blanqui's war man der Sache auf die Spur gekommen. Um jedoch keine Zweifel an der Zuverlässigkeit des Heeres aufkommen zu lassen, ward die Untersuchung dießmal niedergeschlagen; und die compromittirten Offiziere und Unteroffiziere nach Afrika gesandt.

Nicht immer war die Polizei so glücklich oder so geschickt, den Anschlägen der Verschwörer zuvorzukommen. Am Abend des 25. Juni fuhr der König, wie gewöhnlich im Sommer, begleitet von der Gemahlin und Schwester, nach dem Landaufenthalte in Neuilly zurück, als fast unter dem Thorwege der Tuilerien ein Schuß auf ihn aus nächster Nähe gefeuert ward. Der Wagen füllte sich mit dem Rauch, und der Pfropf der Stockflinte blieb in den Haaren des Königs stecken, der indeß unverletzt war, wie seine Angehörigen. Der Thäter ließ sich ohne Widerstand festnehmen; man fand einen Dolch bei ihm, mit dem er sich selbst nach vollbrachter That hatte

1) S. Revue rétrospective, p. 3, wonach Pepin am 28. Juli früh Blanqui — denn er ist zweifelsohne der Autor der da abgedruckten „Erklärungen" —, dieser Barbès von dem Bevorstehenden benachrichtigt haben sollte.

entleiben wollen. Sein Name war Alibaud. Er war noch nicht 26 Jahre alt. Aus Guizots Vaterstadt, Nimes, gebürtig, war er erst Schreiber, dann Schiffsjunge und endlich Soldat gewesen. Nach der Julirevolution war er nach Spanien gegangen, um „gegen die Monarchie" zu dienen. Seitdem war er Buchhalter bei einem Weinhändler.

Auf die Frage, was ihn zu der That getrieben, gestand er: „Ich habe den König tödten wollen, weil er der Feind des Volkes ist ... Ich bedauere nur, daß es mir mißlungen, denn er regiert anstatt zu herrschen." Die Uebersetzung seines geflügelten Wortes mußte dem Ministerpräsidenten einen sonderbaren Eindruck machen. Vor dem Pairshof, vor dem er vierzehn Tage nach dem Verbrechen erschien, las Alibaud eine Vertheidigungsrede, worin er das Beispiel Brutus' anrief und erklärte, „der Königsmord sei das Recht des Menschen, der nur durch seine Hände Gerechtigkeit erlangen kann". Nichts konnte ihn dazu bringen, ein Gnadengesuch einzureichen, und am 11. Juli bestieg der Unglückliche das Schaffot. „Ich sterbe für die Freiheit, für das Menschenwohl, für die Ausrottung der niederträchtigen Monarchie." Wohl mochte man sagen, daß „die Gewaltsamkeit der Handlungen außer Vergleich stehe mit der Stärke der Ueberzeugungen". Alibaud scheint keine Mitschuldigen gehabt zu haben; allein die republikanische Presse pries den neuen Märtyrer, der in der That eine ruhige Würde gezeigt hatte, die einer besseren Sache werth gewesen, und selbst die Zeitung Armand Carrel's, der „National", stand nicht an, den Muth und den Glaubenseifer „des jungen Opfers" zu rühmen, das der Welt bewiesen hatte, daß die ergraute Generation der Morey im heranwachsenden Geschlechte eine würdige Nachfolge gefunden. Nicht als ob Armand Carrel selber den Königsmord gebilligt, die beschränkten und verblendeten Thäter solcher Thaten bewundert hätte; aber das Interesse und die Ehre der „Partei" erforderte diesen, den letzten Tribut, den er dem politischen Sektengeiste zahlen sollte.

Unterdessen hatten sich die Geheimbündler durch diesen

Mißerfolg nicht abschrecken lassen, und planten schon wieder für den Jahrestag der Julirevolution, an dem dießmal der große Triumphbogen der Champs Elysées eingeweiht werden sollte, ein neues Attentat. Eine Abtheilung des um das neue Denkmal aufgerichteten Bretteramphitheaters war den Veteranen des Kaiserreiches angewiesen. Die Verschworenen hatten die Einlaßkarten nachzuahmen gewußt und 300 der Entschlossensten ausgewählt, welche mit verborgenen Waffen sich so Einlaß verschaffen und auf ein gegebenes Zeichen auf die königliche Tribüne stürzen sollten. Auch in die Nationalgarde sollten sich Verschworene eingeschlichen haben. Soweit die Polizeiberichte, welche dem Ministerium zukamen. Die Verantwortlichkeit der Minister war groß. Sollten sie dem König erlauben, sich der Gefahr auszusetzen? sollten sie der Welt zu wissen thun, daß der König der Franzosen sich nicht mehr ungestraft in der Mitte seiner Bürgerwehr, d. h. der Nation in Waffen, zeigen könne? Thiers und Montalivet meinten, der König müsse die Gefahr verachten, die sie selber zu theilen entschlossen waren, indem sie nicht von seiner Seite wichen. ... Der König jedoch, an dessen Muth Niemand zweifeln kann, der aber gerne jedes Blutvergießen vermied, soweit es von ihm abhing, wohl auch dem Drängen seiner Frauen nachgab, erklärte auf's Bestimmteste, er würde nicht erscheinen. Der Eindruck wäre ein unberechenbarer gewesen, wenn dieser Entschluß bekannt geworden: die Minister nahmen kurz entschlossen die Sache auf sich: sie erklärten, die Regierung habe sich der Theilnahme des Königs widersetzt, und dieser habe als constitutioneller Monarch gehandelt, indem er sich ihrem Willen unterworfen [1]). Die so

1) Wir folgen hier Nouvion's Bericht (a. a. O. IV, 49 u. 50), der von allen andern abweicht, aber zu bestimmt und kategorisch ist, um erfunden zu sein. Nouvion, der sonst immer den König gegen alle Anschuldigungen in Schutz nimmt, mochte dießmal wohl einen Gewährsmann hinter sich haben, um die Richtigkeit seiner Angaben auch gegen den Brief d'Argout's an Dupin vom 23. Juli (s. dessen Mémoires III, 217) aufrecht zu halten. Nach diesem Briefe des Justizministers „hätte der König heftigen Widerstand geleistet; aber die Ueberzeugung der Minister sei tief und ein-

vereitelten Pläne wurden zwar noch einmal (am 4. September) aufgenommen; aber das Complot scheiterte an der Wachsamkeit der Polizei, welche schon am 1. September eilf Patronenfabrikanten aufhob und ihre Munitionen confiszirte. So ihrer Waffen wie ihrer Führer beraubt, nahe überwacht von der Polizei, stellte die „Familiengesellschaft" endlich ihr unheimliches Wirken ein, freilich um bald wieder als „Gesellschaft der Jahreszeiten" neu zu erstehen.

Der König aber mußte fortan thatsächlich auf seine Freiheit verzichten. Er durfte keiner öffentlichen Feierlichkeit mehr beiwohnen, nur unter bewaffneter Begleitung und im eisenbeschlagenen Wagen ausfahren; selbst auf dem Lande war ihm nicht erlaubt, ohne Ueberwachung im Garten spazieren zu gehen; jede Nacht wurden zwei Ronden in allen Winkeln des Parkes gemacht; die Adjutanten schliefen im anstoßenden Zimmer [1]).

Denn noch hatte sich die Geisteskrankheit, deren Ausgeburten alle jene Mordversuche gewesen, nicht ganz ausgetobt; noch fünf solcher Attentate sollte der vielgehaßte und vielbedrohte König erleben. Auch der Aufstand sollte noch einmal die Hauptstadt heimsuchen, aber es waren doch nur vereinzelte Versuche, die mehr Abscheu als Furcht erregten. Die Jugend, die Schwärmer, die Patrioten standen nicht mehr hinter den Aufrührern von Handwerk. Die Zeit der Complotte und des Bürgerkrieges war vorüber. Die aufgeregten Wellen hatten sich endlich gelegt; immer stiller ward's; und alles politische Leben schien sich in die rednerische Turnhalle des Palais Bourbon und in die königlichen Gemächer der Tuilerien zurückgezogen zu haben, während sich schon, wenig begriffen und wenig beachtet, eine kleine Wolke am Horizonte zeigte, welche

stimmig gewesen und habe den Sieg davon getragen". Nach Nouvion hätte d'Argout diese ganze Lüge erfunden, gerade weil er auf des Kammerpräsidenten Verschwiegenheit nicht zählen konnte und ihn doch benachrichtigen mußte.

1) S. Depesche Brignole's vom 6. September (A. T.), der alle die Einzelheiten von einem Adjutanten des Königs erfahren hatte.

langsam anwachsend sich einst über das ganze Land zu lagern bestimmt war.

II.

So ging der Sommer 1836 unter den günstigsten Umständen und Aussichten für das Julikönigthum zu Ende. Die feindlichen Parteien, welche seit seiner Geburt offenen oder geheimen Krieg gegen es führten, waren für lange, schienen für immer besiegt, ihre Führer todt oder verbraucht, den begangenen Fehlern mehr noch als dem Mißerfolge erlegen. Die Juliregierung war endlich Herr im Hause. Der König aber wollte Herr sein in der Regierung. Seine unbequemsten Gönner und seine unabhängigsten Freunde hatte der Tod hinweggerafft, oder sie hatten sich selbst überlebt, wie jene feindlichen Parteihäupter [1]). Anderer lästiger Vormünder hatte er sich stillschweigend zu entledigen gewußt; nun galt's auch, den kecken Erfinder des leidigen Wortes: „Der König herrscht, er regiert nicht", loszuwerden, der fast noch unbequemer zu werden drohte, als die unbequemen Doctrinäre, deren Nachfolge er angetreten; und Louis Philipp war kein ungeschickter Spieler. Das Jahr 1836 war noch nicht zu Ende gegangen, als der König, der nun seit mehr als sechs Jahren herrschte, endlich mit Wahrheit sagen durfte, daß er auch regierte.

Allerdings war es nicht leicht, dem beliebten Ministerpräsidenten auf dem parlamentarischen Felde beizukommen, selbst die Doctrinäre und ihre Freunde hatten ihm im Voraus ihre Unterstützung zugesagt: das linke Centrum sah in ihm so recht seinen eigenen Mann; die Mittelpartei hatte durch den Eintritt dreier ihrer Mitglieder in sein Cabinet gemeinschaftliche Sache mit ihm gemacht. Die Linke setzte wohl ihre

1) Gestorben waren der Herzog von Reichstädt, A. Carrel, Lafayette, Perier; ausgespielt hatten freiwillig oder unfreiwillig die Herzogin von Berry, G. Cavaignac, Laffitte, Broglie und Talleyrand; Karl X. starb noch vor Jahresschluß und Louis Napoleon Bonaparte schien gegen Ende des Jahres beseitigt; auch Baron Louis starb Anfangs 1837.

Opposition fort, aber ohne Gehässigkeit, fast ohne rechte Ueberzeugung: sie fühlte unklar, daß alles Erreichbare, das sie in ihr Programm geschrieben, von dem „kleinen Bourgeois", wie sich der erste Minister gerne mit dem Stolz des Emporkömmlings nannte, schon gethan werden würde. Nie hatte seit 1830 ein Ministerium so beträchtliche Mehrheiten aufzuweisen, als das Ministerium vom 22. Februar. Schon einen Monat nachdem es die Geschäfte übernommen, kam die heikle Frage der geheimen Gelder zur Sprache, in der bis jetzt die Regierungen nur mit Mühe das Terrain hatten vertheidigen können. Thiers brachte die Vorlage spielend mit 251 gegen 99 Stimmen durch. Auch die Doctrinäre machten eben jetzt, ihren ausdrücklichen Zusagen entgegen, einen kleinen Sturmlauf, indem sie des neuen Ministers Lieblingsentwurf, die Vollendung der Pariser Denkmäler, angriffen: er ward mit 156 Stimmen zurückgeschlagen (16. März). Thiers wurde ohne Weiteres die Vertagung jener Rentenconversion bewilligt, welche man dem Ministerium verweigert hatte, so lange der Herzog von Broglie ihm vorstand. Alle von ihm eingebrachten unpolitischen Gesetzesentwürfe wurden ohne Anstand genehmigt. Es war offenbar: auf's Haus konnte man nicht zählen, wenn man sich des unbequemen Ministers entledigen wollte, der bei aller äußeren Ehrerbietung für den Monarchen doch schaltete und waltete, als ob keine Hand über ihm sei. So wartete man die parlamentarischen Ferien und die erste gute Gelegenheit ab, um die Rechte der Krone zu betonen und zu gebrauchen.

Kein Zweifel, Thiers nahm die Fiction eines constitutionellen Königs zu buchstäblich. Er vermeinte, indem er die volle Verantwortlichkeit seiner Handlungen übernahm, auch die volle Freiheit derselben fordern, dem Träger der Krone jeden Einfluß auf dieselben verweigern zu dürfen. Wäre dieß einem schwachen und unerfahrenen Fürsten gegenüber kaum möglich gewesen, wie viel weniger einem Könige gegenüber, der sich für den ersten Staatsmann seiner Zeit hielt, eine reiche Erfahrung, große Talente und eine unbezähmbare Lust hatte, beide zu gebrauchen, wie einst Wilhelm III. sie trotz Minister

und Parlament zu gebrauchen gewußt hatte. Und Louis Philipp war Mann dazu, was er nicht offen thun konnte, mit weit mehr Gefahr für den verantwortlichen Minister, im Geheimen zu thun. Das Spiel, das er im März 1831 zusammen mit Sebastiani gegen Laffitte gespielt, begann von Neuem unter Mithülfe Montalivet's, den er in's Cabinet einzuführen gewußt, gegen Thiers; es begann aber in weit bedenklicherem Grade, und Thiers war kein Laffitte [1]).

Man erinnert sich, wie Louis Philipp, während der Minister in den heikelsten Verhandlungen mit der Schweiz war, auf eigene Faust, nur von seinem Minister des Innern, Graf Montalivet, und dem Polizeipräfekten Gisquet unterstützt, die Dinge in der Schweiz zu beeinflussen suchte; wie er seine Polizeispione mit falschen Pässen unter die dort weilenden Flüchtlinge sandte, ohne seinem Minister des Aeußern etwas davon mitzutheilen; wie dieser in die schiefste Lage gegenüber der eidgenössischen Regierung gerieth, als einer jener Spione, dessen Ausweisung als eines Mitschuldigen Fieschi's er noch eben gefordert hatte, verhaftet und seiner geheimen Thätigkeit überwiesen worden war, während er, der Chef der französischen Regierung, ihn noch als einen Betrüger verläugnete. Wenn auch der ergebene Montalivet Alles auf sich nahm, Thiers wußte, das Land zweifelte nicht, wer Montalivet's Arm geführt hatte [2]).

Dazu kamen wieder wie im verflossenen Sommer die spanischen Angelegenheiten, in denen die Politik des Königs sich offen von der seines Ministers trennte, ja ihr fast schnurstracks zuwiderlief; aber der Minister hatte nicht mehr das Portefeuille des Innern, er leitete die äußern Angelegenheiten; er war nicht mehr einfaches Cabinetsmitglied, er war Minister-

1) Alle auswärtigen Gesandten constatiren dieß, s. u. A. Depeschen de Sales' vom 7. April, 30. Juni, Brignole's vom 24. Juli („Lui seul [L. Philippe] dirige la politique. Au fond Thiers voudrait toujours intervenir. Le Roi seul y est absolument opposé et sa volonté fait loi"), und vom 27. August.

2) Ueber diese Schweizer Angelegenheit, wie über die spanische, siehe das Nähere weiter oben Kapitel VIII, 5.

präsident, und es war nicht wahrscheinlich, daß er dießmal so leicht nachgeben und die Verantwortlichkeit für eine Politik übernehmen würde, die er nicht billigte. Man hat gesehen, daß die englische Regierung schon im März, kurz nachdem Thiers die Leitung der Geschäfte übernommen, ihre Absicht erklärt, den Verpflichtungen der Quadrupelallianz nachkommend, der Königin-Regentin thatsächlich beizustehen, und die französische Regierung aufgefordert hatte, dasselbe zu thun. Der Minister, der gerade damals ein besonderes Interesse hatte, der Wiener Hofburg zu beweisen, daß Frankreich nicht länger von London aus seine Verhaltungsbefehle erwartete und in der That selber den Augenblick des Eingreifens wählen wollte, sah keine wesentliche Veränderung in der Lage Spaniens, seit sein Vorgänger im äußeren Amt und im Vorsitz des Conseils, dem Könige nachgebend, seine Mitwirkung verweigert, und hielt sich durch dessen Worte gebunden: er gab eine abschlägige Antwort. Im Laufe des Sommers aber hatten sich die spanischen Verhältnisse bedenklich verschlimmert, in Wien war die Bewerbung des Thronfolgers um die Hand einer Erzherzogin zurückgewiesen worden, und Thiers glaubte den Augenblick gekommen, den legitimistischen Höfen zu zeigen, daß man mit dem „liberalen Westen" zu zählen habe, und zwar indem derselbe der Regentin-Königin bei der Unterdrückung des carlistischen Aufstandes unter die Arme griff. Der König war andrer Meinung: er hielt am Nichtinterventionsgrundsatze fest; er fürchtete, ein Einschreiten Frankreichs würde ihn in unabsehbare und unentwirrbare Schwierigkeiten ziehen, ihm Preußen, auf das er gerade jetzt alle seine Hoffnung setzte, entfremden, überdieß die Ordnung nur ganz vorübergehend in jenem classischen Lande des Bürgerkrieges wiederherstellen, der sofort hinterm Rücken des letzten französischen Soldaten wieder ausbrechen werde. Den Verpflichtungen des Quadrupelallianz-Vertrages sei Frankreich aber schon hinreichend durch seine mittelbaren Unterstützungen nachgekommen. Höchstens wolle er zugeben, diese indirekte Hilfe — man hatte der spanischen Regierung Waffen und Munition zukommen lassen und die Fremdenlegion zu ihrer Verfügung

gestellt — zu verstärken. Marie Christine und ihr Minister Isturitz waren indeß keineswegs gewillt sich dabei zu begnügen und forderten dringender als je die Hilfe eines französischen Armeecorps. Louis Philipp seinerseits meinte, es sei schon zu viel geschehen, klagte im Ministerrathe selber, man habe die Ausmachungen überschritten; Marschall Maison, der Kriegsminister, compromittire sich zu sehr; Thiers selber sei weiter gegangen, als er versprochen zu gehen. Und diese Mißhelligkeiten, Auseinandersetzungen, Beschwerden, Vertheidigungen wiederholten sich täglich. Der König allein, nur unterstützt von seinem treuen Montalivet, hielt dem ganzen einstimmigen Ministerrathe Stand. Ja er ging so weit, trotz Thiers' Einspruch, die Proclamation General Lebeau's, welcher erklärt hatte, vom Könige an die Spitze der Fremdenlegion berufen worden zu sein, im Amtsblatte Lügen strafen zu lassen.

Da kam die Nachricht von der Militärrevolution vom 12. August nach Paris, und Thiers verstand sich zu Suspensivbefehlen an die Grenz-Commandanten, aber zu nicht mehr. Der König jedoch, der den trefflichen Vorwand nicht unbenutzt aus der Hand lassen wollte, bestand auf vollständiger und definitiver Auflösung der Werbebüreaux: er wolle nicht den Verdacht auf sich laden, eine revolutionäre Regierung zu beschützen, und müsse nun die Auflösung der Grenzarmee, wie die Einstellungen der Anwerbungen für die Fremdenlegion verlangen. Das Cabinet weigerte sich entschieden, diesem Wunsche des Königs zu willfahren. „Der tiefe Zwiespalt (dissentiment) zwischen dem König und mir tritt bei jeder Einzelheit zu Tage", klagte der Ministerpräsident. „Gewiß könnten wir uns über diesen besonderen Umstand noch einigen, aber der Zwiespalt im Wesen würde sich in zwei oder drei Wochen wieder zeigen: besser wir erklären uns noch heute bündig." [1])

1) Aus Montalivet's Brief an Dupin vom 28. August. S. Dupin (a. a. O. III, 227). Vgl. ebenda die Briefe Louis Philipp's vom 1. September und des Handelsministers vom 31. August.

Und rasch entschlossen zum König gewandt rief er: „Zerbrechen wir das Eis, der König will die Intervention nicht; wir wollen sie; ich ziehe mich zurück." Mehr wollte man nicht. „Meine Herren", antwortete der König, indem er seinen Minister beim Worte nahm, „so ist 's denn ausgemacht: das Cabinet ist aufgelöst. Nur bitte ich nicht davon zu reden, und an Ihrer Stelle zu verbleiben, während ich mich nach Nachfolgern umsehe." [1]) „Der König Louis Philipp hat bewiesen, daß er nicht nur zu herrschen, sondern auch zu regieren weiß und gewillt ist", jubelte man in Berlin und Wien; und die Bewunderung war um so größer, als Thiers „nicht durch die Kammer, sondern durch den König allein" gestürzt worden war [2]).

Das Recht des Königs war unzweifelhaft. War es im wohlverstandenen Interesse der Krone und der Dynastie, dieß Recht in seinem ganzen Umfange geltend zu machen? Die Folge sollte es lehren. Jetzt galt es, rasch den Augenblick zu benutzen. Die Kammern waren nicht versammelt. Der König war frei, seine Räthe nach eignem Ermessen zu wählen, ohne die Bezeichnung derselben durch ein Votum des Parlamentes

1) S. Guizot a. a. O. IV, 165 und 166. S. auch über die ganze Angelegenheit des Sturzes Thiers' und der Bildung des Ministeriums Molé die ausführliche Depesche des sardinischen Botschafters, Marquis Brignole, vom 27. August und die ebenso ausführliche Depesche vom 6. September. Dieser, kein Freund Thiers', „dessen Sprache, Manieren und Handlungen seinen Ursprung keineswegs verläugneten" — eine allgemeine und nicht ganz unberechtigte Klage der vornehmen Staatsmänner der Zeit über den emporgekommenen Journalisten —, Marquis Brignole kann doch nicht genug den Takt loben, mit dem Thiers in einer Privatunterhaltung mit ihm, zwei Tage nach seiner Entlassung, vom Könige sprach: „il me parla avec beaucoup de respect du Roi et avec une grande apparence de dévouement à son service".

2) S. Ancillon's Erlaß vom 12. September. Louis Philipp selbst sagte zu Werther die bedeutungsvollen Worte: „Priez le Roi de prendre en considération en me jugeant les difficultés de ma position. ... Ainsi j'ai dû prendre pour six mois M. Thiers pour montrer à la France ce qu'il vaut. Il me faut infiniment de patience et de persistance pour conduire ma barque."

abzuwarten. Hatte er einmal ein Ministerium, so würde die Kammer es später auch schon anerkennen, vorausgesetzt die Männer, die es bildeten, gehörten nicht zu ausschließlich einer Gruppe an.

Wie's zu erwarten war, wandte sich der König nicht an Broglie, den die parlamentarische Lage als Nachfolger Thiers' bezeichnet hätte und der, wenn schon entschlossen, nicht wieder die Leitung der Geschäfte zu übernehmen, sich demungeachtet durch diese Uebergehung tief verletzt fühlte, sondern sofort an den Mann nach seinem Herzen, an Molé. Ein Ministerium Molé, oder gar ein Ministerium Molé-Montalivet wäre die Verwirklichung seiner kühnsten Wünsche gewesen: denn mit einem solchen allein war er unbestrittener und unbeschränkter Herrscher im Cabinet. Allein weder Molé noch Montalivet waren Redner; der erste besaß einen großen Einfluß, aber er dankte ihn persönlichen und gesellschaftlichen Eigenschaften mehr als parlamentarischen; der zweite war unbeliebt, beargwöhnt, hatte durch jugendlichen Diensteifer und jugendliche Rücksichtslosigkeit vielfach verletzt, hatte sich gerade jetzt durch seine ungeschickte Intrigue in der Schweiz unmöglich gemacht [1]). Beide gehörten dem Oberhause an, es bedurfte eines Mannes, der Freunde im Unterhause hatte, und es bedurfte einer beredten Stimme, um dem Sturme zu begegnen, der bei Wiedereröffnung der Kammer nicht ausbleiben konnte. So verzichtete der König für den Augenblick auf die Gegenwart „seines Busenfreundes und geheimsten Vertrauten" [2]), wenn nur der gefügige und nicht unbeliebte Molé den Vorsitz übernehmen wolle. Guizot ließ sich bereit finden, das neue Cabinet mit dem Gewichte seiner Beredsamkeit und seiner persönlichen Beziehungen im Unterhause zu stützen, wenn man ihm erlaubte, Duchatel und Persil mit einzuführen — die Schatten des beredten und zähen

1) Guizot namentlich hatte gegen Montalivet protestirt und der König meinte von diesem Protest: „Il était dirigé autant contre moi que contre Montalivet; et cependant j'ai dû m'y prêter." S. Depesche Werther's vom 12. September.

2) Worte Marquis Brignole's in der oben angeführten Depesche.

Unterrichtsministers. Das Innere ward einem bewährten Civilbeamten übertragen, der bis jetzt Unterstaatssekretär gewesen, demselben Grafen Gasparin, der dem zweiten Lyoner Aufstand (April 1834) so entschieden begegnet war. Der gewandte, aber allzu dienstfertige und oft compromittirende Gisquet, der seine Agenten in der Schweiz so übel gewählt hatte und in Geldsachen nicht fleckenlos war, mußte nach fünfjähriger, bewegter Thätigkeit die Polizeipräfektur räumen. Sein wichtiger Platz wurde G. Delessert, einem Manne von Vermögen, gesellschaftlicher Stellung, persönlicher Würde übertragen, dem geraden Gegentheil des beweglichen und aggressiven Vorgängers. Am 6. September erschien die Liste des neuen Ministeriums in der Amtszeitung.

Es war Ferienzeit, und man hatte für den Augenblick Nichts zu fürchten. Um so besorgter war man vor dem Wiederzusammentritt der Kammern. Die Lage der Regierung schien „kritischer, als sie seit 1830 gewesen. Der Ausgang des bevorstehenden parlamentarischen Kampfes mußte über die Zukunft Frankreichs entscheiden", meinte Freiherr v. Werther [1]). Wenn selbst fremde Zuschauer die Sachen so ernst ansahen, wie sollten der König und seine neuen Minister es nicht als ein Glück betrachten, daß sich der Horizont plötzlich zu umziehen begann und das Wetterleuchten in Afrika und in Straßburg die Aufmerksamkeit von den Umständen ablenkte, welche den Sturz Thiers' begleitet und herbeigeführt hatten?

III.

Keine Sache war volksthümlicher, als die des Kaiserreiches unter der Restauration und der Juliregierung. Die Republik war das abstrakte Ideal weniger Litteraten und Verschwörer vom Handwerk, die keine Wurzeln in der Nation hatten; die Legitimität war, nachdem sie aufgehört hatte eine Thatsache zu sein, die, von Außen herangebracht, mit Resignation angenommen

1) S. dessen Depesche vom 27. September 1836.

worden war, nur noch die Ehrensache eines Adels, der sich der Nation entfremdet hatte; der Orleanismus war die Intrigue einiger Politiker gewesen, die es verstanden, diese ihre Lösung der Nation im rechten Augenblicke, wo die höchste Stelle unbesetzt schien, anzubieten und aufzureden: das Kaiserthum war die Sache Frankreichs selber.

Es ist schwer, heutzutage sich von der Tiefe und Allgemeinheit dieses Nationalcultus einen Begriff zu machen [1]). Allabendlich boten Theater und Panorama dem nie ermüdeten, schaulustigen Volke Auftritte aus dem Heldenleben des „kleinen Corporals". Lithographien und Kupferstiche brachten in hundertfacher Zusammensetzung die Gestalten des großen Nationalepos; ja selbst die angesehensten Künstler wählten mit Vorliebe die Gegenstände ihrer Gemälde aus jener glorreichen Zeit; und der gefeiertste Dichter des Geschlechtes besang den kaiserlichen Ruhm in Liedern, deren Refrain in allen Winkeln des Landes wiederklang:

„On parlera de sa gloire
Sous le chaume bien longtemps;
L'humble toit dans cinquante ans
Ne connaîtra pas d'autre histoire."

In der Presse, auf der Tribüne wird ohne Unterlaß der große Kaiser angerufen, nicht nur als unerreichter Feldherr und edelster Patriot, sondern auch als Gesetzgeber und Staatsmann, von dessen Weisheit keine Berufung mehr ist. Die neue Regierung selber glaubt nicht besser um die Volksgunst buhlen zu können, als indem sie das Andenken des National-

1) Wer keine französischen Bücher jener Zeit zur Hand hat, der öffene die Pariser Briefe Börne's, dessen Geist freilich zu sehr in den Schranken der Partei liegt, um das Schauspiel, das er schildert, auch zu begreifen, oder die Correspondenz H. Heine's, der mit des Dichters Seherblick sofort die ganze Bedeutung der Thatsache und ihre Zukunft erschaut. S. namentlich die bedeutsamen und ausgedehnten Stellen in den „Französischen Zuständen" (Sämmtl. Werke V, 32. 67. 152), in den Briefen vom 19. Januar, 25. März und 20. August 1832. Bei Börne s. u. A. im ersten Theile die Briefe vom 19. Oktober, 8. Dezember 1830 und 13. Januar 1831.

helden verherrlicht, seinen Veteranen schmeichelt, die großen Namen seiner Umgebung an sich zieht, ihm selber riesenhafte Triumphbogen errichtet, die sie mit den Bildern seiner Thaten schmückt, Plätze, Straßen und Brücken nach seinen Siegen benennt, sein Standbild auf der Ruhmessäule wieder aufrichtet, endlich auch seine Asche aus der fernen Insel, die sein Grab gewesen, zurückführt unter den Invalidendom Ludwig's XIV. Die regierungsfeindlichen Parteien aber, vornehmlich die Republikaner, bedienten sich des napoleonischen Namens als der wirksamsten Kriegswaffe gegen die neue Herrschaft, in der sie, trotz aller jener bonapartistischen Kundgebungen, sich steiften, die Verneinung der napoleonischen Ueberlieferung zu sehen. Wäre der Imperialismus eine Partei gewesen, statt einer Nationalreligion, so wäre unzweifelhaft das Kaiserreich schon im Juli 1830 unter dem Jubel des Landes wiederhergestellt worden; aber er war keine Partei.

„Sagen Sie dem Prinzen", ließ General Excelmans dem jungen Louis Napoleon Bonaparte antworten, der sich um Rath und Beistand an ihn gewendet hatte, „er täusche sich, wenn er glaube, eine Partei in Frankreich zu haben. Es herrscht eine große Verehrung für das Andenken des Kaisers, das ist Alles." [1]) Er hätte hinzufügen können, daß diese Verehrung sich auch auf die Schöpfungen des Kaisers erstreckte, die dem demokratischen Institute und dem Ordnungsbedürfnisse der Nation ebensosehr genug thaten, als die Person und die Thaten des Kaisers ihre Phantasie anregten und ihrer Eitelkeit schmeichelten. Aber eine bonapartistische Partei bestand nicht, konnte nicht bestehen, weil es die Natur der Sache und die Natur ihrer Anhänger nicht zuließ. Die Zahl derselben war Legion; aber die Bauern, die Bürger der kleinen Städte, die niederen Beamten, welche nur beim Kaiser schwuren, waren weder Leute eine Verschwörung anzuzetteln, noch eine politische

1) Zeugenaussage des Generals vor den Straßburger Assisen in der Sitzung vom 9. Januar 1837. S. A. Fermé: Les grands procès politiques. Strasbourg. D'après les documents authentiques. (Paris 1868.) p. 77.

Intrigue durchzuführen. Auf den hohen napoleonischen Militär- und Civiladel hatte die wohlverdiente Strafe, welche den Verrath Marschall Ney's erreicht, ihre Wirkung nicht verfehlt. Er beschied sich größtentheils die im Glückspiele des Kaiserreiches gewonnenen Reichthümer und hohe gesellschaftliche Stellung in sicherer Ruhe zu genießen. Von der Juliregierung aber mit Aemtern und Würden überhäuft, hatten die Marschälle und Präfecten Napoleons wenig oder Nichts von einer Herstellung des Kaiserreichs zu erwarten [1]). Selbst die wenigen Diener des Kaisers, denen eine unfreiwillige Muße erlaubte, ihrem Mißvergnügen durch Verschwörungen Luft zu machen und die entweder Nichts dabei zu verlieren hatten, oder leidenschaftlich und kühn genug waren, was sie besaßen auf's Spiel zu setzen, conspirirten nicht für die aussichtslose Sache des Kaiserreiches. Die Verschwörungen von Grenoble und Lafère zielten auf einen Wechsel der Dynastie zu Gunsten der Familie Orléans [2]), und die vom 19. August 1820, welche die Erhebung des neunjährigen Herzogs von Reichstädt auf den Thron bezweckte, stellte sich bei der umständlichen Untersuchung mehr als eine Spielerei, denn als eine politische Combination heraus.

In der That mußte die kaiserliche Sache eine aussichtslose erscheinen, denn keine konnte weniger einer Persönlichkeit entrathen als sie, die auf der Persönlichkeit beruhte, und sie besaß keine, seit Napoleon in unerreichbare Fernen versetzt war, und so lange nach seinem Tode der Erbe seines Namens und seiner Ansprüche, noch nicht dem Knabenalter entwachsen, unter österreichischer Aufsicht heranwuchs. Doch wandten sich alle Augen nach Wien, als die Julirevolution plötzlich die Nachfolge eröffnete und nur die rasche Besitzergreifung durch das Haupt

1) Louis Philipp selbst entschuldigte sich bei den Vertretern der Mächte über diese massenhafte Zuziehung der Männer des Kaiserreichs: es geschehe, um die Republikaner abzuhalten. S. Depesche Werther's vom 17. August 1830 (A. B.).

2) S. Crétineau Joly a. a. O. I, 329. 344 und 353, wo der sonst mit Citationen so karge Pamphletist sorgsam alle seine Quellen angibt.

des Hauses Orléans, das auf dem Platze war und dem eine Gruppe einflußreicher Männer den Weg bahnte, verhinderte, daß der junge Chef des Hauses Bonaparte, der ferne war und nur über die Sympathie der Massen, nicht über den Beistand der Führer verfügte, angerufen wurde. Doch fragten schon eifrige Bonapartisten, wie der Herzog von Padua (Arrighi) beim österreichischen Gesandten an, ob Kaiser Franz seinem Enkel nicht erlauben wolle, nach Paris zu kommen. Andere, Kühnere gingen selbst nach Wien, in der Hoffnung, den jungen Prätendenten zu entführen [1]). Auch war man in Wien und Paris noch keineswegs so fest von der Haltbarkeit der Julidynastie überzeugt, daß man nicht schon an eine Benutzung des großen Namens gedacht hätte, den der Enkel Kaiser Franz', wie's scheint, mit hohem Bewußtsein trug [2]). Schon Ende Februar 1831 drohte der Staatskanzler dem König der Franzosen, „die Macht seiner starken Stellung gegen dessen schwache zu gebrauchen und ihm den Herzog von Reichstädt entgegenzustellen, wenn er den Carbonari Vorschub leiste" [3]). Damals hatte Louis Philipp nachgegeben. Aber der junge Prätendent war einmal nahe an die Scene herangetreten. Es bildete sich um ihn und für ihn eine kleine provisorische Regierung, die Fürst Metternich gewähren ließ, weil er sich die Freiheit wahren wollte, auch diese Karte im Nothfalle auszuspielen [4]).

1) S. die eben angeführte Depesche Freiherrn v. Werther's vom 17. August 1830 (A. B.).

2) „Nach Allem was ich höre, hat der junge Mann einen heißen Kopf, einen ungestümen Sinn, einen maßlosen Thatendurst und einen außerordentlichen Ehrgeiz", schreibt der sardinische Botschafter aus Wien unterm 30. Juni 1831 (A. T.).

3) S. oben Kapitel III, 6 und Droysen a. a. O. S. 641. „Aujourd'hui l'alliance entre les Républicains et les Bonapartistes est signée", sagte Metternich zu Pralormo (s. dessen Depesche vom 30. Juni 1831). „Le Gouvernement de Louis Philippe doit périr par les mêmes causes qui y ont donné naissance il y a un an."

4) S. oben Kapitel III, 6. Damit vergleiche die oben angeführte vertrauliche Depesche Graf Pralormo's vom 30. Juni: „Je pense que ces projets (certaines idées éloignées auxquelles je savais que la

In der ersten Hälfte des Jahres 1832 gewannen diese Entwürfe immer mehr Gestalt, und Metternich stand nicht an, den österreichischen Gesandten in der Schweiz, Graf Bombelle, mit den Verhandlungen zu betrauen, bis ihn die Befestigung des Julikönigthums und die Erfolge der gemäßigten Politik Casimir Perier's plötzlich umstimmten: er theilte den ganzen Plan und den schon bereitgehaltenen Verfassungsentwurf der Bonapartisten nicht nur den Cabinetten von Berlin und Petersburg, sondern auch dem Agenten des Legitimismus in Wien mit, doch ohne zu verbergen, daß er vorkommenden Falles doch noch einmal zu dieser Waffe greifen könnte [1]).

Da ereilte ein früher Tod den Sohn des großen Kaisers (22. Juli 1832). „In allen Hütten hängt das Bild des Kaisers", schreibt Heine, als die Nachricht nach Frankreich kömmt, aus der Normandie an die „Allgemeine Zeitung". „Ueberall war es mit Immortellen geschmückt, wie die Bilder des Heilands in der Charwoche. Viele alte Soldaten tragen einen Flor. ... Selbst junge Republikaner habe ich weinen sehen. ... Ein altes Holzbein reichte mir schmerzlich die Hand und sagte: ‚Jetzt ist Alles aus'." „Freilich", fügt der deutsche Dichter prophetisch hinzu, „für jene Bonapartisten, die an eine kaiserliche Auferstehung des Fleisches glaubten, ist Alles zu Ende.... Aber für die Bonapartisten, die an eine Auferstehung des Geistes geglaubt, erblüht jetzt die beste Hoffnung. Der Bonapartismus ist für diese ... die Idee einer Alleinherrschaft der höchsten Kraft, angewandt zum Besten des Volks, und wer diese Kraft hat und sie so anwendet, den nennen sie Napoleon II." [2]) Der, dem dieß Ideal vorschwebte, plante

Maréchal Marmont n'était pas étranger) existent toujours comme des ressources pour l'avenir. C'est pour cela que le jeune homme (le duc de Reichstädt) commence à être mis en évidence, qu'on réveille en lui le goût militaire, qu'on le prépare en un mot à jouer un rôle" (A. T.). Vgl. auch Capefigue a. a. O. VIII, 181 ff.

1) Vergleiche die äußerst interessante vertrauliche Depesche Graf Pralormo's vom 27. März 1832 über diese Intriguen Metternich's (A. T.).

2) S. H. Heine a. a. O. S. 155.

schon seine Verwirklichung, als der Dichter schrieb; aber Frankreich wußte kaum von seinem Dasein.

Louis Napoleon Bonaparte, geboren (1808) in den Tuilerien, war der zweite Sohn der Königin Hortense und König Ludwigs von Holland, dessen Nachkommen der Kaiser im Falle des Aussterbens seiner eigenen Linie, zu seinen Nachfolgern eingesetzt hatte. Noch ehe der frühe Tod des älteren Bruders, der in Forli der Krankheit und den Strapatzen des revolutionären Feldzuges von 1831 gegen die weltliche Macht des Papstes erlegen war, ihn zum Erben und Träger des Kaiserthums gemacht, hatte der schweigsame Jüngling von der Wiederherstellung des kaiserlichen Thrones geträumt und dafür gekämpft: jener Aufstand in der Romagna sollte seinem Vetter, dem „König von Rom", sein italienisches Königreich verschaffen [1]), bis die Gelegenheit sich bieten würde, ihm auch sein französisches Kaiserreich wieder zu erobern. Nach dem Mißerfolge dieser Schilderhebung und dem Tode des Bruders war es ihm, dem selbst Erkrankten, gelungen, unter großen Gefahren und mit Hilfe der Mutter, der leichtfertigen und gewandten Tochter Josephinens, aus Ancona zu entkommen und über Pisa und Nizza nach Paris zu gelangen. Der König hatte sie dort mit Vorsicht, aber mit freundlichster Theilnahme empfangen und ihnen Aussicht auf einen bleibenden Aufenthalt in Frankreich, ja auf Eintritt des Prinzen in die königliche Armee gemacht, wenn er nur seinen Namen ablegen wollte [2]). Der

1) S. Depeschen des neapolitanischen Gesandten in London, Graf Ludolf, vom 12. Dezember 1830 und 15. April 1831, angeführt bei Nicomede Bianchi a. a. O. III, 30.

2) La Reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre pendant l'année 1831. Fragmens extraits de ses mémoires inédits, écrits par elle même. (Paris 1834.) p. 217. Ueber die Scene vom 5. Mai f. S. 242 ff. Der Herzog von Aumale in seiner Schrift „Lettre sur l'histoire de France", gerichtet gegen Prinz Napoleon (Jerome), erzählt (S. 13), Casimir Perier habe Louis Philipp benachrichtigt, daß, während die Königin Hortense bei ihm gewesen und ihren Sohn krank gesagt, dieser eine geheime Berathung mit den republikanischen Parteihäuptern gehabt habe. Er belegt aber diese Angabe mit Nichts.

junge Prinz kannte zu wohl den Werth dieses fast einzigen ihm übrigen Kapitals, um es aus der Hand zu geben; und das Schauspiel, das sich ihm am Vorabende seiner Abreise aus Paris in seinem eigenen Gasthause auf dem Vendômeplatz darbot, als am Todestage seines Oheims (5. Mai) die Menge zur Ruhmessäule strömte, um ihre Immortellenkränze an dem Fuße derselben niederzulegen, mochte ihm beweisen, daß er sich in seiner Werthschätzung nicht geirrt habe. Der König selbst aber und seine Schwester, Madame Adelaide, fanden doch, daß der Aufenthalt zu lange dauere, und drangen auf die Abreise. Nach kurzem Verweilen in England kehrte der Prinz über Boulogne, wo die Mutter ihm die Stelle zeigte, an der einst des Kaisers Zelt gestanden und dieser zum ersten Male das Kreuz der von ihm gestifteten Ehrenlegion vertheilt, über die Malmaison, wo er seine glücklichsten Tage verlebt, über andere Orte Frankreichs, an die sich das Andenken des Oheims knüpfte, nach seinem Schloß Arenenberg in der Schweiz (Thurgau) zurück.

Sein Leben dort war das eines Fürstensohnes, der sich für seine zukünftige Herrscherrolle vorbereitet, aber mit dem klaren Bewußtsein dessen vorbereitet, was das neunzehnte Jahrhundert von einem Fürsten verlangt, zumal wenn dieser Fürst das Erbe eines revolutionären Monarchen beansprucht. Sein Auftreten war ein edelmännisches; als sicherer Schütze, verwegener Reiter, kühner Schwimmer suchte er seines Gleichen im Kanton. Dabei blieben Geschichte und Mathematik, die ihn schon auf dem Gymnasium in Augsburg besonders angesprochen, seine Lieblingsstudien, ja schon versuchte er sich in politischer Schriftstellerei. Seine „Rêveries politiques" waren freilich nur, was ihr Name sagte, „Jugendschwärmereien"; der Verfassungsplan, den sie enthielten, die unförmliche Ausgeburt eines unklaren und unreifen Geistes, in der jedoch der Grundgedanke der demokratischen Monarchie schon ganz vollständig hervortritt. Zugleich trat er wieder in die eidgenössische Artillerie, um die Specialwaffe seines Oheims gründlich kennen zu lernen, und ward bald darin zu einem höheren Grade be-

fördert. Was er über die Militärorganisation in der Schweiz schrieb, und sein „Handbuch des Artilleristen" erregte die Aufmerksamkeit der eidgenössischen Regierung, die mit einer Revision der Bundesverfassung umging. Schon vorher hatte der Kanton Thurgau den jungen Mann zu seinem Ehrenbürger ernannt, der bereits jetzt mit beschränkten Mitteln offenes Haus hielt, die Flüchtlinge aller Nationen mit weitgeöffneten Armen empfing und Nichts versäumte, um sich bei Bürgern und niederem Volk beliebt zu machen. Schon als länderloser und aussichtsloser Prinz besaß der schlichte, junge Mann, dem die Natur die äußeren Reize versagt hatte, welche der Mutter in so reichem Maße geworden waren, jenen seltenen Zauber, nicht des Anziehens, aber des Festhaltens, den er selbst dann noch unwiderstehlich üben sollte, als er, ein gebrochener Greis, zum anderen und letzten Male in die Verbannung wanderte. Wer sich ihm anschloß, schloß sich ihm für's Leben an, und selbst der Nüchternste war bereit, seine ganze Existenz auf die Karte des tollkühnen Spielers zu setzen.

Denn ein Spieler war er und blieb er, der „sanfte Starrkopf", wie ihn die Mutter nannte, der unbeirrt durch Verlust und Verlust immer wieder sein Alles auf dieselbe Nummer setzte, bis sie herauskam. Wo erst die sittliche Berechtigung der Gewalt und der List im Staatsleben eintritt, scheint er nie bedacht zu haben. Nicht, wie Wilhelm III. und Louis Philipp, von der Volksvertretung herbeigerufen um den gewaltsam erledigten Thron einzunehmen und das bedrohte Recht zu schützen; nicht, wie Cromwell und Napoleon, um bei der Ohnmacht der Gesetze einer unerträglich und unlösbar gewordenen Verwirrung durch Zerschneiden des Knotens ein Ende zu machen; nicht wie Karl Eduard und die Herzogin von Berry, um ein rechtmäßiges Erbe oder was man dafür hielt, den Händen des Usurpatoren zu entreißen: nein, unherausgefordert wie ein gläubiger Abenteurer des dreizehnten oder sechzehnten Jahrhunderts zog er aus, sich ein Reich zu erobern. Aber nicht ein fernes Achaja oder Peru galt's den Ungläubigen oder den Mißgläubigen zu entreißen: das nahe Vaterland war der Preis, um den er buhlte; eine endlich beruhigte, friedliche

Ordnung der Dinge plötzlich umzustürzen, unterfing er sich; freilich in der nicht unbegründeten Zuversicht, daß nach einem raschen Handstreich die ganze Nation der neuen Ordnung zujauchzen werde. Hatte sie nicht dem großen Oheim zugejauchzt, als der Verbannte an der Spitze seiner Armee in Paris einzog? Und wie viele waren die Getreuen, mit denen er an der Küste des mittelländischen Meeres gelandet war und deren winziges Häuflein, wie eine Lawine schwellend, bald ganz Frankreich mit sich fortriß? So brachte die unheilvollste und verbrecherischste That des Jahrhunderts, welche dem Lande schon eine neue und schwerere Invasion, einen Gebietsverlust, die royalistische Schreckensherrschaft eingetragen und, schlimmer als Alles das, die Versöhnung mit der alten nationalen Dynastie wie mit Europa fast unmöglich gemacht hatte, auch noch das Unheil in ihrem Gefolge, daß sie bei allen Unternehmungen des Bürgerkrieges, mit denen Ehrgeiz und Leichtsinn das Land bedrohten, als ein ermuthigendes Beispiel vorleuchtete.

Im Sommer des Jahres 1836 reiften die Pläne des Prätendenten. Auf seinem Schlosse von Arenenberg sah er angesehene Männer aus Frankreich, die durch übertriebene Schilderung der herrschenden Unzufriedenheit seine Hoffnungen nährten und steigerten. Hatte ihm doch schon Chateaubriand selber im Jahre 1832 versichert, nach dem Sturze von des heiligen Ludwigs Geschlechte gäbe es „keinen Namen, der dem Ruhme Frankreichs besser anstehe, als der seine“ [1]). Hatte doch Lafayette kurz vor seinem Ende den Prinzen persönlich ermuthigt, „die erste Gelegenheit zu benutzen nach Frankreich zurückzukehren“, und ihm versprochen, „ihn mit allen seinen Mitteln zu unterstützen, wenn der Augenblick gekommen sei“ [2]).

1) Der Brief Chateaubriand's von Luzern ist den 2. September 1832, kurz nach seiner Abreise von Arenenberg datirt. Er ist u. A. gedruckt bei E. Lecomte, Louis Napoléon Bonaparte, la Suisse et le roi Louis Philippe (Paris 1856), p. 55. 56.

2) Nach einer Angabe bei A. Laity (Le prince Napoléon à Strasbourg, Paris 1838). Laity, ein Oberlieutenant im Corps der Ponton-

Sein Nachbar, der Schloßherr von Wolfsberg, hatte unter seinem Oheim gedient und ihm ein begeistertes Andenken bewahrt. In Baden, wo der Prinz bei seiner Cousine, der Großherzogin Stephanie, wohnte, kam er öfter mit Offizieren aus dem nahen Straßburg zusammen, und es gelang ihm, (Juli 1836) einen derselben mit Hilfe einer schönen, nicht gerade bedenklichen Sängerin ganz für sich zu gewinnen; denn schon jetzt fand er diese merkwürdige Frauenergebenheit, der die Liebe ganz fremd war und die ihm später so oft rettende Dienste leisten sollte. Oberst Vaudrey war Chef jenes vierten Artillerieregiments, in dem Napoleon einst gedient, das ihn 1815 in Grenoble jubelnd empfangen und ihm den Rückweg nach Paris gebahnt. Er befehligte jetzt interimistisch die gesammte Artillerie von Straßburg. Eine solche Hilfe war unschätzbar. Einige Lieutenants versprachen den Zuzug von zwölf in Straßburg liegenden Pontonnier-Compagnien. Viele andere Offiziere der Garnison waren gewonnen, theils ältere, welche ihre Epauletten dem Oheim dankten, theils jüngere, welche rasche Beförderung von dem Neffen erhofften; viele darunter Söhne wohlhabender adeliger Familien, die sich durch ihren Leichtsinn in Geldverlegenheiten gestürzt. Die Nationalgarde, welche wegen ihrer republikanischen Gesinnung aufgelöst worden, sollte sofort wieder hergestellt und mit der Bewachung der Festung betraut werden, während der Prinz an der Spitze der ganzen Besatzung (12,000 Mann, sechs Regimenter) sich nach Paris bewegt hätte. Zwei Stabsoffiziere außer Dienst, eben jener Nachbar vom Bodensee und ein Graf de Bruc, suchten

niers und Mitverschworner, war am 18. Januar 1837 wie alle andern Angeklagten, freigesprochen worden. Im folgenden Jahre wurde er wegen der oben angeführten Schrift von Neuem vor Gericht gestellt, und zwar vor den Pairshof, der ihn zu fünf Jahren Gefängniß und 10,000 Francs Strafe verurtheilte. Der Prinz, in einem Briefe vom 2. Juli 1838, erklärt die angezogene Schrift wiederholt als ganz zuverlässig. „Man wird Sie wohl fragen, woher Sie alle die Angaben haben, die Sie machen. Sie können sagen, Sie haben sie von mir." Darnach ist wohl nicht an der Authenticität von Laity's Angaben zu zweifeln.

indeß erfolglos Verbindungen mit Generalen aus der Kaiserzeit anzuknüpfen. Keiner wollte sich im Voraus binden. Doch war man bei der Mannschaft und den Unteroffizieren glücklicher gewesen, wie der gleichzeitige Ausbruch der Meuterei in Vendôme es bewies [1]). Auch die Anwesenheit des Treuesten der Treuen, General Bertrand, an der Nordgrenze, des Fürsten Murat in Paris war sicher nicht zufällig. Ob die Schweizer Regierung, oder doch wenigstens der Altschultheiß de Tavel, des Prinzen intimster Freund, von der Sache gewußt, ist nicht ausgemacht; doch zögerte der Vorort in verdächtiger Weise, die von dem französischen Botschafter geforderte Genugthuung in dem damals gerade obschwebenden Streite mit Frankreich zu geben [2]). In Straßburg selbst waren im Ganzen wohl an 200 Personen im Einverständniß, und das Geheimniß ward trefflich gewahrt. Der ganze Plan der Verschwörung war von Persigny, dem Vertrauten des Prinzen, entworfen; er leitete die Ausführung. Ein überzeugter Bewunderer des Cäsarismus, in dem er die nothwendige Staatsform seines Vaterlandes sah, war der junge Mann zugleich der persönliche Freund des gleichalterigen Prätendenten, in dessen Sache er ganz aufging. Er war und blieb der Doctrinär sowohl wie der Handstreichler des neuen Kaiserthums, dessen Staatsmann zu werden er freilich nicht berufen war [3]). Auch Graf Arese, der spätere Unterhändler

1) Dieselbe ist als republikanisch dargestellt worden; aber Guizot, der etwas davon wissen mußte, sagt, er habe Grund anzunehmen, es habe eine Verbindung mit Straßburg bestanden (a. a. O. IV, 202).

2) S. oben Kapitel VIII.

3) Der volle Name Persigny's war Fialin, Vicomte de Persigny, ein Titel, der seiner Familie seit zweihundert Jahren zukam, den er aber zuerst wieder aufnahm. Er war Unteroffizier gewesen; aber es darf nicht vergessen werden, daß in Frankreich, wo mehr als die Hälfte der Offiziere aus den Unteroffizieren recrutirt wurden, viele junge Leute guten Standes, um die Militärschule zu vermeiden, als Freiwillige in die Armee eintraten, um die Epauletten zu verdienen. Uebrigens war Persigny sofort nach seinem Eintritt, in die Cavallerieschule von Saumur gesandt worden und mit zwanzig Jahren als Wachtmeister daraus hervorgegangen.

zwischen Napoleon III. und Victor Emanuel, war schon bei dem Prinzen [1]).

Am Abend des 29. Oktober traf der Prinz in Straßburg ein, und verbrachte die Nacht mit einigen der Verschworenen. Früh um ½6 Uhr des anderen Morgens (30. Oktober) erschien er in Artillerieuniform [2]), umgeben von seinen Adjutanten, deren einer, Major Parquin, Generalsepauletten trug, in der Kaserne des vierten Regiments, das Oberst Vaudrey in aller Frühe und ohne die nicht eingeweihten Offiziere zu benachrichtigen, hatte zusammentreten lassen. Er stellte den Prätendenten als den Neffen und Erben des Kaisers vor, und begeistertes Hochrufen antwortete seiner und des Prinzen kurzer Anrede. Nachdem Dieser vier Detachements unter Führung Persigny's und dreier anderen Mitverschworenen nach der Präfektur, den Wohnungen des Departementscommandanten und eines Obersten, dem Telegraphen und der Druckerei gesandt, wo die Proclamationen verfertigt werden sollten, stellte er sich an die Spitze der Uebrigen und marschirte mit klingender Musik und unter ununterbrochenem Jubelrufen auf die Hauptwache, wo er sich der Person des eben, nicht ohne Ruhm, aus Afrika zurückgekehrten Divisionsgenerals Voirol bemächtigte, ohne ihn jedoch, wie er gehofft hatte, zum Anschluß bewegen zu können. Von da eilt er zur Finkmatt, der Kaserne des 46. Infanterieregiments, wo die Pontonniers der Verabredung gemäß mit ihm zusammentreffen sollen. Auch hier verfehlen die Worte des Prätendenten und seiner Begleiter, die kaiserlichen Adler, das Beispiel der Kameraden ihre Wirkung auf die niederen Offiziere und die Mannschaft nicht. Auch hier antwortet der Ruf „Es lebe der Kaiser!" seiner Ansprache; aber bald erscheinen einige pflichtgetreue Offiziere; das Gerücht verbreitet sich, man habe einen Betrüger, den

1) S. Depesche Rochow's vom 12. Dezember und die Anlage (A. B.).

2) S. Persigny's Brief vom 24. Dezember 1836 an die „Sun" im Jahre 1837 in erweiterter Gestalt herausgegeben unter dem Titel: „Relation de l'entreprise du prince Napoléon Louis (Paris & New-York); damit vergleiche die Aussagen aller Zeugen, mit Ausnahme Pleigniers.

Neffen Vaudrey's, nicht des großen Kaisers, vor sich [1]). Ein Lieutenant legt Hand an den Prinzen, die Artilleristen springen diesem zu Hilfe, es kommt zu einer heftigen Rauferei. Von den Wällen fallen die Steinwürfe des Pöbels, der die Partei des Prinzen ergreift und mit einigen Flintenschüssen auseinandergejagt werden muß [2]). Endlich gelingt's, den Prätendenten und seine Begleiter zu entwaffnen, man reißt ihnen die Epauletten und Orden ab, schließt sie in der Kaserne ein, von wo sie noch desselben Tages in's Gefängniß gebracht worden. Indeß hatte man auch schon, erst General Voirol, dann den Präfekten befreit. Die Pontonniers im Glauben, Alles sei mißlungen, hatten sich zerstreut, ehe sie zur Finkmatt kamen. Ihr entschlossenster Führer erreichte den Ort nur um das Schicksal des Prinzen und seiner Begleiter zu theilen. Persigny und fünf andere Chefs der Verschwörung — alle Offiziere — entkamen; sieben blieben in den Händen der Obrigkeit. Die Meisten blieben unbekannt und wurden von den Ergriffenen männlich gedeckt. Auch die gleichzeitig (30. Oktober) in Vendôme ausgebrochene Meuterei war sofort unterdrückt worden, ohne daß man den höherstehenden Urhebern auf die Spur hätte kommen können. Man mußte sich hier wie in Straßburg damit begnügen, die Thäter zu ergreifen, die Verdächtigen aber in Ruhestand zu versetzen oder in andere Garnisonen zu schicken.

Gerne wäre man wohl auch der Anderen so wohlfeilen Kaufes los geworden; denn die Verlegenheit war groß. Sollte man sie vor den Pairshof stellen, wie es das Verbrechen des Hochverraths erfordert hätte, und so einem Zwischenfalle, den man gerne als eine unbedeutende Militärmeuterei dargestellt hätte, die Wichtigkeit eines großen politischen Prozesses verleihen? Sollte man sie einem Kriegsgerichte übergeben, da doch verschiedene Mitverschworene nicht der Armee angehörten? Sollte

1) S. die wichtigen Zeugenaussagen der Adjutanten Gall und Deguerre. S. Fermé a. a. O. S. 92. 94.

2) Zeugenaussage Oberst Tallandier's. Fermé a. a. O. S. 142.

man die Sache der Civilpersonen von der der Militärs trennen, gegen alle juristischen Grundsätze der Zeit, gegen alle Antecedentien seit 1830, mit der Aussicht, daß die Einen ein Todesurtheil, die Anderen die Freisprechung erwartete? [1]) Die Amtszeitung vom 3. November meldete, die Sache sei der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit überliefert, und einen Monat später (5. Dezember) verwies der Anklagesenat von Colmar sie vor den Assisenhof in Straßburg. Aber schon war der Hauptschuldige nicht mehr in den Händen der Justiz.

Am Abend des 9. November war der Prinz auf „höheren Befehl" aus seinem Gefängniß gezogen und nach Paris gebracht worden, von wo er nach zweistündigem Aufenthalte weiter nach Lorient befördert und am 21. auf der Fregatte „Andromeda" nach New-York eingeschifft wurde [2]). Der Prinz hatte nur gezwungen eingewilligt und zu wiederholten Malen verlangt gerichtet zu werden. Noch vor seiner Abreise (am 19. November) schrieb er, um zu erklären, daß er keinerlei Eid geleistet, nicht wieder nach Europa zu kommen [3]), und

1) Vor 1830 ward in solchem Falle, wie in Deutschland, nach Voruntersuchung durch eine gemischte Commission, die Sache der Militärs von der der Civilisten getrennt und dem Kriegsgericht übermacht.

2) S. Depesche Brignole-Sales' vom 13. November, dem der König Alles erzählt, mit der Bemerkung: der Prinz sei erstaunt gewesen, daß man ihm nicht das Schicksal d'Enghiens bereitet.

3) S. Fermé a. a. O. S. 10 (vgl. § 8 u. 206). Der demüthige und zerknirschte Brief des Prinzen an den König, der damals veröffentlicht ward, wurde sofort von ihm dementirt, und weder Louis Philipp noch seine Minister protestirten gegen dieß Dementi. Der Brief des Prinzen an seinen Vertheidiger, begonnen auf der Durchreise durch Paris am 11. und beendet in Lorient am 15., welcher vor Gericht verlesen wurde, ist durchaus würdig. „Malgré mon désir de rester avec mes compagnons d'infortune et de partager leur sort, le roi dans sa clémence a ordonné que je fusse transporté en Amérique. J'apprécie, comme je le dois, la bonté de Roi, mais je regrette bien vivement de ne pouvoir comparaître à la barre des tribunaux pour expliquer les démarches à la suite desquelles j'ai entraîné mes amis à leur perte.... Vous voyez donc que c'est moi qui les ai séduits", und nach weiteren und genaueren Selbstanklagen: „le gouvernement a été généreux pour moi". Dieß die demüthigsten

warf seiner Mutter (Brief vom 11. November aus der Pariser Polizeipräfektur) schonend vor, mehr an seine Gefahr, als an seine Ehre gedacht zu haben, „welche ihn verpflichtete, das Schicksal seiner Unglücksgenossen zu theilen". In der That war das Flehen der herbeigeeilten Mutter nicht ohne Wirkung auf den König gewesen, obschon die Hauptbeweggründe die Furcht gehässig und hart zu scheinen und die Erinnerung an die Verwicklungen, welche die Gefangenschaft der Herzogin von Berry im Gefolge gehabt, gewesen sein mögen. „Ich habe an den Herzog von Bordeaux gedacht, indem ich Louis Bonaparte begnadigte", äußerte er wiederholt, besorgt wie immer die legitimistischen Höfe des Nordens zu beruhigen [1]). „Auch wäre er sicher freigesprochen worden", fügte er hinzu, und das regierungsfreundliche „Journal des Débats" sagte offen: „Die Geschworenen wären erstaunt, erschrocken den Neffen des Kaisers Napoleon zu richten, was er auch gethan haben möge." Aber wie viel sicherer mußte der König sich fühlen als vor vier Jahren um eine Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, vor der er damals zurückgebebt hatte. Indeß auch die unbedingte Freilassung hatte ihre Nachtheile. Ein Eingreifen der Executivgewalt in die richterliche lag unbestreitbar vor. Die öffentliche Meinung war empört über die Verletzung der Rechtsgleichheit, wie sie empört gewesen wäre, wenn der durch eine Revolution zur Herrschaft gelangte Bürgerkönig den Neffen des großen Kaisers hätte hinrichten lassen. Das Schlimmste war, die Mitschuldigen schienen der Strafloſigkeit sicher, sobald der Hauptschuldige ungestraft davon gekommen war. Man konnte von keinem französischen Geschwornengerichte, bei der

Worte des Schreibens. Aus des Königs Casse wurden ihm 16,000 Francs für seine ersten Bedürfnisse eingehändigt, die er annahm. Es ist bei des Prinzen Charakter und Geldgewohnheiten höchst wahrscheinlich, daß er diese Summe durch seine Mutter zurückzahlen ließ, wenn er sie auch hätte borgen müssen, ohne zu wissen, ob er sie zurückgeben könne.

1) So sagte er zum preußischen Gesandten im November und noch vier Monate später zu Dupin. S. Werther's Depeschen vom 18. November 1836 und 16. Februar 1837 (A. B.).

herrschenden Strömung und bei der Gleichgiltigkeit gegen militärische Pflichten, welche die unausbleibliche Folge so vieler Staatsumwälzungen war, erwarten, daß es wagen, daß es nur wissen werde, einen Unterschied zu machen zwischen denen, die nur des Hochverraths, und denen, die des Hochverraths und des Eidbruches schuldig waren. Welch ein Beispiel aber für die Armee, wenn Offiziere, die so gewissenlos ihren Fahneneid gebrochen, straflos ausgingen? So aber und nicht anders sollte es kommen.

Die Verhandlungen, welche am 6. Januar 1837 vor dem Assisenhofe in Straßburg begannen, endeten am 18. mit einer vollständigen Freisprechung aller Angeklagten, die sämmtlich geständig waren, gegen welche aber die „öffentliche Meinung" während des Prozesses nicht mit den Zeichen ihrer Theilnahme gekargt hatte. Ein lärmendes Bankett, das die Geschworenen selber den Angeklagten, meist Offizieren, und ihren beredten Vertheidigern gaben, schloß würdig diesen ganzen Hohn auf Recht, Gerechtigkeit und militärische Ehre. Der arme Husar aber, der bei der Vendômer Meuterei ergriffen worden, ward vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. Des Königs Gerechtigkeitsgefühl sträubte sich jedoch gegen solche Ungleichheit und suchte sie wenigstens abzuschwächen, indem er die Strafe in lebenslängliches Gefängniß verwandelte. Oberst Vaudrey ließ unterdessen keine Gelegenheit vergehen, sich unbehelligt in voller Uniform dem bewundernden Pariser Publikum zu zeigen.

Wenige Monate darauf (Juli 1837) war auch der Prinz wieder in Arenenberg am Sterbebette seiner Mutter. Frankreich aber wußte fortan, daß noch ein Nachfolger Napoleon's lebe, und daß er entschlossen sei, sein Erbe zu beanspruchen, sobald sich die Gelegenheit böte. Von dem Augenblicke an bestand — wenn auch nur in schwachen Ansätzen — eine dritte regierungsfeindliche Partei, die bonapartistische [1]).

1) Wie wohl man in den Tuilerien die Gefahr in ihrem ganzen Umfang erkannte und gefürchtet, obschon man hernach das Unternehmen als eine ungefährliche Kinderei hinzustellen suchte, lese man bei Guizot

Während der künftige Kaiser der Franzosen im Gefängnisse zu Straßburg noch auf die Entscheidung seines Schicksales wartete, hatte der letzte König Frankreichs von Gottes Gnaden fern in der Verbannung sein Auge geschlossen.

Karl X. war (am 6. November) neunundsiebzigjährig zu Görz in Illyrien gestorben, entsagend, aber ohne sich oder Anderen zu gestehen, daß er sein Unglück und das seiner Familie mitverschuldet. Obschon er sich mit sorgsamer Würde von allen Planen gegen seinen Nachfolger fern gehalten hatte, fühlte dieser sich doch erleichtert, als der Fürst und Verwandte, der ihm die Sache seines Enkels anvertraut, nicht mehr als ein lebender Vorwurf auf der Erde wandelte. Man sagt, er habe Trauer anlegen wollen um den letzten König der älteren Linie des glorreichen Hauses, dem er selber angehörte. Jedenfalls entschieden die Minister anders. Da der Tod Karl's X. seinem Nachfolger nicht amtlich hatte angezeigt werden können, unterblieb die Hoftrauer; ja alle Trauermessen in den Kirchen wurden untersagt, weil man fürchten zu müssen glaubte, daß die Auftritte vom Februar 1831 in St. Germain l'Auxerrois sich wiederholen möchten. Die königliche Familie begnügte sich auf die Oper zu verzichten und den Abend im häuslichen Kreise bei Madame Adelaide zuzubringen. Die Befürchtungen waren übertrieben. Die Erinnerung an die Uebergriffe von 1830 waren bei dem beweglichen und versöhnlichen Volke längst erloschen. Schon vor dem Ende des alten Monarchen waren zwei seiner Minister, Peyronnet und Chantelauze, auf ihr Verlangen der Haft entlassen worden (17. Oktober). Jetzt (23. November) wurden auch dem Fürsten Polignac und Guernon Ranville, welche nicht um ihre Freiheit gebeten hatten, die Thore von Ham geöffnet. Die Gemüther Derer selbst, welche vor sechs Jahren am heftigsten die Köpfe der landesverrätherischen Minister gefordert, waren längst beruhigt, oder so mit anderen Interessen erfüllt, daß

a. a. O. IV, 199. Das Schauspiel der spanischen Militärrevolutionen scheint auf Louis Philipp tiefen Eindruck gemacht zu haben.

der König ungestraft seinem Bedürfniß der Milde und Versöhnung nachgeben durfte.

IV.

Auch das Parlament, dessen Rechenschaftsforderung man im September so sehr gefürchtet, hatte Zeit gehabt, sich in den langen Ferien zu beruhigen und die Straßburger Meuterei, die eben eintreffende Kunde der afrikanischen Mißerfolge konnten nur dazu dienen, alle Furchtsamen und Unentschiedenen um die Regierung zu sammeln. Ein dritter Zwischenfall kam hinzu, welcher sofort bei Wiederzusammentritt der Kammern die Streitlust der Gegner dämpfte.

Als der König sich am 27. Dezember, umgeben von seinen drei älteren Söhnen, zur Eröffnung der Kammersitzung begab, ward von Neuem auf ihn geschossen; er blieb unversehrt, aber das Wagenglas, das die Kugel zerschmettert, verwundete leicht die Herzöge von Orléans und Nemours. Der Mörder wurde ergriffen; es war ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, Namens Meunier, geistig und körperlich verderbt, von jener Verderbniß, wie sie nur die großen Städte kennen, dem Hungertode nahe und unfähig, ihn durch die Arbeit abzuwenden. Er behauptete, einer Verschwörung von vierzig Jünglingen anzugehören: ihn habe das Loos getroffen. Allein die Untersuchung stellte Nichts heraus, und das Verbrechen war offenbar ein ganz vereinzeltes. Vom Pairshofe zum Tode verurtheilt, ward er auf die Bitten seiner Mutter wegen seiner großen Jugend und seines Reuemuthes begnadigt. Wenige Monate darauf ward auch er, wie Fieschi's überlebender Mitschuldiger, Boireau, in der allgemeinen Amnestie einbegriffen. Der König soll seiner Mutter noch etwas Geld haben zukommen lassen, damit er nicht ganz mittellos in Amerika ankomme.

Die Bewegung war groß gewesen im Palais Bourbon, als der König, noch unterm Eindrucke der Gräuelthat, die sein Leben und das seiner Söhne bedroht, die nichtssagende Thron-

rede verlas, mit der die neuen Minister den Unmuth der Kammer zu beschwichtigen hofften. So tief ging in der That jene Bewegung, daß selbst die Adreßdebatte, welche sonst das willkommene Feld der großen Redetourniere war, ziemlich matt verlief, bis die Schweizer Frage berührt wurde. Molé suchte auszuweichen, indem er erinnerte, daß er erst später den Vorsitz übernommen, und Persil verwies gar die Kammer an den letzten Ministerpräsidenten, unter dessen Verwaltung die Sache vorgekommen. Das war mehr als Thiers hinnehmen konnte.

„Mit aufrichtigem Bedauern sehe ich mich genöthigt, das Wort zu ergreifen", sagte er. „Ich habe Nichts gethan, um diese Erörterung hervorzurufen. Ich werde dazu gezwungen, da man mich anklagt, die Vertretung Frankreichs im Auslande compromittirt zu haben, indem ich die Ausweisung eines Flüchtlings verlangte, während ich gewußt hätte, daß dieser Flüchtling ein Spion war, den die französische Regierung selbst geschickt ... Sie sagen, ich war Ministerpräsident, und sie haben Recht; ich bin verantwortlich für die Sache. Wenn ich es nicht wäre, würde ich Ihnen die Erklärung nicht geben, die ich jetzt eben gebe. Ja, als Präsident hätte ich Alles wissen müssen; aber ich habe nicht Alles gewußt. Man hätte mir Alles sagen sollen; aber man hat mir nicht Alles gesagt ... Der Minister des Aeußern ist nicht von den betreffenden Thatsachen unterrichtet worden." Die Wirkung dieser Worte war stark genug. Thiers schoß über's Ziel, als er, der aufrichtige und überzeugte Anhänger der constitutionellen Monarchie, hinzufügte: „Nicht an mir ist's, der Kammer den Schuldigen zu bezeichnen. Ich würde meine Pflicht, ich würde den Anstand verletzen, wenn ich einen Schuldigen auffände; aber was mir zu beweisen am Herzen liegt, ist, daß das Cabinet dieser Schuldige nicht war." Die Linke erfaßte sofort die Handhabe und beantragte anderen Tages eine parlamentarische Untersuchung, deren Gegenstand nur der Monarch sein konnte. Da ward dem Vorsitzenden ein Brief eingehändigt, den Graf Molé eben erhalten, und in welchem Montalivet die ganze Verantwortlichkeit des Geschehenen auf sich nahm;

er und er allein war der Urheber Alles dessen, was vom 22. März bis zum 6. September vom Ministerium des Innern ausgegangen. Man wußte genug: die Untersuchung ward aufgegeben; den ritterlichen Schildknappen des Königs in Anklagestand zu versetzen, dachte Niemand.

Leichteren Stand hatte das Ministerium in der spanischen Frage. Die Mehrheit theilte Louis Philipp's Furcht vor auswärtigen Verwicklungen, vor entschiedenem Auftreten gegenüber den europäischen Mächten. Wie Thiers es treffend sagte, wenn die Kammer um Rath gefragt worden, nie wäre man nach Ancona und Antwerpen gegangen. Als sie aber die französische Fahne auf den Festungen des adriatischen Meeres und der Nordsee wehen sah, ohne daß Europa sie mit Gewalt wegzureißen versuchte, war sie zufrieden gewesen und stolz auf die Haltung ihrer Regierung. Eine solche Haltung selbst einzunehmen oder anzuempfehlen, war sie nicht geneigt. Eine überwältigende Mehrheit (71 Stimmen) billigte die Vorsicht des Königs. Die Nation aber, beweglich wie immer, hatte die Sache längst vergessen und war jetzt eben ganz von den Vorgängen im eigenen Hause in Anspruch genommen, wo das Attentat Meuniers und die Freisprechung der Mitverschworenen Louis Napoleon's die Regierung zur Vorlage einer Reihe höchst bedenklicher Gesetzesentwürfe trieb.

Die Minister hielten es für ihre Pflicht, das stets bedrohte Leben des Königs wo möglich wirksamer zu beschützen; noch kein Monat war seit dem Mordversuche Meuniers verflossen, als sie (am 25 Januar 1837) einen Gesetzentwurf einbrachten, welcher die Nichtanzeige von Verschwörungen oder Mordversuchen gegen den König mit Gefängnißstrafe bedrohte. Obschon im selben Augenblicke, wo diese Vorlage vor die Pairskammer kam (am 19. Februar), eine neue Höllenmaschine entdeckt wurde, welche noch mörderischer als die Fieschi's war, und deren Erfinder, Champion, den Zweck derselben, den König und seine Söhne zu vernichten, ohne Weiteres eingestand [1]), mußte

1) Champion selber erhängte sich im Gefängniß. Er behauptete, ganz allein die Maschine und den Mord geplant zu haben.

jener Vorschlag doch stillschweigend zurückgezogen werden; so lebhaft war die Opposition, der er begegnete. Und es konnte wohl nicht anders kommen. In rechtlicher, wie in sittlicher, wie in praktischer Hinsicht war das vorgeschlagene Gesetz eine Ungeheuerlichkeit, die kein gewissenhafter Gesetzgeber gutheißen konnte. Selbst wenn es angenommen worden wäre, hätte es kaum eine Anwendung gefunden; denn die Zeit der Verschwörungen war vorüber, und die Pläne, welche der Wahnsinn Einzelner schmiedete, brauchten keinen Verrath zu fürchten.

Weniger bedenklich vom juristischen, wenn nicht vom politischen Standpunkte aus, war die ministerielle Vorlage, derzufolge im Falle eines Staatsverbrechens, bei dem sich Militär- und Civilpersonen betheiligt, die Sache getrennt, und erstere vor die Kriegsgerichte, letztere vor die Geschworenen gestellt werden sollten. Der Tag, an welchem das vielberufene „Trennungsgesetz" (loi de disjonction) vorgelegt wurde, (24. Januar), sagte nur zu deutlich, daß nicht die ruhige Ueberlegung und das bleibende Interesse der Ordnung, sondern der Aerger über den Wahrspruch der Straßburger Geschwornen in Sachen der Mitschuldigen Louis Napoleon's es eingegeben hatte. Denn allgemein und tief war in den Regierungskreisen die Entrüstung, Offiziere, welche ihrem Fahneneide untreu geworden, durch die Mitschuld weniger Civilpersonen der gerechten Strafe entzogen zu sehen, welche sie vor ihren natürlichen Richtern unfehlbar erreicht hätte. Die öffentliche Meinung theilte diese zornmüthige Stimmung keineswegs: die demokratische Rechtsanschauung war schon zu tief eingewurzelt, als daß die Verfügungen eines Gesetzesvorschlages, der die Urheber einer und derselben That verschiedenen Richtern, verschiedener Prozedur, verschiedenen Strafen aussetzte, sie hier als Angeklagte, dort als Zeugen, und umgekehrt, vor Gericht erscheinen ließ, nicht als ein Attentat auf die Gesetzesgleichheit, diese geliebteste Errungenschaft von 1789, hätte empfunden werden sollen. Die öffentliche Stimme hatte den Entwurf schon verurtheilt, als er am 1. März vor die Kammer kam, welche ihn nach siebentägiger, eingehender und

in jeder Beziehung würdiger Debatte, bei der sich alle juristischen Autoritäten, vor Allem der Vorsitzende Dupin, in hervorragender Weise betheiligten, mit zwei Stimmenmehrheit verwarf.

Schwerer noch als von der unbedeutenden Mehrheit, fühlte sich das Ministerium von dem Gewicht der Gegenstimmen getroffen. Es suchte zwar die Bedeutung dieser Niederlage abzuläugnen und blieb vor der Hand auf dem Platze; aber thatsächlich begann seine Zersetzung doch schon von jenem Tage an. Indeß war die Verwerfung des „Trennungsgesetzes" ihm vielleicht wirklich noch weniger empfindlich, als die Kälte, mit dem ein anderer Gesetzesvorschlag von dem Hause und der Nation aufgenommen worden, ein Vorschlag, der dem König besonders am Herzen lag, so sehr in der That, daß er sogar nicht verschmähte, sich persönlich wieder der äußersten Opposition zu nähern und um ihre Unterstützung zu betteln [1]). Es handelte sich in diesen, vom Volkswitz die „Herzensgesetze" genannten, Vorschlägen nicht nur um Mitgiften für den ältesten Sohn und die zweite Tochter, welche auf dem Punkte waren sich zu verheirathen, sondern auch um eine Apanageforderung für den Zweitgebornen, den Herzog von Nemours, der sich jetzt eben bei dem afrikanischen Unfalle durch seinen Muth und seine Ausdauer ausgezeichnet hatte. Die Forderung an sich war nicht bedeutend — es handelte sich um Schloß und Park von Rambouillet, dessen Einkünfte auf 500,000 Francs berechnet wurden [2]) — und

1) Er ließ O. Barrot selber in dieser Absicht zu sich kommen. S. O. Barrot a. a. O. I, 309.

2) Das Civillistengesetz (1832) hatte den Fall vorausgesehen, wo das Privateigenthum der Prinzen des königlichen Hauses nicht ausreichen sollte. Da die Apanage d'Orléans — nicht zu verwechseln mit dem Privatvermögen Louis Philipp's — bei der Thronbesteigung dem Staate zugefallen war, so brachte das den Prinzen und Prinzessinnen angehörige Vermögen nicht mehr als 2,600,000 Francs jährlich ein, wovon eine Million auf Unterhaltungskosten ging. Der König mußte folglich aus eigener Tasche die Mehrausgabe der Prinzen — man schlug sie auf zwei Millionen an — decken. Er hatte sich bekanntlich bei Cession seines Ver-

wäre sie im richtigen Augenblicke erhoben worden, als der Prinz die Volljährigkeit erreichte (Oktober 1835), und gerade eine der königlichen Familie sehr günstige Strömung vorherrschte, sie wäre ohne Zweifel bewilligt worden. Jetzt, vorgeschlagen in einem Augenblicke, wo das „Trennungsgesetz" und das andere über Nichtanzeige staatsgefährlicher Pläne die schon durch die Entlassung Thiers' verstimmten Gemüther ganz besonders gereizt hatte, wurde sie mit sichtlichem Widerwillen aufgenommen. Man wußte den König reich, und man hatte ihn in den höchst übertriebenen Ruf des Geizes, ja der Habsucht gebracht. Der Vicomte von Cormenin, dessen Pamphlet über die Civilliste seiner Zeit ein so großes Aufsehen gemacht, schleuderte auch dießmal wieder eine Flugschrift gegen die Apanage in die Welt. Darin suchte er in ganz phantastischen Ziffern zu beweisen, der König habe 25 Millionen Einkommen, davon gebe er nur zehn aus; auch habe er in den sieben Jahren schon 105 Millionen bei Seite gelegt und im Auslande in Sicherheit gebracht. Nichts konnte dem demokratischen Neide willkommener sein, als diese Zahlenpolemik, und Niemand dachte daran, sie durch eine offene und klare Darlegung der königlichen Vermögensverhältnisse Lügen zu strafen.

Kein Zweifel, Louis Philipp war ein vorsichtiger und umsichtiger Haushalter, welcher, der Zukunft wie des Rechtes seiner Familie nur halb sicher, seinen Sparpfennig bei Seite legte der Kinder wegen, die „vielleicht kein Brod haben würden" [1]). Kein Zweifel auch, er wußte, so wenig wie seine Vorfahren und Nachkommen, die Geldfragen vom fürstlichen und politischen Standpunkte aus anzusehen; allein er gab redlich nicht nur seine ganze Civilliste, die ihm zum Ausgeben, nicht zum Anhäufen ausgesetzt worden, in Repräsentationsaufwand aus, sondern er setzte auch noch ein Erkleckliches von dem Seinigen hinzu, wie bei der Herstellung des National-

mögens an seine Kinder vom 7. August die Nutznießung desselben vorbehalten.

1) S. Guizot a. a. O. IV, 218.

museums und der Restauration des Palastes von Fontainebleau; dabei aber glaubte er auf seinen gesetzlichen, privatrechtlichen Forderungen an den Staat bestehen zu müssen. Die Nationen, zumal die demokratischen, lieben nicht, daß der Fürst, der nur des „gemeinen Nutzens" wegen, nicht kraft verjährten Rechtes, an ihrer Spitze steht, sie um Geld angehe. Immer geneigt zu fürchten, sie möchten ihren höchsten Beamten zu theuer bezahlen, sind sie immer bereit, sich zu fragen, ob sie seiner Dienste nicht entrathen könnten. Hätte der König die Millionen seines eigenen Vermögens, welche er auf das Nationalmuseum von Versailles verwandt, seinen Söhnen zu glänzenden Festen und glänzendem Haushalte gegeben und Nichts für sie vom Staatsetat verlangt, so würden jene thörichten Beschuldigungen der Mißgunst bald verstummt sein. So erhoben sie sich lauter und unverschämter als je, so laut in der That, daß das Ministerium die Vorlage fallen ließ und nach seiner Neubildung am 15. April sogar förmlich zurückzog.

Natürlich konnten derlei wiederholte Mißerfolge die Regierung vom 6. September nicht befestigen, während sie doch, in Ermangelung des inneren Haltes, des äußeren so sehr bedurft hätte. Guizot, der sich nicht ohne Unrecht als die eigentliche Kraft des Cabinets fühlte, hielt nur ungeduldig auf dem untergeordneten Posten eines Unterrichtsministers aus, da er sah, daß sich der Mann dritten Ranges, dem er selber das in Frankreich so wichtige Portefeuille des Innern zugewandt hatte, als ein wenig brauchbares Werkzeug erwies, und während Molé die äußere Politik ausschließlich nach des Königs Unterweisungen und ohne seine Collegen nur um Rath zu fragen, leitete. Gasparin selbst fühlte sich weder als Redner, noch als Geschäftsmann seiner Stellung gewachsen, hatte schon mehrfach um seine Entlassung gebeten, und es wäre nicht schwer gewesen, Guizot, dem seine Beredsamkeit gegen Thiers großes Gewicht gegeben hatte, in seine Stellung einzuschieben. Aber noch hatte der König kein rechtes Zutrauen zu dem starren Protestanten gefaßt, dessen constitutionelle Gesinnungstüchtigkeit ihm wie Anderen noch unbiegsamer schien, als er sie später in Wirk-

lichkeit finden sollte. Ihm lag daran, sobald wie möglich wieder seinen Günstling Montalivet, dessen er ganz sicher war, in die einflußreiche Stellung einzuschieben, nach der Guizot's Sinn stand [1]). Zudem war dem Grafen Molé, dem Manne des ersten Kaiserreiches und der Restauration, der stets nach dem Willen seines Herrn, oder nach den Erfordernissen der Umstände gehandelt, die Partei der principienfesten Doctrinärs und die Person ihres Führers besonders lästig. Auch er hatte rednerische Erfolge gehabt, die ihm etwas zu Kopfe gestiegen; er fühlte, daß seine feineren und vornehmeren Formen dem Parlamente angenehmer waren als Guizot's lehrhafter Ton, und er glaubte den Augenblick gekommen, sich des Nebenbuhlers zu entledigen, dessen Hilfe er vor sechs Monaten nicht hatte entbehren können. Dazu kam gerade jetzt der Eigensinn, mit dem Guizot, selbst nach der Verwerfung des „Trennungsgesetzes", auf der Vorlage des Nichtanzeigegesetzes bestand, das Molé, um keiner zweiten Niederlage entgegenzugehen, fallen zu lassen entschlossen war, und gegen das der ehemalige Chef der Doctrine, Royer Collard selber, eine Rede bereitet hatte, die sein politisches Testament sein sollte, und die er Molé selber mitgetheilt hatte [2]).

So setzte dieser dem Verlangen Guizot's, das Portefeuille des Innern zu nehmen, eine förmliche Weigerung entgegen [3]), und wandte sich an die Vertreter des linken Centrums und der Mittelpartei, an Thiers und Dupin, um ihnen im Cabinet an Guizot's Stelle einen Platz anzubieten. Beide verweigerten höflich, aber fest ihre Mitwirkung. Nicht glücklicher war er bei Soult, der von der Apanage des Herzogs von Nemours, und bei Humann, der von der finanziellen Erblassenschaft Duchatel's nichts wissen wollte [4]). So sah er sich denn ge-

1) Schon im Januar, nach Gasparin's Mißerfolg als Redner, hatte der König gehofft, Montalivet einschmuggeln zu können. S. Werther's Depesche vom 27. Januar 1837 (A. B.).

2) S. L. Vingtain, Vie publique de M. Royer Collard, p. 358.

3) S. Guizot a. a. O. IV, 224.

4) S. Depeschen Brignole's vom 5. und 10. April (A. T.).

zwungen, seinem Nebenbuhler zu weichen, und wieder war eine jener nie endenwollenden Ministerkrisen eröffnet, in denen sich die verschiedenen parlamentarischen Parteihäupter den Rang abzulaufen suchten und gänzlich vergaßen, daß „es dreiunddreißig Millionen Menschen in Frankreich gab, welche nothwendiger Weise diesen Privatinteressen nur eine untergeordnete Wichtigkeit beilegten“ [1]). Auch Guizot war nicht glücklicher als Molé in seinen Bemühungen; auch er erhielt eine abschlägige Antwort von Thiers, dessen Ansehen in der Kammer man nicht entbehren konnte, der aber keineswegs gewillt war, ohne Zusicherung vollständigster freier Hand die Leitung der Geschäfte zu übernehmen [2]). Noch einmal versuchte Soult, den der König nach dem Scheitern Molé's und Guizot's mit der Neubildung des Ministeriums beauftragt hatte, sein Glück bei dem Haupte des linken Centrums; aber auch ihm schienen die Bedingungen und das Programm, die Thiers aufstellte, unannehmbar, da sie nicht nur seinen eigenen Ansichten und Ansprüchen, sondern auch denen des Königs schnurstracks entgegen waren.

Unter solchen Umständen war Guizot schon bereit, etwas von seiner constitutionellen Gewissenhaftigkeit nachzugeben und den nöthigen Beistand, der nicht bei dem Manne der Volksvertretung zu erlangen war, bei dem Manne des Königs zu suchen. Aber auch Montalivet hatte sein Vorurtheil gegen die Doctrinärs und verweigerte sich, in ein Coalitionsministerium zu treten, das bei allen Fractionen des Hauses um Stimmen betteln müsse. Sollte er wieder eintreten, so mußte es in einem Cabinet geschehen, das vollständig aus einem Gusse sei und das des Königs Willen über Alles setzte. Ein solches aber war im Werden: Molé hatte es noch einmal übernommen, eines zu bilden, und der König selber war, um ihm sein Werk

1) Worte des Vertrauten und Cabinetschefs von de Broglie, X. Doudan. S. dessen Mélanges et lettres (I, 208). Brief vom 20. Dezember 1836 an Graf d'Haussonville.

2) Guizot a. a. O. IV, 226.

zu ermöglichen, so weit gegangen, auf die Apanage seines Sohnes zu verzichten [1]) und sich persönlich an den schwer beleidigten und viel gefürchteten Thiers mit der Bitte zu wenden, einem Ministerium Molé-Montalivet das Leben nicht allzu sauer zu machen. Nichts konnte der Genugthuung des Ex-Premiers gleichkommen, als er dem Monarchen diese Bitte gewährte, dem Günstlinge desselben in Person versicherte, er werde ihn in der Kammer nicht behelligen. Jetzt erst wagte Montalivet, sich wieder als Minister vor dem Hause zu zeigen, das seinen Brief vom 14. Januar noch nicht vergessen hatte. Am 15. April war das neue Ministerium gebildet; es konnte nicht mehr nach dem Sinne des Königs sein, der außer dem nachgiebigen Ministerpräsidenten Molé und dem bis zur Selbstaufopferung ergebenen Montalivet, auch noch den unruhigen, aber gerade jetzt sehr königlich gesinnten Salvandy und den Kronjuristen Martin (du Nord) in seinem Rathe um sich versammelt sah.

So stand er denn am Ziele seiner Wünsche, auf das er sieben Jahre lang mit unermüdlicher Ausdauer, bald durch List, bald durch Kühnheit, oft abwartend, dann rasch vorgehend hingearbeitet hatte. Unter parlamentarischen Formen war er der Herrscher, der seinen Willen, den „dauernden Gedanken" (la pensée immuable), unbehindert durchsetzen konnte.

Der erste Gebrauch, den er von seiner errungenen Freiheit machte, war die Verkündung eines ausnahmslosen Pardons: „Alles ist fertig, meine Liebste", schrieb er am 8. Mai seinem zweiten Selbst, der Schwester Adelaide; „ich habe die volle Amnestie aller politischen Verurtheilten unterzeichnet. ... Morgen bei Sonnenaufgang verkündet es der Telegraph dem ganzen Reiche. Jetzt mag die Sache erörtern wer da will. Sie ist geschehen. ... It is as it should be. ... Ich habe weder Bericht noch Vorschlag, — noch Be-

1) S. Dupin a. a. O. III, 281.

gründung gewollt. Es ist meine That, und sie wird sich selber vertheidigen." [1])

Und wie die allgemeine Amnestie alle Spuren des siebenjährigen Krieges auf dem außerparlamentarischen Schlachtfelde verwischen sollte, so die Kammerauflösung (15. Juli) auf dem parlamentarischen. Eine Zeit der Versöhnung und der ruhigen Arbeit sollte beginnen. Denn es war nicht Tyrannenlaune, die triumphirte, nicht Willkührherrschaft, die der König angestrebt: im Sinne des Friedens und der Freiheit, der Milde und der Ordnung, im Sinne gewissenhafter und wohlthätiger Verwaltung wollte er seine Macht gebrauchen; ja die Formen der Volksregierung war er zu schonen gerne bereit, man sollte reden und schreiben dürfen, was und wie man wollte; aber nur der Eine Weise und Erfahrene, der die unerschütterte Ueberzeugung hatte allein das Geheimniß der seinem Lande nöthigen und nützlichen Politik zu besitzen, sollte das letzte Wort haben und die Entscheidung geben. Wohl mußte der Monarch noch einmal Entsagung üben und, dem Drängen der Umstände nachgebend, das Staatssteuer vorübergehend einem anderen Bootsmanne überlassen: aber nur einmal und nur vorübergehend; dann sollte es ihm nicht wieder entrungen werden, und er war Herr, das Schiff zu lenken, wohin er wünschte, vielleicht auch, wohin er nicht wünschte. Aber jetzt, im Frühjahr und Sommer 1837, überkamen den König wie die Nation noch keinerlei trübe Ahnungen in dem Genusse des endlich und so theuer erkauften inneren Friedens, dem die Erfolge der äußeren Politik entsprachen. Denn ohne dem Lande die Leiden und die Kosten des Krieges aufgebürdet zu haben, war der berechtigte Einfluß Frankreichs auf den Gang der Dinge in Europa unbestritten und wirksam. Dem Erben des Julithrones aber war von einem der drei mächtigen Häupter des „heiligen Bundes", der sich die Wahrung der reinen Monarchie von Gottes Gnaden zur Aufgabe gestellt, die Tochter eines der ältesten, wenn auch kleinsten Fürstenhäuser Europa's zugeführt worden.

1) Dieser Brief wurde bei Plünderung der Tuilerien (25. Februar 1848) gefunden.

V.

Louis Philipp durfte mit Stolz auf seine Familie blicken, welche allen Familien des Landes ein Beispiel schöner Eintracht und häuslicher Tugend darbot. Zu seiner Seite stand männlichen Geistes und Gemüthes die berathende Schwester Madame Adelaide, und weicheren Sinnes die tröstende und beruhigende Gemahlin, Marie Amalie: beide den Bruder und Gemahl vergötternd, beide nur in ihm lebend, fühlend, denkend. Unter ihren Augen wuchsen acht stattliche Kinder, fünf Söhne, drei Töchter, heran: der älteste zwanzig, der jüngste sechs Jahre alt, als der Vater den Thron bestieg, alle schön von Gestalt, geistig begabt und von gefälligem Wesen. Eine volksthümliche Bildung in den öffentlichen Unterrichtsanstalten des Staates hatte die Knaben, eine einfach bürgerliche Erziehung hatte die Mädchen für das Leben vorbereitet. Doch war es keineswegs des Vaters Meinung, daß auch die künftige Lebensstellung seiner Kinder eine dieser Erziehung entsprechende volksthümliche und bürgerliche sein solle. Wünschte er so lebhaft in den Kreis der legitimen Herrscher Europa's aufgenommen zu werden, so war es weniger für sich selbst, als für die Seinen. Und es genügte ihm keineswegs, daß seine Kinder ebenbürtige Verbindungen eingingen, er wollte, daß sie auch glänzend seien. Selbst einem der ältesten Fürstengeschlechter Europa's entsprossen, legte er doch mehr Werth auf die Glücksgüter, als auf die Geburt. Dem länderlosen Wittwer der englischen Thronfolgerin, Prinz Leopold, hatte er die älteste Tochter verweigert, und selbst als Europa dem Sprößling des alt erlauchten Hauses von Wettin die neue Königskrone von Belgien aufgesetzt, hatte der vorsichtige Vater nur widerstrebend seine Einwilligung dazu gegeben, daß die Tochter auf den noch gar sehr schwankenden Thron steige. Doch besiegte damals noch das politische Interesse die väterlichen Besorgnisse: denn noch war das Julikönigthum selber nicht außer Frage (1832). Für seine anderen Kinder hoffte er jedoch Größeres, und selbst zu einer Zeit, wo er seine Herrschaft für unerschütterlich begründet hielt (1840 und

1843), wußte er seinen Aerger nicht zu verbergen [1]), als statt der gehofften großen Allianzen zwei andere unter seinen Kindern sich mit dem armen, kleinen Hause verschwägerten, das die mächtigsten Herrscherfamilien Europa's, die Häuser von Rußland, Preußen und England nicht verschmäht hatten, weil ihrem Adelsgefühl das Alter und der Ruhm des Geschlechtes höher stand, als Macht und Reichthum.

Das Wichtigste war natürlich die Heirath des Thronfolgers, und obschon der König vorgab, „die Verheirathung seiner Kinder als eine Familienangelegenheit zu betrachten, welche mit der Politik Nichts zu thun habe" [2]), gab er doch keineswegs die Hoffnung auf, seinen Erstgeborenen mit einer der großmächtlichen Dynastien zu verbinden. Als Broglie's Vertrauter, Barante, im Herbst 1835 von Turin nach Petersburg versetzt wurde, um so die halb unterbrochenen diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich wieder anzuknüpfen, erhielt er den Auftrag, in Berlin anzufragen, ob die beiden ältesten Söhne Louis Philipp's, falls sie in die preußische Hauptstadt kämen, sich eines wohlwollenden Empfanges zu gewärtigen hätten. König Friedrich Wilhelm III., der stets die Theorie und die Praxis streng auseinanderzuhalten bemüht war, empfing den durchreisenden Botschafter liebenswürdiger, als es seinem Schwiegersohne in St. Petersburg lieb war, und versprach dem Prinzen, gegen dessen Bezeichnung als „Aeltesten seines Geschlechtes" er indeß gleichzeitig auf anderem Wege lebhaft Einsprache erhob, die freundschaftlichste, persönliche Aufnahme [3]).

1) S. Depesche Arnim's vom 22. März 1843.

2) Worte des Herzogs v. Broglie zu Barante beim Abgang auf seinen Posten in Petersburg. S. Guizot a. a. O. IV, 27.

3) S. Erlaß Ancillon's vom 10. Januar 1836. Vgl. Liebermann's Depeschen vom 31. Dezember 1835 und 12. Januar 1836. Doch ging die erste Unterhandlung nicht durch Ancillon's Hände, sondern durch Fürst Wittgenstein selber, worüber d'Haussonville (a. a. O. I, 268) eine höchst unterhaltende Anekdote erzählt, die Ancillon's Wichtigthuerei auf's Ergötzlichste illustrirt. Jene Worte, „l'aîné de ma race", hatte Louis Philipp in der Thronrede ausgesprochen.

Bei der Intimität zwischen den beiden deutschen Mächten glaubte man annehmen zu dürfen, daß die äußerst entgegenkommende Antwort des Berliner Hofes auch für den Wiener gelte; denn auf diesen hatte man's besonders abgesehen, obschon man auch die Aussicht auf eine russische Allianz nicht ganz von der Hand wies: so lebhaft hatte man die leise Annäherung Kaiser Nikolaus' ergriffen, welche man kurz vorher bemerkt zu haben glaubte.

Die Selbsttäuschung, wenn sie überhaupt je ernstlich war, sollte nicht lange dauern. Wenn des Czaren schönes und neugieriges Töchterlein dem neuen französischen Botschafter gegenüber ein Interesse für den Herzog von Orléans verrieth, so sah der Vater schon die ganze Freierreise und den Empfang der Höfe von Preußen und Oesterreich als trauriges Zeichen der Zeit an [1]). Und Kaiser Nikolaus war nicht der Einzige, der so fühlte. Der König von Würtemberg, der wohl vergaß, daß seine Schwester einem Bonaparte die Hand gereicht, erklärte, „er werde nie in eine solche Verbindung willigen, selbst wenn der Kaiser von Rußland sie begünstigte" [2]); und schon die bloße Aussicht auf die Ankunft der Söhne des Usurpators

1) S. über diese ganze Episode Guizot a. a. O. IV, 27—32. Großfürstin Marie heirathete bekanntlich einige Jahre später den Herzog von Leuchtenberg und nach dessen Tode den Grafen Stroganoff. Guizot's Notiz (a. a. O. IV, 28), der Czar habe gefragt, warum die Prinzen nicht nach Rußland kämen, und hinzugefügt: „ils auraient été les bienvenus", entbehrt jeder Begründung; er sagt nicht, gegen wen diese sonderbare Aeußerung gefallen; man habe sie Barante hinterbracht. Das ist denn doch ein wenig allzu indirect. Der preußische Gesandte am Hofe von St. Petersburg sagt das gerade Gegentheil, und er hat es direct aus Nikolaus' Munde, der ironisch seine Zufriedenheit zu erkennen gab „de la justice qu'on a rendue à ses sentiments", indem man ihm nicht einmal von der Reise nach Rußland gesprochen habe; er würde sich dieselbe in unzweideutiger Weise verbeten haben. Und Lord Durham, der damals gerade in St. Petersburg weilte und von Nikolaus, im Gegensatze zum Empfange Barante's, sehr gefeiert wurde, suchte ihn auch gegen Preußen wegen dieser Annäherung an Frankreich zu reizen. S. Liebermann's Depesche vom 24. April (6. Mai) und 13. (21.) Mai.

2) S. Depesche de Sales' vom 19. August 1835.

machten es dem Kronprinzen von Preußen „ganz ängstlich und miserable in Berlin"; daß man ihnen gar auch in Wien einen freundlichen Empfang bereitete, war „so schwer für ihn, daß er hätte weinen mögen" [1]). In der That hatte auch der neue Kaiser, nach Fürst Metternichs Rath, zuvorkommend auf die Anfragen Louis Philipp's geantwortet; obschon Beide lieber gesehen hätten, wenn die Reise unterblieben wäre [2]). Es war der Augenblick, wo der König der Franzosen, in diesem Punkte wenigstens ganz mit seinem Ministerpräsidenten Thiers einverstanden, eine Lockerung der englisch-französischen Allianz, eine Annäherung an die festländischen Mächte, besonders an Oesterreich, anstrebte. Die Friedens- und Versöhnungslust des Königs von Preußen, welcher dem Julikönige von Anfang an seine Aufgabe zu erleichtern gesucht hatte, sollte auch diese Annäherung erleichtern [3]). In der That glich der Empfang, welcher den beiden einnehmenden jungen Prinzen in Berlin zu Theil wurde (11. Mai 1836), einem wahren Triumphzuge; alle Legitimisten Europa's, nicht nur die Herren von Karl's X. Ardennerhofe, auch und vor Allem die kleinen Herrscher Deutschlands und Italiens erkannten die ketzerischen Ueberlieferungen des Hauses Hohenzollern.

Noch erstaunter aber und entrüsteter war man, als auch Kaiser Ferdinand eine ähnliche Herablassung zeigte. In Wien selber klagte man laut [4]). So war es also aus mit der „Matrimonialsperre",

1) Schreiben an Bunsen vom 30. April 1836. S. L. v. Ranke, Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV., S. 14.

2) S. Depesche Blonay's aus Paris vom 24. April, derzufolge Metternich, dem es nur um eine „amitié de raison" zu thun war, die ganze Leichtfertigkeit des französischen Charakters in dem Unternehmen sah.

3) Ancillon (s. Depesche Blonay's vom 1. Mai) schrieb sogar, sein Herr „wäre sehr erfreut, selber den Prinzen beweisen zu können, welche Achtung er für ihren Vater hege und wie groß seine Bewunderung für die gewandte und weise Politik (conduite) sei, mit welcher derselbe die Geschäfte unter so großen Schwierigkeiten leite".

4) Die Fürstin Metternich entblödete sich nicht, laut auf dem von ihr selber zu Ehren der Prinzen gegebenen Balle dem russischen Botschafter zu sagen, „es sei dieß ein Trauertag für sie". Die Worte wur-

die man gegen die Familie des Thronräubers eingerichtet zu haben glaubte. Denn schon wisperte man von einer Verbindung des französischen Thronfolgers mit der Tochter des Helden von Aspern, welche man vor zwei Jahren fast als eine Beleidigung von sich zurückgewiesen [1]). Der Bruder der jungen Erzherzogin, Erzherzog Albrecht, hatte sich mit der Wärme der Jugend dem glänzenden französischen Prinzen zugewandt, und auch die Schwester, Marie Therese, schien ihm nicht abgeneigt. Der Freier hatte nicht gezögert, die Gelegenheit zu benutzen, und die Einwilligung ihres Vaters erhalten, welchen der kluge und ritterliche junge Gast vollständig eingenommen hatte; denn der Prinz, dessen tactlose Sprache und tactloseres Auftreten in den ersten Jahren nach der Julirevolution so vielfachen Anstoß in den höheren Kreisen der europäischen Gesellschaft, selbst in denen der befreundeten Whigaristokratie, gegeben hatte, war ein anderer geworden. Die Erbtugend des Hauses Orléans hatte sich auch bei ihm nicht verläugnet, und der populäre Bürgerwehroffizier hatte bei Zeiten die Sprache des republikanischen Zeitungspatriotismus gegen den vornehmen und bei aller Freiheit gemessenen Ton zu vertauschen gewußt, der an den europäischen Höfen gerne gehört ward [2]). Nachdem so die Ueberzeugung gewonnen war, daß keine persönlichen Hindernisse im Wege standen, ward der Abschluß in die Hände des in der Hofburg besonders gerne gesehenen französischen Botschafters, Mis de Sainte-Aulaire, gelegt, dessen

den sofort dem Prinzen hinterbracht, der unverzüglich das Fest verließ. S. Liebermann's Depesche vom 23. Juni (5. Juli).

1) Schon Januar 1833, als Sainte-Aulaire von Rom nach Wien ging, war er beauftragt worden, die Heirath des Thronfolgers mit der Erzherzogin Marie Therese anzubahnen. S. Werther's Depesche vom 4. Februar 1833.

2) Schon 1833 fand ihn Lord Palmerston „wonderfully improved, having got the manners and deportment which belong to his station". S. Bulwer a. a. O. S. 137. Aehnlich Graf de Sales (19. August 1825). Doch erzählt Werther noch unterm 15. März 1837 starke Züge von Leichtsinn in seinen Reden über die Politik seines Vaters und dessen Minister.

ganzes Wesen für so zarte Verhandlungen vielleicht besser gemacht schien als für die Regelung gefährlicher Machtfragen. Hätte die Entscheidung nur von dem Kaiser und der Kaiserin abgehangen, vielleicht wäre der wohlwollende Freiersmann so glücklich gewesen als der Freier selber; allein der ausschlaggebende Wille war nicht bei dem gegenwärtigen, sondern beim zukünftigen Herrscherpaare, und die Erzherzogin Sophie hatte die guten Lehren und Ermahnungen noch nicht vergessen, wenn sie deren je bedurft hätte, welche ihr vor weniger als Jahresfrist der Chef des europäischen Legitimismus, Czar Nikolaus, in Wien selber hatte zu Theil werden lassen. Fürst Metternich aber war nicht der Mann dazu, um eines zweifelhaften Gewinnes willen im Voraus seine Stellung bei der künftigen Kaiserin zu untergraben; denn zweifelhaft blieb der Vortheil immer, da man ja Frankreichs, so lange Louis Philipp auf dem Throne saß, ohne Familienverbindung ebenso sicher war, als mit einer solchen [1]).

So fiel die Antwort ausweichend aus: das Loos Marie Antoinettens, das Marie Louisens sei noch nicht vergessen im Hause Habsburg; vielleicht wenn sich die Zustände befestigten, könne man unbesorgter eine österreichische Erzherzogin die stets umtobten Tuilerien beziehen lassen. Der Herzog von Orleans brauchte nicht mehr zu hören; er beschleunigte seine Abreise. Rasch eilte er an Görlitz vorüber, wo der legitime König und sein Enkel verweilten. In Trient aber begegnete er der einstigen Kaiserin der Franzosen, deren Schicksal man in Wien für ihre Nichte befürchtet hatte, und die sich der Thränen nicht enthalten konnte, als sie den blühenden Altersgenossen ihres vor der Zeit hinweggerafften Sohnes erblickte. In Turin ereilte die Reisenden die Nachricht des Mordanfalles vom 25. Juni, der nicht nur das Leben des Königs, sondern auch das der Königin und Madame Adelaidens bedroht

1) Nach Dupin (a. a. O. III, 287) hat Sainte-Aulaire selber den ganzen Roman der Akademie erzählt; allein er ist in den Acten derselben nicht abgedruckt, und die Memoiren Sainte-Aulaire's sind noch nicht erschienen.

hatte [1]). Ohne sich am sardinischen Hofe weiter aufzuhalten, eilten die beiden Prinzen nun sofort nach Paris zurück; in Wien aber nahm der Hof das düstere Ereigniß als einen Fingerzeig auf, daß man keine Tochter des Kaiserhauses einer solchen Gefahr aussetzen dürfe. „Willst du in einen Wagen steigen, durch den die Kugeln der Königsmörder fliegen?" fragte die Erzherzogin Sophie ihre Nichte. Diese aber heirathete bald darauf König Ferdinand von Neapel, ohne darum ihrem Schicksale zu entgehen; denn auch sie endete in der Verbannung, wie die glücklichere Prinzessin, welche den Muth hatte, dem Sohne des „Barrikadenkönigs" ihre Hand zu reichen.

Der Herzog von Orléans verzieh dem Staatskanzler die „schönen Worte" nicht, mit denen er ihn gekirrt, und verhehlte es dem österreichischen Botschafter keineswegs [2]). Er beeilte sich, selber dem Erzherzog Karl abzuschreiben, um ihm die peinliche Mühe eines Absagebriefes zu ersparen, während Thiers ein vertrauliches Rundschreiben an die in Deutschland beglaubigten Vertreter Frankreichs sandte, um das Terrain für eine bescheidenere Verbindung zu prüfen: wenn nur „königliches Blut" in den Adern der künftigen Königin der Franzosen fließe, so dürfe sie auch einem einfachen Herzogshause angehören. Als der französische Gesandte in Berlin — es war der stets rührige Bresson — den König von Preußen

1) Ancillon fand in diesem Mordversuche nur einen neuen Anlaß, zu constatiren, daß „la sagesse et l'habileté de Louis Philippe et les principes conservateurs qu'il adopte pour se conserver lui-même, sont aujourd'hui les meilleurs garants que l'Europe puisse avoir du maintien de la paix et de l'ordre." Erlaß vom 9. und 14. Juli.) Nikolaus müsse „seinen Widerwillen dem Interesse Europa's opfern und an Louis Philipp schreiben". (Erlaß vom 21. Juli.) Auch Metternich nennt diesen „la première nécessité politique de l'époque et la seule ancre de salut", Worte, welche Ancillon in seinem Erlasse vom 6. Februar 1837 citirt.

2) S. Depeschen Marquis Brignole-Sales' vom 26. Januar 1837 das und Werther's vom 18. November 1836. Der König wünschte sofort Project mit einer Tochter Erzherzog Rainer's wieder aufzunehmen, aber der Thronfolger und seine Tante, Mme Adelaide, widersetzten sich energisch.

durch dessen Vertrauten, Fürst Wittgenstein, von den Wünschen des Königs der Franzosen in Kenntniß gesetzt, ergriff Friedrich Wilhelm III., der an dem jungen Thronfolger großen Gefallen gefunden hatte, die Angelegenheit mit ungewohnter Wärme, wohl mit weil er fürchtete, das Scheitern der österreichischen Verbindung werde die Neubefestigung der schon gelockerten englisch-französischen Allianz zur Folge haben [1]). Er dachte sofort an seine eigene Nichte, Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin, und schlug sie dem Gesandten vor [2]), obschon er sich die Schwierigkeiten nicht verhehlte, die er in Schwerin wie in Petersburg zu überwinden haben würde. Er hatte sich nicht getäuscht; Czar Nikolaus vernahm die Nachricht mit lebhaftester Entrüstung und entblödete sich nicht, dem mecklenburgischen Gesandten öffentlich die heftigsten Vorwürfe zu machen, sich über die Theilnahme seines Schwiegervaters von Preußen in den lautesten und ungebührlichsten Worten auszudrücken [3]).

Der Bruder der ausersehenen Braut aber, der herrschende Großherzog von Mecklenburg, und ihr Onkel, der Bruder der Königin Louise, welcher einen hohen Rang im preußischen Heere einnahm, theilten durchaus die Ansichten Kaiser Nikolaus, Aufgewachsen in den engsten Ueberlieferungen des Junkerthums, sahen sie in einer Verbindung mit dem Usurpatoren einen Flecken für ihr Haus, und scheuten sich nicht diese ihre Mei-

1) S. Depesche Werther's vom 11. August.

2) S. das Genauere über dieß Anerbieten Friedrich Wilhelm's III. bei d'Haussonville (a. a. O. I, 67. 68), der nach Bresson's Berichten schreibt. Wie wenig sich Friedrich Wilhelm III. durch Einschüchterungen und Einflüsterungen irre machen ließ, geht u. A. daraus hervor, daß, als ihm sein Gesandter gerade damals, Ende März 1837, von einem Allianzprojecte zwischen Frankreich und Rußland, zum Zwecke der Annexion des linken Rheinufers (ähnlich dem la Ferronays'schen), berichtet, er sich begnügte, dazu zu bemerken: „Par exemple! voilà bien un conte bleu d'une nouvelle espèce. Ce qui est difficile à comprendre, c'est comment des hommes tels qu' A. et W. aient pu s'en occuper un seul instant", womit er seinen und den österreichischen Botschafter meint.

3) „En termes brutaux", sagt der vorsichtige Guizot a. a. O. IV, 30.

nung offen auszusprechen, ja in einem eigenen, heimlich verbreiteten Memorandum zu vertheidigen. König Friedrich Wilhelm III. antwortete durch ein Gegenmemorandum, welches den legitimistischen Vorurtheilen direkt entgegentrat, indem es nachwies, wie auch andere herrschende Häuser Europa's, die jetzt Jedermann anerkenne, ihren Thron einem gewaltsamen Umsturze dankten, und auf die Dienste hinwies, welche Louis Philipp dem Frieden und der conservativen Sache geleistet [1]).

Oesterreich hatte Nichts gegen die „unschädliche Prinzessin" (la princesse anodyne) einzuwenden. Aber die beste Stütze hatte der König von Preußen an der ehrgeizigen Nichte selber. Hatten die Berichte, welche Bresson aus Ems über ihre persönliche Erscheinung nach den Tuilerien gesandt, ihren Eindruck auf den Herzog von Orléans nicht verfehlt [2]), so sprach die öffentliche Stimme laut genug, um den blühenden und ritterlichen Erben des „ersten Thrones der Welt" als eine wünschenswerthe Partie erscheinen zu lassen. Auch hatten der König der Franzosen und seine fromme Gemahlin in der Religionsverschiedenheit keine unüberwindliche Schwierigkeit gesehen. So triumphirten denn endlich die Vorstellungen Friedrich Wilhelm's III. über die Vorurtheile seiner Schwäger und Neffen, und am 5. April 1837, wenige Tage ehe Graf

1) Es war verfaßt vom Justizminister Kamptz; die lithographirten „Bemerkungen", die es widerlegte, sollen vom Herzog Karl von Mecklenburg selbst verfaßt worden sein. Siehe über die Entstehung dieser fürstlichen Polemik d'Haussonville (a. a. O. I, 70. 256—266). Vgl. auch die Depeschen des sardinischen Gesandten (resp. Geschäftsträgers) St. Marsan, und St. Martin d'Aglié vom 29. März, 5. und 10. April und die Erlasse Ancillon's vom 31. März.

2) Doch meinte er noch im Februar (s. Werther's Depesche vom 6. Februar 1837), er hätte besser gethan, seines Schwagers Leopold Rath zu folgen, und eine Coburg geheirathet: „car ces Cobourg représentent un système entier en opposition au système de la légitimité dont je serais l'adversaire toute ma vie" und sprach laut gegen seinen Vater, der den Nordmächten den Hof mache und die englische Allianz schwäche, „la seule que nous devions cultiver". Man sieht, er hatte die grünen Trauben von Habsburg noch nicht vergessen.

Molé sein Cabinet von Neuem befestigte, ward der Heirathsvertrag unterzeichnet. „Die russische Vorhut war vor anderthalb Jahren in Saarbrücken; heute ist die französische in Memel", sagte man in Berlin glückwünschend zum französischen Gesandten [1]). Louis Philipp aber und sein Sohn konnten nicht Worte genug finden, um ihrer „zärtlichen Dankbarkeit" für den König von Preußen Ausdruck zu geben, ohne welchen „die Heirath nie zu Stande gekommen" wäre [2]).

Am 15. Mai verließ die Prinzessin ihre Heimath, ward in Fulda vom Herzog von Broglie und einem zahlreichen Gefolge empfangen und betrat am 25. zum ersten Male den Boden Frankreichs. Wenig Tage darauf war sie in Fontainebleau, wo am Morgen nach ihrer Ankunft die bürgerliche Trauung vom Präsidenten des Oberhauses, Baron Pasquier, vollzogen wurde. Die doppelte kirchliche Trauung, ein Symbol der noch, wenn auch nur für geringe Zeit noch, herrschenden Duldung, heiligte den Bund [3]). Glänzende und volksthümliche Feste folgten sich ohne Unterlaß. Die arme und bescheidene fremde Prinzessin gefiel, und der Thronfolger war im Zenith seiner Popularität. Stadt und Hof wetteiferten in verschwenderischer Pracht. Die Pariser Bürgerwehr jubelte dem selbst erwählten Königshause zu, wie vor sieben Jahren, und der legitimirte König selber durfte es wagen, wieder an die Tage zu erinnern, wo ihn die Volksgunst auf den Thron gehoben [4]), wie er sich ungestraft erlauben konnte, der Welt

1) S. Depesche Bresson's vom 26. Juni 1837 bei d'Haussonville a. a. O. I, 270.

2) S. Depesche Werther's vom 6. und 7. April 1837.

3) Auch Prinzessin Louise, im August 1832, und Prinzessin Marie, im Oktober 1837, gingen Mischehen ein, was heute gar nicht mehr denkbar wäre.

4) In seinem Toaste auf dem Stadthause vom 19. Juni: „C'est ici que je suis venu le 31 Juillet à travers les barricades, entouré et suivi des députés de la France dont la voix m'appelait à assurer le triomphe de cette Charte si vaillamment défendue et le maintien de toutes nos libertés et de toutes nos institutions. C'est ici, c'est

in's Gedächtniß zu rufen, daß auch er ein Bourbon sei. Nie vielleicht fühlte er sich glücklicher, nie war die Nation so zufrieden gestimmt, als an dem Tage (10. Juni), wo er seinen Gästen, wo er Frankreich die prachtvollen Räume von Versailles eröffnete, in denen einst das unumschränkte Königthum seinen prunkenden Sitz aufgeschlagen, und die jetzt der gemeinnützig und bürgerlich gesinnte Nachfolger in einen gemalten Geschichtscursus verwandelt hatte. Der Nation leuchtete der Ruhm Frankreichs (à toutes les gloires de la France), dem Könige der Ruhm Ludwigs XIV. (à la gloire de Louis XIV) in goldenen Lettern entgegen. Beide sonnten sich in diesen Strahlen ruhmreicher Vergangenheit, wie in denen glückversprechender Zukunft. Der düstere Schatten, den der furchtbare Unfall auf dem Marsfelde, wo viele Schaulustige im Gedränge ihr Leben verloren, über die allgemeine Freude warf, (14. Juni) war bald zerstreut [1]). Alles athmete Hoffnung und Zuversicht; und schon war eine noch ehrenvollere Verbindung zwischen der zweiten Tochter des Königs, der talentvollen und vielbewunderten Prinzessin Marie, und dem Herzog Alexander von Würtemberg eingeleitet, welche bald mit der Einwilligung des jüngst noch so abweisenden Familienhauses vollzogen werden sollte (17. Oktober).

Der König konnte sich am Ziele langgenährter Hoffnung glauben. Der Thron schien gesichert: der, welcher ihn inne hatte, war im Besitze des bestimmenden Einflusses, ohne den das Königthum kaum einen Werth für ihn hatte. Selbst in der Hauptstadt bestrahlte ihn seit der Amnestie eine Herbstsonne der Volksgunst, wenn er sich öffentlich zeigte, unbegleitet wie im Jahre 1830; auch die Geistlichkeit, der er unverkennbare Zeichen seiner wohlwollenden, ja fast reumüthigen Gesinnung

de cette fenêtre que j'ai eu le bonheur de déployer ... ce glorieux drapeau que j'étais si heureux de revoir et ces couleurs que nous reprenions tous avec tant d'élan."

1) Die Feste wurden erst durch König Wilhelm's IV. von England Tod (20. Juni) unterbrochen.

gab, stand nicht länger mehr schmollend abseits [1]). Die Gunst, welche die Finanz- und Geschäftswelt dem neuen Regime zubrachten, schien die Beruhigung und Sicherung der materiellen Interessen zu verbürgen [2]). Im Inlande wie im Auslande war, so hätte man glauben sollen, der Ursprung des jungen Königthums vergessen. Die Dynastie war aufgenommen in den Kreis der legitimen Höfe. Die Stimme Frankreichs ward wieder angehört im Rathe Europa's. War die Freundschaft mit England, welche diese Erfolge allein ermöglicht hatte, etwas gelockert, so waren dagegen die Beziehungen zu den festländischen Großmächten immer nähere und freundlichere geworden. Sogar Rußlands Kälte war etwas aufgethaut; mit Oesterreich gestalteten sich nach kurzer Verstimmung die Verhältnisse fast ebenso vertraulich, als zu Preußen, das die Wiederaufnahme Frankreichs in den europäischen Bund angebahnt hatte. Bald konnte denn auch durch den Rückzug der fremden Besatzungen aus Ancona und Ferrara (December 1838) die letzte Spur ehemaliger Mißverständnisse verwischt werden, während die endliche Unterzeichnung der vierundzwanzig Artikel (März 1838 bis April 1839)

1) So wählte er „avec sa sagacité habituelle" den Augenblick, um St. Germain l'Auxerrois dem Gottesdienste zurückzugeben, und drückte sein Bedauern aus, diesen, seit sechs Jahren gehegten, Wunsch nicht früher im Stande gewesen sei auszuführen: leider sei die Opportunität das oberste Gesetz der Politik (s. Depesche Werther's vom 15. Mai und Brignole-Sales' vom 17. April 1837). Zugleich begann er, jeden Festtag, umgeben von seinen Söhnen, augenfällig (ostensiblement) die Messe zu hören, was er während der sechs ersten Jahre seiner Regierung nicht gewagt haben würde. (S. desselben Botschafters Depesche vom 1. Juni 1837 und seines Vorgängers, de Sales, vom 8. August 1833, wo er diese Evolution schon voraussieht: „Cependant avec les soins que l'on prend pour l'instruction religieuse de ses enfants, il n'y a pas lieu de penser qu'il méprise tout sentiment religieux. C'est plutôt de sa part un pur acte de faiblesse pour se prêter au gout irréligieux de moment et obtenir ... un peu plus de popularité.... Nulle élévation d'âme", fügt er hinzu, „et à qui nulle bassesse ne repugnera pour arriver à ses fins. C'est de plus un fourbe, mais un fourbe qui a de l'esprit.")

2) Die 5% Rente stieg auf 122.

das Dasein Belgiens und den neugegründeten Thron des königlichen Schwiegersohnes sicherten.

In der nahen Colonie, die im Jahre zuvor ernstlich bedroht schien, errangen schon jetzt (Oktober 1837) die französischen Heere entscheidende Vortheile, indem sie durch die Einnahme von Constantine die so hartnäckig und mit so viel Opfern fortgesetzte Eroberung Algeriens zu einem vorläufigen Abschlusse brachten, die Küstenbesitzungen ein für alle Mal sicherten und befestigten. Selbst jenseits des Oceans erzwang kurz darauf die französische Marine durch eine glänzende Waffenthat in Mexiko, durch ihre einfache Gegenwart in Haiti, ehrenvolle und vortheilhafte Verträge (9. März 1839 und 12. Februar 1838).

Die Söhne des Königs aber waren überall an der Spitze der Truppen zu sehen, die den alten Waffenruhm Frankreichs erneuerten. Wenige Jahre nur sollten vergehen, so waren die beiden blühenden Kinder des Königs, deren Lebensglück er jetzt eben begründet zu haben meinte, durch frühen Tod ihren jugendlichen Gatten, ihrer Familie, Frankreich entrissen, umwölkte sich der Himmel Europa's mit kriegsschwangeren Gewitterwolken, schien der König die mühsam errungene Selbstherrschaft wieder an einen seiner parlamentarischen Vormünder verlieren zu sollen; aber die Gefahr zog noch einmal vorüber, wie die Wunden bald vernarbten, welche die Familienverluste dem königlichen Herzen geschlagen. In ihrem Wesen, wie in ihrer Gestalt, in ihrem Geiste, wie in ihrer äußeren Stellung war im Jahre 1837 die Juliregierung begründet, wie sie bis zu ihrem Ende bleiben sollte. Daß aber Niemand vor dem Ende glücklich oder weise gepriesen werden soll, lehrte auch dießmal die nie belehrende Lehrerin: Geschichte.

Zehntes Kapitel.

Die Eroberung Algiers.

(Juni 1830 bis Oktober 1837.)

(Inhalt: Vorgeschichte. Die Einnahme Algiers. Erste Ausdehnungsversuche. Die Zeit des Abwartens. Erneuerte Ausdehnungsversuche und Mißerfolge. Allgemeine Pacification.)

Auch die Sicherung der algierischen Errungenschaften und die, freilich nur vorübergehende, Beruhigung der sie umgebenden Provinzen war in jenen Tagen der Glücksgunst (Oktober 1837) nicht ohne Ruhm, wenn auch mit wenig Vortheil, durchgeführt worden. Das ganze Unternehmen hatte aber wieder einmal den Beweis geliefert, daß eine unsichere Politik, welche sich keine bestimmten Ziele zu setzen weiß, nicht nur negative Wirkungen äußert, indem sie hemmt und hindert, statt zu fördern, sondern auch positive Schöpfungen hervorbringt, die nicht so leicht wieder aus der Welt zu schaffen sind. Denn, hatte schon die Regierung Karl's X. jenen Kriegszug unternommen, ohne sich selber die Frage zu stellen, was sie nach der Erreichung des nächsten Zweckes anzufangen habe, so überließen die aufeinander folgenden Ministerien Louis Philipp's die Dinge in Algier ganz sich selber und den Einfällen der Truppenführer, welche es denn auch dahin brachten, daß man sich nach wenig Jahren in der Lage befand, eine fast werthlose Eroberung, die man im Beginne ohne materiellen oder moralischen Nachtheil hätte aufgeben können, mit beispiellosen Opfern aufrecht erhalten zu müssen, um dem Ansehen der Nation nicht Eintrag zu thun.

I.

Die Gegenwart englischer und französischer Flotten im Mittelmeer hatte während der langen Kämpfe zwischen Napo-

leon und Großbritannien die Seeräuberei wirksamer beschränkt, als alle eigens gegen sie gerichteten Unternehmungen der civilisirten Mächte im Stande gewesen waren es zu thun. Denn Ludwig's XIV. wiederholte Züchtigung der algierischen Raubstaaten (1682 und 1688) hatte nicht viel nachhaltigere Folgen gehabt, als Karl's V. glänzend begonnener und traurig beendeter Kreuzzug von 1541; und Spanien war nicht glücklicher gewesen, als es im Jahre 1773 eine zahlreiche Armee gegen die Hauptstadt der Piraten marschieren ließ. Kaum war dem Welttheil nach fünfundzwanzig Kriegsjahren der Frieden endlich wiedergegeben, als auch der Unfug von Neuem begann. Umsonst schickte England (1816) eine Flotte vor Algier, die Festung zu bombardieren; umsonst erschienen zwei brittische und französische Admiräle (1819) vor dem Dey, um ihn zu einem energischen Einschreiten gegen seine räuberischen Unterthanen zu bestimmen. Die Festungswerke waren bald wiederhergestellt und der Dey erklärte sich für unfähig irgend etwas Wirksames zu thun. Dabei begnügte man sich denn auch in Paris und London, wie in Wien und Madrid, und man fuhr fort, nach wie vor in Form einer Assecuranz gegen die Seeräuber dem Statthalter des Sultans einen jährlichen Tribut zu zahlen.

Vielleicht hätte dieser für Europa nicht eben würdevolle Zustand noch lange fortgedauert, hätte der Dey, der sich offenbar unerreichbar glauben mußte, seinen Uebermuth nicht zu weit getrieben. Sein Vorgänger hatte während der Revolutionskriege den französischen Regierungen beträchtliche Getreidelieferungen gemacht und glaubte dafür noch eine rückständige Forderung von vierzehn Millionen erheben zu dürfen. Doch ließ er sich herbei, die Summe auf die Hälfte herabzumindern; wogegen die jüdischen Spekulanten, unter deren Namen er das Geschäft abgemacht hatte, eine Summe von dritthalb Millionen in Paris zu hinterlegen hatten, um ihrerseits die Forderungen ihrer französischen Gläubiger zu decken, bis die Gerichte darüber entschieden hätten. Diese Entscheidung nun ließ nicht wenig auf sich warten, und der Dey ward ungeduldig. In herausfordernd dem Tone verlangte er die sofortige Auszahlung der ihm ge-

schuldeten sieben Millionen, indem man ihm überlasse, die französischen Gläubiger, seine Mittelsmänner, nach vorheriger Prüfung ihrer Forderungen, zu befriedigen. Als die Antwort der französischen Regierung nicht schnell genug eintraf, machte der orientalische Despot dem französischen Consul, den er im Verdacht hatte, selbst seine Hand bei den Spekulationen zu Gunsten der französischen Gläubiger im Spiele zu haben, die heftigsten Vorwürfe, und als dieser ihm in wenig achtungsvoller Sprache antwortete, vergaß er sich endlich so weit, ihn in Gegenwart seines Hofstaates zu ohrfeigen (30. April 1827). Der Consul ward sofort abberufen; Hussein Pascha aber — so hieß der algierische Vasall — ließ ohne Weiteres alle in seinem Gebiete ansässigen Franzosen in die Sclaverei abführen und zerstörte die Befestigungswerke von la Calle, welche Frankreich schon vor Jahrhunderten (1560) hier aufgeführt und deren Besitz ihm vertragsmäßig vom Lehensherrn des Dey, dem Sultan, garantirt und auch nie streitig gemacht worden war. Die zwei Jahre lang fortgesetzte Blockade der algierischen Küste durch eine französische Flotte blieb fruchtlos. Noch weniger Erfolg hatte die besondere Mission eines hohen Marineoffiziers (Juli 1829), welcher die Freiheit der gefangenen Franzosen verlangte und im Namen seiner Regierung den Frieden anbot, wenn der Dey sich nur dazu verstehen wolle, jenen Vorgang mit dem Consul durch ein Mißverständniß zu erklären. Der Orientale wurde durch soviel Nachgiebigkeit nur noch kühner gemacht, antwortete trotzig und sandte dem absegelnden Schiffe des französischen Unterhändlers noch einige Kanonenkugeln nach.

Das war denn doch zu viel; und obschon der neue Minister des Aeußern, Fürst Polignac, andere Pläne im Kopfe trug, für welche er die Hände frei zu haben wünschte, so konnte er doch die unangenehme Angelegenheit nicht von der Hand weisen. Nur dachte er die französische Kriegsmacht für's Erste nicht dabei zu verwenden und trug dem ehrgeizigen und fähigen Pascha von Aegypten, Mehemet Ali, an, sich nicht nur Algiers, sondern auch der zwischen Aegypten und Algier gelegenen beiden Paschaliks von Tripolis und Tunis, natürlich mit Ueber-

nahme der Tribute an die Pforte, zu bemächtigen. Frankreich werde ihm vier Linienschiffe und zehn Millionen dazu geben, und verlange dagegen nur einige andere Comptoirs in den eroberten Ländern. Mehemet Ali, dessen äußere Politik nicht wie die des französischen Ministerpräsidenten auf Landkartenstudien, sondern auf Kenntniß des Terrains, der Menschen und der Verhältnisse beruhte, zeigte keine besondere Lust, sich zum Alleinherrscher ganz Afrika's zu machen; und er fühlte sich keineswegs sicher genug, um gegen den entschieden ausgesprochenen Willen Englands und der Pforte vorzugehen. Der Herzog von Wellington, der sich mit Fürst Polignac während dessen Botschaft in London eng verbunden, hatte zwar Anfangs, als Fürst Metternich seine Aufmerksamkeit auf die französischen Bemühungen in Alexandrien lenkte, die ganze Sache als eine unbedeutende Kleinigkeit behandelt, und da Polignac sie rundweg läugnete, dessen Wort für voll genommen [1]). Als aber nicht mehr an der Sache zu zweifeln war, hatte er energische Einsprache in Paris erhoben und, da Fürst Polignac in gereiztem Tone auf diese Einsprache geantwortet, sich direkt an Mehemet Ali und die Pforte gewandt und hier wiederholt, was er schon dem französischen Botschafter gesagt und was gleichzeitig vom österreichischen Internuntius betont wurde: „Das Bündniß eines Unterthanen der Pforte mit einer fremden Macht sei unstatthaft und gefährlich. Frankreich möge seine Zwistigkeiten selber auskämpfen." [2]) Und die Pforte verfehlte nicht, im Sinne ihrer Rathgeber zu sprechen.

So war man denn in Paris auf sich selber angewiesen und da die Sache nicht länger zu vermeiden war, betrieb man sie denn auch mit größter Energie; doch hoffte man noch immer, Mehemet

1) S. Pralormo's Bericht vom 1. August 1830. Es enthält derselbe eine ausführliche und genaue Geschichte der Verhandlungen, wozu Metternich dem Grafen die ganze Correspondenz mitgetheilt; daraus erhellt denn auch, daß Oesterreich keineswegs begeistert für die Expedition war, wie alle französischen Schriftsteller berichten.

2) Depesche Laval-Montmorency's vom 24. Januar und Polignac's Erlaß vom 30. Januar 1830.

Ali werde wenigstens die Züchtigung, vielleicht die Eroberung von Tunis und Tripolis übernehmen, während Frankreich sich auf Algier beschränke; vor Allem aber suchte man die andern Mächte zu beruhigen: man habe keinen andern Zweck, als „der Sclaverei, der Seeräuberei und der Tributzahlung ein Ende zu machen, ... die Südküste des Mittelmeeres ... dem freien Verkehr aller Nationen zu eröffnen“ [1]). Die festländischen Regierungen billigten laut das Unternehmen [2]) oder nahmen eine abwartende Haltung ein; England aber erhob von Neuem Einsprache, verlangte bestimmte Zusicherungen über die Absichten des französischen Cabinets. Dieses versprach denn auch mündlich Alles, was man wollte. „Der zehnte Theil all' der schönen Zusicherungen Polignac's würde genügen, wenn er nur schriftlich wäre“, meinte Lord Stuart [3]); der französische Minister aber wollte sich amtlich nur verpflichten, „keine neue Ordnung der Dinge in Algier herzustellen, ohne sich vorher mit seinen Verbündeten verständigt zu haben“ [4]). Das war aber gerade, was die englische Politik vermeiden wollte. Als „der Staat, welcher am Meisten, ja, allein interessirt sei, im mittelländischen Meer das Gleichgewicht an Macht und Einfluß, wie es bestünde, aufrecht zu erhalten“, wolle England dieses Gleichgewicht nicht von einem europäischen Congreß in Frage stellen lassen, meinte Wellington [5]). Als aber die Rüstungen in Toulon nur noch eifriger fortbetrieben wurden, drohte er, wieder die Sache amtlich bei den Höfen Europa's anzuregen; und, da Frankreich auf seinem Rechte bestand, zu thun, was die Erfordernisse des Krieges verlangten und sich nicht für die Zukunft zu binden, machte das Cabinet von St. James „Frankreich für alle Folgen verantwortlich, welche aus dieser Weigerung, genügende Erklärungen abzugeben, ent-

1) Polignac's Rundschreiben vom 4. Februar.

2) So Preußen. S. Werther's Depeschen vom 18. und 24. Mai, sowie die des sardinischen Gesandten aus Berlin vom 23. August.

3) S. ebenda.

4) Polignac's Rundschreiben vom 12. März.

5) S. Depesche Laval's vom 12. April. Vgl. die vom 16. März.

springen könnten" [1]). Polignac antwortete entschieden: „Alle Höfe Europa's hätten sich mit seinen Mittheilungen begnügt; wenn seine Weigerung, weitere Erklärungen zu geben, Folgen nach sich ziehen sollte, so falle die Verantwortlichkeit für dieselben einzig auf Die zurück, welche dieselben durch ihre Zumuthungen (exigences) herausgefordert hätten." Doch beeilte er sich gleichzeitig, die andern Mächte von Neuem über seine „uneigennützigen Absichten" zu beruhigen [2]). Indeß ward die Verstimmung im Westen von Tag zu Tag heftiger. Wellington sprach geradezu den Verdacht aus, Frankreich wolle „Eroberungen machen und die angegriffenen Länder auf unbestimmte Zeit hin besetzt halten" [3]); ja, er drohte an Stelle des vertraulichen Meinungsaustausches amtliche Erörterungen treten zu lassen; und als Polignac die Antwort schuldig blieb, erfolgte denn auch die amtliche Note am 3. Juni. Dießmal beschied der französische Ministerpräsident den englischen Botschafter in einem kurzen, fast beleidigenden Billett: er habe Nichts weiter hinzuzufügen und könne sich nur auf seine früheren Erklärungen berufen.

Damit waren alle Verhandlungen abgeschnitten und es blieb England Nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen [4]), oder aber eine Flotte in's Mittelmeer zu schicken und sich der Landung der französischen Kriegsmacht zu widersetzen, vielleicht gar sich auf ein bewaffnetes Einschreiten für den Fall, wo Frankreich sich in Algier festsetzen sollte, vorzubereiten; denn ein dritter Ausweg war ihm gewaltsam abgeschnitten worden. Es hatte in der That die Pforte dazu vermocht, der

1) Lord Aberdeen's Note vom 4. Mai.

2) Polignac's Rundschreiben vom 12. Mai. Damit vgl. seine Erlasse an Laval vom 8. und 10. Mai und dessen Bericht vom 5. Mai.

3) Depesche Laval's vom 17. Mai.

4) „Hätte England diese Schritte sechs Monate früher gethan, ehe Frankreich seine Rüstungen begonnen, so hätte es die Expedition verhindern können", meinte Metternich (s. Depesche Pralormo's vom 1. August). „Indem es zu spät handelte, hat es nur seine Würde compromittirt und Europa einen neuen Beweis seiner Schwäche gegeben."

französischen Unternehmung durch eine rasche Justiz zuvorzukommen. Ein türkischer Offizier war nach Algier geschickt worden, um den übermüthigen Vasallen abzusetzen, nöthigenfalls enthaupten zu lassen. Die französischen Kreuzer aber verboten dem Bevollmächtigten des Sultans die Einfahrt in Algier und führten ihn nach Frankreich, wo er zurückgehalten wurde, bis die Einnahme Algiers eine vollendete Thatsache war. Als sie es war, schien der Bruch, vielleicht der Krieg mit England unvermeidlich; und Lord Aberdeen verhehlte es dem am 26. Juli abreisenden französischen Botschafter, Herzog de Laval, keineswegs. Der Ausbruch der Julirevolution änderte indeß die Lage vollständig; und der neue König, wenn nicht die neue Regierung, beeilte sich die beruhigendsten Zusicherungen betreffs des eben eroberten Barbareskenlandes zu geben [1]).

II.

Denn schon am 25. Mai hatte die französische Kriegsmacht Toulon verlassen, wo man seit drei Monaten die Rüstungen auf's Eifrigste betrieben hatte, ohne die Einsprache Englands zu beachten und obschon die Opposition und die öffentliche Meinung in Frankreich selber dem Unternehmen höchst ungünstig waren, wie Allem, was von der Regierung Fürst Polignac's ausging. Und der wenig beliebte Minister hatte überdieß die Unklugheit begangen, seinem noch unbeliebteren Collegen, dem Grafen Bourmont, der während der hundert Tage zum Feinde übergegangen, den Oberbefehl anvertrauen zu lassen. Die Expeditionsarmee war 37,000 Mann und 4000 Pferde stark; sie verfügte über 183 Geschütze. Für ihre Ueberfahrt waren 484 Fahrzeuge aufgebracht. Die Flotte bestand aus 11 Linienschiffen, 24 Fregatten und 68 kleineren Schiffen, mit einer Mannschaft von 27,000 Mann. Sie stand unter dem Befehle

1) Talleyrand gab, und zwar mit vollster Ueberzeugung die Wahrheit zu reden, die bestimmtesten Zusicherungen in London. Molé dagegen war entschieden für die definitive Besitznahme Algiers. S. Capefigue a. a. O. IV, 157 ff.

Vice-Admirals Duperré. Nach drei Tagen war man Angesichts der algierischen Küste, aber ein heftiger Ostwind erlaubte keine Landung. Erst am 13. Juni konnte man, nachdem man im Golf von Palma günstigeres Wetter abgewartet, in der Nähe von Algier Anker werfen. Am folgenden Tage begann die Landung, kaum gestört durch die feindlichen Tirailleure, auf der Landzunge Sidi Ferruck, und schon am Abend war an der schmalsten Stelle der Halbinsel, eine gute halbe Stunde von der Spitze, eine Verschanzung errichtet, hinter welcher die Ausschiffung der übrigen Truppen und des Kriegsmaterials sicheren Fortgang nehmen konnte, wenn auch unausgesetzte und ungeordnete Angriffe der arabischen Reiter die französischen Vorposten nicht wenig beunruhigten, indem sie ihnen zum ersten Mal ein Beispiel der sonderbaren Kampfweise gaben, mit welcher der französische Soldat bald nur zu vertraut werden sollte. Jetzt erwartet er, daß der in vollem Galopp ansprengende Beduine ihn mit dem Säbel angreife, und ist verwundert, als er ihn plötzlich Halt machen, seine lange Flinte abschießen, ebenso auch wieder fortstürmen, mit neugeladenem Gewehr zurückeilen sieht und dieß mörderische Manöver, das über dreihundert Leute kampfunfähig macht, sich unzählige Male wiederholt. Auch die barbarische Niedermetzelung eines gefangenen Offiziers, dem die Araber vor den Augen seiner Truppe den Kopf abschlagen und gräulich verstümmeln, giebt einen Vorgeschmack des zu erwartenden Krieges. Und dieß war erst der Beginn; denn Ibrahim Aga, der Schwiegersohn und Generalissimus des Dey, wollte erst die ganze Expeditionsarmee, offenbar in der Hoffnung, sie vollständig zu vernichten, landen lassen, ehe er den Hauptangriff begann. Er stand mit einem ansehnlichen Heere, zu dem auch die Beys von Constantine und Tittery mit zahlreichen Hilfstruppen gestoßen waren, etwa eine Meile von der französischen Fronte in einem befestigten Lager auf der Hochebene von Staueli, welche zwei aufeinander folgende Terrassen von dem niederen Theile der Halbinsel trennten und etwa 450 Fuß über die Meeresfläche erhoben. Früh Morgens am 19. Juni glaubte der algierische Oberbefehls-

haber den Augenblick gekommen und gab das Zeichen zum allgemeinen Angriff der französischen Stellungen. Trotz der Heftigkeit, der ungewohnten Kampfweise, der numerischen Ueberlegenheit der mit wildem Geschrei anstürmenden Feinde, hielt die französische Streitmacht den stets wiederholten Angriff vier Stunden lang aus, bis die erschöpften Gegner sich zurückzogen. Sofort nahm Bourmont die Offensive; die sich Zurückziehenden wurden verfolgt, die Höhen erstürmt, die algierischen Verschanzungen genommen. Das Lager selber mit seinen vierhundert Zelten, seinen Kameel-, Rinder- und Schaafheerden fiel in die Hände der Sieger, welche nur 520 Mann an Todten und Verwundeten verloren hatten.

Die Bestürzung in Algier war um so größer, als man mit zweifelloser Zuversicht auf die Vernichtung der Feinde gerechnet hatte; auch ließ man jetzt die Sieger gewähren, welche sich im verlassenen Lager von Staueli ruhig festsetzten, ordneten, den Rest der Truppen und den Kriegsbedarf heranzogen; nur, immerhin mörderische, Vorpostengefechte, zum Höchsten ein plötzlicher massenhafter Reiterangriff, füllten die nächsten zehn Tage aus. Am 29. Juni endlich, als die ganze Ausschiffung beendigt war, setzte sich die Landungsarmee gegen, das eine Meile entfernte, Algier selber in Bewegung und begann noch am selben Tage die Belagerung des „Kaiserschlosses", welches für den Schlüssel der Hauptstadt galt. Schon am 4. Juli waren, trotz des heftigen Feuers der Citadelle, die Arbeiten beendet, konnte die Beschießung beginnen, welche die Geschütze der Belagerten bald zum Schweigen brachten. Aber noch ehe die Bresche geschossen war, durch welche die Feinde einzudringen gedachten, flog der Mittelthurm des Forts in die Luft. Hatte sich die Besatzung vorher daraus zurückgezogen, so waren die Franzosen ihrerseits noch nicht in Bewegung und die Verzweiflungsthat hatte ihren Zweck verfehlt. Ohne Verzug begannen nun nach Besetzung der Trümmer des Kaiserschlosses die Arbeiten gegen die eigentliche Citadelle, die Casauba, in welche der Dey selber mit allen seinen Schätzen sich geflüchtet hatte. Es war unnöthig. Dem Uebermuthe des Despoten war schon die voll-

ständigste Resignation gefolgt. Er übergab das Fort, bot alle die Genugthuungen an, die man so lange umsonst von ihm verlangt; nur bat er, nicht die Stadt selber zu betreten. Bourmont antwortete abschläglich; doch versprach er dem Dey die Freiheit, ja den Schutz seiner Truppen, so lange er in Algier bleibe, freien Abzug, wenn er die Stadt verlassen wolle; auch verbürgte er sich für die ungestörte Ausübung der muhamedanischen Religion, wie für die Freiheit und die Habe der Einwohner. Der Dey, der viel Schlimmeres erwartet hatte, nahm Alles dankbar an, und am 6. Juli um Mittag zog die französische Armee in das „unüberwundene" Algier ein. Mehr als zweihundert befreite Christensclaven zogen ihr entgegen. Eine ungeheure Masse von Geschützen (1500) und kostbaren Waaren aller Art, dazu ein Schatz von funfzig Millionen Gold, fiel in ihre Hände[13]). Etwa zehn Millionen nahm der Dey als sein Privatgut mit, da er auf sein Verlangen am 10. Juli nach Neapel abgeführt wurde. Viele türkische Familien waren schon vor ihm entflohen; 1500 der gefährlichsten Janitscharen wurden sofort nach Kleinasien deportirt, und als kurz darauf unter den Zurückbleibenden eine Verschwörung im Sinne der sicilianischen Vespern entdeckt wurde, sandte man ihnen auch die Uebrigen nach. Der französische General hatte so den letzten Rath des scheidenden Dey ohne Zögern befolgt. „Entledigt euch so schnell nur immer möglich der türkischen Janitscharen", hatte Hussein Pascha zu Bourmont gesagt; „gewohnt als Herren zu befehlen, werden sie sich nie dazu verstehen, in Ordnung und Unterwerfung zu leben."

Auch die andern Rathschläge des entsetzten Herrschers waren beherzigenswerth, wenn man die Eroberung zu behalten und zu befestigen wünschte. Aber wünschte man das in Paris? War es klug es zu wünschen? Wäre es nicht angezeigter gewesen, wie es in unseren Tagen die Spanier in Marokko, die

13) Baudicour, La guerre et le gouvernement de l'Algérie, p. 173—175 gibt das genaue Inventar. Darnach betrug der Schatz 40,683,000 Fr., die übrige Rente 7 Millionen, zusammen 55,683,000 Fr.; die Gesammtausgabe der Expedition 48,500,000 Fr.

Engländer in Abyssinien gethan, sich mit der Züchtigung der Barbaren zu begnügen, um so mehr da der Casaubaschatz die Kosten mehr als deckte? Es scheint nicht, nach der Capitulation zu urtheilen, welche Bourmont selber wohl nicht ohne Instructionen seiner Regierung dem Dey dictirte, daß Karl X. und seine Minister andere Absichten gehabt, wenn sie überhaupt Absichten hatten, als die früheren französischen Niederlassungen an der Küste, so weit es nöthig war, auszudehnen und die seit Jahrhunderten zu ihrem Schutz bestehenden Befestigungswerke, welche der Dey vor kurzem zerstört, wieder aufzurichten und zu erweitern; vielleicht die Hauptstadt Algier selbst in ein großes französisches Comptoir unter dem Schutze neu zu errichtender Forts umzuwandeln [1]). Warum man hiebei nicht stehen blieb, ist nicht aufgeklärt. Das Wahrscheinlichste ist, daß die Regierung Louis Philipp's, welche vier Wochen nach der Einnahme Algiers die Leitung der Geschäfte übernommen, selber ununterrichtet über die Verhältnisse, unschlüssig über das zu Thuende, planlos vorwärts ging, den Offizieren die Initiative überlassend, ihre Politik deren militärischen Rücksichten anbequemend. Soviel geht aus allen Kundgebungen des neuen Königs und seiner Minister hervor, daß sie entweder, wie Baron Louis und Dupin, das ganze Unternehmen entschieden mißbilligten, oder aber, wie der König und Molé, nicht voraussahen, wohin die Eroberung des fremdartigen Landes sie führen würde, und daß sie Alle wetteiferten, England durch Versprechungen vollständigster Uneigennützigkeit zu entwaffnen.

Die Militärs ihrerseits, denen auf diese Weise freier Spielraum gegönnt wurde, kümmerten sich wenig um die politischen und ökonomischen Interessen Frankreichs; sie sahen nur strate-

1) Polignac (Études historiques, politiques et morales, p. 234) sagt, er und der König hätten Algier (die Stadt oder das Land?) zu behalten gewünscht, aber nur nachdem sie auf friedlichem Wege vom Sultan die Abtretung erhalten, und er habe den französischen Botschafter in Constantinopel, General Graf Guilleminot, in diesem Sinne instruirt. Dieß scheint die weiter unten analysirte Depesche Pralormo's vom 24. Dezember indirekt zu bestätigen.

gische Nothwendigkeiten, oft auch nur Gelegenheit zur Entwicklung strategischer Talente, zu persönlicher Auszeichnung und beschleunigter Beförderung. Sie meinten: zur Behauptung der Stadt sei auch der Besitz der nächsten Umgegend nöthig, und glaubten diese wieder durch Expeditionen nach den Quellen der feindseligen Strömungen sichern zu müssen. Sie vergaßen, daß sie es hier mit Feinden zu thun hatten, welche wohl den Einzelnen gefährlich werden konnten, so oft diese sich von dem Weichbilde der Stadt entfernten, welche aber durchaus ohnmächtig gegen eine auf europäische Weise befestigte, bewaffnete und besetzte Stadt sein mußten, wie es später die erfolgreiche Behauptung Adens durch die Engländer zur Genüge beweisen sollte. Bald sah sich Frankreich einer colonisatorischen Aufgabe gegenüber, an die es nicht gedacht, welche mit unerhörten Schwierigkeiten verbunden war, große Opfer an Geld und Blut erheischte, ohne irgend entsprechende Vortheile zu gewähren, und für welche ihm das Geschick, die Erfahrung, die Geistesruhe gleicher Weise fehlten. Der Boden aber, auf dem es dieß planlose Experiment mehr geschehen ließ, als anstellte, war ihm so unbekannt, wie seine Bewohner und seine Erzeugnisse, wie das Klima, die Geschichte, die Sitten und die Einrichtungen des Landes, über welches man daheim auch nicht einmal die oberflächlichsten geographischen Notizen besaß.

III.

Unter den nordafrikanischen Vasallenstaaten der Pforte war Algerien nach Aegypten der mächtigste. Von Marokko gegenüber der spanischen Küste bis zu Tunis gegenüber der sicilianischen dehnte es sich auf etwa hundert Meilen in der Länge, etwa zehn in der Tiefe aus. Es war in vier große Provinzen getheilt, eine westliche mit der Hauptstadt Oran, eine mittlere, deren Mittelpunkt Algier selber war, eine östliche, welche die Festung Constantine beherrschte, und eine südliche, jenseits der ersten Atlaskette gelegene, Tittery genannt, mit der Hauptstadt Medeah. Zwischen der ausgedehnten, aber meist felsigen Küste,

welche sehr wenig gute Hafenplätze bietet, und dem hohen Gebirge erstreckt sich ein hügeliges, terrassenförmig aufsteigendes Weide- und Ackerland, durch die vom Nordabhange des Atlas niederströmenden Bergflüßchen in zahlreiche Thäler gespalten, hie und da von ausgedehnteren Ebenen unterbrochen. Das Gebirge selber mit seinen zwei der Küste fast parallel laufenden, unter sich durch weite Hochebenen verbundenen Hauptkämmen, bildet einen breiten Wall, der das Küstenland von der Saharawüste trennt.

Das nicht unfruchtbare Land, dessen Klima durch seine Höhe beträchtlich ermäßigt ist, war von verschiedenen Völkerstämmen, zusammen nicht ganz drei Millionen Seelen, bewohnt.[1] In den Städten hauste das wenig zahlreiche Krieger- und Herrschervolk der Türken. Ihnen dienten die eigenen, mit den eingebornen Frauen erzeugten Bastarde, die Kuluglis, als Hilfstruppen. Der Handel und das Gewerbe waren in der Hand der Juden und der Mauren, einem Mischvolke aus Arabern und eingebornen Numiden. Letztere beiden Stämme bildeten noch immer neun Zehntel der Gesammtbevölkerung. Sie wohnten meist auf dem Lande, in den niederen Gegenden die ersten Eroberer, die nun selbst den Türken unterworfenen Araber, in den Bergen die eingebornen Kabylen oder Berbern. Erstere lebten meist als berittene Nomaden, von Jahr zu Jahr ihre leichten Hütten abbrechend oder ihre Zelte mit sich führend, sobald eine Strecke von ihren Heerden abgeweidet war, oder eine einmalige Ernte geliefert hatte. Die Kabylen, ein fleißiges und kräftiges Bergvolk, dagegen bauten Dörfer im Mittelpunkt der von ihnen bestellten Felder und regierten sich selber in ihren kleinen demokratischen Bauern-Republiken, während der Araber noch immer die patriarchalisch-aristokratische Regierungsform seiner Glanzzeit beibehalten hatte. Doch war die türkische Herrschaft über die Araber fester begründet als über die kabylischen Bauern und beruhte auf einer militärischen Organisation, die Frankreich nachzuahmen freilich nicht die Möglichkeit hatte. Die 15- bis 20,000 Kuluglis, auf welche die Türken zählen konnten, waren an strategisch wichtigen Punkten als Militärcolonien über das

Land verstreut, und eine gewisse Anzahl ebenfalls zerstreuter Maghzen oder kriegerischer Araberstämme waren durch besondere Gunstbeweise, namentlich durch Steuerfreiheit gewonnen worden, so daß die dazwischenliegenden tribut- und steuerpflichtigen Bezirke stets in Ordnung und Unterwürfigkeit gehalten wurden, ohne daß die Beys der Provinzen sich nur in Bewegung zu setzen brauchten. Noch hatte aber, als die Franzosen in Afrika erschienen, der Kabyle den Haß gegen seinen Ueberwinder den Araber, hatte dieser den Haß gegen seinen Besieger, den Türken, nicht überwunden: die Gegenwart der Christen vereinigte sie bald alle im fanatischen Hasse des Muhamedaners gegen die Eindringlinge, welche ihrerseits freilich solche Gefühle in leichtsinniger Weise herausforderten.

„Leicht werdet ihr die schüchternen Mauren regieren; nur traut ihnen nicht", hatte der abziehende Hussein zu Bourmont gesagt. „Noch feiger sind die Juden; doch sie sind klug; bedient euch ihrer, aber haltet sie stets in Furcht. Die Araber sind gefügig. Mit guter Behandlung versichert ihr euch ihrer leicht; durch Verfolgung würdet ihr sie euch entfremden. Hütet euch mit den wilden Kabylen anzubinden; sie hassen jeden Fremden. Vermeidet jeden Krieg mit ihnen; denn sie sind kriegerisch, zahlreich, und ihre Unterwerfung böte euch keinen Vortheil." Schon der erste französische Befehlshaber, zu dem diese bedeutsamen Worte gesprochen waren, schlug sie in den Wind. Zwar die Besetzung der westlichen Hafenstadt Oran und der östlichen Bona war nicht im Widerspruch mit dem Rathe des Dey, und die französischen Detachements wurden dort ohne Widerstand, fast mit Freude empfangen. Auch Tunis und Tripolis, wohin sofort Unterhändler geschickt wurden, hatten, vom Beispiele Algiers eingeschüchtert, feierlichst auf alle fernere Seeräuberei verzichtet. Anders war das Willkommen, das den Ankömmlingen im Innern des Landes zu Theil wurde, wo die Niederwerfung der türkischen Dränger das Signal zum allgemeinen Aufstande gewesen war, indem selbst die Maghzen, des Regierungsbeistandes beraubt, der Rebellen nicht mehr Herr zu werden vermochten oder auch nur versuchten; obschon

sie zum größten Theil, wie auch die Kuluglis, Anfangs die Partei Frankreichs ergriffen. Bourmont selber hatte, der Einladung des Bey's der Südprovinz Tittery folgend, an der Spitze von 1500 Mann eine Recognoscirung bis nach dem etwa acht Meilen von Algier entfernten, am Nordabhange des Atlas gelegenen Blidah unternommen, war dort von zahllosen Schwärmen berittener Kabylen angegriffen worden und hatte nur mit der größten Mühe und vielen Verlusten seinen Rückzug bewerkstelligen können. Kaum zurückgekehrt von dieser gefährlichen Expedition, erhielt Bourmont die Nachricht seiner Erhebung zum Marschall, der aber die unerwartetere Kunde von der Pariser Thronumwälzung auf dem Fuße folgte. Er beeilte sich, die in die Hafenstädte abgesandten Detachements nach Algier zurückzurufen, wo die Armee durch Krankheiten aller Art stark vermindert war, und concentrirte sich ganz auf die Hauptstadt, da außerhalb der Mauern derselben das Leben jedes vereinzelten Franzosen oder jedes kleinen Detachements unsicher war. So wartete er die Ankunft seines Nachfolgers ab, um seine Eroberung mit einer Schaar, wie er der entthronten Dynastie treu gebliebener, Offiziere auf immer zu verlassen.

Der erste Gedanke der Juliregierung, den sie aber nicht entschieden zu verfolgen wußte, scheint das Aufgeben der gefährlichen Eroberung gewesen zu sein. Sie schlug in der That der Pforte vor, selber die Regierung Algiers in die Hände zu nehmen: man wolle gerne auf jede Kriegsentschädigung verzichten, vorausgesetzt, der Sultan räume Frankreich ein kleines Küstengebiet ein, um seine alten Niederlassungen an der tunisischen Grenze zu sichern, und ernenne keinen Bey von Constantine, ohne Frankreich um Rath zu fragen. Natürlich sollte sich die Pforte dagegen verpflichten, die vom Dey von Algier geschädigten Franzosen zu entschädigen, der Sclaverei, der Seeräuberei, dem Tributzahlen europäischer Mächte ein für alle Mal ein Ende zu machen, den Handel mit Europa vollständig frei zu geben und auch die Paschaliks von Tripolis und Tunis zur Annahme dieser Bedingungen zu zwingen. Diese an sich

billigen Forderungen, von denen nur Eine, die der ungeheuren Entſchädigung, unerfüllbar ſchien, wurden in einem ſo befehleriſchen Tone geſtellt, daß die europäiſche Diplomatie in Conſtantinopel meinte, „aus Napoleon's Kanzlei ſeien nie ſo herriſche Schriftſtücke hervorgegangen", und daß die Pforte ſich an England um Rath und Hilfe wandte [1]). Aber in London hatte die Julirevolution die ganze Lage und Stimmung geändert; man wollte um jeden Preis gut Freund mit Frankreich bleiben und rieth der Pforte zur Geduld. Noch ehe dieſe aber die Antwort auf die ungeſtümen Fragen des franzöſiſchen Botſchafters, General Guilleminot, geben konnte, hatte der franzöſiſche Oberbefehlshaber in Algier ſchon „eine Mauer aus eigenen Werken aufgebaut, die ihm die Rückkehr thürmend hemmte".

Der neue Oberbefehlshaber, General Clauſel, langte am 2. September an, aber ohne Verſtärkungen; ja er mußte ſofort einige Regimenter nach Frankreich zurückſchicken, wo damals die belgiſche Verwicklung den europäiſchen Krieg faſt unvermeidlich erſcheinen ließ. Er ſuchte ſie durch Bildung eingeborner Söldnerbataillone zu erſetzen; fand aber wenig Anklang in der Bevölkerung, und ſeine Zuaven, denen bald die berittenen Spahis folgten, hatten vom Afrikaner nicht viel mehr als das Koſtüm. Es waren meiſt Pariſer Mobilgarden, welche die Regierung ſich beeilt hatte, nach Algier zu ſchicken, um ihrer auf gute Weiſe los zu werden; auch viele Fremde ließen ſich einreihen. Doch beſtanden die Cadres aus gedienten Offizieren und Unteroffizieren der regelmäßigen Armee, und in wenig Jahren ſollte das ganze Corps ein ausſchließlich franzöſiſcher regelmäßiger Truppentheil werden. Die Organiſation der berittenen „afrikaniſchen Jäger", welche an Schnelligkeit mit den Beduinen wetteifern ſollten, ſchloß ſich an dieſe zwei neuen Waffengattungen an; und ſie leiſteten in der That große Dienſte. Am Glücklichſten aber war der Gedanke, die im

1) S. die äußerſt intereſſante Depeſche Pralormo's vom 24. Dezember, welche beide Noten Guilleminot's in faſt wörtlichem Auszug gibt.

Mutterlande lästigen Flüchtlinge aus Polen, Deutschland, Italien und Spanien in Afrika zu verwenden, wo sie als „Fremdenlegion" einen hervorragenden Theil an der Eroberung nahmen und in weniger als zwei Jahren ein Effectiv von 6000 Mann ausmachten.

Mehr als irgend einem Andern kommt General Clausel, dem ersten Vertreter der Juliregierung, einem Mann der revolutionären Schule, welche so bereitwillig die Titel und Ehren des Kaiserreiches angenommen, das zweifelhafte Verdienst zu, jene Eroberung außerhalb der Mauern der Hauptstadt eingeleitet und so, da einmal der erste Schritt gethan war, fast nothwendig gemacht zu haben. Seine erste amtliche Erklärung war, das ganze Herrschaftsgebiet des Dey sei französisches Gebiet. Unklare Colonisationsabsichten auf die fruchtbare Ebene in der Nähe Algiers schwebten ihm vor; und er begann ohne Weiteres einen Musterpachthof in der Metidscha einzurichten, den er natürlich durch eine permanente Besatzung schützen mußte, welche das später so viel genannte „Viereckige Haus" inne hatte. Dazu kam das Bedürfniß, den durch die mißglückte Unternehmung gegen Blidah erschütterten Prestige der französischen Waffen wiederherzustellen. So beschloß denn der thatendurstige General bald nach seiner Ankunft einen Hauptschlag auszuführen. Man schrieb jenen Ueberfall in Blidah, sowie die sich mehrenden Ermordungen einzelner französischer Soldaten, welche so unklug waren sich von der Hauptstadt zu entfernen, dem türkischen Bey der Südprovinz Tittery zu, welcher General Bourmont zu jener so übel ausgegangenen Recognoscirung eingeladen hatte. Eine Proklamation General Clausel's (vom 15. November) setzte den Bey ab und ernannte an seiner Stelle einen vornehmen Araber aus Algier selber, der sich durch seine Dienstfertigkeit hervorgethan. Zugleich brach ein ansehnliches Corps von 8000 Mann unter Clausel's eigenem Oberbefehl auf, um den neuen Bey in der Hauptstadt der ihm zugedachten Tittery-Provinz einzusetzen.

Diese Hauptstadt aber — ein Ort von etwa 10,000 Einwohnern, genannt Medeah — lag etwa zwölf Meilen von Algier,

jenseits des kleinen Atlas, dessen unbekannte Pässe es also mit Geschützen und Packwagen — man hatte sich mit Zelten und Mundvorrath vorgesehen — zu überschreiten galt. Am 19. zog man in Blidah ein, nicht wenig beunruhigt von Kabylenschwärmen, deren auf dem nahen Berge gelegenen Dörfer und Pflanzungen denn auch ohne Zögern noch Mitleiden niedergebrannt wurden. Der General ließ, um die Verbindung mit Algier aufrecht zu erhalten, einige Bataillone in Blidah, sowie bei dem am Eingang der Pässe selbst gelegenen Pachthof der Muzaya zurück und begann am 21. die Ersteigung der Gebirge, nicht ohne vorher eine bombastische Proclamation an seine Truppen erlassen zu haben, in der sich einige berühmte Brocken bonapartischer Beredsamkeit sonderbar genug ausnahmen. Die „vierzig Jahrhunderte", welche einst von den Pyramiden herab die französischen Eroberer betrachteten und diesmal auch für den Atlas herhalten mußten, blieben wie „die Sterne, deren Glanz sich mit dem der französischen Wachtfeuer vermischte" und die übrigen nicht wenig gewagten Bilder des Generals noch auf Jahre hin der Gegenstand des Pariser Spottes, obschon der „freisinnige" Schüler des großen Kaisers ein besonderer Liebling der Hauptstadt war. Nicht ohne große Beschwerden und zahlreiche Verluste gelang es die von den Kabylen hartnäckig vertheidigten, rings von den Feinden beherrschten Engpässe zu durchschreiten, doch wurden der kecke Muth der Franzosen und ihre überlegenen Waffen bald mit der planlosen Kriegskunst der Eingebornen fertig; die Höhen wurden nach kurzem Widerstand gesäubert — Lieutenant Mac Mahon war der Erste, der auf der Bergspitze anlangte — und schon am Abende des nächsten Tages erschien das Gros der französischen Truppen vor Medeah. Die Einwohner unterwarfen sich ohne zu murren und ließen die Einsetzung des neuen Bey ruhig über sich ergehen. Der General aber hatte kaum den Fuß in die Stadt gesetzt, als er auch schon die Lasten und Gefahren der leichtsinnig unternommenen Eroberung zu spüren begann. Der Ort und die Umgegend boten nicht die genügenden Lebensmittel; die von Algier mitgebrachte Munition

war fast gänzlich verbraucht; die in Blidah zurückgelassenen Truppen behaupteten nur mit Mühe ihre Verbindung mit Algier. So entschloß er sich zu eiligem Rückzug, ließ jedoch, den neuen Bey zu schützen, 1200 Mann zurück, denen er allen entbehrlichen Schieß- und Mundvorrath überließ. Ein Artillerie-Detachement der am Pachthof der Muzaya zurückgelassenen kleinen Besatzung, sollte nach Algier fahren und Munition holen. Schon als der General diesseits des Atlas ankam, traf ihn die Kunde von der Niedermetzelung des ganzen, 50 Mann starken, Detachements und den unausgesetzten Kämpfen der kleinen Besatzung von Blidah. Es blieb Nichts übrig als dieselbe schleunigst mit dem Gros des Expeditionscorps nach Algier zurückzuführen, wo man am 29. November wieder eintraf; fast gleichzeitig mit den Eilboten aus Medeah, welches, schon am 27. von einer ungeheuern Mehrzahl angegriffen, sich nur mit Mühe hatte halten können und dessen Munition vollständig erschöpft war; einem zweiten Angriff zu widerstehen schien unmöglich. So mußte sich denn der Oberbefehlshaber dazu verstehen, trotz des unaufhörlichen Regens, der die Wege — und welche Wege! — fast unzugänglich machte, die kaum beendigte Unternehmung zu erneuern. Zwei Brigaden gingen am 7. Dezember nach Medeah ab, brachten aber der erschöpften Besatzung, welche auf Lebensmittel gezählt hatte, nur Schießbedarf, ja vermehrten durch ihre Gegenwart noch den schon so lebhaft empfundenen Mangel. Sie zogen deßhalb sofort wieder nach Algier zurück, wo sie am 15. eintrafen, diesmal ohne dem Feind begegnet zu sein. Welches Loos die Zurückgebliebenen erwartet hätte, wenn nicht noch zeitig von Paris der Befehl gekommen wäre, Medeah gänzlich zu räumen, ist leicht zu denken. Zugleich traf aber auch die Nachricht ein, daß angesichts des drohenden europäischen Krieges nur vier Regimenter in Afrika bleiben sollten. Das kühlte denn natürlich den Eifer der Eroberer nicht wenig ab.

Nicht allein die Kriegsführung General Clausels, auch seine Politik fand wenig Beifall in Paris. Der General hatte sich mit dem Bey von Tunis auf Verhandlungen eingelassen

und zwei Prinzen seines Hauses die Statthalterschaft der Provinzen Oran und Constantine, westlich und östlich von Algier übertragen, unter der Bedingung, daß sie sich diese beiden Provinzen selber eroberten und dem König der Franzosen als ihrem Landesherren zwei Millionen jährlichen Tribut zahlten. Der betreffende Vertrag war sogar auch theilweise in Ausführung gebracht — denn der Mitte Dezember nach Oran gesandte General Damrémont lieferte schon Ende Januar dem durch den Vertrag bezeichneten neuen Bey der Westprovinz seine Hauptstadt aus, indem er zu seiner Hilfe ein Regiment Franzosen zurückließ —, als von Paris aus die Ratification verweigert, General Clausel abberufen wurde. Sein Nachfolger, General Berthezène, der schon bei der Einnahme Algiers eine hervorragende Rolle gespielt und der am 20. Februar eintraf, suchte, soviel an ihm lag, die Fehler seines Vorgängers wieder gut zu machen; leider aber war die Hinterlassenschaft der Art, daß, wenn man sie nicht ganz zurückwies, sie die Erben immer wieder in neue Schwierigkeiten verwickelte.

Der von General Clausel in der nahen Metidschaebene eingerichtete Musterpachthof war der Gegenstand fortwährender Angriffe Seitens der Araber; jener andere Pachthof am Eingange der Atlaspässe, welcher den französischen Expeditionstruppen einen Anhalt geboten hatte, ward von den Kabylen zerstört; der in Medeah eingesetzte Bey war von dem Sohne des beraubten Bey von Tittery und seiner zahlreichen Kriegsmacht ernstlich bedroht, von seinen neuen Unterthanen nicht unterstützt. Er bat flehentlich um Hilfe, um Rettung. General Berthezène führte denn auch Ende Juni eine Colonne von 5000 Mann über den Atlas, dessen Durchgang ihm nicht streitig gemacht wurde; auch dießmal aber hatte man die wichtige Sorge für die Lebensmittel außer Acht gelassen. Die kleine Armee ward von unzählbaren Massen von Feinden, welche rings um die Stadt die Hügel besetzt hielten, gedrängt; nicht nur sie selber, auch die Einwohner litten an Allem Mangel. Wiederum war ein sofortiger Rückzug nothwendig, und der Bey, die Vornehmen der Stadt, welche sich franzosen-

freundlich erwiesen, mußten, um sich nicht der sicheren Rache ihrer Landsleute auszusetzen, sammt Familie und Troß mit fortgenommen werden. Dießmal aber sollte man nicht so wohlfeilen Kaufes wie die beiden letzten Male davon kommen. Ein Nachtmarsch bei unvollständiger Terrainkenntniß, mit zahlreichem Gepäck und vielen Nichtcombattanten, bot den Feinden die beste Gelegenheit, die kecken Eindringlinge in den unwegsamen Engpässen des Gebirges zu vernichten. Sie ließen sich dieselbe nicht entgehen. Von allen Seiten regneten die Kugeln und Steine auf den langsam in der Dunkelheit sich vorwärts bewegenden Zug. Ein Versuch, die Feinde zurückzuschlagen, mißlang und immer enger wurde der Weg längs der Abgründe, immer grauser die Verwirrung, bis sich endlich der dichte Knäuel, in dem Niemand mehr die Stimme der Offiziere hörte, in wilder Flucht auflöste und so am Morgen des 3. Juli bei den Ruinen des Pachthofes der Muzaya am Ausgang der Pässe anlangte, wo man sich dann bald wieder formirte und so den Feind von weiterer Verfolgung abzustehen zwang.

Allein die Thatsache blieb: der Europäer war nicht nur gezwungen worden seine Schützlinge zurückzuziehen, er war selber vor dem Afrikaner geflohen; und der Uebermuth der Eingebornen legte sich bald durch tausend Neckereien an den Tag. Die letzten schwachen Reste von Clausel's Colonisationsversuchen in der Ebene von Meridscha wurden zerstört, die wenigen Colonisten vertrieben oder ermordet, die französische Armee selber in Algier eng eingeschlossen. Casimir Perier's Regierung konnte sich nicht verhehlen, daß General Berthezène's Schwäche, sowie seine unzeitige Initiative dem französischen Namen auf der fremden Erde empfindlichen Eintrag gethan, und sie sandte ihm gegen Ende des Jahres (1831) einen Nachfolger in der Person Savary's, Herzogs von Rovigo, der nichts Besseres thun zu können glaubte, als das dem System seines Vorgängers entgegengesetzte System äußerster Strenge anzuwenden. Dieß war um so gefährlicher, als Casimir Perier, der kein allzugroßes Vertrauen in die colonisatorischen Talente der Offiziere setzte, neben dem Militärgouverneur einen Civil-

intendanten der neuen Colonie eingesetzt hatte, der bald in offenem Hader mit dem General lag. Noch hatte Perier die Augen nicht geschlossen, als man seine Krankheit benutzte, um durch ein Dekret vom 12. Mai 1832 die Militärautorität wieder in ihrem ganzen Umfang herzustellen, den neuen Civilintendanten unter Rovigo's Befehle zu stellen. Dieser war denn nun frei seine militärischen Pläne zur Ausführung zu bringen, welche, mehr als alle früheren Mißgriffe, Frankreich in die Bahn der Eroberung hineinzogen, aus der es ihm dann später nicht mehr möglich war, sich zurückzuziehen. Daß er es aber mit Wissen und Willen der neuen französischen Regierung that, ließ sich aus dem Eifer entnehmen, mit dem Broglie das Recht Frankreichs sich in Algier auszudehnen vertheidigte, als man ihm englischerseits in Erinnerung brachte: daß nicht nur die Regierung Karl's X., sondern auch die Louis Philipp's sich Großbritannien gegenüber verpflichtet habe, keine Eroberungen zu machen [1]). Um sich der Umgegend Algiers zu versichern, legte Savary sofort zahlreiche befestigte Lager in der Entfernung weniger Meilen von der Hauptstadt an, die er mit dieser und unter sich durch bequeme Heerstraßen verband. Die hinter dieser Schutzmauer erneuerten Colonisationsversuche, dießmal mit deutschen Auswanderern, scheiterten an der Unkenntniß der Boden- und Klimaverhältnisse. Bis dahin wäre nicht soviel gegen Savary's Thätigkeit einzuwenden gewesen, wenn schon eine einfache neutrale Zone wie die um Gibraltar und das Aufgeben der Colonisationsexperimente in der Metidscha vielleicht besser den Zweck erreicht hätten; allein man hätte dann sich dabei begnügen und die außerhalb jenes befestigten Gürtels wohnenden Araber und Kabylen nicht weiter beunruhigen müssen. Wollte man sich aber durchaus nicht auf die Stadt Algier beschränken, sondern die Oberherrlichkeit Frankreichs auf die Provinz ausdehnen, so war es angezeigt, den Einwohnern ihre Selbstverwaltung zu lassen, welche selbst die Türken nicht angetastet, und die Stellung der Tribute wie der

1) S. Werther's Depeschen vom 23. Februar und 16. März 1833.

Contingente ihrem Aga zu überlassen. Bourmont wie Berthezène sahen dieß ein. Ersterer setzte einen maurischen Bewohner der Hauptstadt zum Aga ein, und nachdem Clausel diesem einen französischen Gendarmeriemajor zum Nachfolger gegeben, hatte Berthezène gesucht, wiedereinzulenken, indem er einem angesehenen Araber aus vornehmer Familie die Agastelle übertrug. Rovigo behandelte diesen Mann, der Monate lang durch das Ansehen seiner Persönlichkeit und seiner Geburt, wie durch die Klugheit und Mäßigung seines Betragens Frieden und Sicherheit in der nächsten Umgebung Algiers aufrecht erhalten hatte, mit dem leichtsinnigen und brutalen Hochmuth, der alle seine Handlungen kennzeichnete, und meinte ohne seine Vermittlung mit den Arabern und Kabylen fertig zu werden, die er dann behandelte, wie er früher, als kaiserlicher Polizeiminister und Gendarmeriecommandant, die Unterthanen Napoleon's behandelt hatte.

Indeß legte der brutale Soldat doch den Grund zu einer Einrichtung, die theilweis treffliche Ergebnisse lieferte, bis auch sie, wie Alles in Algerien, der Corruption anheimfiel. Die sogenannten „arabischen Bureaus" oder Dolmetschbehörden bestanden aus französischen Offizieren, welche das Arabische erlernt, durch ihre Stellung Achtung und Vertrauen einflößten und durch ihre Kenntnisse der Sprache und ihren steten Umgang mit den Eingebornen deren Freundschaft erwarben [1]). Doch dachte Savary wohl kaum an diese Seite der neuen Schöpfung; er mißtraute einfach den jüdischen Dolmetschern und wollte Werkzeuge haben, auf die er sich verlassen konnte; denn sein Hauptregierungsmittel blieb stets die grundsätzliche, grausamste Härte. Indeß gelang es ihm keineswegs durch zufällige und willkührliche Handlungen unerbittlicher

1) Ueber die Wirksamkeit der „Bureaux arabes" mehr im zweiten Buche dieses Werkes, wo wir von der Organisation der Eroberung zu sprechen haben werden. Uebrigens verweisen wir schon jetzt auf Baudicour a. a. O. S. 454—463, wo die Einrichtung dieser Dolmetscherbureaus, gegen des Verfassers Gewohnheit, sehr klar auseinandergesetzt ist.

Strenge die Eingebornen zu schrecken, welche sein Vorgänger durch Achtung ihrer Religion und Gebräuche bis zu einem gewissen Punkte zu versöhnen oder doch zu entwaffnen gewußt hatte. Mit rascher Härte strafte der Herzog oft die geringsten Vergehen, ohne nur der Thäter sicher zu sein. So züchtigte er einen Stamm, der ohne Beweise angeklagt worden, befreundete Araber beraubt zu haben, indem er ihr Lager nächtens umzingeln und alle Bewohner desselben, darunter Weiber und Kinder, abschlachten, ihren Scheik (Häuptling) nach Algier schleppen und dort ohne Untersuchung erschießen ließ [1]): Die Niedermetzelung eines Detachements von dreißig Mann französischer Truppen war die Antwort. Bald stand das ganze Land wieder in hellen Flammen, und nur wiederholte blutige Expeditionen vermochten sie zu löschen. Blidah, das als der Heerd des Aufstandes galt, ward von Neuem genommen, dießmal der Verheerung und Plünderung preisgegeben, die Häuptlinge der Stämme unter dem Versprechen freien Geleites nach Algier geschleppt, dort vor Gericht gestellt und enthauptet. Als der Herzog von Rovigo im Frühling 1833 durch Krankheit genöthigt wurde, Afrika und sein Commando zu verlassen, war Alles reif zum heiligen Kriege gegen die fremden Eroberer, und reichten die Muhamedaner der drei Provinzen im Westen, Osten und Süden bereits der mittleren Provinz, welche unter General Berthezène sich schon fast an die Gegenwart der Franzosen in ihrer Hauptstadt gewöhnt hatten, die Hand zum gemeinsamen Bunde.

In der That war es in den Provinzen Oran und Constantine nicht viel besser gegangen als in der von Tittery. Der von General Clausel in Oran eingesetzte Bey hatte seine Residenzstadt verlassen, als die Nachricht von Paris eintraf, daß der Vertrag des Generals mit dem Bey von Tunis, kraft dessen er sich in Oran niedergelassen, von der franzö-

1) S. darüber Montrond, Histoire de la conquête de l'Algérie de 1830 à 1837, Vol. I, p. 141 sqq., der sonst alle Handlungen der Eroberer zu beschönigen sucht.

zösischen Regierung nicht ratifizirt worden sei; und der commerciell wie militärisch so wichtige Punkt blieb in den Händen der französischen Besatzung, die aus einem einzigen Linienregimente bestand und sich natürlich durchaus auf die Stadt beschränken mußte. Indeß traten die Eroberungsgelüste und Eroberungspläne des westlichen Nachbarn, des Kaisers von Marokko, immer unverhohlener zu Tage. Schon konnte er fast die ganze ausgedehnte Provinz, mit Ausnahme der Haupt- und Hafenstadt, sein nennen; denn alle Stammeshäuptlinge empfingen seine Agenten und sogar seine Truppen als Freunde; ja, er setzte bis in die Städte der Provinzen Tittery und Algier seine Gouverneure ein, die von den eingebornen Religionsgenossen willig anerkannt wurden. Zwar zog er dieselben wieder zurück, als Frankreich ihm mit Krieg drohte, und entsagte, in Worten wenigstens, allen Ansprüchen auf irgend einen Theil des algierischen Gebietes; aber er fuhr deßhalb nicht weniger fort die eingebornen Häuptlinge gegen die fremden Eroberer aufzureizen und den Krieg aller Gläubigen gegen sie vorzubereiten. Unter diesen zeichnete sich vor Allen ein junger und unternehmender Mann aus, dem eine große Rolle in jenem Kriege vorbehalten war.

Abd-el-Kader, damals (1832) vierundzwanzig Jahre alt, rühmte sich vom Propheten selber abzustammen. Er war der Sohn eines vielverehrten Marabout oder Heiligen, mit dem er die heiligen Stätten Arabiens sowie den Schauplatz von Mehemet Ali's reformatorischer Thätigkeit besucht hatte. Schon damals scheint in ihm der Ehrgeiz erwacht zu sein, Aehnliches für sein Volk zu vollbringen. Trotz seiner Jugend genoß er großes Ansehen, nicht nur in seiner im Mittelpunkt der Provinz am Fuße des Gebirges gelegenen Geburtsstadt Maskara, sondern auch unter allen Bewohnern der Provinz Oran. Man wußte sich viel zu erzählen von seiner Frömmigkeit, von übernatürlichen Zeichen, die seine ruhmvolle Zukunft andeuteten, von seinem Muthe, von seinem Feldherrnblick, und die Ereignisse sollten das Vertrauen seiner Landsleute nicht Lügen strafen. Er hatte schon Beweise seiner Gesinnungen und seiner

Eigenschaften gegeben. Noch ehe er eine förmliche Bestallung hatte, war er an's Werk der Besiegung der, seit dem Einfall der Franzosen unter seinen Landsleuten herrschenden, Anarchie und der Einigung nicht nur aller arabischen Stämme, sondern aller Gläubigen gegen den fremden Eindringling gegangen. In wenig Wochen war sein Name in der ganzen Provinz Oran gefürchtet, seine Herrschaft von der Tafna bis zum Schelif, von der marokkanischen Grenze bis an die der Provinz Algier anerkannt. Zugleich beunruhigte er den ganzen Sommer über die französische Garnison der Provinzialhauptstadt Oran und wußte, wenn es ihm auch nicht gelang, entschiedne Vortheile über sie zu erringen, seine Leute doch an den ungleichen Kampf mit den überlegenen Waffen und der überlegenen Taktik der Feinde zu gewöhnen. Bereits gegen Ende des Jahres (21. November) wurde der „Sohn Mahiddin's", für's Erste allerdings nur von drei versammelten Stämmen, wirklich zum „Sultan", d. h. dem Beherrscher aller Gläubigen des Landes, ausgerufen. Acht Tage nachher konnte er den „heiligen Krieg" verkünden.

Die dritte bedeutende Hafenstadt Algeriens, das am entgegengesetzten östlichen Ende, in der Nähe der tunisischen Grenze gelegenen Bona, welches schon seit Jahrhunderten ein französischer Stapelplatz gewesen, war ebenfalls, nachdem Bourmont Ende August 1830 die kleine Besatzung, die er nach Einnahme Algiers hingeschickt, zurückgezogen hatte, ein Jahr später (September 1831) wieder besetzt worden, freilich nicht als französisches Gebiet. Der mit 125 Zuaven hingesandte Offizier sollte die diplomatische Stellung eines französischen Consuls bei dem Bey bekleiden, der sich dort der Regierung bemächtigt hatte und freundschaftlichste Gefühle für Frankreich heuchelte. Indeß brach noch im Monat Juni eine Meuterei unter den türkischen Söldlingen aus, welche die nicht eingebornen Zuaven für sich zu gewinnen und mit ihrer Hilfe sich der Citadelle zu bemächtigen wußten. Der Consul, sowie die französischen Offiziere und Unteroffiziere wurden niedergemetzelt; nur Wenige entkamen zu Schiff nach Algier. Eine der ersten

Unternehmungen Savary's (Februar 1832) galt diesem wichtigen Posten, wo sich indeß in wenig Monaten die Lage durchaus verändert hatte. Jener durch Verrath in die Citadelle eingedrungene türkische Rebell ward seinerseits von Ben-Aïssa, dem General des noch immer in Constantine herrschenden Bey Achmet — desselben, der vor Algier auf Seiten des Dey gefochten hatte —, belagert. Die Stadt war schon genommen und auch die Citadelle, auf die Jener sich geflüchtet, war auf dem Punkte zu fallen, als die ankommenden Franzosen, ganz Wenige an Zahl, nachdem sie fruchtlos dem Belagerer sich zu entfernen, dem Belagerten sie aufnehmen zu wollen zugeredet hatten, sich durch List selber der Citadelle zu bemächtigen wußten (April 1832). Das genügte, um den General des Bey von Constantine zum Aufgeben der Belagerung zu bestimmen und nach vollständiger Verwüstung der Stadt abzuziehen. Bald (15. Mai) erschien eine hinreichende Truppenabtheilung unter dem Befehle General Munk d'Uzer's, welche Frankreich den Besitz der wichtigen Hafenstadt sichern sollte und auch hinreichend sicherte, während Ben-Aïssa eine Wiederholung seines mißglückten Unternehmens aufgegeben zu haben schien.

So standen die Dinge im Süden, Osten und Westen von Algier, so in der Provinz Algier selber, als der kranke und alternde Herzog von Rovigo im März 1833, kurz vor seinem Tode, dem General Voirol den Platz eines Oberbefehlshabers von Algerien räumte.

IV.

Der neue Oberbefehlshaber von Algier, General Voirol, lenkte wieder in die Wege General Berthezène's ein und suchte die Fehler von Savary's Rücksichtslosigkeit auf dieselbe Weise wieder gut zu machen, wie Jener die Folgen von Clausel's Großmannsplänen abzuschwächen versucht hatte. Und es gelang auch da, wo eben eine dauernde Niederlassung möglich war: in Algier und seiner nächsten Umgebung. In den ausgedehnten und entfernten Gegenden des Landes trug die von

seinem Vorgänger gesäte Saat reiche und nur allzu bittere Frucht. Während nämlich der Straßenbau, die Austrocknung der Sümpfe, der Anbau der Felder durch europäische Einwanderer, ja selbst das gute Einvernehmen mit den Eingebornen in dem Bezirke der Hauptstadt erfreuliche Fortschritte machte, waren die Besatzungen im Osten und im Westen fortwährenden Angriffen ausgesetzt. Mehr als einmal (April und September) mußte General Munk d'Uzer von Bona aus gegen die vom Bey von Constantine aufgereizten Stämme der Nachbarschaft ziehen und durch strenge Züchtigung ihren Räubereien ein Ziel zu setzen suchen. Gleichzeitig ging vom Mutterlande selbst eine Expedition gegen eine andere Küstenstadt der Provinz Constantine, vielleicht den besten Hafen von ganz Algerien, aus, theils um die einem englischen Kauffahrer zugefügte Unbill zu rächen, theils um einen neuen strategischen Punkt zu Operationen gegen den feindlich gesinnten Bey zu gewinnen. Ein kleines Geschwader führte 1800 Mann unter dem Befehl General Trezel's von Toulon aus nach Bougie, einem von streitbaren Kabylen bewohnten, nach der Seeseite sehr befestigten Felsenneste zwischen Algier und Bona. Es gelang ihm ohne Schwierigkeit die feindlichen Forts zum Schweigen zu bringen und seine Truppen an's Land zu werfen (30. September); aber um die Stadt selber entspann sich ein siebentägiger heftiger Häuserkampf, der den Gelandeten gefährlich zu werden drohte. Selbst nachdem sie der Stadt Meister geworden, sahen sie sich von den felsigten Hügeln rings um dieselbe ernstlich bedroht, bis endlich von Algier aus Verstärkungen eintrafen, welche erlaubten die Anhöhen zu säubern und den eroberten Punkt durch rasch aufgeführte Befestigungen gegen alle Ueberfälle der Feinde zu sichern.

Gefährlicher als der Bey von Constantine war der Emir von Maskara, der thatsächliche Beherrscher der ganzen Westprovinz, Ab-del-Kader, welcher der kleinen Besatzung von Oran unter General Desmichels das Leben sauer genug machte. Zwar blieb in allen Gefechten der Vortheil den Franzosen, die sogar einmal (Mai) das ganze Lager eines feindlichen

Stammes mit Weibern, Kindern und Heerden aufhoben, aber doch am Ende von den unausgesetzten, stets unerwarteten Neckereien des flüchtigen Feindes nicht wenig ermüdet wurden. Auch auf dieser Seite suchte man, wie auf der östlichen, die Küstenverbindung mit Algier aufrechtzuerhalten, und wie dort La Calle an der tunisischen Grenze über Bona und Bougie der Hauptstadt die Hand reichte, so sollten hier durch die Besetzung Arzews und Mostaganems zwei Mittelstationen zwischen Oran und Algier gesichert werden. General Desmichels bemächtigte sich ohne Schwierigkeit des ersteren dieser beiden Häfen, dessen Kadi der Emir hatte aufheben und, als des Verkehrs mit den Franzosen verdächtig, hinrichten lassen (Anfangs Juli). Auch die Einnahme des zweiten stieß auf keine ernstlichen Hindernisse; aber kaum hatte sich die schwache Abtheilung Franzosen darin festgesetzt, als schon der Emir seine Schaaren dagegen führte und in zehntägigen, unermüdlichen Angriffen die Reihen der Belagerten lichtete, wenn es ihm auch nicht gelang sie zur Räumung zu zwingen (29. Juli bis 9. August).

Der ganze Winter ging in Scharmützeln der Art zwischen den in Oran, Arzew und Mostaganem liegenden Europäern und den Schwärmen Ab-del-Kaders hin, obschon dieser, dem durch die Verschließung der See die Zufuhr an Munition abgeschnitten war, sichtlich nachzulassen gezwungen war. Der französische General, dem, wie allen seinen Vorgängern und Nachfolgern in Oran, eine viel zu große Unabhängigkeit von dem Centralcommando in Algier zugestanden war, benutzte diese seine Freiheit und die unverkennbare Verlegenheit des Emirs, um, bei Anlaß eines Gefangenenaustausches, in Verhandlungen mit demselben zu treten, die dann auch zu dem vielberufenen „Vertrage Desmichels" vom 26. Februar 1834 führten. Durch denselben verpflichtete sich Abd-el-Kader zur Einstellung aller Feindseligkeiten und zur Auslieferung der Gefangenen wie der Deserteure, die auch ihm französischerseits zugestanden war. Dagegen erhielten er und seine Araber absolute Freiheit in Beschaffung des Kriegsbedarfs, ward Arzew, das dem Namen nach unter französischer Herrschaft verblieb, zum einzigen Handelshafen erklärt und Abd-el-

Kader das Monopol daselbst eingeräumt, während Oran und Mostaganem nur die für den Consum der Stadtbewohner nothwendige Waare aufnehmen durften. Die Religion und Gebräuche der Muselmänner sollten geachtet werden; jeder Muselmann war frei zu gehen, wohin es ihm beliebte, während kein Christ zu Lande reisen durfte ohne einen vom Emir und vom französischen General besiegelten Paß. General Desmichels, der diesen beinahe demüthigenden Vertrag ohne Ermächtigung und ohne Wissen seiner Regierung und seines Oberen in Algier abgeschlossen, beging den noch größeren, obwohl unwillkührlichen Fehler, nach Abschluß desselben, nur die von ihm selbst ausgehende Hälfte davon seinen Vorgesetzten zur Ratification mitzutheilen, die Bedingungen des Emirs aber und die demselben zugestandenen Handelsprivilegien zu verschweigen. Natürlich konnte die Sache nicht geheim bleiben; es traten Conflicte zwischen den Behörden des Emirs und französischen Kaufleuten ein; dieselben wurden nach Algier zur Entscheidung gebracht, und die Abberufung Desmichels' (November 1834) war die unausbleibliche, wenn auch späte Folge [1]). Doch hatte sein Vertrag, „dieser Triumph schlauer Barbarei über unwissende Cultur" [2]), welcher die eigentliche Grundlage zur Größe Abd-el-Kaders wurde, wenigstens die gute Folge, daß friedliche Berührungen zwischen Afrikanern und Europäern möglich wurden, sich mehrten und durch die Gegenwart arabischer Consuln in Oran, Arzew und Mostaganem, eines französischen in Maskara, viele Streitigkeiten gütlich beigelegt wurden: ein Umstand von hoher Bedeutung, wenn man in Paris wirklich an eine dauernde Colonisation dachte. Und man dachte daran.

1) Ueber die ganze Geschichte des Vertrags siehe den unparteiischen und genauen Bericht A. Bellemare's (Abd-el-Kader), S. 56—78. Darnach waren beide, Abd-el-Kader und General Desmichels, bona fide. Letzterer glaubte nur die Liste seiner Bedingungen gültig, weil er nur sie unterzeichnet hatte, während Ersterer meinte, die Beifügung des Siegels genüge; und Desmichels hatte Abd-el-Kader's Gegenpropositionen mit seinem Siegel versehen.

2) Daumas u. Fabar, La Grande Kabylie, études histor., p. 160.

Schon im Sommer des vorhergehenden Jahres war ein Untersuchungsausschuß, bestehend aus Mitgliedern beider Kammern, einem hohen Marineoffizier und zwei Generalen nach Afrika geschickt worden, um die Frage des Erhaltens oder des Aufgebens der Eroberung zu studiren. Ihre Berichte wurden einem zweiten Ausschusse vorgelegt, dem der Lieblingsminister Ludwig's XVIII., Herzog Decazes, vorsaß, und dieser Ausschuß entschied sich fast einstimmig für die Erhaltung der Colonie. Nicht so einhellig war die zweite Kammer, als die Sache Ende April (1834) bei der Etatsberathung zur Sprache kam. Die Debatte war eine lebhafte und eingehende; die bedeutendsten Redner des Hauses, unter ihnen Dupin der Aeltere selber, erklärten sich entschieden gegen das kostspielige Experiment. Die Mehrzahl der Minister war der Sache im Grunde abgeneigt und gab dem Collegen vom Kriegsdepartement, Marschall Soult, der zugleich Ministerpräsident war, nur deßhalb nach, weil sie nicht den Muth hatte der öffentlichen Meinung entgegenzutreten, welche stürmisch die Eroberung verlangte und die Regierung anklagte, nur aus Furcht und schonender Rücksicht für England keine Gebietsvergrößerungen vornehmen zu wollen. Die im Ganzen conservative Kammer jedoch theilte diese Stimmung keineswegs, und als Soult am fünften Tage der Discussion die entschiedene Absicht der Regierung erklärte, die neuen Besitzungen, wenn auch nicht auszudehnen, doch auch nicht aufzugeben und die Frage nur auf das Wie beschränkt wissen wollte, gab die Volksvertretung nicht nach. Sie beschnitt die für Colonisationszwecke geforderte elende Summe von 400,000 Franken noch um 250,000. Dadurch entschied sie aber auch mittelbar die Frage des anzuwendenden Systems. Mit 150,000 Franken war keine Civilcolonisation möglich; wollte man etwas thun, so mußte es auf das Budget des Kriegsministeriums genommen werden, woraus dann auch folgte, daß die ganze Verwaltung vom Kriegsminister abhing. So wurde denn im Juli die neue und, so meinte man, endgiltige Organisation eingeführt. Alle afrikanischen Besitzungen wurden einem vom Kriegsminister abhängigen Generalgouverneur unterstellt,

dem die beiden Befehlshaber der Land- und Seetruppen, sowie die Civil- und Militärintendanten, der Staatsanwalt und der Finanzdirector unterworfen waren. Die Befugnisse dieser beiden letzteren hohen Beamten unterschieden sich nur wenig von den ihren Collegen im Mutterlande angewiesenen, und auch die Gerichte selber, sowie die Verwaltung wurden nach französischem Muster gestaltet. Algier selbst und seine nächste Umgebung ward mit den französischen Municipaleinrichtungen beschenkt.

Die Ankunft des ersten Generalgouverneurs, Grafen Drouet d'Erlon, machte dem im Ganzen nicht unfruchtbaren Interim General Voirol's ein Ende, ohne doch sofortige Ordnung und Beruhigung der Zustände herbeizuführen. Auch er mußte im Laufe des Winters 1834—1835 verschiedene Züge gegen den benachbarten Hadschutenstamm organisiren, welcher schon seinem Vorgänger, namentlich durch ewige Beunruhigung der befreundeten und versöhnten Stämme, zu schaffen gemacht hatte. Auch die kleine Besatzung von Bougie hatte wiederholte Angriffe ungeheurer Feindesmassen auszuhalten, die sie heldenmüthig zurückschlug (October und Dezember 1834). Graf d'Erlon hatte die Unvorsichtigkeit, sich auf die Friedensvorschläge der feindlichen Scheiks einzulassen und ihnen den braven Offizier, Oberst Duvivier, zu opfern, der den so oft und so hart bedrängten Punkt mit soviel Umsicht und Aufopferung vertheidigt hatte; wogegen denn der Scheik, der die nominelle Oberhoheit über das felsige Hafenstädtchen beanspruchte, dasselbe förmlichst an Frankreich abtrat. Die feierliche Cession aber hinderte nicht, daß vierzehn Tage später die Angriffe der unruhigen Kabylen gegen die französische Besatzung von Neuem begannen. Viel schlimmer noch ließen sich die Dinge im Westen an.

Seit Abd-el-Kader's Herrschaft über die Provinz Oran — mit Ausnahme der gleichnamigen Hauptstadt, Arzews und Mostaganems — durch den Vertrag Desmichels amtlich anerkannt war, hatte der ehrgeizige Emir den Plan gehegt, diese seine Herrschaft auch über die Provinz Tittery, ja sogar über den

westlichen Theil der Provinz Algier, auszudehnen. Er schickte zu diesem Behufe Agenten nach Medeah und Milianah, zeigte seine eigene demnächstige Ankunft offen an. Es galt die von ihm geschaffene arabische Nation auch zur Herrin der Kabylen zu machen, nachdem alle Nebenbuhler eigener Race besiegt und die Grundlagen einer umfassenden Staatsunion gelegt waren. In dem ihm zuerkannten Gebiete aber suchte er die Europäer so schonend als möglich zu behandeln und so dem Generalgouverneur wie dem Nachfolger General Desmichels' in Oran, General Trézel, einen günstigen Begriff von seiner Regierung beizubringen. Hatte doch General Desmichels ernstlich daran gedacht, es dahin zu bringen, daß alle vier Provinzen dem Emir untergeordnet würden gegen Sicherung der sechs oder sieben Seehäfen, die man, im politischen wie commerciellen Interesse Frankreichs, nicht aufgeben konnte. Er hatte ihm nicht nur den Rath gegeben, sich, nach Mehemet Ali's Vorgang, regelmäßige Truppen zu organisiren, um seine Landsleute in Ordnung zu halten; er hatte ihm auch 500 Gewehre und 500 Centner Pulver zum Geschenk gemacht, um diese neue Leibgarde zu bewaffnen, und es dauerte nicht lange, so hatte sich der Emir in der That den Kern einer wohldisciplinirten Armee nach europäischem Muster gebildet. Auch Graf Drouet d'Erlon, bei dem Abd-el-Kader durch einen gewandten Agenten, den Juden Ben-Durand, vertreten war, zeigte sich dem Emir, der so gut Ordnung und Gerechtigkeit in seiner Provinz aufrecht hielt, nicht abgeneigt. Ja, er stand nicht an, die bedenklichsten und eigenmächtigsten Handlungen des immer kühner werdenden Häuptlings, nachdem er sie im Voraus mißbilligt, hinterher durch sein Stillschweigen und seine Unthätigkeit gutzuheißen. Dieser benutzte die Gelegenheit, welche ihm der Aufstand eines Wüsten-Sherif's und dessen Einzug in Medeah, von wo aus er die Franzosen anzugreifen drohte, darbot, um selber gegen die Rebellen zu ziehen, sich vorher Milianah's in der Provinz Algier, dann Medeah's in Tittery zu bemächtigen, an beiden Orten von ihm abhängige Beys zu ernennen, den Sherif in die Wüste zurückzuwerfen. Der Generalgouverneur

begnügte sich nicht ein Auge zuzudrücken; er sandte einen Offizier nach Medeah, den Emir zu beglückwünschen, ihm Geschenke zu überbringen, als habe er im Namen und Auftrage Frankreichs gehandelt, und zugleich eine Revision des Vertrags Desmichels vorzuschlagen. Der Emir aber hielt den Abgesandten des Generalgouverneurs mit ausweichenden Versprechungen hin und wußte ihn so, um den Seinigen zu imponiren, in seinem Gefolge bis nach Maskara zu ziehen.

Weniger versöhnlich zeigten sich die eingebornen Verbündeten der Franzosen, und zwei solcher Stämme hatten sich grade unter die Mauern Orans geflüchtet, wo sie den Befehlen Abd-el-Kader's trotzten, der ihnen gebot sofort abzuziehen. General Trézel, der noch immer in Oran befehligte, rückte mit einer Abtheilung von 2300 Mann aus und stellte sich 2½ Meilen von der Stadt zum Schutze der verbündeten Stämme auf, wo er mit (16. Juni) ihnen den sogenannten „Vertrag von Feigenbaum" abschloß, der einer Kündigung des Vertrags Desmichels gleichkam [1]). Der Emir, der sich durch die erfolgreiche Ausdehnung seiner Macht über die Provinzen Tittery und Algier gestärkt sah, und der sein Handelsmonopol in Arzew benutzt hatte, um sich mit Kriegsvorrath zu versehen, ja sogar in Maskara selber Pulver- und Gewehrfabriken mit europäischen Arbeitern angelegt hatte, — ermuthigt auch durch die Nachsicht des Generalgouverneurs, — erklärte dreist, seine Religion erlaube ihm nicht, Bekenner des Islams unter christlicher Herrschaft zu lassen und er würde die Ungetreuen hinter den Mauern Orans holen, wenn sie sich dahin flüchteten. Zugleich schlug er zwei Meilen von dem französischen Lager das seine auf, in dem er über 12,000 Mann Reiter und Fußvolk versammelt hielt. General Trézel ging ihm entgegen, griff ihn an und blieb,

1) Artikel 3 der Bedingungen Abd-el-Kader's, die General Desmichels nicht unterzeichnet, aber mit seinem Siegel versehen hatte, lautete: „Le général commandant à Alger n'aura pas de pouvoir sur les Musulmans qui viendront auprès de lui avec le consentement de leurs chefs." Vgl. Pelliſſier de Reynaud, Annales algériennes I, 369.

trotz der Minderzahl und eines augenblicklichen Zurückweichens der Seinigen, Herr des Schlachtfeldes; freilich nicht ohne große Verluste erlitten zu haben (26. Juni). Doch wollte Abd-el-Kader auch jetzt Nichts von Verhandlungen wissen. So mußte General Trézel sich entschließen, da er nur für drei Tage Lebensmittel mit sich führte, mit seinen Verwundeten den Rückzug anzutreten; und zwar richtete er denselben, um ihn abzukürzen, nach Arzew, anstatt nach dem fünf Meilen entfernten Oran. Anfangs unbehelligt in ihrem Marsche, ward die Colonne bei dem Engpaß der Makta, welcher kaum acht Fuß breit zwischen den Bergen und dem Sumpfe hinführt, plötzlich überfallen, in zwei getheilt, die Nachhut zur Hälfte in den Sumpf gesprengt, zur Hälfte niedergemacht. Das Gros der Abtheilung dankte sein Heil nur dem Umstande, daß ihr sämmtliches Gepäck und die Verwundeten in die Hände der Araber fielen, welche die Lust am Plündern und Schlachten vom Verfolgen abhielt. Das kleine Detachement traf gänzlich entmuthigt spät Abends (28. Juni) in Arzew ein: es hatte über 800 Mann von 2500, darunter 280 Todte, verloren. Ein Stück Geschütz, ein großer Theil der Waffen und Munition, alles Gepäck fiel zugleich mit den Verwundeten in die Hände der Feinde. Graf Drouet d'Erlon zögerte nicht, General Trézel, der selber die Verantwortung für den von ihm vielleicht unvorsichtig unternommenen, aber mit Muth und Kaltblütigkeit ausgeführten Zug für sich allein gefordert hatte, abzuberufen. Auch ließ er sich von Abd-el-Kader und dessen Unterhändler einreden, der General habe nur aus persönlicher Feindschaft gegen den Emir gehandelt; ja, er schloß noch einmal Frieden mit diesem, indem er die beiden Stämme, welche sich vor Oran unter den Schutz Frankreichs begeben hatten, ihm zu überlassen versprach. Das war denn doch mehr, als man in Paris gutzuheißen bereit war.

Die Niederlage an der Makta schien die Frucht fünfjähriger Anstrengungen vernichtet zu haben und hatte die öffentliche Meinung des Mutterlandes auf's Schmerzlichste aufgerüttelt. Von Neuem trat, dießmal unabweisbar, die Frage an die

französische Regierung und Nation heran, ob sie diese aufreibenden und unfruchtbaren Kämpfe fortsetzen oder Alles aufgeben wollten. Der König war ziemlich gleichgiltig in der Sache; sie zog etwas die Geister von der innern Politik ab, befriedigte das militärische Emotionsbedürfniß der Pariser, ohne den europäischen Frieden zu gefährden. „Was liegt dran", sagte er, „wenn man 100,000 Schüsse in Afrika abfeuert? Europa hört sie ja nicht." [1]) Die Doctrinäre, deren Stellung im Ministerium schon etwas erschüttert war, beurtheilten aber den planlosen und nutzlosen Krieg weniger nachsichtig. Am Strengsten richtete ihn der immer einflußreicher gewordene Minister des Innern, Thiers, der jedoch, im Gegensatz zu seinen Collegen, darum nur um so lebhafter eine energische Fortsetzung wünschte, sei's um die französische Armee für etwa bevorstehende europäische Kämpfe kriegsgewohnt zu machen, sei's weil auch ihm, als dem ächten Vertreter der Nation, das Waffengeklirr angenehm an's Ohr schlug; nur die Halbheit und Unordnung widerstrebte seinem klaren und positiven Verstande. „Was wir dort thun", sagte er in der Kammer mit Anspielung auf den greisen Generalgouverneur Algeriens, Grafen Drouet d'Erlon, seinen politischen Gegner, „was wir dort thun, ist keine Colonisation; es ist keine große Besetzung (occupation), es ist keine kleine; es ist kein Frieden, es ist kein Krieg; es ist schlecht geführter Krieg." Dem mußte ein Ende gemacht werden, und gerade Thiers war es, der die Ernennung eines neuen Generalgouverneurs durchsetzte, welcher, mit reicheren, wenn auch immer noch nicht genügenden Mitteln an Geld und Leuten ausgestattet, die nun auch von der Nation und der Kammer in die Hand genommene Eroberung des algierischen Gebietes vollenden sollte. Es blieb die Frage, ob die „Nadelstiche" Marschall Clausels', wie dessen Nebenbuhler Bugeaud die Expeditionen des zum Obercommandanten bezeichneten liberalen Feldherrn nannte, nicht auch nur das Ergebniß haben würden, „die Araber in Abd-el-Kader's Arme zu treiben".

1) S. Louis Blanc a. a. O. V, 118.

V.

Wiederum war es nämlich jener erste von der Juliregierung nach Algier gesandte Oberbefehlshaber, der seitdem zum Marschall beförderte General Clausel, welchem trotz seiner ersten Mißerfolge die wichtige Sendung anvertraut ward: Abd-el-Kader, hinter dem der Kaiser von Marokko stand, und Achmet von Constantine, den der Bey von Tunis unterstützte, zu unterwerfen. Der Ausbruch der Cholera auf dem afrikanischen Gebiete, welche 2500 Mann hinraffte, 4500 dienstunfähig machte, verzögerte seinen und der neuen Truppen Abgang in's Innere. Auch galt es, da die terrainkundige und an den Kampf gegen die Araber gewöhnte Fremdenlegion nach Spanien abgegangen war, die neuen Truppen vorher in Afrika zu acclimatisiren. Einige kleinere Unternehmungen gegen die stets rebellischen Hadschuten der Provinz Algier, nach dem nahen Buffarick, nach Blidah und bis zum Pachthof der Muzaïa am Fuße des Atlas, welche die Monate September und Oktober ausfüllten, sollten diesen Zweck erreichen. Erst am 21. November erschien der neue Generalgouverneur, begleitet von dem jugendlichen Thronfolger selber und umgeben von einem zahlreichen Heere, in Oran, von wo aus der Zug gegen die Haupt- und Geburtsstadt des Emirs, Maskara, gerichtet werden sollte, um die Niederlage an der Makta zu rächen, die Macht des „Sultans" für immer zu brechen. Doch säumte man nicht, die verlorene Zeit einzuholen. Schon am 28. November stand eine kleine Armee von 12,000 Mann, darunter die Hilfstruppen der beiden verbündeten Stämme, zum ersten Mal von 774 gepäcktragenden Kameelen begleitet, fünf Meilen von Oran an der Stelle, wo General Trézel vor kaum fünf Monaten das feindliche Lager angegriffen und erobert hatte, ehe ihn sein furchtbares Schicksal erreichte. Abd-el-Kader zeigte sich zu Friedensunterhandlungen geneigt, vorausgesetzt, die Feinde bäten darum; allein man würdigte ihn nicht einmal einer Antwort.

Nach kurzer Rast begann die französische Heeresmacht

wieder ihren Vormarſch und betrat die Gebirgspäſſe, welche ſie von Maskara trennten, nicht ohne ſich zu wiederholten Malen den Durchgang durch heftige Kämpfe, unter denen der „Sieg an der Habra" viel gefeiert wurde, erzwingen zu müſſen. Sobald aber die Verbündeten Abd-el-Kader's die Kunde dieſes Sieges erhielten und Maskara verloren ſchien, warfen ſie ſich auf die Stadt, um, wie ſie ſagten, den Feinden keine Schätze und Vorräthe zu laſſen; ſelbſt die arabiſchen Contingente, welche noch eben mit dem Feind an der Habra gefochten, verließen den Emir, um am Zerſtörungswerk Theil zu nehmen. Umſonſt ſuchte Abd-el-Kader an der Spitze ſeiner zwei regulären Infanteriebataillone und begleitet von nur 200 Reitern, die ihm treu geblieben, die Verbündeten zu ihrer Pflicht zurückzurufen: Alles war umſonſt, und bald ſah er ſich gezwungen, mit ſeinen Getreuen in's Gebirge zu flüchten [1]). Am 6. Dezember zog der Marſchall, nur vom Kronprinzen, ſeinem Generalſtabe und 25 Zuaven begleitet, in der Hauptſtadt des Emirs ein, welche dieſer deſſelben Morgens verlaſſen hatte, nachdem die geſammte arabiſche Bevölkerung ausgezogen war. Erſt zwei Stunden nachher trafen die zwei Brigaden der Vorhut ein, denen der Marſchall in ſeiner Ungeduld vorausgeritten war. „Er hätte nur eines Schwarms von 300 Reitern bedurft, um den Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Armee und den Thronfolger aufzuheben und Abd-el-Kader auszuliefern." [2]) Statt deſſen nun richteten ſich die Führer des franzöſiſchen Heeres in der Wohnung des Emirs ſelber ein, während ihre Leute die wenige übrig gebliebene Habe der geflohenen Einwohner an ſich nahmen, die Pulver- und Gewehrfabrik des Emirs zerſtörten, die ſchon fertigen Geſchütze an ſich nahmen.

Indeß machte die ſchwere Erkrankung des Kronprinzen eine ſchleunige und ſtark bedeckte Rückkehr nöthig. Auch verſpürte man,

1) Nach dem Herzog von Orléans (Campagnes de l'Armée d'Afrique, p. 65) gab Abd-el-Kader ſelbſt Maskara der Plünderung preis.

2) Worte Peliſſier de Reynaud's a. a. O. II, 65. Vgl. Herzog von Orléans a. a. O. S. 66.

trotz der im Voraus erklärten Absicht des Marschalls, den verbündeten Ibrahim von Mostanagem als Bey einsetzen zu wollen, doch, nun es drauf und dran ging, keine Lust das theuer bezahlte Experiment von Medeah ein zweites Mal zu machen; denn Maskara stand in Bezug auf seine Gebirgslage und seine Entfernung genau in demselben Verhältnisse zu Oran, wie Medeah zu Algier. Da man aber auch dem Emir seine Hauptstadt nicht wieder ausliefern wollte, so beschloß man, dieselbe den Flammen zu überliefern. Als die Truppen nach zweitägiger Rast ihren Rückzug nach der Küste antraten, schien Maskara nur noch ein Schutthaufen. Die von dem Emir zurückgelassene jüdische Bevölkerung zog mit dem französischen Heere und unter dessen Schutze weg. Erst nach drei Tagen des beschwerlichsten Marsches unter fortwährendem Regen und Sturm, der namentlich den israelitischen Schützlingen sehr gefährlich wurde, erreichten der Marschall und der Kronprinz die Hafenstadt Mostanagem (12. Dezember).

Die Züchtigung schien keinen großen Eindruck auf die Gläubigen und ihren „Sultan", wie sie Abd-el-Kader nannten, gemacht zu haben. Das, Dank dem strömenden Regen, nur halb zerstörte Maskara erstieg bald wieder aus seiner Asche, und schon vierzehn Tage später begann der unermüdliche Emir, der noch eben, von Allen verlassen, seine feste Absicht ausgesprochen hatte sein undankbares Volk für immer zu verlassen, wieder seine Blockade von Oran, indem er alle Friedenseröffnungen stolz zurückwies; denn noch einmal hatten seine Glaubensgenossen sich einmüthig ihm anvertraut. Der Marschall sah, daß eine härtere Strafe nothwendig sei, um den kühnen Gegner zu bändigen. Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten.

In der kleinen Stadt Tlemsen, unweit der marokkanischen Grenze, bestanden, wie fast überall, zwei Parteien: die Araber und Mauren waren für Abd-el-Kader, die Türken und ihre Kuluglis, d. h. die von dem Dey als Miliz verwendeten Söhne von Türken und eingebornen Weibern, waren für Frankreich. Seit nahezu fünf Jahren standen sich beide Par-

teien gegenüber, die wenig zahlreichen Türken und Kuluglis in der Citadelle, die Araber und Mauren in der Stadt. In den letzten Tagen des Jahres hatte Abd-el-Kader, noch ehe er wieder in ſeine Hauptſtadt eingezogen war, einen den Kuluglis befreundeten Stamm, der ihnen zu Hilfe zog, überfallen und vernichtet, die aus der Citadelle herbeieilenden Kuluglis ſelber zurückgeworfen und ſechzig ihrer Köpfe erbeutet. Jetzt beſchloß der Marſchall ſelber den in der Citadelle belagerten Verbündeten Frankreichs zu Hilfe zu eilen, ohne jedoch auch hier einen im Voraus feſtgeſtellten Plan zu haben über das, was mit der neuen Eroberung zu thun wäre. Am 13. Januar zog er an der Spitze einer ſtattlichen Heeresmacht in Tlemſen ein, ohne auch nur eine Patrone verbrannt zu haben. Die Bevölkerung hatte, wie früher in Maskara, die Stadt geräumt und ſich in Entfernung einer halben Meile in Erwartung des baldigen Abzuges gelagert. Allein ſie rechnete ohne den Wirth.

Der anſcheinende Reichthum der Stadt und ihrer Umgebung, die Leichtigkeit der Verbindungen mit Oran, von dem ſie, obwohl fünfzehn Meilen entfernt, doch durch keine unwegſamen Gebirge getrennt und auf dem Seewege noch leichter zu erreichen war, die ſtrategiſche Lage, ſowie die natürliche Feſtigkeit der Citadelle — Alles legte dem Marſchall den Gedanken einer bleibenden Niederlaſſung nahe. Während demnach zwei Brigaden den keines Ueberfalls gewärtigen Emir in die Flucht jagten, ſich faſt ſeiner bemächtigten, ſein Lager mit allem Gepäck und den Pferden wegnahmen, die ausgewanderten Einwohner zurückführten, befeſtigten die zurückgebliebenen Genietruppen die Citadelle. Dann brach das Gros des kleinen Heeres in gerader Linie nach dem Meere auf, um am ſieben Meilen entfernten Ausfluſſe der Tafna eine befeſtigte Station zu errichten, welche die Verbindung mit Oran ſichere. Man war nicht wenig verwundert, als man, dem Laufe des Flüßchens Iſſer folgend, an deſſen Einfluß in die Tafna gelangte, dort den kaum geſchlagenen Feind mit nahezu 10,000 Mann aufgeſtellt zu finden und ſich erſt durch einen heftigen zehnſtündigen Kampf eine Lagerſtätte für die Nacht erobern zu müſſen.

Und der Kampf erneuerte sich am folgenden Tage. Der Weg führte auf engen Pfaden zwischen Hügeln hin, und der Marschall fand es klüger nicht weiter zu gehen. So trat er noch am selben Tage (27. Januar) seinen Rückzug nach Tlemsen an, das er in großer Aufregung fand. Der Marschall hatte wieder einmal seine napoleonischen Traditionen anwenden wollen und dem entvölkerten Bergstädtchen eine halbe Million Kriegssteuer auferlegt. Major Jusuf, ein italienischer Renegat, der den tunisischen Kriegsdienst mit dem französischen vertauscht hatte, war mit der Erhebung beauftragt worden und hatte dieselbe mit der unbarmherzigsten Härte betrieben, obschon namentlich die Kuluglis, d. h. die treuen Verbündeten Frankreichs, die schon Jahre in der Citadelle ausgehalten und die man zu entsetzen gekommen war, davon betroffen wurden. So übertrieben waren die Berichte über den Reichthum der Stadt gewesen, daß man trotz allen Druckes keine 100,000 Franken zusammenbrachte, und auch über deren Verwendung vermochte später der Marschall nur ungenügende Rechenschaft zu geben, so daß die französische Kammer, in einer Anwandlung gerechter Entrüstung, die Zurückerstattung dieser Summe beschloß und den „Sieger von Tlemsen" einer herben Kritik unterwarf. Dieser verließ indeß seine Eroberung, indem er den so übel behandelten Verbündeten 500 Mann Franzosen unter Hauptmann Cavaignac zurückließ, und erreichte nach einer einmonatlichen Abwesenheit Oran wieder. Von da schickte er eine Abtheilung an die Mündung der Tafna, um die geplante Befestigung dieses Punktes auszuführen, und während General Perrégaux fast alle Stämme jenseits des Scheliff durchzog und dem französischen Namen huldigen ließ — wofür sie bald und bitter genug von Abd-el-Kader gestraft werden sollten —, begab sich der Marschall selbst mit dem Thronfolger nach Algier, „um die Beendigung des Krieges" zu verkünden.

Er fand die Provinz, sowie das angrenzende Gebiet von Tittery noch immer nur halb beruhigt, und um auch hier ein Exempel zu statuiren, unternahm er bald nach seiner Ankunft einen neuen Zug nach dem so verhängnißvollen Medeah, wo

der von den Franzosen an Stelle von Abd-el-Kader's Vasallen ernannte Bey sich nicht hatte festsetzen können. Wiederum entspannen sich die mörderischen Kämpfe an dem Paß von Teniah, über den man zugleich unter dem Feuer des Feindes, das nicht weniger als 300 Leute kostete, eine Straße anlegte (1. bis 7. April), um die Artillerie bis nach Medeah befördern zu können. Für dießmal begnügte man sich mit diesem nicht unerheblichen Ergebniß, setzte den neu ernannten Bey in Medeah ein, ließ ihm 500 Kuluglı, sowie die nöthige Munition und kehrte am 9. April nach Algier zurück. Fünf Tage nachher verließ der Marschall Afrika, um sich selber wie die Interessen der Colonie vor der Kammer zu vertheidigen, welche eben wieder einmal die Besatzung von 23,000 um 4000 Mann beschnitten hatte.

Er ging wie das erste Mal, nicht ohne eine verhängnißvolle Erbschaft zu hinterlassen. Noch in Tlemsen hatte er jenen Jusuf, der sich bei Erhebung der Kriegssteuer so ausgezeichnet, zum Bey von Constantine ernannt, und dieser war schon im März nach Bona gekommen, von wo der kluge und mäßige General Munk d'Uzer abgerufen ward. Der junge Abenteurer schaltete und waltete nun mit seiner Schwadron Spahis und seinen 1000 Kuluglis in der Provinz wie in einem eroberten Lande, verkannte die Autorität des Platzcommandanten, Oberst Duverger, und hatte es bald dahin gebracht, daß die von Munk d'Uzer nach und nach gewonnenen Araber der Umgegend sich wieder dem Bey Achmet zuwandten, der ja noch immer im Besitze seiner Hauptstadt Constantine war. Es sollte Frankreich theuer genug zu stehen kommen, dem neuen Bey sein Beylick zu erobern.

Auch im Westen führten die Anordnungen Marschall Clausel's harte Unfälle im Gefolge. Der von ihm an die Mündung der Tafna gesandte General d'Arlanges verlor nicht wenig Leute, noch ehe er an seinen Bestimmungsort gelangte (16. April). Als er aber, unausgesetzt in Anlegung seines Lagers von den Feinden beunruhigt, diesen entgegenging, wäre er bei Sidi-Jacob fast vernichtet worden, und des Emirs Herrschaft war mit einem

Male und glänzender als je durch diesen Sieg wiederhergestellt. Mit Mühe gelang es dem unerschrockenen Obersten Combes, einem der glorreichsten Helden des afrikanischen Epos, zwei Drittel seiner Leute wieder in das kaum angelegte Lager zurückzuführen, wo der Emir sie 49 Tage lang enge eingeschlossen hielt, täglich neue Abgeordnete der fernsten, ihm kaum dem Namen nach bekannten Stämme empfangend, welche ihre Unterwerfung anzeigten; während die kleine französische Besatzung, da beim herrschenden Winde die Fahrzeuge nicht anlegen konnten, um den Eingeschlossenen Proviant zu bringen, den furchtbarsten Entbehrungen ausgesetzt waren. Umsonst sandte der General um Hilfe nach Algier. Der dort nur interimistisch commandirende General Rapatel war selber in der größten Verlegenheit. Der kaum eingesetzte Bey von Medeah war aufgehoben und zu Abd-el-Kader in Gefangenschaft abgeführt worden; die halbe Provinz Algier war aufständisch, und die Rebellen drangen bis in die befestigte Linie rings um die Hauptstadt. Endlich kam General Bugeaud direct von Toulon aus mit drei Regimentern dem bedrohten d'Arlanges an der Mündung der Tafna zu Hilfe (6. Juni), und zwang den Belagerer zum Abzug. Von da zog er zu Lande nach Oran, auf seinem Wege den unbequemen Emir entschieden zurückwerfend. Von dort machte er einen neuen dießmal ungehinderten Abstecher nach Tlemsen, wo er die seit Februar eingeschlossene kleine Garnison mit Lebensmitteln versah, aber ohne die regelmäßige Verbindung dieses vorgerückten Postens mit der Hauptstadt der Provinz Oran dauernd sichern zu können. So entschloß er sich, die Verproviantirung zu Meer bis nach der Mündung der Tafna und von da längs des Flusses hinauf zu bewerkstelligen. Der Zug von 500 Kameelen und 300 Maulthieren verließ am 4. Juli das Lager der Tafnamündung, begleitet von etwa 8000 bis 10,000 Mann. Bugeaud wußte den Emir zu täuschen, und kam glücklich über die Stelle hinaus, an der Marschall Clausel vor sechs Monaten zum Rückzug gezwungen worden war. Erst am 6. Juli, als man an dem Zusammenfluß der Sickack und der Isser angelangt,

begegnete man dem Feinde, der hier seine Hauptschlacht zu liefern gedachte. In der That ward dieselbe die umfangreichste, welche noch seit der Einnahme Algiers geliefert worden, und sie endigte mit dem vollständigen Siege der Franzosen, welche nur 100 Mann verloren, während die Verluste der Araber auf 2000 Mann geschätzt wurden. Sechs Fahnen, 500 Gewehre, 130 Gefangene fielen in die Hände Bugeaud's.

Den nächsten Tag war man wieder in Tlemsen, und noch vor Ende des Monats verließ General Bugeaud Oran, um in Paris das Ergebniß seiner Operation zu berichten, den Sieg an der Sickack zu melden. Abd-el-Kader aber irrte, zum dritten Mal seit einem Jahre, nachdem sein wohlbekannter Rappen, dem er bei Maskara und Tlemsen das Leben gedankt, unter ihm getödtet, von Allen verlassen, scheinbar für immer besiegt, in den Dörfern der Kabylen um ein Obdach bettelnd herum. Der Stern des Siegers der Makta und Sidi-Jacobs schien erloschen; allein „wenn heute manchmal dem Christen gehört", so tröstete er sich und die Seinen, „so gehört morgen immer dem Muselmann"; und wirklich wie nach dem Verlust seiner Hauptstadt, wie nach der Entsetzung von Tlemsen, so sollte auch nach der Niederlage an der Sickack das fahnenflüchtige Heer der Gläubigen sich von Neuem und zahlreicher, enger als je zuvor, um den großen Häuptling schaaren und die Eroberer von Neuem auf ihre Küstenniederlassungen zurückdrängen.

Schon seit dem Frühjahr weilte der Generalgouverneur, Marschall Clausel, in Paris, wo ihm ein Ministerium Thiers für Annahme seiner großen und kühnen Plane neue Aussicht eröffnet zu haben schien. In der That war der bewegliche und thatendurstige Ministerpräsident nicht abgeneigt, des Marschalls Kriegsplan vor dem Cabinet zu vertheidigen, obschon derselbe eine bedeutende Vermehrung der Expeditionstruppen erforderte: denn der Marschall meinte, denselben nicht mit weniger als 36,000 Mann, darunter mindestens 30,000 Franzosen, ausführen zu können. Es galt nämlich, alle größeren Städte der vier Provinzen zu besetzen, in jeder dieser

Provinzen an den strategisch wichtigsten Punkten befestigte Lager zu errichten und dort stets marschfertige Abtheilungen bereit zu halten, um in kürzester Frist an allen bedrohten Stellen erscheinen zu können, ohne durch Proviant und Bagagewagen in den Bewegungen behindert zu sein. Die zwei Hauptobjective dieses umfassenden Planes sollten Constantine im Osten, Tlemsen im Westen sein, und der Marschall hätte gern noch vor Eintritt des Winters die nöthigen Verstärkungen erhalten, um sich der ersten dieser beiden Städte zu bemächtigen, welche ja noch in Feindes Hand war. Das Versprechen Thiers' und Marschall Maison's, des Kriegsministers, seine Vorschläge vor dem Ministerrath zu befürworten, sowie die offenbare Parteinahme der öffentlichen Meinung für eine rasche und vollständige Eroberung des Landes machten Marschall Clausel zuversichtlicher, als es klug war; und er reiste, ohne die Entscheidung abzuwarten, schon Mitte August nach Algier ab, um seine Pläne, welche er bereits vorher schriftlich seinem dortigen Stellvertreter mitgetheilt und von ihm hatte einleiten lassen, vollends in's Werk zu setzen [1]). Kaum aber dort angelangt (Ende August), ereilte ihn der Befehl seines Vorgesetzten, Alles in der Schwebe zu lassen; das Ministerium vom 22. Februar habe seine Entlassung eingereicht; an dessen Nachfolger sei es, dem Marschall neue Instructionen zu geben. Der Nachfolger Thiers' aber war der bedächtige Molé, der keineswegs geneigt war, zweifelhafte militärische Lorbeeren zu ernten. Er antwortete dem Sendboten Clausel's, der sofort nach Paris abgegangen war, um 10,000 Mann Verstärkung zu verlangen, mit einer bestimmten Weigerung, den Gesammtplan des Marschalls anzunehmen, und sandte General Damrémont nach Oran, um, wenn der Marschall, wie er angekündigt, seine Entlassung verlangen sollte, ihn sogleich zu ersetzen.

Clausel aber hatte schon vergessen, daß er mit seiner Entlassung gedroht und war eben daran, mit den geringen Streitkräften,

1) S. über die ganze Angelegenheit Guizot (a. a. O. IV. 181 ff.), der entschieden die Schuld auf Thiers und Maison schiebt.

über die er verfügte, den Eroberungszug gegen Conſtantine zu übernehmen, zu dem ihn übrigens die neuen Miniſter, als einem ſchon angekündigten Unternehmen, ermächtigten, ſo wenig praktiſchen Nutzen ſie ſich auch davon verſprachen. In der That war der türkiſche Bey — noch immer derſelbe Achmet, der ſchon vor der Einnahme Algiers in Conſtantine geherrſcht — keineswegs unbequem; ſeine Hauptſtadt mit Nichten ſtrategiſch nothwendig um Bougie, Bona und la Calle zu decken. Ja, Achmet hatte ſich mit General Munk d'Uzer, ſo lange derſelbe in Bona befehligte, auf einen ganz freundſchaftlichen Fuß geſetzt. Ihr Verhältniß beruhte auf ſtillſchweigend anerkannter Gegenſeitigkeit, und die Provinz genoß ſeit zwei Jahren der vollſtändigſten Ruhe, als Marſchall Clauſel den unglücklichen Gedanken hatte, ſeinen Günſtling, Rittmeiſter Juſuf zum Bey in partibus von Conſtantine zu ernennen. Dieſer hatte ihm einzureden gewußt, die Bevölkerung harre ungeduldig ihres Befreiers, und es werde genügen, ſich an der Spitze einer franzöſiſchen Colonne vor Conſtantine zu zeigen, um ſich die Thore öffnen zu ſehen. So wenig ſah der Abenteurer ein, wie ſehr die Willkühr und Habgier, die er in der Hafenſtadt ſeiner ihm zugedachten Provinz an den Tag gelegt, ihm alle Gemüther der Eingeborenen entfremdet hatte. Das neue Miniſterium, das dem Marſchall wenigſtens eine gewiſſe Terrainkenntniß zuſchrieb, verweigerte zwar die wiederholt und dringend verlangten Verſtärkungen, indem es behauptete, die in Bona ſtehenden Kräfte überſtiegen noch die vom Marſchall in ſeinem Geſammtplan für die Expedition von Conſtantine in Ausſicht genommenen Bedürfniſſe; indeß gab es doch nicht nur ſeine Einwilligung zum Wagniß, ſondern ſandte auch noch den jugendlichen Zweitgebornen des Königs, den Herzog von Nemours, nach Bona, um an dem ebenſo gefährlichen als nutzloſen Unternehmen Theil zu nehmen. Denn Achmet hauſte, durch den natürlichen Gebirgswall von der Küſte getrennt, in ſeiner faſt uneinnehmbaren Hauptſtadt Conſtantine — Maſſiniſſa's Cirta —, unterſtützt von tuniſiſchem und türkiſchem Geld, umgeben von einer trefflichen, regelmäßigen, wohlgeführten

Armee, willig anerkannt von einer Million gefügiger Unterthanen, die wenig Grund zur Beschwerde hatten und von geschäftskundigen und ergebenen Statthaltern leicht in der Pflicht erhalten wurden. Marschall Clausel scheint von alledem wenig geahnt zu haben.

Anfangs November fand sich das kleine Expeditionsheer — etwa 10,000 Mann — in der Hafenstadt ein; doch lichtete schon jetzt das gerade herrschende Fieber seine Reihen in höchst bedenklicher Weise. Auch hatte Jusuf keineswegs die versprochenen Transportmittel bereit gehalten, und die Wege, wenn überhaupt von Wegen gesprochen werden konnte, waren durch anhaltenden Regen aufgeweicht. Nachdem der Marschall in einer der ihm geläufigen Proclamationen den Arabern verkündet, er käme sich ihrer Hauptstadt zu bemächtigen und die Fahne Frankreichs auf ihren Zinnen aufzupflanzen, verließ er trotz der Jahreszeit, am 13. November, an der Spitze von 7300 Franzosen und 300 Eingeborenen, das befestigte Lager von Drean, zwei Meilen von Bona, und marschirte gegen das achtzehn Meilen entfernte Constantine. Schon in der ersten Nacht hielt ein furchtbarer Sturmregen die Colonne in ihrem Vormarsche auf und zersprengte einen großen Theil der mitgeführten Heerden, sowie, was schlimmer war, die Maulthiertreiber, welche die Munition zu befördern hatten. Noch Uebleres folgte diesem übelen Vorspiel. Unter fortwährendem kaltem Regen, dann bei heftigem Schnee und Frost setzte die kleine Streitmacht ihren langsamen, unausgesetzt behinderten Marsch fort. Schon am 15. mußte der Marschall über 200 Kranke und 200,000 Patronen, die nicht weiter zu schaffen waren, zurücklassen. Die Wege verschwanden bald ganz. Oft mußten die Genietruppen sie erst bahnen, so namentlich an den steilen Ufern der meist geschwollenen Bergströme, welche zu durchwaten waren. Hunderte von Soldaten erlagen den Strapatzen und der Kälte. Nur mit Mühe konnten die Proviantwagen folgen. Erst am 21. November, nach acht Tagen des beschwerlichsten Marsches, gelangte man Angesichts des Felsennestes von Constantine an. Bis jetzt

hatten die Feinde den Vormarsch nicht zu hindern gesucht; aber auch die von Jusuf versprochenen Freunde blieben aus. Die Festung, anstatt ihre Thore zu öffnen, wie der Marschall noch bis zum letzten Augenblicke sicher erwartet hatte, empfing denselben mit Kanonenkugeln. Erst jetzt öffnete er die Augen; allein es war zu spät.

An eine Belagerung der natürlichen Feste war kaum zu denken. War doch der senkrechte Felsen, auf dem sie sich erhob, auf drei, je 1800 Fuß langen Seiten durch einen tiefen, 150 Fuß breiten Abgrund vertheidigt, auf dessen Boden ein reißendes Flüßchen den Uebergang hemmte und über den nur eine enge Brücke führte. Auf der vierten schmalsten Seite aber, welche eine Art Landenge mit der Umgegend verband, waren die Mauern und Wälle im besten Stand. Dazu war man ohne Belagerungsgeschütz, ja selbst die Feldartillerie hatte sich nur zum geringsten Theile bis vor die Stadt durcharbeiten können. Die Kranken waren zahlreich, die Kälte empfindlich, der Boden unwegsam. Kaum 3000 Mann waren kampffähig. Nichtsdestoweniger wollte der Marschall den gefährlichen Rückzug nicht antreten, ohne doch wenigstens einen Ueberfall versucht zu haben. Der Angriff fand nach zwei Tagen unausgesetzter Kämpfe, Entbehrungen, Arbeiten und Leiden am 23. statt, und wurde zugleich gegen die befestigten Thore der mit dem Lande zusammenhängenden Seite und gegen die Brücke gerichtet, welche auf der entgegengesetzten Seite 200 Fuß hoch über den Abgrund führte, ein Wunderwerk der Römerzeit. Beide Angriffe wurden mit furchtbaren Verlusten zurückgeschlagen, und der Marschall entschloß sich dann endlich doch zum Rückzug, der noch in der Nacht bewerkstelligt werden sollte. Ein Theil des Proviants und der Munition, ja sogar einige Wagen Schwerverwundeter mußten zurückgelassen werden. Sie, wie alle vereinzelten Nachzügler, wurden von den Weibern aus Constantine abgeschlachtet, während die Männer die Verfolgung fortsetzten. Fast wäre die ganze Nachhut abgeschnitten worden; und nur dem kaltblütigen Muthe Major Changarnier's, der hier den Grund zu seiner zukünftigen Größe legte, war es zu danken,

wenn sie gerettet, wenn der Rückzug der ganzen Armee trotz der heftigsten Angriffe der zehnmal zahlreicheren Verfolger gedeckt wurde. Auch so konnten nur die Wenigsten der Kranken, Erschöpften, Verwundeten gerettet werden; sie blieben zurück, um von den Arabern niedergemetzelt zu werden. Mehr als einmal noch ging der Rückzug, trotz des Heldenmuthes der Nachhut, in vollständige Flucht über. Am 1. Dezember endlich erreichte die auf den Tod ermüdete Truppe Bona. Die unbesonnene Unternehmung hatte mehr als 3000 Menschenleben — von 8000 — gekostet. Von den überlebenden 5000 mußten 3000 in's Spital gebracht werden, starben daselbst 1200. Siebenhundert Christenköpfe und zweihundert Paar Christenohren verkündeten vor den unerbrochenen Thoren Constantine's den Triumph des Moslems. Der Paschatitel und der höchste Orden der Osmanli, welche dem Bey zu Theil wurden, bewiesen, daß auch in Stambul die Sache so betrachtet wurde.

Das Ansehen der französischen Waffen in Afrika war so gut wie vernichtet. Alle Eingeborenen erhoben trotzig das Haupt; das Mutterland fühlte sich auf's Tiefste gedemüthigt. Unbeschreiblich war der Ausbruch der Entrüstung gegen Marschall Clausel in Paris. Seine Vertheidigung war leichtsinnig, widerspruchsvoll, wie sein Handeln gewesen war. Anstatt, wie Trézel nach seiner Niederlage an der Makta, alle Verantwortlichkeit auf sich allein zu nehmen, suchte er sie auf jede Weise von sich abzuwälzen. Hatte er bei seiner Ankunft in Bona geschrieben, er werde gegen Alle und Jeden beweisen, daß die Truppen genügend gewesen seien, so suchte er in Paris vor der Kammer darzuthun, die Regierung habe ihm nicht die nöthigen Verstärkungen geschickt. Als Dupin in einer (am 1. Januar 1837) Namens des Instituts vor dem König gehaltenen Rede von der Gegend sprach, „wohin das schon feil gewordene Rom das Unglück hatte, Calpurnius zu senden und Jugurtha zu begegnen", sandte er dem Oberstaatsanwalt eine Herausforderung zum Duell, das natürlich vermieden wurde. In der Presse aber und in der Kammer blieb er, trotz seiner

demokratischen Gesinnungen, fast allein; nur seine Parteigenossen von der Linken kamen ihm zu Hilfe, indem sie wie immer alle Schuld auf die Regierung warfen, die ihn im Stich gelassen. Einmüthig war indeß der Ruf nach Rache, nach Wiederherstellung der französischen Kriegsehre.

VI.

Die verantwortliche Regierung war weniger eilig, die Scharte auszuwetzen, als die unverantwortliche Meinung, und für sie wenigstens war die Lehre von Constantine nicht verloren. Allerdings meinte auch Molé, dem siegreichen Bey müsse thatsächlich bewiesen werden, daß, wenn Frankreich nur wolle, kein Barbar seinen Heeren widerstehen könne; aber er wollte die Lieferung dieses Beweises auf die günstigste Zeit aufschieben, ihn nur vollständig vorbereitet und mit der Gewißheit des Erfolges zu liefern unternehmen, endlich und vor Allem es dabei bewenden lassen, und aus der Züchtigung keine Eroberung machen. Jetzt endlich ergriff man den Entschluß, mit dem man vor sieben Jahren hätte beginnen sollen und der dem Lande soviel Geld, Blut und Demüthigungen aller Art erspart hätte: den Entschluß, sich mit den Hafenplätzen zu begnügen und das Innere den Eingeborenen zu überlassen; denn auf „Vermehrung des Einflusses von Frankreich im Mittelmeer, auf die Sicherheit und Ausdehnung seines Handels", nicht auf ungewisse und werthlose, immer zu theuer erkaufte Gebietsvergrößerungen, konnte es ihm ankommen. Das Erste also, was zu thun schien, war der Friedensschluß mit den eingeborenen Machthabern, vor Allem mit Abd-el-Kader, und das Aufgeben der vorgerückten Posten. Hatten diese doch so schon nur Dank der Langmuth des Emirs, der sich längst wieder von dem Schlage an der Sickack erholt hatte, gehalten werden können, indem derselbe gegen Herausgabe der Gefangenen der Besatzung von Tlemsen Lebensmittel hatte zukommen lassen, ja dem von ihm blokirten Oran selber gegen Eisen, Stahl und Schwefel das nöthige Getreide lieferte. Als gar die

Nachricht von der Niederlage der Franzosen vor Constantine zu seinen Ohren gedrungen war, hatte er von allen Seiten zugleich den Angriff begonnen, alle seine Vasallen zugleich bis an die Thore Algiers vorgeschickt, die Niederlassungen der Métidscha selber zerstört.

Die ganze Provinz Tittery war schon ohnedieß, so gut wie Constantine, für Frankreich verloren und erkannte nur die Oberhoheit Abd-el-Kaders an; ja, ein großer Theil der Provinz Algier selber, unter Anderem das nahe Blidah und Miliana, zahlten ihm Tribut. Als dann, nach Abberufung Marschall Clausel's, General Damrémont mit seiner Nachfolge in Algier, General Bugeaud mit dem wie immer fast unabhängigen Commando in Oran betraut wurden, erhielten sie die gemessensten Befehle, sich mit dem Emir zu verständigen, alle Ansprüche Frankreichs auf den Besitz oder auch nur die Oberhoheit über die Beylicks von Oran, Tittery und Constantine — mit Ausnahme der Städte Oran und Bona — aufzugeben und die Besatzungen im Innern sofort nach hergestelltem Frieden zurückzuziehen. Doch scheiterten die ersten, Anfangs Mai zwischen General Bugeaud und dem Emir eingeleiteten, Friedensverhandlungen an des Letzteren allzu dreisten Forderungen, vielleicht auch an den Einflüsterungen seines Unterhändlers, des afrikanischen Juden Ben Durand, dessen er sich gewöhnlich bei dergleichen Gelegenheiten bediente. In der That wollte der Emir nur dann auf sein ihm, durch den Vertrag Desmichels zugestandenes, Handelsmonopol verzichten und den Christen die Niederlassung in seinem Reiche gestatten, wenn die Franzosen sich auf das Sachel — die allernächste Umgebung Algiers — und das Weichbild von Oran beschränken wollten. Nichtsdestoweniger nahm Bugeaud, nachdem er die Garnisonen von Tlemsen und der Tafna neu verproviantirt und so den Emir seine Stärke hatte fühlen lassen, von Neuem die Verhandlungen mit zuverlässigeren Unterhändlern wieder auf und willigte, obschon seine Instructionen ihn nicht dazu ermächtigten, ein, dem Emir auch die Provinz Tittery, außer der von Oran, sowie neun Zehntel der Provinz Algier, zuzugestehen; denn

dieſe Grenze, ſowie die förmliche Anerkennung der Oberhoheit Frankreichs und die Zahlung eines Tributes waren die von der franzöſiſchen Regierung als unerläßlich hingeſtellten Bedingungen. Indeß ſchien die Unmöglichkeit einer Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten bei der Jahreszeit und der Krankheit aller Laſtthiere, die ſofortige Billigung der Offiziere, die nachträgliche der Regierung ſelber die Freiheit zu rechtfertigen, welche ſich der General genommen. Allein der Emir wollte ſich durchaus der Klauſel des Vertrages nicht unterwerfen, welche ihm die Zahlung eines Tributes an Frankreich auferlegte, da er „ja nicht unterm Drucke einer Niederlage unterhandle"; und auch hierin glaubte Bugeaud nachgeben zu müſſen, da er auf die Loyalität Abd-el-Kaders zählen zu können vermeinte. Das „Ehrengeſchenk" von 100,000 Budſchus (Franken), welches der General gleichzeitig annahm, erlaubte leider nicht, dieſe Nachgiebigkeit als allein durch das Intereſſe Frankreichs eingegeben anzuſehen. Der ſo ganz nach Abd-el-Kader's Wunſch redigirte Vertrag, durch welchen der Emir ſich keineswegs als Vaſallen Frankreichs anzuerkennen glaubte [1]), wurde am 30. Mai unterzeichnet, und am folgenden Tage fand ein Zuſammentreffen der beiden Heerführer ſtatt, welches der Emir trefflichſt in Scene zu ſetzen wußte, um ſich vor den Seinigen den Schein des Vorrangs zu wahren [2]). Nie ſchien ſeine Macht und ſein Anſehen größer, als nachdem er ſo, ohne Schwertſtreich, den fremden Eindringlingen ſeinen Willen dictirt hatte, ſich von ihnen feierlichſt als Oberherrn von dritthalb Provinzen des weiten Reiches anerkannt, ja, die ihnen verbündeten

1) Auch hier wieder handelte es ſich, wie im Vertrag Desmichels, um ein Mißverſtändniß, und zwar um einen Ueberſetzungsfehler. Bugeaud's „l'Emir reconnaît la souveraineté de la France" war überſetzt: „Der Fürſt der Gläubigen weiß, daß der Sultan groß iſt." So Bellemare (a. a. O. S. 168 u. 169 Anm.), der des Arabiſchen durchaus mächtig war (vgl. ebenda S. 175 u. 182).

2) Die von allen Geſchichtſchreibern der Eroberung Algiers mitgetheilte, belebte Erzählung dieſes Zuſammentreffens iſt dem „Moniteur" entlehnt, und ſtammt aus Bugeaud's Feder ſelbſt.

Stämme der Eingeborenen sich ausgeliefert sah. Die französische Regierung aber billigte den Vertrag, der die beiden ihm verbündeten Stämme, in deren Vertheidigung General Trézel die Niederlage an der Makta erlitten, ihrem Dränger auslieferte. Umsonst warnte die Presse, warnte das Haus der Abgeordneten: Graf Molé versicherte zwar, um den lästigen Rechenschaftsforderungen auszuweichen, am 19. Juni, daß „noch Nichts abgeschlossen sei"; aber schon am 15. Juni hatte der Kriegsminister nach Algier telegraphirt, daß die Ratification erfolgt sei!

Nach Eintreffen dieser Ratification ward das Gros der in der Provinz Oran stehenden Truppen nach Algier gezogen, die mit so unsäglichen Mühen und Opfern eingenommenen und behaupteten Stellungen von Tlemsen und Rachgun, dem befestigten Lager an der Tafnamündung, aufgegeben und dem Emir eingeräumt. Zugleich machte dieser dem Generalgouverneur Damrémont, der seit zwei Monaten damit beschäftigt war, die immer neu erstehenden Köpfe der Aufstands-Hydra in der Hauptprovinz selber zu vernichten, den Vorschlag, die Feindseligkeiten einzustellen und sich mit ihm zu verständigen. Der französische General, der den Vertrag von der Tafna „weder vortheilhaft, noch ehrenvoll, noch nothwendig" fand, aber sich durch ihn gebunden sah, ging darauf ein, und nachdem auch hier die Grenzlinie, so gut es sich machen ließ, festgestellt war, reiste er nach Bona ab, um nun ebenfalls die Verhältnisse in der östlichen Provinz zu regeln (23. Juli).

Die Verhandlungen mit dem, durch seinen Sieg vom vorigen November übermüthig gewordenen, Achmet Bey zogen sich in die Länge. Obschon man nicht gewillt war, ihm so weit gehende Bedingungen als Abd-el-Kader zu machen, so dachte man doch, wohl nicht ohne Recht, es sei gut, in seiner Person dem allmächtigen Emir einen Nebenbuhler zu erregen. Damrémont bot ihm denn auch die Bestätigung seines Beyliks an, wenn er die namentliche Oberhoheit Frankreichs anerkennen, ihm die Kriegskosten erstatten, die Umgegend von Bona abtreten wolle. Achmet antwortete mit unannehmbaren Gegen-

bedingungen, und Ende August wurde der französische Unterhändler von Constantine abberufen. Das Beispiel Abd-el-Kader's, dessen Unnachgiebigkeit mit so glänzenden Zugeständnissen belohnt worden, die Erinnerung an den vorjährigen Widerstand, die seitdem noch vervollständigte Bewaffnung und Befestigung des Platzes, vielleicht auch der Wunsch, die französische Expedition, wenn sie ja in's Werk gesetzt werden sollte, hinauszuziehen, bis die schlimme Jahreszeit wieder eingetreten, mochten ihn zu dieser Hartnäckigkeit bestimmt haben. Die Erlaubniß der Regierung zum Herbstfeldzuge, so ungern man sie gab, ließ nicht auf sich warten. Man stand eben vor einer Nothwendigkeit. Trotz der eben erst getroffnen Bestimmung des Ministerrathes, welche die Prinzen des königlichen Hauses von der Expedition ausschloß, gelang es dem Herzog von Orléans, den ihm schon früher versprochenen Oberbefehl von seinem Vater zu erhalten; doch verzichtete er wieder darauf, um seinem Bruder Nemours, der die Demüthigung des vorigen Jahres mitgemacht, nicht die Genugthuung zu entreißen, an der Wiederherstellung der französischen Waffenehre Theil zu nehmen. Drei Söhne des Königs aber konnten nicht wohl gleichzeitig den französischen Boden verlassen; denn der achtzehnjährige Prinz Joinville hatte soeben seine erste Seereise angetreten. Doch erlaubte dem Herzog von Nemours sein Grad — er war Brigadegeneral — nicht, das Obercommando zu übernehmen, das General Damrémont zu Theil wurde.

Am 1. Oktober setzte sich der 13,000 Mann starke Zug, der aber nur 7000 wirkliche Combattanten zählte, in Bewegung, dießmal etwas besser mit Kriegsbedarf versehen, begleitet von dem nothwendigen Belagerungsgeschütze unter einem der besten Artillerieoffiziere Frankreichs, General Valée, zehn Geniecompagnien und zahlreichen, wenn auch immer noch ungenügenden, Lebens- und Transportmitteln. Das Wetter war günstig, und am sechsten Tage stand man vor dem trefflich armirten Constantine. Ben-Aissa leitete wieder die Vertheidigung, während der Bey selber an der Spitze von 10,000 Reitern die Belagerungsarmee beunruhigen sollte. Die Franzosen errich-

teten ihre Breschebatterie auf der zugänglichen Seite der Festung gegen die starke Mauer, welche hier den Eingang hemmte, während drei andere Batterien von der Flanke und dem Rücken aus die Geschütze der Belagerten zum Schweigen zu bringen bestimmt waren. Die Ausfälle der Feinde, mehr noch der gießende Regen, verzögerten indeß die Belagerungsarbeiten, und erst am dritten Tage konnte das Feuer eröffnet werden. Nach wenig Stunden waren die Geschütze der Citadelle verstummt; aber trotz der Bomben, welche in die Stadt geschleudert wurden, schien man an kein freiwilliges Oeffnen der Thore denken zu wollen. So war man gezwungen — und es war bei dem Wetter und dem Zustande des Bodens keine Kleinigkeit —, die anderen Batterien, welche ihren Zweck erreicht hatten, ebenfalls zum Breschebeschießen heranzuziehen. Zwei Ausfälle der Feinde, um diese Operation zu hindern, wurden erfolgreich zurückgeschlagen, und am 11. ward das Feuer von Neuem eröffnet. Am Abend, als die Bresche schon sich zu zeichnen anfing, ward ein Parlamentär in die Stadt gesandt, die ihn fast mit Hohn zurückschickte: „Wenn es den Christen an Pulver und Brot fehle, wolle der Moslem mit ihnen theilen, aber so lange er am Leben wäre, ließe er keinen herein."

So begann denn die Beschießung am 12. von Neuem, und am Abend war die Bresche so gut wie gelegt, wenn auch noch nicht praktikabel; aber die Armee hatte ihren Oberfeldherrn verloren: General Damrémont war gefallen, neben ihm sein Generalstabschef, General Perregaux, und sechs andere Offiziere, fast alle vom Genie, und nur durch ein Wunder war der sie begleitende Herzog von Nemours unberührt geblieben. Dazu war die Munition fast verbraucht — hatte doch jedes Geschütz nur 200 Schüsse — und noch immer war die Bresche nicht zugänglich. Nachdem General Valée den Oberbefehl übernommen und die späten Friedensanerbietungen des Bey ausgeschlagen, ward für den 13. früh der Sturm beschlossen, wenn bis dahin die Bresche ganz offen wäre. Um sieben Uhr Morgens waren nur noch fünf Schüsse übrig, als

die Mauer vollends stürzte und der Sturm beginnen konnte, bei dem Oberstlieutenant Lamoricière und Major Bedeau wohlverdienten Ruhm ärndteten. Allein der Erfolg ward theuer erkauft. Schon beim ersten Anlauf war es gelungen, die Tricolore auf die Mauern zu pflanzen und durch die Breſche einzudringen, aber nur, um ſich nicht geahnten Hinderniſſen gegenüber zu ſehen, welche den Eingang in die Stadt verſperrten und von denen aus die eingedrungenen Franzoſen dem mörderiſchſten Feuer ausgeſetzt waren. Es galt erſt die Häuſer, deren Rückſeite man vor ſich hatte, mittelſt der herbeigeſchafften Sturmleitern zu erklimmen, und den Feind von dort zu verjagen, während unten mit Axt und Beil ein Eingang geöffnet wurde. Unterdeß aber ſtürzte hier eine Mauer, welche die Angreifenden unter ſich begrub, ſprang dort ein Pulvermagazin in die Luft und tödtete oder verwundete Viele der den Erſten Nachgedrungenen. Zwei Oberoffiziere, deren einer, der ſagenhafte Oberſt Combes, die Angriffscolonne führte, fielen unter dem Feuer der Feinde; Oberſtlieutenant Lamoricière ward ſchwer verwundet weggetragen. Jeder Schritt mußte erſt durch Schutt, Mauern und Barrikaden gebahnt werden. Einmal in die engen Straßen gelangt, mußten die Vordringenden den heftigſten Häuſerkampf beginnen. Endlich glückte es doch, die immer weiter zurückgedrängten Feinde zu umgehen und zwiſchen zwei Feuer zu nehmen. Jetzt bat ein mauriſcher Parlementär im Namen der Stadt um Schonung, indem er die Schuld des Widerſtandes auf den Bey, ſeinen Feldherrn Ben Aiſſa und ſeine Türken ſchob. Der Bitte wurde gewillfahrt und General Rulhières, der das Commando innerhalb der Stadt übernommen, beeilte ſich, die Citadelle zu beſetzen, während die vor Furcht wahnſinnige Menge der Weiber, Kinder und Greiſe, welche ſich dahin geflüchtet hatten, des ſicheren und grauſamen Todes gewärtig, mit Stricken und Leitern in den faſt ſenkrecht hinunterſteigenden, hier 400 Fuß tiefen Abgrund zu entkommen ſuchten, wo die Meiſten einen jämmerlichen Tod fanden. Dem alten Ben Aiſſa ſelber gelang es, auf dieſem Wege zu entkommen. Am Abend zogen General

Valée und der Herzog von Nemours in den Palast des Bey's ein.

Den Einwohnern wurde Schutz ihrer Personen und ihrer Habe, sowie Achtung ihrer Religion und Gebräuche, ja Aufrechthaltung ihrer Municipalbehörden versprochen, und das Versprechen zur größten Verwunderung der Unglücklichen auch gewissenhaft gehalten was die Personen anlangte, während die Plünderung, trotz des verpfändeten Wortes, regelmäßig betrieben wurde. Der Bey Achmet aber, der während der ganzen Belagerung nicht aufgehört hatte, die Belagernden erfolglos zu necken, wohnte vom Gipfel eines nahen Hügels herab in lautloser Betäubung dem Falle seiner Hauptstadt bei. Dann gab er seinem Pferde die Sporen und, begleitet von seinen Getreuen, floh er in die Berge. Dagegen kamen zahlreiche Scheiks der Umgegend, sich und ihre Stämme zu unterwerfen. Das ganze Land schien mit dem einen Schlage beruhigt; und als wenig Tage nach der Einnahme 2000 Mann Verstärkungen — in ihrer Mitte auch Prinz Joinville, der gerade an Bord des „Herkules" vor Bona angekommen war — mit Lebensmitteln, freilich aber auch mit der Cholera eintrafen, so konnte der Obergeneral am 29. Oktober mit Zurücklassung einer Besatzung von 2500 Mann den Rückmarsch antreten, der, obschon unbelästigt von dem eingeschüchterten Feinde, durch die Ermüdung der Truppen, die Krankheit, den ewigen Regen, äußerst beschwerlich ward. Doch gelang es dießmal, nicht nur die Verwundeten, Kranken und Erschöpften, sondern auch die Todten zu retten. Am 3. November erreichte man Bona. Der Gesammtverlust betrug 153 Todte und 544 Verwundete, fast ein Zehntel des Effectivs, darunter ebenso viel Offiziere und Unteroffiziere als Gemeine. Das war ein theurer Preis für den freilich entscheidenden Erfolg. Der Marschallstab und die Ernennung zum Generalgouverneur von Algier waren die Belohnung General Valée's, der während der Belagerung an Stelle des gefallenen Damrémont den Oberbefehl übernommen hatte.

„Seit den Siegen des Kaiserreiches hatte kein militärisches Ereigniß die nationale Fiber so tief bewegt, als dieser Feldzug

von Constantine" (Worte des Herzogs von Orléans a. a. O. S. 371), und König, Armee, Nation durften den langwierigen, mit so viel Opfern verbundenen, mörderischen Krieg mit den Barbaren für beendigt halten: da ein gütlicher Vergleich den Westen und Süden dem zum Bundesgenossen gewordenen Feinde unterworfen hatte, während der Osten durch den niederschmetternden Schlag von Constantine für immer gebändigt schien. Niemand ahnte, Ende 1837, als die muthigen jungen Söhne des Königs in die Heimath zurückkehrten, daß der erzwungene wie der geschenkte Friede gleicher Weise gebrechlich waren, und daß dem Heere wie dem Lande nach kaum zweijähriger Waffenruhe noch viele und schmerzliche Opfer abgefordert werden würden, ehe der wenig werthvolle Besitz dauernd gesichert war. Auch die Zukunft erst sollte lehren, was die französische Armee, nicht nur an Kriegstüchtigkeit und militärischer Bildung, sondern auch an Unbescholtenheit und Mäßigkeit der Sitten in diesen wilden und grausamen Kämpfen sowie in den gefährlicheren Unterhandlungen mit den Orientalen einbüßen mußten, welche jenen Kämpfen bald vorausgingen, bald folgten.

Ende des ersten Buches und des ersten Bandes.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

32504 HF.

Author Hillebrand, Karl H651g

Title Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung

Vol.1

DATE. NAME OF BORROWER.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU